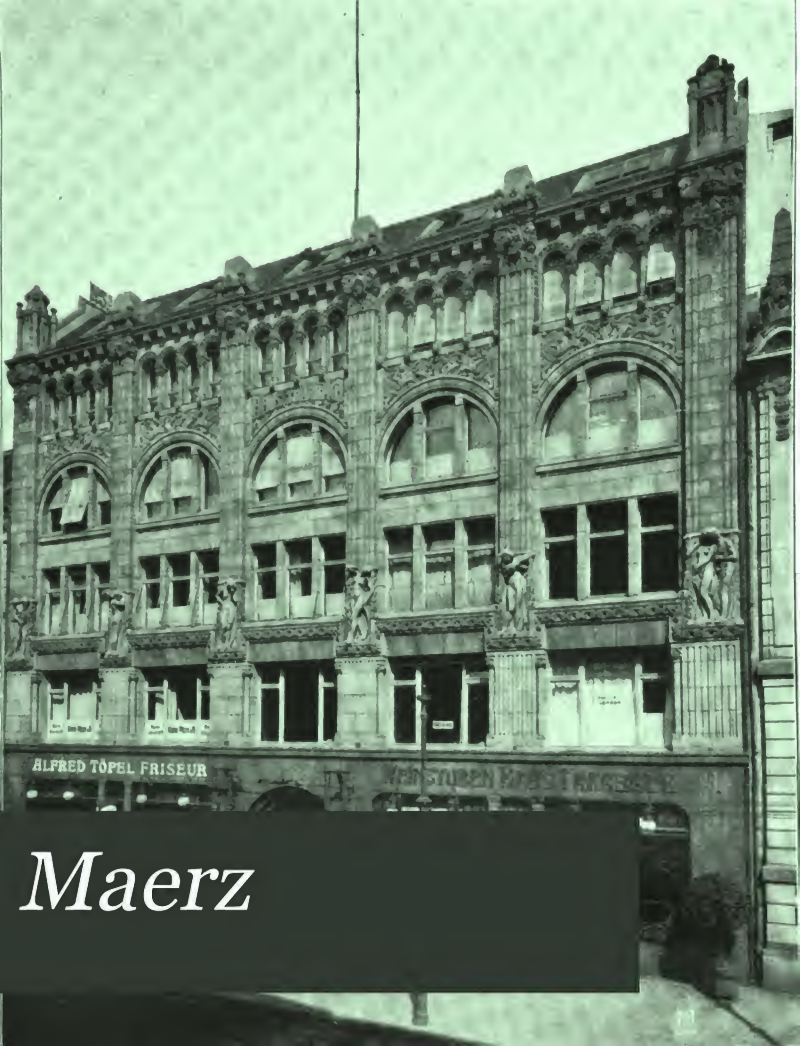


Maerz

PG Germ 274.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

März

Digitized by Google

März

Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

Herausgeber:
Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram

Zweiter Jahrgang 1908

Erster Band
(Januar bis März)

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München

P Germ 274.4

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Inhalt des ersten Bandes 1908

Hauptteil

Politik

Seite

Theodor Barth, Was ist uns Bülow? 1
Björnstjerne Björnson, Die Zukunft 110
Für Maximilian Harden 204
Dr. Diomede Carito, Ein unveröffentlichtes Blatt aus dem Leben Francesco Crispis 483
Gothus, Stärkung der Krone? 240
Fraktionen oder Fragmente? 481
Conrad Haußmann, M. d. R., Der Flottenvereinslärm 100
Antipreußische Wurschaftigkeit . . 193
Dr. Heinrich Hutter, Die neue Krisis 97
In eigener Sache . . . . . 115 und 220
Jean Jaurès, Frankreich und der Friede 385
Dr. F. Martin, Kiautschou 421
Ostafrika 527
Chr. Storz, M. d. R., Die Eisenbahnpolitik Österreich-Ungarns am Balkan 430
André Tardieu, Gefährliches Treiben 16
Ludwig Thoma, Das memeler Denkmal 198
Im Kirchenstaate Bayern 390
Frank A. Vanderlip, Streifzüge eines Amerikaners durch die politischen Probleme des europäischen Kontinents 328
Rudolf Zabel, Der Landweg nach Indien 65

Volkswirtschaft

Georg Bernhard, der Kampf um die Kohle 139
Professor Guglielmo Ferrero, Die wirtschaftliche Krise und die Fortschritte des Luxus 289

Wissenschaft

Dr. Gustav Eichhorn, Drahtlose Telegraphie und Telephonie . . . 245
Poulsens Telegraphon 522
Fr. Erhard, Nahrung, Kleidung, Liebe und die Rechte der Natur. . 337
Gothus, Königin Luise 417
Robert Hessen, Untreue bei Mann und Weib 57
Verus, Theologische Fakultäten 396

Kunst und Kultur

Kurt Aram, Münchens Niedergang als Theaterstadt 306

Seite

Björn Björnson, Sizilianische Schauspieler 207
Wiener Erinnerungen 425
Michel Bréal, Erinnerungen an Deutschland 75
Wilhelm Busch †, Briefe an eine Freundin 498
Otto Erich Deutsch, Ferdinand Kürnberger und die Sittlichkeit . . 343
Erich Felder, Papa Waldmüller 129
Baptist Gronow, Aus der großen Welt 212, 399
Wolfgang Heine, Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf 444
W. Hermannsdörfer, Aus den Erinnerungen eines Arbeitslosen . 534
Hermann Konsbrück, Neu-Berlin 7
Sven Lange, Plauderei über das literarische Dänemark 154
Aus den Lebenserinnerungen des Magisters Laukhard 146
Sabine Lepsius, Ausstellung älterer englischer Kunst in der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin 296
Professor A. Mez, Der gute Europäer und der Orient 51
Dr. Owlglaß, Wilhelm Busch in memoriam 114
Adolf Paul, Strindbergs „Schwarze Fahnen“ 235
Jakob Schaffner, Der bunte Kranz von Wilhelm Schulz 33
Professor Max Slevogt, Rangstufen der Kunst 513
Ludwig Thoma, Deutsche Uniformen 106

Erzählungen

Hermann Bang, Das alte Haus 520
Rudolf Hans Bartsch, Zwölf aus der Steiermark, Roman 28, 162, 256, 352, 456, 541
Wilhelm Fischer, Die silberne Nacht, Erzählung 119, 225
Anatole France, Die achtzigtausend Heubündel 437, 553
Per Hallström, Der Wurstel 42
Hermann Hesse, Der Tod des Bruders Antonio 321
Hans von Hoffensthal, Gebrüder Orgler, Erzählung 490
Jakob Schaffner, Märzbriefe (3) Vom Sport. — Von Berlin 312

Illustrationen

Wilhelm Busch, Zwei unveröffentlichte Zeichnungen 500, 504
Wilhelm Schulz, Fünfzehn Zeichnungen aus „Der bunte Kranz“ . 33—41
Rudolf Wilke, Sechs Zeichnungen aus „Gefindel“ . . . . . 514—519
Eine Photographie Wilhelm Buschs zu dessen „Briefen an eine Freundin“ 499
Zehn Abbildungen zu dem Artikel „Drahtlose Telegraphie und Telephonie“ von Dr. G. Eichhorn . . . . . 246—255
Vier Abbildungen zu dem Artikel „Poulsens Telegraphon“ von Dr. G. Eichhorn . . . . . 522—526
Zehn Abbildungen zu dem Artikel „Papa Waldmüller“ von Erich Felder . . . . . 129—138

Seite

Zwölf Naturaufnahmen zu dem Artikel „Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf" von Wolfgang Heine . . . . . 444—455

Vier Abbildungen zu dem Artikel „Neu-Berlin" von Hermann Konsbrück . . . . . 9—14

Fünf Abbildungen zu dem Artikel „Ausstellung älterer englischer Kunst in der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin" von Sabine Lepsius . . . . . 297—303

Rundschau

Politik

B, Der Bürgermeister von Rom 278

Björnstjerne Björnson, Die magyarische Herrschaft 465

Magyarische Barbarei 562

C H, Bahnhofverbot 179

Junius, Der Erzbischof von Bamberg und sein Grandinger . . . 470

Dr. J. Lewy, Ein unabhängiger Bund zur Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen 371

Spectator alter, Von London nach Kalkutta in acht Tagen . . . 280

Der westpersische Wetterwinkel 378

Was geht im Mittelmeer vor? 563

M. Freiherr von Stetten, Verschwörer, Eine balkanpolitische Studie . . 181

Lebendige Kraft im Türkentum . . . 566

von Witzleben, Die französische Armee nach dem neuen Cadregesetz . 273

Volkswirtschaft

Georg Bernhard, Siegmund Friedberg 468

Friedrich Haußmann †, Die Geschichte des niedern Volks . . . 84

Kunst und Kultur

Björn Björnson, Ibsen, Björnson, Brandes 178

Hans Bloesch, Die Vandalen in Rom 373

Henriette Fürth, Morgendämmerung 276

H H, Anekdoten 183

Oskar Harslem, Der Kaufmann 369

Hermann Hesse, Die Schreibmaschine 377

Neue Erzähler 559

Dr. Oskar Friedrich Luchner, Tirol von heute 375

L. Schrickel, Das Weimarer Kartell 87

Ludwig Thoma, Hinterm Pflug 473

Dr. med. Wiedeburg, Primaneraufklärung 568

Erzählungen

Ludwig Thoma, Unser guater, alter Herzog Karl is a Rindviech. . 86

Glossen

Seite

Flottenrausch 90
Geistliche Erziehung 91
Civis Germanus 92
Einzelkelch? 93
Zum Fall Nasi 94
Der heilige Krieg 94
Amerikanisches 95
Die Peters-Affäre 96
Hardenprozeß 185
Der Schwarzen Mobilmachung 186
Das Recht auf Verwesung 187
Berufung 188
Verein zur Zeugung von Germanen 189
Der mathematische Punkt, in welchem die Wahrheit wahr ist 191
Herr Lerno 192
Der Liberalismus im Bettkämmerlein 283
Die große Mörikeausgabe 284
Geteilter Schmerz 285
Dramatische Modensalons 286
Ordensregen in Preußisch-Byzanz 286
Le Revenant 380
Zwei bayerische Löwen 381
Kaltes Wasser 382
Staatsretter 383
Judassohn & Friedmann 384
Kaiser Wilhelm und Sardanapal im Berliner Ballett 475
Söldnerlos 478
Bange machen gilt nicht! 478
Aschermittwoch 479
Politische Physik 570
Männer mit Armbändern 570
Ein Albdrücken 571
Das neudeutsche Straßburg 572
Der Antiklerikalismus als Exportartikel 573
Patriarchalisches 574
Neue Gedichte von Ricarda Huch 575
Jonny Reiff 575
Von der Staatsbibliothek 576

Was iſt uns Bülow?

Von Theodor Barth

Worfeln ſoll man, beuteln, ſieben,
Was der Krankheit Spuren trägt;
Tüchtig werd' es durchgetrieben,
Abgegerbt und ausgefegt!
Weg den Wuſt, beſonders aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!
Uhland

Der feierliche Eidſchwur" der drei Redner des Blocks in der Reichstagsſitzung vom vierten Dezember, durch den der Zorn des Peliden Bernhard von Bülow beſänftigt wurde, war, wie der Reichstagsabgeordnete von Payer im letzten Heft des „März" als Augen- und Ohrenzeuge bekundet, „mit einem Stich ins Komiſche behaftet." Dieſe Komik trat nicht bloß in den Äußerlichkeiten der Handlung hervor. Die Vertreter der drei Gruppen des Bülowſchen Blocks legten dem Reichskanzler ein Vertrauensvotum zu Füßen, weil jede Gruppe das Vertrauen zum Fürſten Bülow hat, daß er das Vertrauen der andern Gruppen täuſchen werde. Ein prachtvolles Luſtſpielmotiv! Die Konſervativen rechnen darauf, daß ihr Vertrauensmann den Liberalen keine irgendwie ernſt zu nehmende Konzeſſion machen, die Freiſinnigen, daß er dieſe konſervative Rechnung durchkreuzen, die Nationalliberalen, daß er die Mittellinie zwiſchen zwei getäuſchten Erwartungen einhalten werde. Holder Friede, ſüße Eintracht! Wer wird in dieſem Spiel der ſchließlich Betrogene ſein? Der Vertrauensſeligſte! Nie war deshalb Mißtrauen angebrachter, nie gerechtfertigter, beſonders für den Linksliberalismus. Wenn der Grandſeigneur den kleinen Bankier aufſucht, um ihn mit ſeiner Kundſchaft zu beehren, dann iſt es Zeit, die Augen

recht weit auf und die Taschen recht eng zuzumachen. Vor allem empfiehlt es sich, über das Vorleben des Kreditsuchenden Erkundigungen einzuziehen. Was aber weiß die politische Auskunftei über den Fürsten Bülow zu berichten? Der Kreditsucher ist jetzt volle sieben Jahre erster Direktor des Deutschen Reichs und Preußens. Ein gewandter diplomatischer Geschäftsmann, unablässig bemüht, alle Welt durch unverbindliche Redensarten bei Laune zu erhalten, hat er es stets so einzurichten gewußt, daß alle Früchte seiner Regierungstätigkeit ausschließlich den Konservativen zugute gekommen sind. Die beiden Großtaten seiner siebenjährigen Regierung sind ein ultraprotektionistischer Zolltarif im Reich und ein weitgehenden klerikalen Ansprüchen genügeleistendes Schulgesetz in Preußen. Sechs Jahre von den sieben seiner Kanzlerschaft blieb er bemüht, eine Politik zu treiben, die den Konservativen und dem Zentrum in gleicher Weise genehm war. Die stille Liebe zum Liberalismus, die angeblich immer in seinem Herzen geschlummert hat, wußte er so vortrefflich zu verbergen, daß er bei den Klerikal-Reaktionären nicht den geringsten Anstoß erregte. Dann aber, im siebenten Jahre seiner Herrschaft, kam, wie uns die Historiker des Blocks berichten, die Peripetie. Der Held zerbricht die Fesseln des Klerikalismus und strebt der Freiheit entgegen. Man sollte nun meinen, daß er dabei auch die Freundschaft derjenigen eingebüßt haben müsse, die mit dem Zentrum ein Herz und eine Seele waren. Aber die Konservativen denken nicht daran, ihm ihr Vertrauen zu entziehen. Sie sind davon durchdrungen, daß der Kurs in allem Wesentlichen der alte bleibt und nur ein Teil der Schiffsmannschaft ausgewechselt ist. Dieses ungeminderte Vertrauen des preußischen Junkertums hätte den Freisinn von vornherein stutzig machen müssen. Wie sich der preußische Junker zu einem konservativen Minister stellt, der wirklich bereit ist, dem Liberalismus entgegenzukommen, das hat das Schicksal des Grafen Caprivi deutlich genug erwiesen.

Caprivi hatte das Sozialistengesetz ablaufen lassen, ohne dessen Verlängerung zu beantragen. Er hatte die höfischen und militärischen Widerstände gebrochen, die sich der zweijährigen Dienstzeit entgegenstellten. Er hatte die frevelnde Hand sogar an die Getreidezölle gelegt und sie um volle dreißig Prozent verringert. Bei dem ausgebildeten staatsmännischen Pflichtgefühl dieses Generals war gar nicht abzusehen, wie weit er schließlich noch der liberalen

Staatsauffassung entgegenkommen werde. Das Junkertum verfolgte Caprivi deshalb mit fanatischem Haß, und es gehörte die ganze politische Unreife des liberalen Bürgertums dazu, einen Kanzler, der sich um die Feindschaft dieses Junkertums so wohl verdient gemacht hatte, nicht nachdrücklich zu unterstützen. Glaubt man, daß diese Junker den Fürsten Bülow nicht gerade so hassen würden, wie seinerzeit den Grafen Caprivi, wenn sie nicht überzeugt wären, daß er ihnen ebensowenig zu Leide, wie den Liberalen zu Liebe tun wird? Das bißchen liberalisierendes Getue in Reden oder in wenig oder nichts besagenden Gesetzentwürfen macht sie in keiner Weise irre. Der Schein von Zugeständnissen an den Liberalismus geniert sie nicht, solange nur ihr realer politischer Einfluß respektiert wird. Sie sind durchaus nicht an dem Kanzler irre geworden, der dem Liberalismus eine Börsengesetznovelle und einen Vereinsgesetzentwurf konzediert hat. Das berührt ja die Machtfrage gar nicht. Aber da, wo diese ins Spiel kommt, wie bei der Reform des Dreiklassenwahlsystems in Preußen, werden sie ihm keine liberalen Seitensprünge gestatten. Fürst Bülow hat ja auch im Reichstage bereits darauf vorbereitet, daß der Freisinn sich hier mit recht vagen Vertröstungen auf die Zukunft wird zufrieden geben müssen. Er hat gemeint, es sei doktrinär, die Blockpolitik ohne weiteres vom Reich auf Preußen übertragen zu wollen. Diese Theorie einer Doppelpolitik, die von ein und demselben Staatsmann im Reich nach vorwärts, in Preußen dagegen nach rückwärts gerichtet sein könne, erinnert an das Gelübde des tugendhaften Jünglings, der einen moralischen Lebenswandel bei Tage versprach, es aber für eitel Pedanterie erklärte, von ihm ein solches Versprechen auch für die Nacht zu verlangen.

Im Reich kann niemals wirklich liberal regiert werden, solange in Preußen die reaktionären Kräfte entscheidend sind. Nichts spricht für die Notwendigkeit der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen so überzeugend wie der Mangel an Einheitlichkeit, der in der Politik des Reichs und Preußens herrscht. Mit vollem Recht sind die Ämter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten vereinigt. Da außerdem der Kaiser von Deutschland und der König von Preußen verfassungsmäßig ein und dieselbe Person sein muß, so erscheint es ausgeschlossen, daß der Monarch und dessen erster Berater als Repräsentanten der Reichspolitik Regierungsgrundsätze nachdrücklich verfolgen können, die in zwei Dritteln ihres Herrschergebietes unter

ihrem Konsens mißachtet werden. Diese Anomalie kann nur dadurch gehoben werden, daß die Volksvertretung im Reich und in Preußen auf das gleiche Wahlrecht gestellt und somit erst die Möglichkeit für eine einheitliche Politik geschaffen wird.

Der Umstand, daß es dem Reichskanzler keine Überwindung kostet, in Preußen eine andere Politik zu treiben wie im Reich, zeigt mit völliger Deutlichkeit, daß seine sogenannte Blockpolitik kein Produkt staatsmännischer Überzeugungen, sondern nur das Ergebnis diplomatischer Verlegenheiten ist. Da er sich mit dem Zentrum überworfen hat, sieht er sich im Reich nach parlamentarischen Ersatzkräften um. Indem er dabei auch den Freisinn zur Stützung seiner wacklig gewordenen Stellung heranzuziehen sucht, beabsichtigt er keineswegs, seiner bisherigen konservativen Politik eine andere Richtung zu geben. Selbst wenn er es wollte, könnte er es nicht durchsetzen, ohne sich mit den konservativen Parteien zu überwerfen. Das zu riskieren, liegt ihm aber heute ferner als je. Sein politisches Aktionsfeld erstreckt sich danach nur über das schmale Gebiet, das zwischen dem tolerari posse der konservativ-agrarisch-klerikal-antisemitischen Reaktion und der geduldigen Anspruchslosigkeit des Liberalismus liegt. Da er seine preußischen Junker kennt, so weiß er, daß er von deren Nachgiebigkeit äußerst wenig zu erwarten hat. Alle seine diplomatischen Künste werden deshalb aufgeboten, um den Liberalismus und besonders den Freisinn in Geduld und Bescheidenheit zu erhalten.

Daß bei dieser Diplomatie für den Freisinn selbst im günstigsten Falle nur etwas Geringfügiges an politischen Reformen herauskommen kann, darüber täuschen sich wohl nur wenige besonders naive Politiker. Aber, heißt es: das Blockexperiment muß dennoch weitergeführt werden, damit — so sagen die einen — die öffentliche Meinung klar erkenne, daß auf diesem Wege nicht weiterzukommen ist; und weil — so sagen die anderen — der Zerfall des Blocks den Sturz Bülows und die Wiederkehr des Zentrums zur Macht bedeute. In dieser Argumentation steckt, wie mir scheint, viel Unklarheit. Selbst wer das Scheitern des Blockexperiments für ein Übel hält, der sollte sich, wenn es ihm unvermeidlich erscheint, der staatsmännischen Mahnung Wilhelms von Oranien erinnern: „Es ist klug und kühn, dem unvermeidlichen Übel entgegenzugehen." Eine Partei handelt stets unklug, wenn sie im politischen Drama eine passive Rolle übernimmt und sich von den Er-

eignissen treiben läßt. Besser, andre hinauswerfen, als selbst hinausgeworfen werden! Außerdem bedeutet jedes Abwarten und Gewehr bei Fuß Stehenbleiben eine Einbuße an politischer Stoßkraft und damit auch eine Einbuße an Vertrauen bei der Gefolgschaft. Endlich ist keine längere Waffenbrüderschaft mit politischen Gegnern möglich, ohne daß die eigne politische Moral Schaden leidet. „On l'épouse peu à peu" — sagte der französische Professor, als man ihn fragte, wie es nur zu erklären sei, daß er seine Köchin geheiratet habe.

Nicht minder anfechtbar ist jenes andere Argument, das darauf hinausläuft: Es kann nur schlimmer werden, wenn der Block zerbricht. Daß Fürst Bülow als Reichskanzler den Block nicht überleben wird, ist ja allerdings höchst wahrscheinlich. Er wird den Weg zum Herzen des Zentrums schwerlich wiederfinden. Selbst das Schreiben an den katholischen Pfarrer Reiter in Holzhausen, in welchem dessen „Belehrungs- und Gebetbuch" ein voller Erfolg gewünscht wird, obgleich in diesem Buch Luther recht schnöde behandelt und seine Reformation als ein bloßer Ausfluß von „Eitelkeit und Dünkel" bezeichnet wird, kann nicht als ein Versuch der Wiederannäherung an das Zentrum betrachtet werden. Wenn Fürst Bülow nun auch wirklich an der Unmöglichkeit der Durchführung seiner Blockpolitik zu Falle kommt, weshalb sollte der Linksliberalismus sich deswegen Asche aufs Haupt streuen?

Fürst Bülow ist der Träger einer innerlich unwahren, die natürlichen Parteigegensätze verschleiernden, der Ideenverwirrung Vorschub leistenden Politik. Daß sie mit großer formaler Geschicklichkeit, gelegentlich sogar mit einer gewissen Grazie betrieben wird, macht sie nicht gesunder sondern bloß gefährlicher. Die bürgerliche Demokratie kann deshalb nur wünschen, daß an die Stelle der gefälligen Lüge recht bald wieder die rauhe Wahrheit tritt, aber — so versichert man uns —, wenn Fürst Bülow den kurulischen Sessel verlassen muß, so kommt der schwarze Mann und setzt sich drauf. Das Zentrum kehrt als Sieger zurück. Mit Verlaub, was hat sich denn eigentlich seit Inaugurierung der Blockpolitik im Reich und in Preußen geändert, soweit das Zentrum und Fürst Bülow in Betracht kommen? In den Worten manches, in den Taten so gut wie nichts. Niemand kann doch im Ernst behaupten, daß Fürst Bülow dem Klerikalismus zu Leibe gehe. Das wäre ja auch nicht gut möglich, ohne die Konservativen vor den Kopf zu stoßen, und diese will

die Bülowſche Blockpolitik ja ſchonen. Das, was das Zentrum in Gegenſatz zum Liberalismus bringt, hat es mit den Konſervativen gemein. Schonung der Konſervativen heißt deshalb zugleich Schonung alles deſſen, was in der Zentrumspolitik reaktionär iſt. Soweit von einer Gegnerſchaft des Fürſten Bülow zur Zentrumspolitik geſprochen werden kann, bezieht ſie ſich nur auf die demokratiſchen Tendenzen dieſer Partei. Als das Schlagwort von dem ſchwarz-roten Kartell ausgegeben wurde, hatte man den Kampf gegen dieſe demokratiſchen Tendenzen im Auge. Wenn ſich etwas in der ſachlichen Haltung des Kanzlers dem Zentrum gegenüber geändert hat, ſo liegt der Unterſchied nur in der ſtärkeren Abneigung gegen die Zentrumsdemokratie. Daß die bürgerliche Demokratie in dieſer Art von Kampf gegen das Zentrum einen Grund zu geſteigerter Befriedigung finden könnte, will mir nicht einleuchten. Der Ruf: der ſchwarze Mann kommt! kann danach nur auf ſehr ſchreckhafte Gemüter eine erſchütternde Wirkung üben.

Wenn ſich die bürgerliche Demokratie einmal darüber völlig klar geworden iſt, wie wenig ſie bei einem Bleiben des Fürſten Bülow zu hoffen, wie wenig ſie bei ſeinem Scheiden zu fürchten hat, ſo ſollte es ihr auch nicht ſchwer werden, eine ſichere Haltung wieder zu gewinnen. Die Freiſinnigen aller Richtungen haben immer wieder betont, daß ihre Beteiligung an der Bülowſchen Blockpolitik keinen Verzicht auf die Geltendmachung ihrer politiſchen Grundſätze bedeute. Es kommt alles darauf an, was hier unter dem Wort Geltendmachung zu verſtehen iſt. Man wird das unbehagliche Gefühl nicht los, daß gar manche freiſinnige Politiker durch die Blockpolitik ſo faſziniert ſind, daß ſie die Geltendmachung demokratiſcher Grundſätze vergeſſen. Nicht daß dieſe Grundſätze direkt verleugnet werden, iſt zu fürchten, wohl aber, daß man deren reſolute Geltendmachung vertagt und ſich ſo nach und nach mit dem Fortbeſtehen der reaktionären Herrſchaft abfindet. Eben deshalb war es nie notwendiger als gerade jetzt, daß die Kritik nicht müde wird, die Blockpolitik in allen ihren Phaſen rückſichtslos zu beleuchten. Zu retten iſt dieſes unnatürliche politiſche Gebilde ſo wie ſo nicht; ſorge man wenigſtens dafür, daß der Freiſinn bei der Liquidation nicht gar zu ſchlecht abſchneide.

Neu-Berlin / Von Hermann Konsbrück

Mit vier Abbildungen

Mit Staunen ſah ich einſt in einem Hüttenwerk, wie man den Schmelzofen mit Eiſen in jeder Form — ganze Öfen verſchwanden in den Gluten — fütterte. Die hochſchlagenden Flammen ließen das Feuerloch wie einen quadratmetergroßen Amethyſt erſcheinen. In der Gießerei floſſen die glühenden Erzſtröme ziſchend und ſprühend in große und kleine Formen und verurſachten die ſchönſten Feuerwerke der Welt. Die ſpäter aus der Erde kommenden abgekühlten Gußſtücke waren hauptſächlich gebrauchsfähige Dinge, Maſchinenteile, — die ſelbſt Arbeit zu leiſten, Nutzen zu bringen vermochten.

Ganz nebenbei wurden kleine Kunſtwerke gegoſſen — Figuren und Medaillen: — die Kunſt kam beſcheiden hinterher!

Als ich Berlin kürzlich wiederſah, ſuchte ich vergeblich nach einem treffenden Vergleich. Nichts auf Erden vermag als vollkommenes Gleichnis zu dienen für dieſes ſich nach außen ſtets ausbreitende Stadtungeheuer — deſſen ewige innere Veränderung ſich in jeder Richtung und Hinſicht im gleichen Tempo vollzieht. Das Tempo des Wachstums iſt raſend — beängſtigend und begeiſternd zugleich. Es iſt amerikaniſch — denn jede europäiſche Großſtadt braucht, brauchte zu ähnlicher Leiſtung längere Zeit. Berlin explodiert gleichſam!

Aber der großen Eiſenhütte — deren Bewohner unermüdlich Nutzwerte ſchufen — dieſem heißen, licht- und funkenerfüllten, prachtvollen Getriebe, dieſem vulkanartigen Gebilde kann man Berlin in ſeiner raſtloſen Arbeit und Tätigkeit allenfalls vergleichen.

Die Kunſt kommt beſcheiden hinterher!

Menzel hat das Walzwerk gemalt — das Bild kann, sogar seinem künstlerischen Wert nach, als Symbol der Stadt gelten, in der es entstand, in der es lebt.

Ich bin in der glücklichen Lage, keine Zahlen angeben zu können: Zahlen langweilen, da man sich mühsam übersetzen muß, was sie bedeuten; großen Zahlen kommt die Vorstellung meist nicht einmal nach. Sieht man Groß-Berlin — denn für den Zuschauer gibt es keine Verwaltungsbezirksgrenzen — dann fühlt man, daß Zahlen genau so unzulänglich sind wie die Begriffe: Großstadt, Weltstadt. Das hier vorhandene Kräftespiel ist unmeßbar und unnennbar.

An der Peripherie entstehen in dreihundertfünfundsechzig Tagen neue Stadtteile, wo man vor einem Jahr über Wiesen spazierte. Fabriken — die in der Dunkelheit Lichtfluten ausstrahlen wie riesige Feenschlösser — wachsen aus dem Boden wie auf ein Zauberwort. Häusergruppen der Innenstadt — die unsere Väter neu bauten — machen, als altes Gerümpel, großartigeren Neubauten Platz. Verkehrsmittel, die vor zehn Jahren noch höchst amerikanisch erschienen, reichen längst nicht mehr aus. Die heute vorliegenden Pläne für Hoch- und Untergrundbahnen erforderten ein Sonderstudium, wollte man sie nur aufzählen. Die Verkehrsfluten schwellen derart an, daß Millionenprojekte durchberaten werden, um das Meer in andere Kanäle zu leiten. Es gibt Straßen, deren Pflaster aus Brettern besteht — es sind Brücken, unter denen sich Tunnel für neue Schienenwege bilden.

Die Formen der Verkehrsmittel verraten die Steigerung des Verkehrs am deutlichsten: Die Wagen der Stadt- und Ringbahn wuchsen zu langen Fahrzeugen zusammen, die Züge wuchsen um ein Viertel bis ein Drittel ihrer Länge; Generationen von Dampfrossen kamen und verschwanden, um stets gigantischeren Nachkommen Feld und Arbeit zu überlassen. Die elektrisch betriebene Hoch- und Untergrundbahn nahm einen Teil des Verkehrs auf sich — aber das sind nur kleine Aushilfsmittel, denkt man an die Erweiterungspläne, die der unerbittlich wachsende Verkehr den Behörden aufdrängt, aufzwingt!

Berlin, die Stadt, kennt keine Ruhe, gönnt keine Rast; sie kennt keinen Schlaf und — keine süddeutsche Gemütlichkeit!

Berlin wächst! Presto! Prestissimo!!

Fassade des Weinhauses Trarbach

Im Leben, in der Entwicklung dieses Riesen gibt es keine unmöglichen Dinge — und darum glaube ich an die kommende, werdende Verschönerung, an die wirkliche Verbesserung der äußeren Erscheinung des Stadtbildes. Das

Streben Berlins war bisher — wie der Sinn der Hüttenleute — auf Nützlichkeitswerte gerichtet; man versuchte wohl Kunstgüsse; — sie kamen aber sehr im Nachtrab daher und waren meistens mißlungen.

Die notwendigen Bewegungen und Veränderungen des Gesamtorganismus gingen, wie überall, der Verschönerung voraus.

* * *

Vom historischen, preußischen Berlin gibt es in der deutschen Reichshauptstadt nur noch wenige Reste. Sicherlich reicht deren Wirkung nicht in die Gegenwart hinein. Aus der Plötzlichkeit und Schnelligkeit der Entfaltung sind die häßlichen Kinderkrankheiten der Stadt zu erklären, die heute noch die Physiognomie verunstalten. Berlin kam nach dem Frankfurter Frieden auf einmal in die unangenehme, hilflose Lage eines schnell steinreich gewordenen Menschen, der vordem relativ arm und bedeutungslos war. Berlin wußte mit sich, mit seinem anschwellenden Reichtum, mit seiner Macht nichts Vernünftiges zu beginnen. Es entwickelte sich, wild wuchernd, arbeitend, erwerbend, suchend — zum unangenehmen Parvenu. Berlin protzte! Eine lebendige Überlieferung fehlte, der Untergrund der langsam gewordenen Kultur war zu schwach, um den sich plötzlich betätigenden Gigantenkräften als Fundament dienen zu können.

Ohne jede Kultur, ja ohne jede Kulturtendenz stampfte eine wilde Spekulation entsetzliche Bauten jeder Art aus dem märkischen Sandboden; und selbst wo man — Behörden oder Private — nach Schmuck oder gar Kunst strebte, mißglückte jede gute Absicht.

Gut schien, was teuer war, der Kostenpunkt war der einzige Wertmesser — und so verunstalteten die Parvenualluren ganze Stadtteile; — sogar solche Straßen und Plätze, die — in früherer Zeit zu einheitlichem Ganzen zusammengewachsen — keine frevelhaften Störungen verdient hatten. Ein Monstrum entstand, das Berliner Wohnhaus; und gleichgültig, ob es im ärmeren Osten oder im reicheren Westen stand, — es war von rührender, unbeschreiblicher innerer Armut und Geschmacklosigkeit. Im feudaleren Westen war die Wohnstätte des reichen Mannes kostspieliger; es wurde mehr mit Material, mit Formen, mit Geld geschleudert als im Osten und Norden,

— im wesentlichen standen alle Bauten — leider auch die Staatsbauten — auf gleicher Höhe unter Null. Echter Geschmack, wirkliche Vornehmheit — Kultur also — fehlten allüberall. Ein ungezügelter Fabrikantengeist und -Geschmack herrschte auf allen Gebieten, in allen Sphären; die Bauleute, zum Teil noch aus der guten alten Zeit stammend, mußten den schreckhaften Umschwung des gemütlichen Tempos in das Prestissimo mitmachen. Bei dem Hetzen und Drängen um Notwendigkeiten wäre für Künstlertaten zunächst wohl kaum Zeit gewesen, selbst wenn den Leuten der alten Schule und der ungeschulten Jugend der Künstlersinn nicht so vollkommen gefehlt hätte, wie es der Fall war. Auch die dem Schnellbahntempo Berlins angepaßten Bestrebungen des Kaisers, die Stadt durch Bauten und Monumente zu verschönern, mißrieten fast restlos. Die Aufgaben, die Fragen waren oft schon

Fassade des Weinhauses Rheingold

Das Hotel Fürstenhof

fehlerhaft gestellt — es fehlte auch hier nicht nur an Zeit — es fehlte, was weit schlimmer war, am „Künstler", trotzdem er *scheinbar* in Massenauflage vorhanden war. Werke, an denen mit Fug und weisem Verstand früher ganze Generationen schufen, entstanden in Berlin in wenigen Jahren. Es äußerte sich auch hier der echte, neuberliner Fabrikantengeist mit seiner gefährlichen Tendenz, nach außenhin zu prunken. Noch nie hat sich die Zeit ungestraft ausschalten lassen, weder im Dasein eines einzelnen oder eines Volkes, noch im Leben eines Werkes, im Gang einer Entwicklung, einer Bewegung.

Es ist herrlich, entfesselte, freiwirkende Mächte zu sehen — seien es Naturgewalten oder Menschenkräfte: herrlicher ist es, wenn sie gezähmt, gebändigt sind; die schönste und stärkste Lokomotive ist ohne Bremse oder Führer nur ein höchst unheilvolles Wesen.

Etwa um die Jahrhundertwende — Neu-Berlin hatte also gerade die kurze Spanne eines Menschenalters hinter sich — sah man Zeichen und Dinge, die andeuteten, daß es einige Männer erfolgreich versuchten, dem wilden Stadtwesen Zügel anzulegen. Einige Werke entstanden: die Hoch- und Untergrundbahn, das schönste Kaufhaus der Welt, einige Schulen, ein Krankenhaus. Sie waren so beschaffen, daß man die Zeit ihrer Vollendung wohl als einen der wichtigsten Abschnitte in der Baugeschichte Berlins, als

den Wendepunkt zum Besseren bezeichnen kann. Diese Werke stehen genau zwischen den ersten dreißig kulturlosen Flegeljahren der Reichshauptstadt und der nun kommenden Jugendzeit, in der eine weitere Entwicklung nicht denkbar ist ohne den Einfluß der genannten Grenzwerke.

Bei der Hoch- und Untergrundbahn verbot der nüchterne, auf das Praktische, auf das Konstruktive gerichtete Sinn der Schöpfer ein sinnloses Spielen mit Formen am ehesten. Die ganze Eisentechnik ist trotz ihrer Jugend verhältnismäßig zu hoch ausgebildet, ihr Wesen ist zu eigenartig, um plumpe Anlehnung an historische Formen zu gestatten. Bei Maschinen, Zügen, Bahnhöfen, Brücken, Waffen und Schiffen wird heute am leichtesten die Nutzform zur Kunstform.

Von dem Wesen und den Werken der beiden Baukünstler Berlins kann hier ausführlich nicht gesprochen werden. Sicherlich sind sie es, die durch ihre Werke die Grundsteine zu einem zukünftigen, veredelten Äußeren der Stadt gelegt haben. Machen sie Schule — was zu hoffen und zu wünschen ist — dann kann — ich betone, dann kann Berlin in hundert oder zweihundert Jahren eine der schönsten Städte der Erde sein. Diese Zeitangabe ist freilich völlig willkürlich, denn uns fehlen die Faktoren zu einer genauen Berechnung; aber trotzdem die Meisterwerke Messels und Hoffmanns erst seit kurzem vollendet sind, — zum Teil sind sie, wie das neue Rathaus, noch im Bau begriffen — trotzdem macht sich ihre gesunde Wirkung heute schon geltend. Die hier veröffentlichten Abbildungen zeigen Bauten eines „Übergangsstiles" und als solche im Gegensatz zu der bisher vorhandenen Unkultur und Kunstlosigkeit ein deutliches Streben nach Vereinfachung, nach einer geistvollen und doch prachtvollen Formensprache. Sie zeigen, daß ein verfeinertes Gefühl für Materialbehandlung im Gegensatz zu der früher beliebten Materialmißhandlung wach geworden ist. Das Gefühl für den Rhythmus der Massen ist nun vorhanden, die Tendenz tritt auf, alles Überflüssige, Protzenhafte, Unvornehme zu vermeiden.

Das ist wesentlich und wichtig!

Aufgebaut auf den hier in Stein und Erz ausgesprochenen gesunden Lehren absolut künstlerisch empfindender Männer wird sich nicht nur ein einwandfreier Typus des Wohn-, Geschäfts- und Fabrikgebäudes entwickeln, der die Bedürfnisse der Neuzeit in einfacher, schlichter und gediegener Weise zu

erfüllen verſteht, — es beſteht ſogar die ſchöne Hoffnung, daß der ſtets lernwillige Kaiſer, angeregt durch dieſe Erzeugniſſe „moderner Kunſt“ ſein wirkſames Wort für „Richtungen“ einſetzt, die von den bisher anerkannten und befürworteten ganz außerordentlich und weſentlich verſchieden ſind. Meſſel, der Schöpfer des Wertheimhauſes, iſt mit Plänen für neue Muſeumsbauten beſchäftigt! — Dieſe erfreuliche Tatſache gehörte vor wenigen Jahren zu dem bloß Wünſchenswerten und ſcheinbar Unmöglichen.

Freilich werden die häßlichen Bauten und Werke aus den Flegeljahren Berlins nicht ohne weiteres aus dem Stadtbilde verſchwinden! Wie man etwa den Dom — und anderes — entfernen oder unſchädlich machen könnte, dazu will mir kein Mittel einfallen. Wie ſehr aber dieſes böſe Beiſpiel wirkt — das zeigen am deutlichſten einige neue Kneipen, deren wahnſinnige Pracht ebenſo beängſtigend wie lächerlich wirkt. Säle, in denen biedere Bürger Wein und Bier vertilgen, ſind architektoniſch ausgeſtattet wie feſtliche Räume, in denen die feierlichſten Staatshandlungen abgehalten werden

Das Hotel Adlon

könnten. Eine schlimmere Übertreibung, ein tolleres Verkennen der Bestimmung eines Baues ist nicht gut vorstellbar — da aber die Architektenleistung als solche oft nicht einmal minderwertig ist, so wirkt der innere Widerspruch zwischen Zweck und Behandlung der Bauten um so krasser. Der kommenden Zeit fehlt es in Berlin nicht an „Gegenbeispielen". —

* * *

Als ich Berlin verließ, schlief ich naturgemäß schon, ehe der Zug das Weichbild der Stadt verlassen hatte. Aber der Traumgott ließ mich die überreichen Eindrücke in einer sehr drolligen Form wiedererleben.

Ich spazierte an der Seite — des alten Fritzen durch die Stadt und zeigte ihm auf seinen Befehl hin, was man zur vermeintlichen Verschönerung seiner ehemaligen Hauptstadt in letzter Zeit getan hatte. Er sah die Siegesallee, den Rolandbrunnen, die Denkmäler der beiden ersten Kaiser und Kaiserinnen; er betrachtete die Monumente Bismarcks, Moltkes und Roons, die Berolina und die unzähligen anderen Gruppen aus Stein und Erz, im Tiergarten und anderswo. Ich zeigte ihm die Kaiser-Wilhelm-Gedächniskirche und andere Kultstätten. Ich führte ihn durch die Sammlungen und sogar durch die Bildergalerie des alten Schlosses, trotzdem ich die neueste Nummer des Simplicissimus in der Tasche trug. Ich kann unmöglich verraten, was Seine Majestät sagte oder brummte. Der König stieß nur des öfteren heftig mit seinem Stock auf die Erde und hielt mir noch häufiger gnädigst seine goldene Dose hin, mit den regelmäßig wiederkehrenden Worten: Starker Tabak! Nehm er!!! — Als ich ihm aber als Clou des Ganzen den Dom gezeigt hatte und wir wieder im Lustgarten standen — da ereignete sich eine Szene, die Detlev von Liliencron am Schluß seines ersten Poggfred-Kantus — vorahnend — geschildert hat:

> Da schwang den Krückstock noch der alte Fritze:
> „Laß er hinfüro solche Schelmenwitze!"

Solch komische Träume kann man haben, wenn man das moderne Berlin verläßt!

Gefährliches Treiben / Von André Tardieu

In den wechselseitigen Beziehungen der Völker wie der Individuen geht nichts über Offenheit. Man wird also hoffentlich nicht erstaunt sein, daß ein Franzose von der Gastfreundlichkeit einer großen deutschen Revue Gebrauch macht, um sehr bestimmt und gerade heraus gegen heimliche Umtriebe zu protestieren, die im Falle ihrer Verallgemeinerung nicht nur das Bestehen guter, korrekter und normaler Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland unmöglich machen, sondern überdies auf gegenwärtige oder zukünftige Streitfragen der beiden Länder mit dem Gewicht einer abscheulichen Zweideutigkeit lasten würden. Soll ich verschweigen, welche Überraschung — um nicht mehr zu sagen — mir seit langer Zeit diese Umtriebe verursachen, die sich für mich und für alle Franzosen, die sie aus der Nähe verfolgt haben, durch die Tatsache noch verschlimmern, daß sie das Werk einer bayrischen Zeitung sind, daß sie sich immer zu und mit perfider Hartnäckigkeit fortsetzen in einer Stadt wie München, die durch ihre Liebenswürdigkeit, ihre aufrichtige Gastfreundlichkeit, ihre Kultur und Biederkeit mit Recht in hohem Rufe steht. Nach diesen wenigen Andeutungen haben meine Leser erraten, daß ich von den gehässigen, täglichen und planmäßigen Angriffen reden will, die die „Münchner Neuesten Nachrichten" gegen Frankreich richten.

Ich gehöre sicherlich nicht zu denen, die einer Zeitung das Recht bestreiten, energisch die Interessen ihres Landes zu verteidigen. Ich habe für meinen Teil von diesem Recht einen ausgiebigen Gebrauch gemacht, namentlich gegen Deutschland zur Zeit der marokkanischen Krisis. Und manche meiner Landsleute mochten finden, daß ich für einen alten Diplomaten wirklich sehr kampflustig wäre. Indessen: wenn Polemiken lebhaft sein dürfen, wenn sie es sogar sein sollen, wo es sich um eine ernste Sache handelt, so sollen sie trotzdem und in noch höherem Grade ehrlich sein. Man kann sich über Tatsachen verbreiten und sie interpretieren; aber man darf sie nicht entstellen. Man kann in der Diskussion gegenseitig seine Argumente vorbringen; man hat aber nicht das Recht, Nachrichten zu fälschen und sie mit schwarzem

Haſſe zu vergiften, die Leſer zu täuſchen und ſie durch Lügen gegeneinander zu erbittern. Es kann unter den Völkern gewichtige Urſachen der Verſtimmung geben. Und wenn dieſe ernſten Verſtimmungen ſich ſchließlich auf dem Schlachtfeld entſcheiden, ſo liegt Vornehmheit in dieſer Löſung, ſo gut wie im Privatleben in manchen unvermeidlichen Duellen. Hingegen iſt es eine Ungeheuerlichkeit, daß ein Krieg aus einem bloßen Mißverſtändnis entſtehen kann, daß zwei Nationen ſich ſchließlich erdroſſeln, weil ſie ſich durch ein Werk der Verleumdung und der Falſchheit voreinander entſtellt ſahen. An dieſem Werk arbeiten die „Münchner Neueſten Nachrichten"; und um es zu enthüllen, wende ich mich vertrauensvoll an die Rechtlichkeit der bayriſchen Leſer.

Ein ganzer Band — ich meine: ein Jahresband dieſer Zeitſchrift — würde nicht genügen, alle tendenziöſen und abſichtlichen Unrichtigkeiten in den Artikeln und Informationen bloßzuſtellen, die die „Münchner Neueſten Nachrichten" Frankreich widmen. Um meine Behauptung zu erweiſen, will ich mich begnügen, in den Nummern zu blättern, die in den letzten drei Monaten, ſeit den Ereigniſſen in Caſablanca, erſchienen ſind.

Vom erſten Tage an, unmittelbar nach einem Maſſaker, das alle europäiſchen Kolonien dort bedroht hatte, iſt ihr Ton gehäſſig und aggreſſiv. Kein Wort des Mitleids: nichts als Unterſtellungen, aus gleichviel welchen Quellen geſchöpft und dazu angetan, von Frankreich, ſeiner Politik, ſeinen Abſichten das falſcheſte, verletzendſte, mißgünſtigſte Bild zu geben.

Berlin, 21. Auguſt. (Privattelegramm.) Die „Tägliche Rundſchau" beſpricht die Haltung Deutſchlands in der Marokko-Angelegenheit und ſchreibt: Die ſachlich und ruhig vorgetragenen Angaben des Kapitäns des deutſchen Dampfers „Arcadia" beſagen, daß die Franzoſen vor Caſablanca ſich Deutſchland gegenüber eine geradezu geringſchätzende Behandlung erlaubt haben, da ſie, die die Rolle der Sachwalter für alle Europäer in Marokko beanſpruchen, die Deutſchen gefliſſentlich vernachläſſigt und gefährdet haben. Entweder ſie widerlegen das, wenn ſie können, oder ihre Regierung gibt die für das ſo unerhörte Benehmen Verantwortlichen preis. Vorausſetzung dafür iſt natürlich, daß unſere Regierung fühlt, wo die eigene Würde es gebietet, der diplomatiſchen Zurückhaltung etwas Abbruch zu tun. Es gibt noch wertvollere Dinge als die „Freundſchaft Frankreichs", zum Beiſpiel die Achtung vor uns ſelber und eines Volkes Geltung vor der Welt. Zwiſchen dieſem und jenem iſt, ſo ſcheint es, hier die Wahl.

Auf diese unrichtige Behauptung habe ich nur eine Antwort. Am fünften August hatte M. de Carbonnel, Frankreichs Vertreter in Berlin, Herrn von Tschirschky von den in Casablanca getroffenen militärischen Maßnahmen in Kenntnis gesetzt. Dieser antwortete mit Ausdrücken des Dankes. „Vor solchen Ereignissen," fügte er hinzu, „sind wir sehr solidarisch, zweifeln Sie daran nicht: man wird sich unter diesen Umständen von der Redlichkeit unserer Politik überzeugen können."[1])

Einige Tage nachher beginnen die „Münchner Neuesten Nachrichten" in einem angeblichen „Tagebuch aus Casablanca" eine Kampagne gegen die französischen Truppen und zugunsten des spanischen Detachements, das bekanntlich durch die Macht der Umstände erst ankam, nachdem die Gefahr bereits durch die Landung der französischen Marine beschworen war.

Gestern Abend wurden 320 Mann spanischer Infanterie gelandet und mit Jubel begrüßt, zum großen Ärger der französischen Besatzung. Wie in den bösen Tagen, so benehmen sich die spanischen Truppen auch jetzt ausgezeichnet.[2])

Der Vergleich zwischen den spanischen und den französischen Truppen wird fortgesetzt: man wird sofort sehen, in welchem Geist.

Die Transport-Maultiere und die Zugtiere der Artillerie sind vorzüglich, ebenso deren Sattelzeug. Überhaupt, zwar nicht ganz nach deutschem Maßstabe, ist ein Zug unter den Leuten, der bei dem französischen Militär vollständig fehlt. Die algerischen Truppen sind uns aus dem Kriege 1870/71 noch nicht aus dem Gedächtnis, und vielleicht stehen sie heute noch auf demselben Niveau, vielleicht aber auch tiefer. Die zwei Kompagnien der Fremdenlegion mußten gleich am Tage nach der Ankunft aus naheliegenden Gründen außerhalb der Stadt untergebracht werden, denn mit dem Raubgesindel konnten selbst die französischen Militärbehörden in der Stadt nicht mehr fertig werden. Die französischen Militärbehörden haben versucht, die spanischen Truppen „außerhalb der Stadt" zu verwenden, aber damit hatten sie wenig Glück. Die Spanier behaupten das Feld, lassen sich also nicht hinausbringen. Vielleicht müssen sie sich bequemen, ihre Kavallerie außerhalb der Tore zu verwenden.

Die französischen Truppen und deren Pferde sind schlecht versorgt, eine mangelhafte Organisation ist unverkennbar. Außer an Nahrung leiden die französischen Truppen in jeder weiteren Beziehung, die Uniformen kleben von

[1]) Gelbbuch Seite 304: vor dem Druck der deutschen Reichskanzlei vorgelegte Depesche.
[2]) Münchner Neueste Nachrichten, 27. August 1907.

Schmutz und ſind zerriſſen; es iſt eben der Abſchaum der Menſchheit, den man hieher geſchickt hat.[1])

Der erwähnte Verſuch, die ſpaniſche Abteilung außerhalb der Stadt zu beſchäftigen, ſtellte ſich übrigens bloß als eine loyale Probe auf die Anwendbarkeit der in Algeciras feſtgeſetzten Polizeibeſtimmungen dar, die in Caſablanca eine gemiſchte Polizei verlangten, eine ſpaniſche in der Umgebung, eine franzöſiſche in der Stadt.

Die „Münchner Neueſten Nachrichten" begnügen ſich in dieſer Nummer nicht damit, die Franzoſen einer übermäßigen Strenge in der Unterdrückung der Unruhen anzuklagen: ſie machen ſie für alles verantwortlich.

Und all dieſes Elend, alles Unglück hätte erſpart werden, jeder Brand, der Ruin von vielen Tauſenden von Menſchen, die Hab und Gut verloren haben, der Tod von etwa zweitauſend Menſchen hätte vermieden werden können, wenn die Franzoſen eines menſchlichen Gefühls fähig geweſen wären. Am dreißigſten Juli ſind ja neun Menſchenleben zum Opfer gefallen: drei Franzoſen, drei Spanier und drei Italiener. Solche traurige Ereigniſſe kommen auch in anderen Ländern vor, aber darum eine Stadt mit etwa dreißigtauſend Einwohnern und deren Hab und Gut ſowie das Eigentum der Europäer zu opfern, iſt unverantwortlich. Die allernächſte Zeit wird die Ereigniſſe im wahren Lichte an die Öffentlichkeit bringen, dafür iſt bereits Sorge getragen.[2])

Die Grauſamkeit der Franzoſen erſtreckt ſich ſogar auf die Tiere!

Bei der Ausladung der ſpaniſchen Kavalleriepferde heute hatten die Spanier zuſammengefügte Balken an die mit Pferden beladenen Leichter angelegt, um die Pferde darüber an Land zu bringen. Der von den Franzoſen eingeſetzte Offizier für die Aufſicht des Hafens ließ dieſe Brücke wieder entfernen, weil ſie beſchädigt werden könnte. Die Franzoſen haben ihre Pferde mit der Brücke gelandet. Auf die diesbezügliche Beſchwerde des ſpaniſchen Kommandanten bei dem franzöſiſchen Kommandanten wurde der Vorfall auf ein Mißverſtändnis zurückgeführt, aber eine Änderung wurde nicht getroffen, und die armen Pferde mußten aus den hohen Leichterfahrzeugen mit vielen Schlägen hinausgejagt werden, wobei faſt alle Pferde mehr oder weniger an den Hinterſchenkeln verletzt wurden. Den Vorgang haben viele Europäer beobachtet und ihre Entrüſtung darüber zum Ausdruck gebracht.[3])

[1]) Münchner Neueſte Nachrichten, 27. Auguſt 1907.
[2]) Münchner Neueſte Nachrichten, 27. Auguſt.
[3]) Münchner Neueſte Nachrichten, 27. Auguſt.

Ohne Rücksicht auf die Äußerung des Herrn von Tschirschky fahren die „Münchener Neuesten Nachrichten" in den nächsten Tagen fort, Frankreich anzuklagen und über seine militärische Aktion unzutreffende Nachrichten zu veröffentlichen. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, diese Ungenauigkeiten zu berichtigen: „wahrscheinlich haben die Franzosen den ersten Schuß abgegeben."

Dann fiel ein einziger Schuß, ob von den Mohammedanern oder von den französischen Truppen, wer weiß es, ganz höchst wahrscheinlich von den Franzosen, und sofort darauf knatterten die Gewehrsalven. Alles wurde niedergemetzelt, von dem berühmten Bajonettangriff, den die Franzosen gemacht haben sollen, ist keine Rede.[1])

Die Franzosen liefen bei der Sache nicht die geringste Gefahr.

Auch die berühmte Beschießung des Hafentors, um den Landungstruppen den Eingang zu ermöglichen, hat gar nicht stattgefunden, denn dieses ist noch heute intakt und keine einzige Kugelspur daran bemerkbar. Daß die Landungstruppen mit Gewehrsalven empfangen wurden, ist ebenfalls eine offenbare Unwahrheit. Verwundet ist nur ein Offizier der Landungstruppen; ihm wurde das Hafentor vor der Nase zugeschlagen, und weil er versuchte, es zu verhindern, wurden ihm einige Finger geklemmt.[2])

Ich zitiere aus den amtlichen Schriftstücken nur, daß der kommandierende Offizier der Truppe durch einen Schuß verletzt wurde.[3]) Aber wenig verschlägt's dem Fabrikanten der falschen Nachrichten, der die „Münchner Neuesten Nachrichten" auch weiterhin damit versorgt und die französischen Truppen unaufhörlich beschimpft:

Heute, am neunzehnten August, ist der Ort ruhig, von den Kabylen ist in der Umgebung nichts zu sehen. Lebensmittel sind nach wie vor teuer und kaum aufzutreiben. Die spanischen Truppen sind außerordentlich gut versorgt; die französischen desto schlechter. Die ersteren sehen reinlich und gut aus, die letzteren starren meistens vor Schmutz, und meistens sind ihre Uniformen zerrissen.[4])

[1]) Münchner Neueste Nachrichten, 30. August.
[2]) Münchner Neueste Nachrichten, 30. August.
[3]) Gelbbuch, S. 305.
[4]) Münchner Neueste Nachrichten, 1. September.

Handelt es sich um Kämpfe außerhalb der Stadtmauern, dann schöpfen die „Münchner Neuesten Nachrichten" aus „englischer Quelle", die sie übrigens anzugeben vergessen, die folgende Betrachtung, der übrigens alle Ereignisse widersprechen:

London, 31. August. (Privattelegramm.) Die Gefechtsberichte aus Casablanca werden immer komischer, sie schildern das kleine Rekognoszierungsgefecht vom Mittwoch, worin die Franzosen drei Tote und neun Verwundete hatten, als eine desperate Schlacht. Ein englischer Augenzeuge konstatiert, daß die Stämme in ihrer Taktik viel gelernt haben; sie griffen in weitester Formation an und boten der Artillerie nirgends ein Ziel. Die französische Infanterie habe schlecht geschossen und den Arabern nur ganz geringe Verluste zugefügt. Die englische Kolonie in Tanger ist sehr entrüstet darüber, daß ihre Regierung sich weigert, Kriegsschiffe zu ihrem Schutz zu entsenden.[1])

Dann tauchen nach diesen Beschuldigungen der Unwissenheit und der Unfähigkeit noch viel schwerere und nicht weniger grundlose Unterstellungen auf:

Die Franzosen tun ihr Möglichstes, um alle Flüchtlinge von Casablanca fernzuhalten, das heißt ihnen die Rückkehr zu erschweren, um sich deren Grundeigentum anzueignen. Ist das auch in den Algecirasakten vorgeschrieben?[2])

Wenn die Franzosen Vorsichtsmaßregeln treffen, wirft man ihnen ihre Tätigkeit vor; halten sie sich in der Reserve, beschuldigt man sie der Untätigkeit.

Am vierten September werden die Verleumdungen fortgesetzt. Sie sind an diesem Tage militärischer und kaufmännischer Art zugleich:

Die französischen Zeitungen verbreiteten die Meldung, daß weitere Truppensendungen nach Casablanca nicht stattfinden würden; General Drude habe gesagt, daß er Verstärkungen nicht bedürfe. Also wieder eine Unwahrheit, denn die schlechte Organisation der französischen Truppen scheint sie noch nicht zu befähigen, gegen einige zügellose Horden das Feld zu behaupten.

Die umliegenden Stämme Mediuna und Uled Hariz wollen sich seit einiger Zeit der Stadt unterwerfen, aber General Drude

[1]) Münchner Neueste Nachrichten, 1. September.
[2]) Münchner Neueste Nachrichten, 1. September.

will sie nicht annehmen! Diese Stämme sind imstande, die weiter wohnenden Stämme von dem Marsch auf Casablanca abzuhalten, und warum nimmt General Drude ihre bedingungslose Unterwerfung nicht an? Um weitere „Lorbeeren" zu ernten, die trostlosen Zustände aufrecht zu erhalten, die Flüchtlinge von der Stadt fern zu halten, wo es doch so sehr an Arbeitern und Handwerkern in jeder Hinsicht fehlt?!

Heute früh traf der deutsche Dampfer „Saffi" hier ein, aber es war nicht möglich, die für Casablanca bestimmte Sendung, darunter Lebensmittel, zu landen. Ist das die Freihaltung des Handels? Alle Franzosen landen, was sie wollen. So werden unsere Waren in irgendeinem Küstenorte oder in Gibraltar gelandet, mit unnützen Kosten überbürdet und warum? Weil es den Franzosen so gefällt.

Ist es nötig, daran zu erinnern, daß von amtlicher Stelle aus in Deutschland niemals ein derartiger Vorwurf erhoben worden ist?

Vom gleichen Tage zitiere ich den folgenden hübschen Scherz:

Gestern Abend etwas nach zehn Uhr fielen in der Stadt einige wenige Gewehrschüsse von den Franzosen, wahrscheinlich, um zu zeigen, daß sie noch wach sind.

Am siebenten September melden die „Münchner Neuesten Nachrichten" „eine regelrechte Niederlage der Franzosen, mit schweren Verlusten, Rückzug und Flucht".

Vergeblich suche ich in den veröffentlichten Dokumenten nach einer Spur dieser ernsten und schimpflichen Niederlage. Wie hätten übrigens die „paar unbedeutenden Haufen", die, wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" einige Tage vorher sagten, in keiner Weise gefährlich waren, jemand eine solche Niederlage beibringen können? Geheimnis, Geheimnis, Geheimnis!

Am gleichen Tag meldet diese gut informierte Zeitung, daß die Lage sehr ernst sei, weil die französischen Kammern unverzüglich einberufen werden sollen: bekanntlich ist es auch damit nichts gewesen!

Und mit einem Male wird dann eine große Anklagerede gegen das „marokkanische Syndikat" losgelassen. Ich zitiere sie vollständig.

Wie gerechtfertigt das Drängen der öffentlichen Meinung in Frankreich nach der Einberufung des Parlaments ist, zeigt die heute eingetroffene Meldung von

der Beſetzung von Mazagan. Es kommt, wie vorauszuſehen war: Zuerſt lag den Kolonialfanatikern nur daran, eine „ganz kleine Expedition, ſtreng im Rahmen der Abmachungen von Algeciras und lediglich zur Sühnung begangener Verbrechen" durchzuſetzen. Sie wußten genau, daß die Republik, wenn ſie erſt einmal einen Finger in das marokkaniſche Räderwerk geſteckt hatte, bald mit der ganzen Hand erfaßt ſein würde. Hierin liegt auch die Erklärung für das übereilte Bombardement von Caſablanca. Die nach Ruhm dürſtenden Militärs und die Financiers des Marokkoſyndikats haben, was ſie wollten: Le drapeau est en marche! Schon iſt das Blut nicht nur von Fremdenlegionären und Spahis — um deſſentwillen man nicht viel Aufhebens machen würde —, ſondern auch von franzöſiſchen Offizieren gefloſſen. Die Nation wird bei ihrem Ehrgefühl gepackt und ſieht ſich über Nacht vor einem Kriege. Es iſt dies wieder eine Lehre dafür, wie wenig die papierenen Beſtimmungen einer Verfaſſung, die dem Parlament die Entſcheidung über Krieg und Frieden anheimgibt, ein Volk gegen die Unternehmungen einzelner aktionsluſtiger Cliquen zu ſchützen vermögen, wenn dieſe Beſtimmungen nicht durch ein ſtarkes, in ſeinen Entſcheidungen unabhängiges Staatsoberhaupt erſt ihren wahren Wert erhalten. Man kann getroſt behaupten: die große Mehrheit des franzöſiſchen Volkes hat von einer Expedition nach Marokko nichts wiſſen wollen. Und doch ſieht es ſich jetzt vor der Notwendigkeit, ein ſo koſtſpieliges und langwieriges Abenteuer zu unternehmen, weil eine Gruppe von Politikern und Geſchäftsleuten das Land hineingelockt hat. Wenn die ſozialdemokratiſchen Doktrinäre überhaupt aus der Praxis etwas lernen wollten, müßten ſie hieraus erſehen, wie albern die ſpitzfindige Unterſcheidung von Angriffs- und Abwehrkrieg iſt, die erſt jetzt wieder in Stuttgart aufgeſtellt worden iſt. Wer iſt in dieſem Falle der Angreifer und wer der Angegriffene? Die Marokkaner ſagen, wir haben die Franzoſen nicht ins Land gerufen, und die Franzoſen werden ſagen, wir haben bis zuletzt keine Expedition gewollt. Vielleicht wird erſt die Geſchichte klarſtellen, daß ein franzöſiſches Finanzſyndikat im Bunde mit aktionsgierigen Militärs die treibende Kraft geweſen iſt.

Auch hier kann ich nichts Beſſeres tun als die „Münchner Neueſten Nachrichten" auf die offiziellen Erklärungen der deutſchen Regierung verweiſen.

Zu dieſer Zeit, Ende Auguſt, Anfang September, glaubte die franzöſiſche Regierung den Mächten Mitteilung machen zu müſſen von den Maßregeln, die ſie ergreifen würde, falls eine Beſetzung der Häfen ſich nötig erweiſen ſollte: eine loyale Vorſicht ohne Hintergedanken, zumal es, wie bekannt, zur

Ausführung überhaupt nicht kam. Das hindert aber die „Münchner Neueſten Nachrichten" nicht, am zehnten September zu ſchreiben:

Der Beſchluß ſcheint, wie dies auch die „Münchner Neueſten Nachrichten" ausgeſprochen haben, in der Tat nur damit erklärlich, daß gewiſſe Kreiſe in Paris eine Situation ſchaffen wollen, die Frankreich ſchließlich zwingen wird, zur Eroberung Marokkos zu ſchreiten, ob es das will oder nicht.

Einigen Kritiken, die in einer engliſchen Zeitung erſchienen waren, entnahmen die „Münchner Neueſten Nachrichten" ein kleines Bruchſtück, in dem von einem engliſchen Proteſt gegen die Aktion Frankreichs die Rede war. Das Gegenteil iſt richtig: wenn England etwas bedauert hat, iſt es gerade dies, daß Frankreich nicht energiſch genug handelte. König Eduard ſprach ſich in Marienbad ſo aus, zuerſt gegenüber M. Clémenceau und dann auch gegenüber anderen Perſonen. M. Paul Cambon ſchrieb das gleiche an M. Pichon, als Anſicht des Sir Charles Haldane.[1])

Am zwölften September wirft man den Franzoſen wieder ihre Unfähigkeit vor.

Die Verluſte der Araber ſind noch nicht bekannt, weil ſie ihre Toten und Verwundeten immer gleich mitſchleppen. Groß ſind ihre Verluſte kaum geweſen, denn die Franzoſen ſchießen miſerabel. Die vierſtündige Beſchießung aus den großen Schiffsgeſchützen hat, ſoweit man ſehen konnte, auch nicht den geringſten Erfolg gehabt.

Als wir im Gefecht von Taddert einen tatſächlichen Vorteil errungen hatten — der die obenſtehende Behauptung widerlegt — fanden ſich die „Münchner Neueſten Nachrichten" damit ab, daß ſie ſich über uns mit einer glatten Grobheit luſtig machten.

Die Erſtürmung des Lagers von Taddert

hat, wie vorauszuſehen, die franzöſiſchen Geiſter in einige Verwirrung gebracht und ſie wieder einmal der Kaltblütigkeit ſowie der Fähigkeit einer richtigen Beurteilung der Wirklich-

[1]) Gelbbuch Seite 394.

keit in bedenklichem Maße beraubt. Daß die ganze Affäre brav gemacht war, ist gewiß, aber sie zu einer Heldentat aufzubauschen, ist ein Unternehmen von geschmackloser Lächerlichkeit. Wenn es Helden bei Taddert gab, so sind es sicher eher die Mauren als die Franzosen, deren Tapferkeit bei einem Gefecht, zu dessen Entscheidung die Artillerie genügte, gar nicht in Anspruch genommen wurde. Wenn das bramarbasierende Säbelrasseln der Franzosen sich auch gegen Deutschland richtet, so interessiert das nur völkerpsychologisch und weil es uns zeigt, wessen wir uns von Frankreich zu versehen haben. Was würde erst geschehen, wenn die Franzosen einmal einen ebenbürtigen Feind besiegten? — Die einzige wirkliche Bedeutung des Sieges liegt nicht an den Fraubasereien, mit denen ein Teil der Pariser Presse ihn, was sie gar nicht zu bemerken scheint und was er doch auch nicht verdient, zu einer Operettentat herabwürdigt, sondern darin, daß er die Kabylen und Mauren von der Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes überzeugt; darum wird auch dieser Sieg in Deutschland allerdings nicht bewundert, wie die Franzosen sich einbilden, aber doch nicht ungern gesehen, weil er die endgültige Regelung der hoffnungslos verfahrenen Marokkogeschichte ein wenig näher rückt. Im übrigen ist zu konstatieren, daß drei Viertel aller heute einlaufenden marokkanischen Meldungen von erschreckender Inhaltlosigkeit sind und sich vor den bekannten Podbielskischen Meldungen, daß es vor Paris nichts Neues gebe, nur durch einen anspruchsvollen Wortschwall unvorteilhaft auszeichnen, was sie aber vor einem unrühmlichen Ende im Orkus des Papierkorbs nicht bewahrt. Wenn ein Dutzend Depeschen konstatiert, daß die Lage unverändert ist, ein anderes Dutzend über belanglose Schiffsbewegungen oder über kleine Diebereien und Gerüchte berichtet, die, selbst wenn sie wahr wären, nichts bedeuteten, so ist es wirklich schade um das Papier, das damit bedruckt wird. [1])

Als dann dieser „Operettenerfolg" den Franzosenfresser der „Münchner Neuesten Nachrichten" erbittert hatte, schrieb er unter Hintansetzung der Wahrheit — alle fremden Konsuln haben dies bezeugt — folgendes:

Heute nachmittag machten drei deutsche Damen in Begleitung eines deutschen Herrn einen kleinen Spaziergang außerhalb der Stadt, wie es viele andere Europäer auch tun. Auf dem Rückwege beim Eintritt in das Stadttor wurde ihnen das Passieren durch einen Tirailleur verweigert. Tirailleurs und Turkos

1) Münchner Neueste Nachrichten, 17. September.

ſtehen bei uns von 1870/71 her in „beſtem Angedenken“, und ſeitdem hat ſich dieſe verrufene Kaſte keineswegs verbeſſert, eher verſchlechtert. Der Eintritt wurde durch ein energiſches, aber keineswegs unfreundliches Wort des deutſchen Kaufmanns durchgeſetzt. Stehen wir Deutſche unter franzöſiſcher Oberherrſchaft oder unter deutſcher Jurisdiktion wie früher?! Wäre rechtzeitig ein deutſches Kriegsſchiff in Caſablanca eingetroffen, wäre alles Unheil, Blutvergießen, Plünderung und ſo weiter verhindert worden.

Dem eingangs erwähnten deutſchen Kaufmann waren die Tirailleurs am neunten Auguſt im Begriff, die Tür ſeines Wohnhauſes mit ihren Flintenkolben einzuſchlagen, um das Haus zu plündern, ſie wurden aber von einem vorbeigehenden Angeſtellten des engliſchen Konſulats daran gehindert.

Noch heute werden die Plünderungen durch franzöſiſche Soldaten während der Nacht fortgeſetzt.

Einige Wochen ſpäter, in Sachen der Beni Snaſſen, wiederholt ſich das Spiel: die Franzoſen provozieren, die Marokkaner ſind wackere Leute, ſie ſind Opfer. Man ſpricht niemals von den Leuten, die von ihnen hingemordet wurden, ebenſowenig wie kurz zuvor von den neun europäiſchen Laſtträgern, die in Caſablanca getötet wurden. Beiſpiel:

[Bei dieſen Erörterungen wird überſehen, daß die Franzoſen die Angreifer ſind; die böſen Kabylen haben ſich nur gewehrt. Außerhalb Frankreichs wird der Eindruck vorherrſchen, daß man dieſe neue Auflage der Krumirpolitik ebenſo ungeſchickt wie brutal inſzeniert hat; die Heldentaten der franzöſiſchen Artillerie gegen die Kabylen mögen noch ſo erfolgreich ſein, eine Mehrung des franzöſiſchen Waffenruhms bedeuten ſie nicht. D. Red.][1])

Die engliſche Preſſe billigt in ihrer Geſamtheit beſtimmt und klar das Verhalten Frankreichs; aber die „Münchner Neueſten Nachrichten“ zitieren hartnäckig nur eine einzige Zeitung — die einzige, welche es kritiſiert — den „Mancheſter Guardian“.[2]) Und das heißt: die Leſer auf dem laufenden halten.

Jeden Tag ſerviert man ihnen wie eine tägliche Speiſe einige Zeilen über die Perfidie Frankreichs: anbei unter anderem das „Menu“ vom dreißigſten November:

[1]) Münchner Neueſte Nachrichten, 29. November.
[2]) Münchner Neueſte Nachrichten, 21. November.

Mittlerweile gehen die marokkanischen Krumirs, die Beni Snassen, in die von den Franzosen gelegte Falle mit großem Elan hinein; der Vorwand für eine große militärische Unternehmung ist durch diese Raufereien in Udschda gegeben, und die Franzosen schicken sich an, ihn mit der Erfahrung, die sie im Arrangement solcher Dinge besitzen, auszunutzen.

Dies ist ein ungeheuerliches Verfahren, welches die Leute entehrt, die es anwenden, das aber auch leichtgläubige Leser täuschen kann. Die Deutschen haben auch Schwierigkeiten in den Kolonien gehabt. Ich wage zu behaupten, daß niemals eine große französische Zeitung Partei gegen die deutschen Offiziere und Soldaten für die Barbaren genommen hat, von denen sie ermordet wurden.

Ich füge bei, daß — zum großen Glück — die „Münchner Neuesten Nachrichten" in der deutschen Presse eine Ausnahme bilden. Ich begegne in dieser Presse oft schreienden Widersprüchen. Aber der Redlichkeit ihrer Diskussion zolle ich alle Achtung. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" hingegen sind eine Zeitung, mit der die Diskussion unmöglich ist, weil sie gerade die Tatsachen, die Grundlage der Diskussion, beharrlich fälscht.

Vor einigen Monaten habe ich in einer französischen Revue, der „Revue bleue", an der Hand von Beweisen dargelegt, mit welcher Unredlichkeit ein wohlbekannter deutscher Publizist, Herr Theodor Schiemann, seit Jahren von Frankreich spricht. Heute habe ich, an der Hand von Beweisen, darlegen wollen, wie — in analoger Art — die „Münchner Neuesten Nachrichten" vorgehen. Und ich schätze mich glücklich, daß ich es in einer deutschen Zeitschrift habe tun können. Der Fürst Bülow sagte im letzten Sommer, daß Franzosen und Deutsche ein Interesse daran haben, sich besser kennen zu lernen. Nichts ist richtiger. Aber wie sollen sie sich kennen lernen, wenn man zwischen sie, wie eine Mauer, systematische Lügen baut. Diese Mauer niederzureißen, werde ich bei jeder Gelegenheit bestrebt sein.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartſch

(Fortſetzung)

antilener ſetzte ſich in die andere Ecke des Zimmers auf den härteſten Seſſel; ſo fühlte er, daß man jetzt brav ſein müſſe. Aber anſehen mußte er ſie doch und wünſchen, ein Bild von ihr in dieſem Augenblick zu haben, in dieſem weichen, dunkeln, bebenden Augenblick.

Sie aber blieb eine ganze Weile ſo. Da ſtand ſie auf, trat zu ihm und ſtand bei ihm. Gegenüber war ein Spiegel, da beſah ſie alle beide; ſich und den Geliebten. Er fühlte ihre Kleider, und bald danach die Wärme, welche von ihr ſtrömte. Und gleich darauf huſchte, wie ein Lichtlein durchs Gezweig, ihr uneinfangbarer Duft an ihm vorüber. Er dachte an den Sommer, da er ſich ſo ſehr nach ihr geſehnt, und wie der Brief kam! Und jetzt! Ihm war es, als begänne in ſeinem Inneren ein Falter die Hülle ſeiner Körperlichkeit zu durchbrechen, ſo ſehr rieſelte es in ihm.

Es war nicht zu ertragen, und dennoch hielt er ſtill; nur ganz leiſe drängte er ſich gegen ſie, um zu fühlen, ob ſie noch da ſei. Sie aber wußte, er werde ſich nicht weiter rühren. Darum blieb ſie an ihm, minutenlang.

Und das war beider Liebeserklärung — — —

Dann rückte ſie ein wenig fort, und er ſtand auf. Mit heißen Augen ſchauten ſie ſich an, nur ein kurzes Ja! Ja! lang. Dann ſuchte ſie ſeinen Hut, er ging, und ſie ſelber ließ ihn hinaus; huſchend, leiſe, geheim. Und während er vor der Türe aus lauter Herzklopfen noch ein Weilchen verzog, ſperrte ſie ihr Zimmer ab, rückte den Sitz, darauf er geſeſſen, an ihr Lager, ſetzte ſich auf den Diwan und ſtreckte ſich dann aus, die Augen geſchloſſen, die Arme weit auseinander, mit langſamem Atemzug, und litt jeden Traum, der nur immer kommen wollte.

Er aber trat auf die Gaſſe mit dem ruhigen Glücksſtroz der Schuld. Wieder ſang die Amſel wie einſt im März.

Die erſte Amſel im Jahre, aber er hörte keine überirdiſchen Mahnungen mehr. Vergeſſen ſeine Armen, vergeſſen er ſelber, vergeſſen die heitere Liebe, die er noch vor Stunden war. Freudig und bewußt trat er aus ſeiner Welt

in den Berg der Göttin, aus dem betörend die Unterirdischen singen. Er wußte, daß er versinke, und war selig, daß es geschah.

Noch ein kleineres Wunder widerfuhr ihm. Kurze Zeit nachher, am Jahrestage, da sie sich kennen gelernt, kam mit der Post ihr Bild; ihr Bild, wie sie auf dem Diwan saß, im Hauskleid, und zur Erde hinab schaute. Ganz in der Frühe war es gekommen, und als die vielen Mittagsglocken sangen, saß er immer noch auf seinem Bett, und seine Augen streichelten Zug um Zug längs der Linien des feinen, geneigten Antlitzes und des wunderschönen Körpers. Das blieb zart an ihrer Liebe, daß sie schon an dem Glücksgefühl, zu wissen, wie es stehe, ein reiches Genüge fand. Nicht einmal die Hände küßte Kantilener der geliebten Frau. Geschähe das, so zerrisse leichtlich die Hülle der Leidenschaft mit einem Male, und wohin die entfesselten Sinne ihn dann rissen, wer wußte das?

Dann entsann er sich doch wieder, was er seinen Kranken und Beladenen schuldig sei, und eilte, die Zeit einzuholen, welche er verträumt hatte.

Die Arbeiten am Heim der Genesung hatten wegen Geldmangel gestockt. Unter Dach und Verputz stand es; aber die Innendekoration war noch nicht recht gediehen, und eine der großen Wichtigkeiten, die Seelenapotheke, stand noch mit leeren Regalen, auf unsterbliche Werke wartend, da.

Die Bücherei! Seit das Haus gebaut wurde, arbeitete Kantilener an Zusammenstellung der köstlichsten Geschenke menschlichen Geistes. Denn selbst der Regenhimmel sollte leuchten und reich sein über dem Hause auf der Ries.

Viel wurde geschenkt, das ist wahr. Aber meist aus Händen, wie jener der Gesellschaft für ethische Kultur, der Freireligiösen, der Spiritualisten, der Vereine „Eden", „Befreiung", „Hilfe", „Luft" und „Windharfe". Es schenkten Bücher die „Friedenskrieger", die „Frauenbündler", die „Unterirdischen", die „überirdischen", die „Irdischen" — Theosophen, Vegetarianer, und „die Enthaltsamen" sandten die Werke all ihrer Mitglieder. Wahrlich, in dieser Bibliothek hielten sie Frieden, die sich sonst weniger vertrugen als die gesamte andere, beladene und verderbte menschliche Gesellschaft. Hier zausten einander nicht, „die guten Willens waren".

Wehmütig musterte Kantilener die dünnen Heftlein, rot, gelb, blau und grün eingeschlagene Notschreie moderner Menschheit. Viel Talent, uner-

meßlich viel guter Wille und noch mehr Torheit und Verblendung! Wie wertvoll, das zu überblicken. —

Wer da Zeit fände, alles zu sammeln; alles in hellem, gesundem Geiste zu prüfen und mit der Redlichkeit der guten Holzkohle die Reduktion, im Feuer heiligen Ernstes, vorzunehmen? Viel edles Metall bliebe dann aus wirrem Erfindsel. Wird er den Ordner machen, allen Autoren zu Undank und der Menschheit zum Besten?

Nach Durchsicht dieser gänseschnattrigen Apostelei empfand Othmar das innige Bedürfnis, große Ironisten in die Nachbarschaft des Regales „Neue Menschen" zu stellen. Jener seltene Mensch, welcher es in sich hatte, so hoch zu gelangen, der sollte gänzlich gesund im Genesungsheim werden. Und Othmar notierte den kleinen Lügenbold Tom Sawyer des Twain, und einiges vom lächelnden Dickens und vom mokanten Rabelais, vom groben Fischart, vom nebensachen-hauptsächlichen Jean Paul, dem breitbehaglichen Gottfried Keller — — — warum haben die Deutschen so wenig schmunzelnde Dichter?!

Daneben sollte dann das Fach „Gesunde" kommen. Gesunde —! Mein Gott, also Homer — — — Äschylos? Nein, der nicht; ist schwer beladen mit Mauersteinen, um in sonniger Welt düstere Heiligtümer zu bauen. Sophokles? Vielleicht Ödipus auf Kolonos. Euripides? Nein. Aristophanes gewiß, und Holberg daneben. Und Molière, den Gesündesten? So gesund, daß er die Ärzte nicht leiden konnte . . . Dann Goethe: Die Reisen, Wilhelm Meister, Götz, — — — gar manches, lange nicht alles. Shakespeare: Die Falstaffkomödien, „Romeo", und aber wieder „Sturm"; denn das andere kommt in das nächste Fach, wo der Faust obenan steht: Große Sehnsüchtige! Also ist Sehnsucht schon nicht mehr Gesundheit.

Ach Gott, das dauerte Wochen; es wäre eine lange Geschichte. — — — So sehr verlor sich Kantilener bei seinem Eifer, der süßen Frau reinster Geliebter zu bleiben, in sein Feuer, die Weltliteratur vom Standpunkt einer Bibliothek für Genesende zu betrachten, daß er vergaß, von dem Gebäude auf der Ries ihr, der Reichen, für deren Schmuck ihm alle Perlen des Meeres zu wenig gewesen wären, zu schweigen.

Wendelin Zimbal hatte ihn begleitet, vom Heim der Genesenden bis zu Frau Else. Zimbal lebte, da es beim Theater nur wenig Stellproben für ihn gab, ganz in der Rolle des treuen Beschützers ungesetzlich Liebender, und es

wäre ihm durch das Herz gegangen, wenn seine treue Botschafterei nicht mit dem Glücke leuchtender Menschenaugen bezahlt worden wäre. Er selbst hatte noch nie eine Liebe gehabt; stets liebte er mit anderen; er, der ja ohnehin wie ein Schatten aussah!

Und als Kantilener in das Haus der schönen, reichen, leuchtenden Frau ging, blieb Zimbal wie die Witwe eines heiligen Brahminen am Scheiterhaufen zurück, um von der Seligkeit nur sehr unbequeme Vorstudien zu absolvieren.

Der gute Othmar aber erzählte drinnen! Erzählte obenan von seiner Bibliothek, klagte, fragte um Rat, verwirrte unter dem Blicke der klugen, süßen, glücklichen, verliebten, grauen Augen das Buch Sirach mit Ovids Ars amandi und schwieg zuletzt, schwieg ein ganzes Hohes Lied seligen Anschauens!

Glücklich duldete Frau Else dieses besiegte Verstummen des ideenvoll Gekommenen. Sie duldete es, bis ihr selber heiß und ängstlich wurde, — ängstlich bis zu jenem sehnsüchtigen Ausstrecken der beiden schlanken Arme, das sie sich immer wieder verbot!

Aber heute hatte er sich verraten. Und das war ein Glück, ihm Schrecken und eine Freude zu machen! Gab sie ihm denn nach kurzem, hastigen Kramen in einem zerwühlten Weiberschreibtisch, an dem geträumt, geweint, bespiegelt, still gelacht, nur nicht geschrieben wurde — ein großes Kuvert: für Herrn Doktor Urbans Sanatorium.

Streitend, traurig, gekränkt, aber gewissenhaft nahm es Kantilener mit. Es war wirklich das beste Mittel gewesen, ihn sicher zur Tür hinaus zu bringen und abzukühlen, sonst hätten sie beide sich vor Glück und Liebe nicht zu fassen gewußt und hätten sich aus dem Paradiese geküßt . . .

Und wie er in seinem ganzen Unglück an der Haustüre stand, stürmte Zimbal auf ihn ein: „Was hat sie dir gegeben?"

Mit verhaltenem Schluchzen zog Othmar drei große Banknoten von erschütternder Ziffernmajestät am Ohr aus dem Kuvert.

Zimbal erstarrte. So weit also ging opfervolle Liebe? Bis zu jenen blauen Bildern, welche sonst nur Schauspieler wie Sonnenthal und Kainz einnehmen? Göttlich! Man bedenke, daß Zimbal ein naives Gemüt war und also Geld zu den heiligsten Gütern der Menschheit rechnete.

Sein Leben hatte einen Wendestoß empfangen. Hinfort war der Tempel der Liebe in seinen Augen angefüllt mit Weihegeschenken und Präsenten. Er

war, ohne es zu ahnen, zu den Erkenntniſſen wiſſenſchaftlich ausgebildeter Konſervatoriſten gekommen.

Durch die wuchtige Spende der in allem andern ſo zarten Frau vollendete ſich das Haus der Geneſung auf der Ries, wie von kleinen, unſichtbaren Geiſtern bedient.

Himmelblau war es angeſtrichen, im Giebel eine große, aufgehende, vergoldete Sonne. Von einer Seite blies, im Relief, ein pausbäckiger Wind, auf der anderen Seite ſendete eine ſchöne, pralldicke Wolke Regenſchauer herunter. So waren alle drei Naturheilmittel kinderfroh beiſammen wie auf einem alten Bauernkalender.

Die Einweihung des Hauſes war feſtlich und rührend. Der Verein Windharfe, gemiſchter Chor, ſang wie Cherubim und Seraphin, und Doktor Urban hielt eine beweinenswert ſchöne Rede über die erſte Burg des neuen geheiligten Menſchentumes in deutſchen Landen, mit dem Wunſche, daß auf vielen ſeligen Hügeln ähnliche Grâlsburgen des einzigen Heiles entſtehen möchten.

Die Rede, der Tag und die Gegend waren ſo ſchön, daß ein, nicht einmal unvermögender Sonderling ſich ſofort bereit erklärte, als erſter Patient einzuziehen. Das Haus ſei im Ziegelrohbau über den Winter durchgefroren, alſo wage er es, im Vertrauen auf ein zugfreies und trockenes Zimmer.

Nach und nach meldeten ſich ſieben Gäſte, alle als Mitglieder der beteiligten Vereine mit derart ermäßigten Preiſen bevorzugt, daß ſchon mit ihnen ein idealiſtiſches Defizit in die Sonnenhalle einzog.

Gewinnen tat nur einer: Zimbal. Der begeiſterte Wendelin fand hier das erſte Weib, welches an den Künſtler in ihm glaubte, und zwar, was ihn beſonders rührte, ohne ihn je auf der Bühne geſehen zu haben. Kunigunde Anatour. Sie gab ihm ſogar, nachdem er ihr beim Weihgeſang dicht am Ohr mit herzbezwingender zweiter Stimme gewaltige Gefühle wachgeſungen hatte, einen ſilbernen Crayon von ihrer Uhrkette zum Andenken, mit einem falſchen Rubin.

Wonnebebend nahm Zimbal das erſte Zeichen beginnender Künſtlerkarriere entgegen.

Kunigunde Anatour wurde ſeine Seelenfreundin, und da ſie nicht ohne ein Erbteil war, ſo kleidete ſie ihren Künſtler verhältnismäßig elegant und beſtritt die Koſten des Friſeurs.

(Fortſetzung folgt)

Der bunte Kranz von Wilhelm Schulz

Von Jakob Schaffner

Mit fünfzehn Zeichnungen von Wilhelm Schulz*)

Ach was, ewiges Leben! Was geht dich das ewige Leben an? Haſt du dich um das ewige Leben zu kümmern? Laß das ewige Leben doch zufrieden! Das ewige Leben wird ſchon mit ſich allein fertig werden. Ich will dir was ſagen. Das heißt, ich will dir gar nichts ſagen. Sagen: pfui Teufel auch, ſagen! Wer wird denn was ſagen! Da, trink, ſag ich, ſonſt ſag ich nichts.

Zum Trinken geht ein Krug herum,
Der bringet alle Sorgen um.

*) Aus „Der bunte Kranz" Ein Gedichtbuch von Wilhelm Schulz, München 1908, Verlag von Albert Langen.

Auch die allerdickſten. Auch die Sorge um das ewige Leben. Na alſo. Proſit, mein Sohn. Apropos, weißt du, wo der Vers her iſt? Nein, du weißt es nicht. Woher ſollſt du's auch wiſſen? Aus dem bunten Kranz iſt er her. Was das für ein Kranz iſt? Bunt halt, und ein Kranz! Wie ſo ein bunter Kranz eben iſt. Halt jetzt das Maul, ich muß dir jetzt ſagen, was es auf ſich hat damit, und was drin ſteckt. So'n bunten Kranz haſt du deiner Lebtage noch nie geſehen, Grasaff, der du biſt. Steig in die Kanne, Herrgottsdonnerwetter! Eins, zwei, drei! So, und jetzt ſchau mal her, daß du wieder was lernſt. Das iſt der bunte Kranz. Er iſt bunt vom Lieben, vom Trinken und von der Phantaſie, weißt du? Da iſt dir zum Beiſpiel ein Mädel und ein Fiedler, verſteht du? Das Bild und das Gedicht dazu. Das Mädel will, der Fiedler

ſoll ſeine Fiedel im Klee verſtecken, daß ſie nicht ſehen kann und nachher ausſchwatzen, was ſie miteinander angeben vor Liebhaben. Der Teufel ſoll mich holen, wenn das kein niedlicher Einfall iſt. Das iſt das Bild. Sie ſteht troſtmütig vor ihm und ſagt es ihm, ſagt es ihm einfach. Na ja, und er horcht ihr zu. Und drunten liegt das Dorf, das Neſt, und aus dem Neſt iſt das liebe Ding. Aber der Spielmann und die Wolke dahinter: wo die beiden her ſind, das weiß kein Menſch. Siehſt du wohl?

Aber wie es denn manchmal ſo geht: Spielleute haben keine Treue. Auch Kavaliere nicht. Da haſt du's: da reitet einer vorbei. Das arme Mädel ſitzt ſo ausgezogen, wie ſie von ihm kommt, auf einem Stein am Weg und reibt ihr Herz an ihrem Knie, weil ſie meint, ſie kriegt's ſo wieder ſauber. Aber der Kavalier hat überhaupt keins, nicht zum Reiben und nicht für ſonſt was. Hör' zu, was ſagt er zu ihr:

„— — — — Laß ab zu reiben,
Die Schand bleibt doch daran.
Wie ich dein Herz wollt leihen
Da hab ich nicht gedacht,
Daß ich es konnt' behalten
Die liebe lange Nacht."

Gott verzeih's ihm. Ei, ei, ſang die Schalmei. Oh, oh, klang das Hoboe. Nämlich da ſind wir ſchon beim Spuk von Lübbenau.

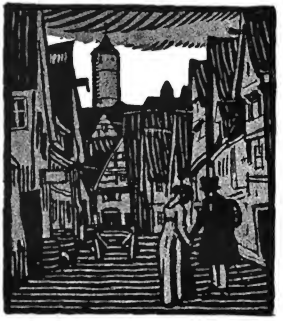
Im Stadthaus tanzten im Schritt und Schwung
Die Bürger mit Frauen und Töchtern jung.
— — — — —

Die Kerzen gaben ſo hellen Schein;
Um zwölf Uhr ſahen ſie trübe drein.
Da ſtand ein Fremder im Saale ſtumm,
Scheu blickten ſich alle nach ihm um.
Ei, ei, ſang die Schalmei.
Oh, oh, klang das Hoboe.

Aber die Weiber ſahen ihn gern, und die Bürgermeiſterin gab ihm, glaub' ich, zehn oder zwölf Tänze. Und weil er ſagte, um Eins müſſe er wieder weit von ihr ſein, ſo ließ ſie heimlich im Saal die Uhr zurückſtellen, was ſoweit ganz nett war von ihr. Jedoch:

Das ſchlug es draußen vom Turme dumpf:
Da ſprang dem Fremden vom Kopf der Rumpf.
Der grapſte ihn wieder raſch und ſchwand
Als wie ein Schatten an weißer Wand.
— — — —

Die Tänzer jagte der Schreck nach Haus.
Die Spielleut ließen voll Angſt und Graus
Die Inſtrumente im Saal zurück;
Von ſelber ſpielten die noch ein Stück.
Ei, ei, ſang die Schalmei.
Oh, oh, klang das Hoboe.



Iſt das nicht ein ganz beſonders feines Ding, das mit den Inſtrumenten, he? Halt's Maul, ſag ich, wenn ich rede. In die Kanne, eins, zwei, drei. Meinſt du, bring ich dir's noch bei, Satansbraten?

So, und da hätten wir die Brücke. Siehſt du wohl. Hat die Weibsperſon im Dreck aufgeleſen und auf die Höhe gebracht. Geht ſie ihm mit einem andern durch.

Ich war zu ihrem Glücke,
Di — trallala, die Brücke.

Baſta. Sonſt nichts. Kein Lamento.

Und jetzt ſiehſt du da die junge dralle Wäſcherin, wie ſie mit eingeklemmten Röcken an der Sonne ſteht und naſſe Jungfernhöschen auswindet. Ha, frag ſie mal, ob's ihr in ihrer Haut wohl iſt? Sie ſagt dir auch, was ſie am Abend tut. Aber du kriegſt deine Naſe nicht dazwiſchen, Musjeh. Iſt ſchon lang ein anderer eingeſtellt dafür.

Der Benno Meier iſt auch mit im Kranz:

Mein Freund, der Benno Meier, iſt
Ein Mann von ſtrengen Sitten:
Die Welt ſcheint ihm ein Haufen Miſt,
Drauf ſteht er in der Mitten
Und krähet als ein frommer Hahn.
Er möchte von des Laſters Bahn
Die böſe Menſchheit bringen.
Froh will ich ihn beſingen.

Gott helfe beiden, dem Sänger und dem Besungenen, daß dem einen die Kehle klingt und dem andern die Ohren gellen. Amen.

Hingegen vor der Sippe soll sich jeder in acht nehmen. Du auch. Du erst recht, denn du bist ein Gänserich und trägst das Herz im Schnabel. Sieh, wie sie da sitzen und die Messer scharf halten und schlimme Augen machen um den Tisch herum! Warum? Darum:

Er hatte drei blanke Dukaten von Gold,
Drum war ihm die schöne Magdlene hold,
Und als sie gerüstet das Hochzeitsmahl,
Da kam die Sippe in großer Zahl.

Schau her, wie da der Kerl das Messer am Tellerrand wetzt! Hol ihn der Teufel. Was geschieht?

Sie teilten sich lächelnd den armen Tropf,
Der Oheim nahm sich still den Kopf,
Die alte Muhme, die gute Frau,
Des Bräutigams Augen, so groß und blau,
Die Braut, die aß sein Herze rot
Und leise dann allen gut Mahlzeit bot.
Und seufzte und weinte drei Tage dann,
Und freite sich wieder einen Mann. — — —

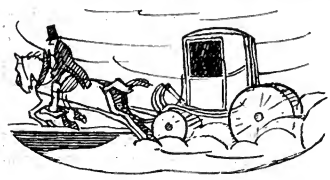
Ist nicht erst einmal dagewesen. Aber mit dem Tanzlied, da irrt sich einer. Der will, das Mädel soll mit ihm tanzen, und zwar rechtschaffen, daß ihre Röcke fliegen und er ihre Schuh und Strümpfe zu sehen kriegt. Will sie nicht, so hat sie krumme Beine. Ist soweit ganz recht. Aber wenn er mit ihr tanzt, so kriegt er von ihren Beinen über-

haupt nichts zu ſehen, ſondern die andern. Darin irrt er ſich alſo. Halt's Maul, wenn ich rede, ſag ich. In die Kanne. Eins, zwei, drei!

Dafür haſt du da jetzt auch ſeinem Vater ſeinen Sohn, nämlich den Jungen. Der Vater hat ſich am Galgen in der Verlegenheit von der Welt verabſchiedet. Dem guten Jungen träumt darauf, der Alte kommt vom Galgen zu ihm und bricht ſich einen Finger von der Hand und gibt ihm den zum Erbteil. Aber was paſſiert dem armen Hans Tippel? Der Finger fängt an, ihm zu winken.

Vor ſeinen Augen der Finger ſtand,
Als mit dem Traum der Vater ſchwand.
Der Finger winkte ihm Tag für Tag,
Auch wenn im Schlaf er ſtille lag,
Auch wenn er ruhte in Liebchens Arm,
Wenn froh er weilte im Freundesſchwarm,
Wenn er ſich mühte für kargen Lohn
Von früh bis abends in harter Fron —
Vor ſeinen Augen er immer ſah
Des Vaters winkenden Finger nah. — — — —
Er winkte und winkte, und winkte weit
Ihn bis zum Galgen, der einſam ſtand
Und traurig blickte auf Stadt und Land.

Darum danke Gott, Junge, daß ich dein Vater geworden bin und nicht irgend eine Galgenfrucht. Und jetzt freut's mich erſt recht, daß ich dir immer gleich mit der ganzen Hand gewinkt hab, hinter die Ohren nämlich, Naſeweis, vertrackter. Was hab ich dich gelehrt? Stehlen und Rauben? Nee! Parieren hab ich dich zuerſt gelehrt, und dann hab ich dich an den Werkbaum



geſtellt und hab dich arbeiten gelehrt. Und jetzt will ich dich noch trinken lehren, weil du das Alter haſt dazu, Grünſchnabel. Daß du mal eine rechte Hausfrau kriegſt, die Reſpekt hat vor dir. Eine Frau muß ſich der Mann ertrinken, jawohl. Wenn einer nicht trinken und rauchen kann, der kriegt ſein Leben keinen Reſpekt ins Haus. Das merk dir. Und darum:

Zum Trinken geht ein Krug herum,
Der bringet alle Sorgen um.
Sollſt dich nicht länger härmen.
Wenn dich dein Mädel nimmer mag —

Junge, geh mir nicht mehr den krummen Weg herauf mit deiner verzwickten Lene; ich kann's ſehen vom Schlafzimmer. Geh hinten durch, da ſind keine Augen. Und dann:

Was taugt denn Ruhm und Ehre viel!
Es iſt doch nur ein Narrenſpiel,
Nach dem man müd ſich rennet.

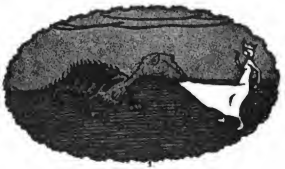
Zum Beiſpiel ſei froh, daß ich dich nicht hab ſtudieren laſſen auf der Univerſität. Jetzt wärſt du ein Stadtfrack ohne Blut und Augen, und hätteſt den Bazillus und wäreſt nervös. Und hätteſt nichts als ein biſſel Weisheit und Ehre. Aber was tut der Menſch mit Weisheit? Wozu iſt ſie gut, die Weisheit? Da ſteht's. Im bunten Kranz ſagt er's:

Wenn dir der Mund von Weisheit träuft,
So trink, damit die bald erſäuft.

Denn was dir heut oder morgen paſſiert, und was du laſſen oder tun ſollſt, das weiß ſie auch nicht. Das erfährt man immer erſt nachher. Allemal. Drum eſtimiert er ſie nicht beſſer als einen Wurf junge Katzen, nämlich zum Erſäufen. Überhaupt, was iſt wert? Nichts iſt wert. Daß die Welt ſchön iſt, das iſt wert. Kannſt's nachleſen im bunten Kranz. Und daß man kurioſe Ideen darauf haben kann. Auf alles andere iſt gepfiffen. Auf das Mädel iſt gepfiffen; die Liebe iſt das Gute daran; nicht das Mädel. Auf die Ehre

iſt gepfiffen obenweg, weil ſie mager macht. Auf das Geld iſt gepfiffen; es verdirbt den Charakter. Der mit dem bunten Kranz pfeift dir auf alles. Er kann es ſich leiſten. Er hat ſeine geraden fünf Sinne und einen guten Magen. Das macht alle Philoſophie überflüſſig. Philo-Philoſophie kommt immer aus ſauern Magenſäften. Außerdem hat er was rechtes gelernt. Das iſt noch ein Grund, darauf zu pfeifen. Siehſt du wohl. Aber das alte Gut, das hütet er; da iſt er wie der Teufel darauf. Nämlich, daß die Welt ſo ſchön iſt und das Leben ſo wunderlich. Und damit holla!

Trink, ſorg dich nicht, ein ſchlichter Stab
Bringt grad ſo ſicher dich ins Grab,
Als wenn du fährſt mit Vieren.
He, trink und trink und halt den Mund,
Mit Reden wollen wir die Stund
Beim Kruge nicht verlieren.



Der Wurstel / Von Per Hallström

Wir waren Spielkameraden als Kinder, er und ich. Ich war ein bißchen älter, bedeutend entwickelter und hatte ein bewegtes und unruhiges Phantasieleben; der kleine, zarte, blondhaarige und stille Fünfjährige erschien mir darum wenig unterhaltend. Ich suchte seine Gesellschaft nur dann auf, wenn gar nichts anderes zu Gebote stand und es galt, den unerhört langen Sommertag um jeden Preis totzuschlagen.

Dann war er leicht unten an der Bootbrücke zu finden, wo der Sonnenschein von den letzten Ringeln der Wellenschläge über den Schlammgrund in grüngelben Reflexen zurückgeworfen wurde, und wo es heller und traumhafter war als anderswo. Er saß meistens in einem kleinen Kahn, der dort zwischen der Brücke und einem Pfahl verankert lag, und schaukelte ihn hin und her, so daß das Wasser an die Bretter schlug und sang. So konnte er es unendlich lange treiben und immer nur zuhören. Er sagte, daß er „Fortfahren" spiele; wohin aber, daraus konnte ich nicht klug werden. Selbst durfte ich mich eigentlich dort nicht aufhalten, denn gleich davor war das Wasser tief, und es ging sogar eine Strömung zu einem engen felsigen Sund mit der ganzen großen Bucht dahinter, aber um ihn bekümmerte sich niemand. Nur seine Mutter war noch am Leben, oder jedenfalls zeigte sich kein Vater, ob er nun existierte oder nicht.

Ich setzte mir in den Kopf, daß er ein Seekapitän wäre und von der entgegengesetzten Seite der Erde ein großes Schiff, beladen mit Apfelsinen, Feigenkuchen, Muschelkästchen und Papageien, heim zu den Seinen führe. Aber es war ihm ganz unmöglich, über den steilen blauen Wasserberg hinaufzukommen, den der Erdglobus auf dem Schranke meiner Vorstellung deutlich gemacht hatte. Man nannte ihn Meer, und er lag nicht glatt da wie die Gewässer, die ich kannte. Wenn es ihm einmal gelänge, die Steigung zu überwinden, konnte ich mir kein beneidenswerteres Los denken als das des kleinen Erich, aber vorderhand tat er mir leid, da die Gleichgültigkeit seiner Mutter sogar der Beobachtung eines Kindes auffallen mußte.

Sie war ziemlich jung, sah hübsch, aber nicht gut und fein aus, und empfing oft Besuche, von Damen und Herren. Die ersteren nahmen den Kleinen in überströmender lauter Zärtlichkeit in die Arme, sowie sie nur ans Land gestiegen waren, baten um einen Kuß und schüttelten lachend ihre bunten Hutrosen und gefärbten Glaskirschen mitten in sein verwundertes und verschlossenes Gesichtchen, wenn er nein sagte. Gleich darauf ließen sie ihn wieder hinab, so wie man ein Gefäß wegstellt, und erinnerten sich nicht weiter an ihn. Die Herren scherzten witzig mit ihm und taten, als wenn sie ihn für einen erwachsenen Mann hielten, was ihm sehr schmeichelte und Spaß machte. Einige boten ihm Zigarren an, und einmal ließ er sich narren, eine zu rauchen, bis ihm ganz schlecht wurde. Andere versteckten ein Zehnöre stück in der Hand und zauberten es ihm mit ein paar Schlägen aus seinem prallen Körper, um es ihm dann als sein Eigentum zurückzugeben. Erich grübelte über die Geheimnisse seiner Natur, starrte die Münze an und freute sich darüber. Aber gewöhnlich verlor er sie wieder, bevor ihm noch jemand geholfen hatte, Gebrauch davon zu machen.

Ganz allein war er jedoch nicht. Hinter ihm auf dem Rücksitz des Bootes saß eine Puppe, eine Art Policinell mit weiten, weißen Hosen und einer traurig-lustigen Physiognomie. Die Nase war zerschlagen und die gemalten Augen waren von der Feuchtigkeit verwischt, ebenso wie die Bogenlinien des rosenroten Mundes. Ich weiß nicht, was für einen Charakter der Wurstel ursprünglich hatte, aber nehme an, daß er wenig an Persönlichkeit besessen hat, nur die langweilig-steife Lustigkeit, die den Typus auszeichnet. Aber die Schicksale und Prüfungen des Lebens können manchmal sogar aus einem Wurstel etwas machen; dieser hatte eine Seele bekommen.

Er war durch und durch treuherzig, ohne Falsch, gemütlich und freundlich angelegt. Fröhlich war er nicht, dazu hatte er schon zu viele Püffe bekommen, aber er war der Mann, alles mit trotzigem Gleichmut hinzunehmen. Fein war er auch nicht, aber sein schmutziges Gesicht war von allzulangen Küssen so geworden und von der einen oder anderen Träne in der Dunkelheit im Bett. Die ersteren hatte er ebenso freundlich erwidert, wie sie gegeben wurden, die letzteren hatte er für sein Teil zurückgedrängt, weil er es töricht und unpassend fand, derlei nachzugeben. Er war ein guter Kamerad und ein gutes Vorbild gewesen, und wie er jetzt in der Sonne am Steuer saß, sah er aus wie ein Lotse, auf den man sich verlassen kann.

Das wäre auch nötig, dachten die Leute, die vorbeigingen und ſich Sorgen machten, weil ſie den kleinen Beſitzer beſtändig im Boot ſahen. Manchmal warnten ſie ſeine Mutter, aber ſie warf nur den Kopf zurück, ein wenig geärgert über die Einmiſchungen und auch darüber, daß man ſonſt nie ein Geſpräch mit ihr anfing.

„Er iſt daran gewöhnt," ſagte ſie, — „und er paßt ſchon auf. Ich begreife übrigens nicht, warum er immer da ſitzt."

Aber Erich fand viel zu ſeiner Unterhaltung. Er trällerte im Takt zum Schaukeln und ſchien unendlich viel an dieſer einfachen Muſik und der Begleitung zu finden, die die Wellen beiſteuerten. Er lag über den Bootsrand gebeugt und blies durch ein Schilfrohr ins Waſſer, auch von dieſen Lauten ganz bezaubert. Er ſaß mit dem Wurſtel in ſeinen Armen da und ſchaukelte ſich ſtundenlang hin und her in einer geträumten Fahrt über große Wellen, weit, weit weg über das ſonnenglitzernde Waſſer. Oder er angelte auch, mit einer Schnur ohne Haken, in der ernſten Zuverſicht, daß ein wunderbarer Fang der Lohn ſein würde, wenn er nur aushielte.

Dennoch war es ſehr leicht, ihn zu etwas anderem zu bekommen, wenn es mir beliebte. Er folgte wie ein kleiner Hund und machte alles nach, was ich tat, gewöhnlich ohne recht zu verſtehen, um was es ſich handelte. Er war wohl eigentlich eine praktiſche und einfache Natur und hätte gar nicht geträumt, wenn man ihn nicht ſo ganz allein gelaſſen hätte — vielleicht war er auch muſikaliſch, wie dies bei ſolchen Naturen oft der Fall iſt, aber ohne das Bedürfnis, ſich im Spiel unruhig und naiv ins Leben hineinzuraten.

Einmal riß ich ihn doch ganz mit, und das wurde ein großer Schmerz für ihn.

Es kam manchmal bei mir vor, daß ich Dinge in die Erde vergrub, Spielſachen oder kleine gefundene Gegenſtände, die in die Augen ſtachen. Ich vermute, daß dies bei Kindern ein ſehr häufiger Trieb iſt, was ihm auch zugrunde liegen mag. Die Geheimniskrämerei ſpielt ihre Rolle: niemand ſoll etwas davon wiſſen, niemand außer einem ſelbſt ſoll den Platz kennen und ſo weiter. Daraus läßt ſich viel Genuß ziehen. Es iſt auch etwas von primitiver Sehnſucht nach dem Tragiſchen dabei, — hineinlegen und Erde darauf ſchütten und denken: Jetzt iſt es fort für immer. Das gibt eine Art ſüßen Schauer und hängt mit der äſthetiſchen Vorliebe für traurige Verſe und unheimliche

Märchen zuſammen, die phantaſiebegabten Kindern eigen iſt. Es iſt ein unſchuldiges Vorſpiel zu jenem Kult der Zerriſſenheit, der ſeine Orgien ſpäter in der Jugend feiert.

Aber ich erinnere mich, daß es auch noch etwas anderes war: dieſe verborgenen Dinge ſollten nicht immer verborgen bleiben. Einmal, in ferner, ferner Zeit, ſollten ſie von anderen Kindern wieder gefunden werden, die zufällig da grüben. Man genoß die Vorſtellung ihrer Schatzgräberfreude, und es bewegte einen myſtiſch, ſich ihre Gedanken auszumalen, wie ſie raten würden, wer wohl dieſe Koſtbarkeiten vor langer, langer Zeit dort niedergelegt hätte. Es war in dem Spiele etwas von der ſoviel traurigeren Unruhe der Erwachſenen, auf die Nachwelt zu kommen, nicht ganz aus ihr zu verſchwinden mit ſeinem verklungnen Schickſal. Man ſpielte die Leidenſchaft des Ehrgeizes ſo gut wie irgendein Imperator oder Dichter, nur mit dem Unterſchied, daß man alles vernünftigerweiſe ſogleich vergaß und ſich die ganze Zeit viel beſſer dabei unterhielt.

Wir hatten uns mit derlei beſchäftigt und irgendwelchen Plunder eingegraben, Erich und ich, feierlich, flüſternd, obgleich niemand in der Nähe war, die Hände zitternd vor Eifer und ſchmutzig von Erde. Ich ſprach von der Bedeutung des Vorhabens — und Erich erfaßte ſie tief —, von der fernen Zeit und den fernen Geſchlechtern, denen es Freude bringen würde. Erich folgte, ſo gut er konnte, und wollte die Namen der unbekannten Kinder wiſſen. Er war tief ergriffen, ſein Haar ſträubte ſich, und ſeine Wangen glühten. Uns gegenüber im Gras ſaß ganz gemächlich der Wurſtel mit ſeinen weiten Hoſen, er war nie weit von ſeinem Beſitzer entfernt und lächelte ſein gewohntes ruhiges Lächeln und ſah wehmütig und nachdenklich zu.

Da bemächtigte ſich Erichs der Wunſch, auch etwas für die Nachwelt zu tun. „Will den Hanſel eingraben", ſagte er ſtammelnd und errötend.

Dieſes war etwas Unerhörtes, denn einerſeits wußte ich, wie lieb er den Wurſtel hatte, anderſeits war dieſer nicht wie irgendein hergelaufener Jemand, den man nach Gutdünken behandelte, ſondern eine angeſehene perſönliche Bekanntſchaft. Ich erhob Vorſtellungen.

„Das geht nicht", ſagte ich. „Hanſel iſt zu fein. Das darfſt du nicht. So etwas gibt man nicht fort. Deine Mama wäre übrigens ſehr böſe darüber."

Es zuckte um ſeine Lippen. „Sie mag den Hanſel nicht“, ſagte er. „Niemand mag den Hanſel. Nur ich“ — fügte er mit noch flammenderen Wangen hinzu. „Aber jetzt mag ich ihn auch nicht. Jetzt will ich nur graben.“

„Aber wenn du das tuſt, dann merke dir, daß du ihn nie wiederſehen wirſt, denn das, was man hineingelegt hat, wieder ausgraben, das — das kann man nicht. Das darf man nicht, das *geht* einfach nicht.“

Das ſtand als unerſchütterliche Gewißheit vor mir, ohne daß ich irgendeinen Grund dafür angeben konnte. Sonſt wäre ja das Ganze ein leeres Spiel geweſen wir alle anderen.

Aber Erich war hartnäckig und feſt und beſtand auf ſeinem Wunſch, wenn er auch bei dieſem: nie, nie mehr! ein wenig zitterte. Er packte den Wurſtel und ſchleuderte ihn unſanft zu Boden, ſo daß das Geſicht nach unten fiel. Damit hatte er gar keine Waffe mehr, denn nur in ſeinem guten Ausſehen hatte er ſeine Stärke gehabt. Eine Grube für eine ſo anſehnliche Koſtbarkeit herzurichten, war an und für ſich ein großes Vergnügen, das ich mir jetzt nicht mehr zu verſagen brauchte.

Wir machten ſie tiefer als ſonſt und arbeiteten wie die Maulwürfe. Als alles fertig war, legten wir Hanſel der Länge nach hinein. Es war ein bißchen unheimlich, die erſte Erde auf ſein freundliches, blaſſes Clowngeſicht fallen zu ſehen, aber dann ſehr luſtig, das Ganze zuzudecken und den Platz wieder glatt und nett zu machen. Dann waren wir ſo müde, daß wir viel weniger empfanden als gewöhnlich und ohne weitere Spekulationen Hanſel da ließen, wo er war. Wenn ich mich dann ſpäter an ihn erinnerte, ſtand ſein Ende als etwas ſehr Trauriges vor mir, und ein gewiſſes Schuldgefühl klebte an meinen Händen.

Aber das war ein Nichts gegen das, was ſein Herr fühlte. Denn es berührte vielleicht alles, was an Gefühl in ihm entwickelt war. Von dem guten Wurſtel hatte er nie etwas anderes als Liebes erfahren, ſtets war er bereit geweſen, ihm Geſellſchaft zu leiſten, wenn er eingeſperrt war, bereit, ihn zu tröſten, ſo gut er konnte. Im Boot hatte er ſeine Fahrt zu unbekannten und ſeligen Gefilden gelenkt. Er war ſtill und oft unbeachtet geweſen, aber jetzt merkte man am beſten, was er wert war und was er bedeutet hatte.

Als ich Erich nach ein paar Tagen wiederſah, fand ich ihn müßig und trübſelig, mit einem Blick von ſo wunderlich ſchwermütigem und ſcharfen Ernſt, daß er ſelbſt meine flüchtige Kinderreflexion wachrufen mußte. Er ſaß da und

schaukelte das Boot plätschernd hin und her wie gewöhnlich, aber jetzt war kein Vergnügen dabei, denn er horchte keinen Lauten, und das Fahrzeug ging nirgends hin. Es lag nur, wo es lag, zwischen dem Pfahl und der Brücke, wie ein armes gefesseltes Tier.

Als ich ihn fragte, was er habe, antwortete er nur: „Ich bin so allein," und er wiegte und wiegte sich, den Blick in den Schoß geheftet.

Da schlug ich ihm vor, hinzugehen und Hansel wieder auszugraben, und es zuckte in seinem ganzen kleinen Körper, so als ob jede Fiber sich rein physisch nach der Berührung gesehnt hätte. Aber eine so männliche kleine Seele war er, daß er zauderte, ob es auch recht sei, einen gefaßten Beschluß umzustoßen — doch es war nicht allzu schwierig, seine Skrupel zu überwinden.

So wanderten wir denn von dannen, um zu suchen, aber das hätten wir nicht tun sollen.

Das Ortsgedächtnis der Kinder kann erstaunlich sicher sein, aber auch sehr launenhaft, und nun wollte ein tückisches Schicksal, daß wir vergessen hatten. Wir suchten und suchten Hand in Hand mit immer tiefer gebeugten Rücken. Wir glaubten, das Gras müsse schon über der Stelle gewachsen sein, oder die Erde hätte ihr Angesicht verändert; Hansel war und blieb verschwunden. Und waren wir früher hart und gefühllos gewesen, so ließen wir jetzt beide seinem Andenken Gerechtigkeit widerfahren, wie wir da umherirrten in einer Welt, die für uns sehr leer geworden war. Hansel wurde eine Mythe, ein Wunder an Anmut und Talenten in meinen tröstenden Worten, die denselben Nutzen taten wie wohl alle solchen Worte: schließlich schluchzten und weinten wir. Aber mein Kummer war natürlich nicht ganz so echt und selbst gefühlt und war bald wieder vergessen.

Ich weiß nicht, wie es mit dem Erich war, denn ich sah ihn nie mehr wieder. An einem regnerischen und grauen Tag ging er wie gewöhnlich zu seiner Brücke hinunter und kam nicht mehr zurück. Es war wohl die Schlüpfrigkeit dort, die die Schuld trug, und dann die Tiefe und die Strömung, die immer weiter und weiter hinabzog in das weiße, lohende Seegras — genug, niemand sah einen Schimmer des kleinen Wesens wieder.

Die Mutter machte eine Szene, lief barhäuptig ein kleines Stück den Strand hinab, mit ausgestreckten Armen und rief ein paarmal: „Mein Kind, mein Kind!" mit einem wunderlichen leeren, ungewohnten Tonfall, in dem das

Raſcheln der Kieſelſteine, über die ſie lief, hineinſcharrte. Sie ging auch an den Waſſerrand und machte ſich die Zeugſchuhe naß, aber kehrte wieder um, als niemand ſie zurückzuhalten ſuchte. Die Erwachſenen tadelten ſie rückhaltlos wegen der Vernachläſſigung ihrer Mutterpflichten und ihrer mangelnden Liebe. Man erinnerte ſich, daß der Kleine nicht einmal ordentliche Mahlzeiten gehabt hatte, ſondern wie ein kleines Kätzchen in der Küche kam und ging, wenn der Hunger ſich einſtellte. Man beobachtete, daß ſie ſo gut wie gleich wieder ihre gewöhnlichen abſcheulichen Beſuche empfing und unter ihren Trauerhut mit den Stoffblumen von überzogenem Draht ebenſo flach und lärmend lachte wie früher. Und die Auffaſſung verbreitete ſich auch unter den Kindern, daß dem armen Erich ſehr großes Unrecht geſchehen ſei, er wäre ein ungewöhnlich lieber kleiner Junge geweſen und es wäre gut für ihn, daß er dahingegangen ſei.

Damit beruhigten ſich alle ziemlich leicht, und es ſchien auch mir, daß ſeine Geſchichte zu Ende und vergeſſen ſei.

Das war ſie auch im großen ganzen, aber doch nicht völlig.

Eines Tages ſah ich die Mutter oben im Walde herumgehen, wo ich mich aufzuhalten pflegte. Es war regneriſches Wetter, und ſie wollte offenbar angeln gehen, denn ſie hatte einen kleinen Spaten und eine Anchovisbüchſe mit und grub nach Würmern. Ich erinnerte mich plötzlich an meine „geſchützten“ Gebiete und lief hin, zu verhindern, daß ſie geſtört würden, und um zu ſehen, wie viele Würmer ſie im übrigen finden konnte. Sie trug in der Näſſe nichts von ihren neuen Trauerkleidern, was mir ſehr herzlos von ihr vorkam. Es koſtete mir darum Überwindung, ſie anzuſprechen, aber ich bat ſie doch auf jeden Fall, den kahlen Fleck im Graſe neben der kleinen Tanne nicht zu berühren, auf den ſie gerade ihren Spaten richtete.

„Na, warum denn?“ — fragte ſie und ſah mich mit einem, wie mir ſchien, brennenden und erſchreckenden Blick aus ihren braunen Augen an. Sie hatte die Gewohnheit, ſie förmlich klatſchend und direkt auf den zu richten, mit dem ſie ſprach, und dann den Blick zu etwas erſtarren zu laſſen, was Zurückhaltung ſein ſollte. Es war eine Art von Koketterie, wie ſie dumme, junge Frauen oft auszeichnet, aber ihr Zauber war an ein Kind verſchwendet, für das ſchon das Fehlen eines freundlichen Leuchtens beinahe Härte bedeutete.

„Ich habe dort etwas hineingelegt“, ſagte ich, unangenehm berührt.

„Und was denn? Nein, ſolche Kinder!"

„Das — weiß ich nicht mehr."

Ich wußte es auch wirklich nicht, aber im ſelben Augenblick ſtieg das Bild vor mir auf. Der tote, kleine Erich mit zitternden Händen, der Wurſtel, der auch ſterben mußte, — hatten wir ihn nicht gerade hier niedergelegt?

Ja gewiß, da mit dem Spaten kam ein plumper, weicher und feuchter Gegenſtand hervor, faſt unkenntlich unter all der klebrigen Erde, aber doch Hanſel. Die Tränen ſtiegen mir in der Kehle auf, ohne daß ich recht wußte, warum, aber ich war doch neugierig zu ſehen, wie er ſich verändert hätte und ob etwas an ihm ſich gleichgeblieben wäre.

Die Frau beugte ſich hinab und ſtaubte ihn mit den Fingern ab. „Eine Puppe", ſagte ſie. „Nein, was dieſen Kindern einfällt."

Und ein neuer Blick trat in ihre Augen, der in ſeinem lächelnden Einverſtändnis noch unbehaglicher und beunruhigender war und zudringlich wie eine Berührung. — „Die müſſen wir uns anſchauen!"

Da ſtarrten Hanſels ehrliche Augen durch die Erde zu ihr empor, und das Geſicht in ſeinem Schmutz war noch fahler, als da wir es eingruben, Erich und ich, und das Ganze noch unerklärlicher und unheimlicher als damals.

Aber es kam wunderlicher.

Die Frau zuckte zuſammen, warf den Spaten weg und umklammerte mit beiden Händen das unförmliche Bündel, ſank auf die Kniee und ſah nur .... Der roſenrote Mund des Wurſtels lächelte ſie ungelenk an, die Glieder hingen ungelenk herab. Er ſah aus, als könnte er kein Wort zu ſeiner Verantwortung ſagen.

Aber wenn er Worte gehabt hätte, was hätte er da wohl geſagt!

Die Frau riß Hanſel an ſich, ſo ſchmutzig er war, und küßte ihn. „Herrgott", ſchrie ſie, „Herrgott!"

Und jetzt hätte auch ein Erwachſener in ihrer Stimme keinen falſchen Ton gefunden.

Die Plötzlichkeit der Begegnung mit dieſem wohlbekannten Spielzeug, von dem ſie wohl geglaubt hatte, daß es dem Knaben hinab in die Tiefe gefolgt wäre, das kindlich Unmittelbare der Phantaſtik hatte ſie überrumpelt. Wie die Puppenleiche ſo verlaſſen vor ihr lag, mußte ſie ihr das Bild einer anderen kleinen Leiche vor Augen führen; ihre Not war eines anderen Not. Ihre Seele, denn

auch für ſie bekam ſie jetzt eine Seele, eine andere kleine Seele, auch ſie verzweifelt einſam und von Leere und Finſternis bedrückt.

Sie preßte alles in ihre Arme und jammerte darüber und über ſich ſelbſt, und vielleicht begriff ſie in dieſem Augenblick mehr als früher in ihrem ganzen Leben.

„Herrgott! Wie naß und kalt! Sein kleiner Hanſel! Wie iſt er hergekommen?"

Das letzte war an mich gerichtet. Es fügte ſich nur ſchwer zu verſtändlichen Lauten, und ſchwer war es auch für mich, eine Antwort zu geben. Das traurige Ausſehen und Schickſal der Puppe — etwas anderes begriff ich nicht — und die Bewegung der Erwachſenen erſchütterten mich tief. Nur der Gedanke, daß ſich mich für einen Dieb halten könnte, zwang mich zu ſprechen.

„Er hat ihn eingegraben. Er wollte es ſelbſt. Er ſagte, daß niemand den Hanſel mag."

Das hätte er jetzt nicht geſagt, wenn er hätte ſehen können. Sie ſaß ganz weiß da und preßte die Puppe bald an ſich, bald ſah ſie ſie an, als wäre ſie unendlich koſtbar. Die ſtarre Miene des Wurſtels, die ſonſt ſo ſympathiſch war, wurde angeſichts dieſer Gefühlsäußerungen unheimlich und abſtoßend; ſo ſteht es auf jeden Fall jetzt vor mir, wenn ich dieſe Szene ſehe. In ihr iſt Ironie und Grauſamkeit.

Damals ſah ich nicht lange zu, denn ich hatte es eilig, fortzukommen. Aber die Frau ging erſt viel ſpäter heim, die Puppe unter dem Mantel, eng an ihre Bruſt gedrückt.

Ich weiß nicht, wielange ſie bei ihrer Natur daran feſthielt, und ob die Puppe vielleicht noch heute in einer Lade liegt und die Erinnerung an ein Kind durch die Jahre bewahrt. Wahrſcheinlich nicht. Aber damals, in jenem Augenblick hatte der kleine Ertrunkene einen warmen Platz, und ſein Schatz war in ſehr guter Hut. Er bedeutete für die, die ihn fand, viel mehr, als jemand von uns hätte ahnen können, als er im Spiel der Nachwelt ſein ſchweres Opfer darbrachte.

Der gute Europäer und der Orient

Von Professor A. Mez

Die europäische Kultur ist die Kultur kleiner Verhältnisse. Die hervorstechendste Eigenschaft, welche der länger schwingende Rhythmus größerer Erdteile nicht so aufkommen ließ, ist eine gewisse Pedanterie. Ihre Inkarnation ist der Beamte, um dessen Unbestechlichkeit uns Asien und Amerika zu beneiden vorgeben. Nirgends sonst herrscht so viel Gerechtigkeit, ist zwischen Kauf und Verkauf so wenig Sünde, geht der Verkehr so pünktlich und sicher. Niemand aber ist auch so ein ängstlicher Sklave der Zeit, selbst in Spanien und Süditalien hat das Volk es verlernt, so freiherrlich gelassen eine Zugverspätung hinzunehmen wie der Amerikaner und der sonst gar nicht nervenstarke Vorderorientale. Das pedantische Abrechnen mit dem Schicksal, das Prickeln kleiner Gewinne und Verluste schafft eine Unsicherheit, die oft nach vorne durchgeht in unruhiger Geschäftigkeit. Der Orient und Amerika treffen sich wieder in einem Fatalismus, jener mehr in der lässlichen, dieses in der aktiven Färbung. Von der geheimnisvollen Verwandtschaft der großen uneuropäischen Kulturen zeugt es, daß Amerika als einzige philosophische Frucht den spießbürgerlichen Sufismus Emersons und Thoreaus getragen hat, und daß heute das Buch der Bostoner Welt die Rubaajât des Omar Chajjâm sind. Für dessen Mystik ist das Gehirn Europas zu blank geputzt.

Bei uns hat die Gewissenhaftigkeit des Denkens sich mit der anderswo fast gar nicht vorhandenen Gabe des plastischen Schauens zu etwas Entzückendem verbunden, der Wissenschaft, die in ihrer welterobernden Gestalt rein europäischen Blutes ist. Die Leidenschaft der Erkenntnis hat auch in anderen Zonen oft rührenden Ausdruck gefunden, den zur Wissenschaft gehörenden Sinn für Vereinfachung hat der Orient sogar sehr stark gehabt (die Erfindung der Buchstabenschrift, der Zahlenstellen, die arabische Sprachlehre mit ihrer genialen Verwendung des Paradigmas), aber nur in Europa haben sich die Mittel vereint: Die männliche Ehrfurcht vor den Dingen und die weibliche Neugier nach ihrem Woher und Wozu, die Abenteuerlust nach neuen Provinzen und das Bedürfnis nach trockener geistiger Luft.

Das Schloß des Wissens mit seinen dunkeln Kammern und sonnigen Hallen, seinen heimlichen Wendelsteigen und feierlichen Staatstreppen, mit seinen kindlichen Grundlinien und den Schnörkeln voll eigensinnigster Künstlichkeit ist so lustvoll, daß dem, welcher „von Natur des Verstehens bedürftig ist", nicht erst die Wirtschaftsgebäude der Technik seinen Wert als Lebensreiz bezeugen müssen.

Wie sich die beiden Binnenseekulturen, die des Mittelmeers und der Ostsee, dabei ergänzen, ist das Hauptproblem der innereuropäischen Geschichte. In manchen Gebieten des Denkens haben sich der fliegende Holländer und der listenreiche Odysseus überhaupt noch nicht gegrüßt.

Die europäische Philosophie hat dagegen, soweit sie nicht in Wissenschaft und Erkenntnistheorie stecken bleibt, nur orientalische Systeme variiert — bis zum „Antichrist". Im Orient hat das metaphysische Denken glücklichere Zufälle gehabt, es wurde vor allem von Köpfen getragen, welche die Welt kannten und auch praktisch über ihr standen. Nietzsche hätte den Willen zur Macht nicht so hoch schätzen können, hätte er je in seinem Leben irgendeinem etwas zu befehlen gehabt. Mit dieser Kindlichkeit hat der Meister für seine Freiheit von Untergebenen gezahlt.

In dem großen Gebiete, das bei uns durch Schwachköpfe diskreditiert ist und armselig Okkultismus heißt, haben wir vom Orient noch die Anfangsgründe zu lernen, über die er allerdings selbst noch nicht weit hinaus ist. Da gilt es, Tausende von Maschinen und Künstlichkeiten, auf die wir heute stolz sind, als Umwege erkennen, aus individuellsten Mitteln ein intensivstes inneres und äußeres Glück zu schaffen und zu der einzig wirklichen Freiheit zu kommen: Herr über die sogenannte Welt und Weiser zu sein, Alexander und Diogenes. In der bisherigen Menschheitsgeschichte waren diese beiden Dinge nur durch trügliche Worte zu vereinigen. Religion in orientalischem Sinne haben in Europa die Iren und die Russen, dann am ehesten die Franzosen. Das zeigt ihr Mittelalter, ihre Heiligen, ihre Orden und Stiftungen und die Religion, womit ihre Atheisten die Religion auf die Hörner nehmen. Der Mittelmeerglauben war immer ein Ding für sich, vor allem ein Ventil des starken Zeremonialbedürfnisses. Die germanischen Völker haben ihre Religion noch zu finden, ihre Hauptleistung war bis jetzt der Protest gegen die alte Form der Frömmigkeit, vor allem dadurch, daß sie die Welt gewannen und Schaden nahmen an ihrer Seele.

Das Eheproblem hat der Orient nicht viel anders gelöst als Europa, die vielberedete Polygamie wird meistens durch leichte und häufige Scheidung geübt. Nur macht die Sitte, der gegenüber die bei uns ganz falsch betonten ökonomischen Bedenken stets ohnmächtig sind, frühe Heirat zur Pflicht, so daß es fast keine Junggesellen und unverheirateten Mädchen gibt. Trotzdem steht die Prostitution, entgegen der Logik unserer Harmlosen, in Blüte, an einigen Orten hat sie, wenn auch pedantisch und roh, ihr Ziel wenigstens ins Auge genommen: die Liebe zur Kunst zu machen. Sehr selten in ihrer langen und breiten Geschichte hat die orientalische Kultur die Hausfrau und Mutter aus ihrem schönen Reich herausgezerrt und zur Gesellschaftssklaverei zum Beispiel unserer Beamten- und Offiziersfrauen genötigt. Sie hat auch nie Genuß darin gefunden, Mann und Weib über Wissenschaft, Literatur, Kunst und Sport reden zu lassen, mehr oder weniger mit Ausschluß des Erotischen. Darum hielt sie sich wie die griechische Antike für die Geselligkeit die besonders dazu vorgebildete Hetäre. Vielleicht deshalb hat der Orient aber auch kein Verständnis für das, was wir pikant nennen.

Schon den alten Griechen, die sich gewiß nicht wie Friesen unterhielten, war aufgefallen, daß die Araber die ganze Nacht hindurch schwatzten, daß man einem arabischen Flötenspieler eine Drachme geben müsse, daß er anfange, und vier für's Aufhören, und daß man einen arabischen Boten überhaupt nicht mehr losbekomme. Der Orientale leidet am horror vacui, er achtet die stillen Stunden seines Nächsten nicht, weil er selbst kein Bedürfnis hat, allein zu sein. Sogar die Eremiten, die als höchste Buße die Einsamkeit erfunden hatten, taten sich wieder zu Klöstern zusammen. In Europa wurde man Einsiedel in der schwermütigen Lust, dann in der besten Gesellschaft zu sein. Da hat aber auch die unerreichte Erzählungstechnik des Orients ihren Grund.

Trotzdem wir auf unserer kleinen Halbinsel nichts zu verschwenden noch zu versäumen haben, sind die äußeren Verhältnisse Europas so unklar und verzwickt wie in einem Narrengeschäfte. Die fruchtbarsten Kräfte verschlammen in der Zwergwirtschaft der einzelnen Staaten mit ihren chinesischen Mauern von Zöllen und spezifischer Verwaltungsschablone — alles orientalische Erbschaft, die wir uns eigentlich nicht leisten können.

Die Menschen ganzer Länder verelenden an Luxusindustrien, einer contradictio in adjecto und einem Zerfallsprodukt des Orients, während dem

Gemüse- und Obstbau die Hände fehlen. Man läßt in heißen Monaten die Felder ausdörren und den Fluß unfruchtbar nebenher ziehen, ohne ihn zur Hilfe zu rufen, so daß man sich vor jedem Nilfellachen schämen muß.

Ganz uneuropäisch ist der Luxus, der Komfort ist spezifisch englisch. Dieser summiert die Forderungen eines blassen Landes und einer schwerblütigen Rasse, ein Leben, das erst ausgepolstert werden muß, um erträglich zu sein. Er hat sich mit den englischen Moden, den music halls und dem Gentlemanideal über den Kontinent gelegt. Dessen reichgewordenem Pöbel steht er ganz leidlich zu Gesicht, da er keinerlei geistige Qualitäten verlangt. Der Luxus will wenigstens die ungebremsten Nerven des Orientalen, über welche das Köstliche wie Meereswellen hereinbrechen muß. Als Gott mit purpurnen Segeln unter goldenem Baldachin zu fahren, wäre auch dem einen oder anderen Italiäner des Rinascimento angestanden, — die silbernen Ruder der Kleopatra, die sich nach dem Schall der Zithern, Flöten und Schalmeien in den Kydnus tauchten, gehören nur dem orientalischen Empfinden an. Ebenso die dreihundert Silberkübel, die ums Jahr 1000 n. Chr. ein persischer Reisender bei einem reichen Juden in Kairo sah. Der hatte Bäume hineingepflanzt und diese so auf dem Dach seines Hauses aufgestellt.

Der ächteste orientalische Luxus ist der der Beleuchtung, und das erklärt die ganze Richtung der asiatischen Augenfreude auch in der bildenden Kunst. Beim Empfangsmahl derselben Kleopatra setzte den Antonius, der auf allen hohen Schulen des europäischen Genusses studiert hatte, „nichts mehr in Staunen als die Menge der Lichter, die von allen Seiten so unzählig schimmerten und so mannigfach angeordnet waren, bald in Vierecken, bald in Kreisen, daß dieser Anblick einer der herrlichsten und sehenswürdigsten war."

Wenn neunhundert Jahre später der Sultan Chumaraweih feierlich seinen Palast in Altkairo verließ, schritten ihm tausend Schwarze voran, mit eisernen Schilden, in schwarzen Kleidern und Turbanen, „so daß sie aussahen wie ein schwarzes Meer, wohinein ihre Schilde und Schwerter blitzten." Und als eine der schönsten Flußbeschreibungen gilt dem arabischen Auge der Vers eines Dichters aus der Hohenstaufenzeit:

„Der Nil zitterte unter der Luft wie ein Degen in der Hand."

Dazu gehört auch die zitternde Empfindlichkeit für edle Steine, die bei uns nur Snobs à la Dorian Gray ahnen und wahnsinnige Künstler wie Stauffer haben.

Im Guten bringen wir es höchstens zum Prachtvollen, im Schlechten zum Protzen. Diesem und dem sterilen Komfort entgegenzutreten, verlangt vom Europäer seine beste Tradition: der Garten des Epikuros, in welchem die Freunde, „welche die Lust als das Lebensziel ansahen, von den einfachsten und leichtesten Speisen lebten," die prachtvoll aufschießende Gehirn- und Gemütskultur des Mittelalters, die getragen war vom Fasten und Beten der Edelsten, und die einfache äußere Art der romanischen Völker zu der Zeit, da ihre besonderen Anlagen in der schönsten Blüte standen. In trockener Luft, auf ungemästetem Boden reift der herbe Wein der feinen europäischen Sinnlichkeit. Und wenn wir dann in reichen Zeiten einmal einen monumentalen Stil der Lebenskunst bekommen, wenn die großen Gedanken und großen Leidenschaften wieder als Götter mit silbernen Füßen über die Erde gehen, dann wird es neue Feste geben, — die ersten ächt europäischen.

Wir kennen nur die schlichte Würde, die grandiose ist uns versagt. Wie anspruchsvoll da auch rein äußerlich der Orient ist, möge die Geschichte vom Perser- und vom Türkenkönig zeigen. Die hatten einmal an einer Brücke vor der Front ihrer Heere eine lange Unterredung. Nachher war das allgemeine Urteil, der Türke sei „säulenhafter" und wundervoller gewesen, von den zwei Pferden aber das des Persers. An jenem habe sich nichts bewegt als seine Zunge, sein Gaul jedoch habe einen Fuß aufgehoben und einen anderen niedergesetzt. Das Pferd des Perserkönigs war wie gegossen, während er seinen Kopf bewegte und mit der Hand zeigte.

Als Europäer fühlt sich heute neben wenigen geistig Weitgereisten nur der kontinentale Hochadel, wie die Arenberg, Sagan, Castellane. Die andern wollen, trotzdem jede Töchterschule in fremden Zungen redet, trotz den schwitzenden Herden der Italienfahrer, trotzdem ein Bädeker für Weltreisen in Vorbereitung ist, trotz der Sommerfrische in Norwegen und der Winterkur in Ägypten und Algerien, also trotz aller Gelegenheit zur Kulturvergleichung, stets sofort „Menschen" werden, sobald sie einmal aus der vaterländischen Haut fahren. „Der Mensch" aber ist ein heiliger Begriff, religiösen Ursprungs, der Gegensatz zu Gott. Praktisch weiß ihn die Naturwissenschaft zu verwerten, für alles andere Denken ist er ein unklares Wort, eine entfernte Sonne, die wir vielleicht nach fünfhundert Jahren ins Auge fassen können. Sein ernsthaftes Weltbürgertum gehört zum Biedermaierischen und Vergänglichsten

an Goethe, — zum Wertvollſten an Bismarck, daß er ſich im Alter als Europäer bekannt hat.

Wie zur Zeit der Perſerkriege muß heute noch der Orient es dem Europäer zeigen, was des Europäers iſt, und das iſt der wertvollſte Dienſt, den er uns leiſten kann. Erſt von der fremden Baſis aus können wir unſere ſpezifiſchen Eigenſchaften beſtimmen. Wir müſſen in das Land der außereuropäiſchen alten Kulturen gehen, Vergleichungsmaterial beſchaffen, die dortige Löſung der Lebensaufgaben beſchauen und langſam die aſiatiſche Seele beſchleichen. Sofort werden wir viel beſcheidener werden: es wird vielfach „europäiſch“ heißen ſtatt „allgemein menſchlich“ und „abſolut“, „europäiſches Vorurteil“ ſtatt „Axiom“. Wir werden aber auch reicher und ſtolzer, überall ſteigen neue geiſtige Möglichkeiten und Klarheiten auf. Statt des verſchwommenen nil humani heißt jetzt die Aufgabe „der gute Europäer“. Die nationale Schwerfälligkeit bleibt als orientierendes Gewicht, aber die ganze erhabene Schar der europäiſchen Meiſter wird unſer Oberhaus. Der gute Europäer iſt nicht homo unius stili, hat aber immer den ſeinigen. Er iſt kein wurzelloſer Exotiſt, kennt aber ſeine Welt von dem ſeltſamſten Zittern der engliſchen Seele, der jetzt rätſelreichſten Europas, bis zu dem krampfhaft geſträubten Schurrbart der neudeutſchen Schneidigkeit. Er kann mit Wikingerjauchzen durch Nebel und Sunde fahren, kennt aber auch die faule Sonnenfreude des ſüdlichen Menſchen. Er meidet die „littérature“ Verlaineſchen Sinnes in der Literatur, den Künſten, dem Leben. Er mißtraut den ſchönſten Wahrheiten, den erhabenſten Worten und der entſetzlichen Zufälligkeit unſeres geiſtigen und leiblichen Haushalts. Er freut ſich der geologiſchen Langſamkeit in der Entwicklung unſeres Denkens und Handelns, die das ächteſte an ihr iſt, freut ſich der Unſicherheiten und baut über Abgründe die Brücken ſeines Weges. Die guten Europäer ſind die neue Ariſtokratie, die für ihre Vorrechte hundertfältig mit ſelbſtgewählten Pflichten zahlt, freigebig und freudig, in ſtolzer Dankbarkeit gegen das Leben.

Untreue bei Mann und Weib

Von Robert Heſſen

Eine Zeitlang ſchien es, als ob die von einigen feminiſtiſchen Heißſpornen behauptete völlige Gleichheit beider Geſchlechter auf der Baſis proklamiert werden ſollte, daß den Frauen alle männlichen Tugenden, den Männern alle weiblichen Laſter zugeſprochen würden. Auf einen Schlag erlangten die Weibsleute ſo den Ruf der Unerſchrockenheit, Körperſtärke, geiſtigen Selbſtändigkeit und Beginnkraft, Umſicht, Autorität, Geſchäftsklugheit, Erfindungsgabe, Zielbewußtheit, während die Männer plötzlich allgemein durch Schwatzhaftigkeit, Putzſucht, Feigheit, Falſchheit, Näſcherei, Kleinlichkeit und Schwachſinn auffielen. Die Begründung war ſtreng phyſiologiſch. In Südamerika bei den Pumakatzen ſind die Weibchen größer als die Männchen, ebenſo bei gewiſſen Schmetterlingsarten. Man ſieht ſofort: naturwiſſenſchaftliche Tatſachen von erdrückender Schlußkraft. Ein Exemplar des Schöpfungsplanes ward ausgegraben; da ſtand verzeichnet: weibliche Überlegenheit auf der ganzen Linie. Wozu alſo noch länger männliche Kanzler und Miniſter? Schon renommierte die liebenswürdige Frau X., daß die Frauen von der Natur mindeſtens anderthalb Manneskräfte oder, wie ſie ſich mit ſächſiſchem Provinzialismus ausdrückte: „anderthalbe Manneskraft" als Mitgift erhielten. Dies in einem Augenblick, da drei Viertel der deutſchen Frauenwelt aus der zoologiſchen Klaſſe der Säugetiere ausfallen. Indeſſen hat ſich auch eine Oppoſition langſam durchgeſetzt. Sehr verſtändig ſagte ein Zentrumsmann im Reichstag, die Frauen ſeien weder etwas Geringeres, noch etwas Beſſeres, ſondern einfach etwas Andres als wir. Und köſtlich verſpottet Käthe Sturmfels gewiſſe Frauenrechtlerinnen, die man überhaupt nur noch von hinten zu ſehn bekäme. Das heißt, ſie marſchieren immer ſo unſinnig weit voran, daß man höchſtens noch ihre Rückfront bewundern darf.

Sehr heftige Angriffe ſind ſelbſtverſtändlich gegen die ſtrengere Auffaſſung der weiblichen Untreue, will ſagen: gegen die laxere Auffaſſung der männlichen in der Ehe gerichtet worden. Wenn beide Geſchlechter doch ganz gleich

ſind, ſagen die Feminiſten, wie kommt man dazu, ihr Verhältnis zur Ethik verſchieden zu bemeſſen? Iſt es nicht eine ſchreiende Ungerechtigkeit, wegen der gleichen Verfehlung den einen Teil zu verdammen, dem andern Teil nur ein leicht verzeihliches peccadillo anzukreiden? Dieſer Widerſpruch klafft erſt, ſeit in Europa das Chriſtentum zur Herrſchaft kam und beiden Ehegatten dieſelbe Treue abverlangte. Ich will den ketzeriſchen Gedanken, der ſich aufdrängt, nicht äußern, will auch den Streit nicht erneuern, welcher Teil der beſſere, welcher der ſtärkere ſei. Nur ſoviel halte ich feſt, daß dem Weltbewußtſein nach, vor dem Chriſtentum eine verſchiedene Bewertung ehelicher Untreue ſo nahelag, weil ihm die Vorſtellung der völligen Verſchiedenheit der weiblichen von der männlichen Konſtitution ſonnenklar erſchien. Am eheſten werden wir aus der Benebelung zu ſolcher Klarheit zurückgelangen, wenn wir uns den umſtrittenen Begriff mechaniſch zergliedern.

Es muß hier ohne weiteres die kontrapolare Anordnung der beiden Parteien für den Umgang auffallen: der Mann gibt her, die Frau nimmt auf (empfängt). Der Mann geht nach dem Verkehr von dannen, vielleicht im Augenblick geſchwächt, ſodaß er nicht auf der Höhe ſeiner ſonſtigen Kräfte ſteht; aber ſchon andern Morgens iſt, bis auf ein wohliges Gefühl größerer Leichtigkeit, Ruhe und Freiheit, jede Nachwirkung des Aktes entſchwunden. Umgekehrt kann eine normale Frau von jenem Akt etwas zurückbehalten, das ſich von Tag zu Tag, ihre geſamte Körperbeſchaffenheit umändernd, bemerkbarer macht, zugleich im Sinn einer Abhängigkeit, die ihr ungefähr für zwanzig Monate hinderlich iſt. Dies vor allem, die körperliche Umgeſtaltung, die aus ihr etwas macht, was ſie vorher nicht geweſen war, läßt den Akt ſelbſt für ſie ſchwerer wiegen. Es hilft nichts, mit der Natur zu rechten, warum ſie in dieſem Punkte die Männer ſo frei, die Frauen ſo unfrei hingeſtellt habe. Nur leuchtet ein, daß der durch keinen (geſunden) Umgang veränderbare Mann außerſtand iſt, körperlich ſeine eigne Ehe zu brechen, da er ihr gegenüber ja derſelbe bleibt wie vorher. Umgekehrt gefährdet eine Gattin im Fall körperlicher Untreue ſtets die eigne Ehe, ſobald ſie einen fremden Keim aufnimmt, der ſich entwickelt und eines Tages, ans Licht geboren, den Gatten ſchändet. Handelt es ſich um zwei blonde Eheleute und die Frau bricht ihre Ehe durch Umgang mit einem ſchwarzen Mann, ſo wird durch ein von dieſem Fremden ſtammendes dunkles Kind ein Skandal, für die

ganze Geſellſchaft ſichtbar, hervorgerufen. Der blonde Mann könnte außerhalb des Ehebettes mit zwanzig ſchwarzen Weibern verkehren, ohne dadurch die Legitimität ſeines ehelichen Nachwuchſes irgendwie zu ſchädigen; bei der Gattin genügt hierzu ſchon ein einziger Fehltritt.

Darum, weil die ehelichen Folgen für jeden der zwei Kontrahenten andre ſind, iſt mit Recht auch die Einſchätzung des Treubruchs in der öffentlichen Meinung anders. Aber es kommen zwei ſehr wichtige pſychologiſche Gründe hinzu, um das Volksgewiſſen in ſeinem Urteil zu beſtärken. Erſtens iſt es allbekannt, daß bei Frauen und reifen Mädchen das Erwachen der Zuneigung zum Geliebten ein Erlebnis bildet, das vorwiegend, wenn nicht ausſchließlich, im Gemüt wurzelt, während umgekehrt bei den Männern die Verliebtheit ganz überwiegend durch die Sinne vermittelt wird. Es vermag alſo der Mann körperlich und ſinnlich mit andern (weiblichen) Gegenſtänden zu verkehren, ohne im Herzen ſeiner Gattin untreu zu werden, während man beim Wechſel des Gegenſtandes ihrerſeits das Gefühl eines Verrates hat. Dieſer Argwohn mag oft nicht zutreffen. Doch wenn zum Beiſpiel eine aus praktiſchen Gründen, oder gar von Eltern gezwungen, konventionell in eine gemütlich unbefriedigende Ehe Getretene ſpäter von einer aufkeimenden echten Neigung zu einem Dritten ſich fortreißen läßt und gleichwohl ſtrenger beurteilt wird, ſo geſchieht das, weil alle Welt überzeugt iſt, daß die Tugenden der Zurückhaltung und Reinheit hier auf Erden den Frauen, nicht den Männern zur Heilighaltung anvertraut ſind, eben weil ſie den meiſten Frauen ſo leicht, wie den meiſten Männern ſchwerfallen. Ich will gar nicht einmal die orientaliſche Kulturzone ausbeuten, wo dieſer Sachlage von Anbeginn durch Einrichtung der Vielweiberei Rechnung getragen wurde und Männer, um jeder einzelnen Gattin die Treue halten zu können, ſie jeder andern pflichtmäßig brechen müſſen, falls die Favoritinnen nicht, nach Jahrgängen geordnet, aufeinander folgen. Aber man blicke auf die Hellenen, mit denen ſich der Deutſche je ſtets gern verglichen hat. Wie köſtlich naiv ſchildert Vater Homer ſeinen Helden bei der Trauer, will ſagen Tröſtung über den Verluſt der leidenſchaftlich geliebten, ihm durch Agamemnon fortgenommenen Briſeïs. Achill zieht ſich in das Innere ſeines Zeltes zurück;

„Doch ihm ruhte zur Seit ein roſenwangiges Mägdlein,
Das er in Lemnos gewann, des Phorbas Kind, Diomede."

Kein Grieche würde in dieſem Fall den Vorwurf der Untreue erhoben haben. Dagegen durchſuche man die ganze antike Literatur nach einem einzigen Analogon aus dem weiblichen Lager. Ein griechiſches oder römiſches Fräulein, das liebend und ihres Geliebten beraubt ſich in Sklavenarmen erholte, würde ihrem Dichter nur Pfuirufe eingetragen haben. Auch der bei modernen Damen zuweilen beobachtete kopfloſe Wegwurf „par dépit“ entſpringt einer hyſteriſchen Rachſucht, die durchaus für minderwertig gilt.

Indeſſen, der andre Punkt iſt erſt recht eigentlich ausſchlaggebend. Es leuchtet dem Volksgewiſſen nicht ein, daß ein Vertrag bindend ſein ſollte, deſſen Vorausſetzungen geſchwunden ſind. Es entlaſtet alſo den Mann, der ſeinen Umgang anderswo ſucht, ſobald ſeine Gattin aus objektiven Gründen aufgehört hat, ihm ein Verlangen einzuflößen. Hiermit im Einklang lehrt die Sexualpſychologie, daß jenes Verlangen bei den Männern ſchärfer, regelmäßiger und länger anhaltend ſei, während verheiratete Frauen, mindeſtens die jetzigen, nach ein oder zwei Kindbetten im allgemeinen froh oder doch zufrieden ſind, wenn man ſie in Ruhe läßt, ausgeſprochen ſinnliche Veranlagungen, die der normalen männlichen ähneln, nur Ausnahmen bilden, ein Bruchteil aber — ich wage mehr als dreißig Prozent bei den heutigen Deutſchen kaum zu ſchätzen — ſinnliche Freuden zwar nicht verabſcheut, doch nur unter der Vorausſetzung ſtarker gemütlicher Zuneigung ſie zu genießen vermag. Deshalb haben auch die „ehelichen Pflichten“ im Frauenmund ſo häufig eine beſondere Betonung. Sie ſind überaus läſtig.

Was bleibt vollends da von der „Gleichheit“ noch übrig, wenn abgeneigte Frauen ſich ihren verlangenden Männern verſagen und trotzdem auf der ehekontraktlich ausbedungenen Treue beſtehn? Madame Delobelle in Daudets bekannteſtem Roman drückt ja wohl ihrem herumlungernden Gebieter ein Fünffrankenſtück in die Hand und ſchickt ihn fort „pour faire le garçon“. Solche Verſtändigkeit iſt in Deutſchland ſelten. Und wenn, längſt bevor ſie in Frage kam, der deutſche Ehekahn ſo häufig umkippt, geſchieht es nicht, weil er im Lauf der Zeit mit Illuſionen, idealen Forderungen, peremptoriſchen Wünſchen geradezu vollgeſtopft und überladen worden iſt? Gedacht war die menſchliche Ehe urſprünglich nach Raubtierweiſe doch lediglich als Anſtalt zur Durchfütterung der Brut. Niemand kann beſtreiten, daß ſie hierzu immer noch ſehr geeignet iſt. Außerdem wurde ſie den Kulturvölkern unentbehrlich zur Ver-

erbung von Beſitz an legitime Nachkommenſchaft. Griechen und Römer haben ſich deshalb auch in ihren beſten Tagen gehütet, ihr noch fernere Leiſtungen abzuverlangen. Bei beiden Völkern war und blieb das Verhältnis zwiſchen den Ehegatten im Durchſchnitt kühl. Gleich im erſten Geſang der Odyſſee ſtoßen wir auf Eurykleia, die ſich Großpapa Laertes einſt in jüngeren Jahren von anſtändigen Leuten um zwanzig Rinder gekauft hatte. Homer hebt es wie einen Ausnahmefall hervor, daß der Käufer dem blühenden Mädchen Achtung im eignen Hauſe bewieſen und es, „der Gattin Eiferſucht ſcheuend", nie berührt habe. Da griff Odyſſeus nachher ſchon anders zu, als er heimgekehrt mehrere ſolche Dienerinnen kurzerhand aufhing, weil ſie ſich mit den zum Hauſe nicht gehörenden Freiern eingelaſſen hatten; ihr Leib ſtand nur dem Hausherrn zu. Die Wandlungen im atheniſchen Bürgerrecht, das Einſchalten der aus Verbindungen der Vollbürger mit unfreien Mägden entſproſſenen Baſtarde erbringen den Beweis, wie jene Berührung, von der wohl meiſtens nur Pantoffelhelden abſahen, durchaus die Regel in Hellas bildete. Gewiß kam die Natur der ehelichen Treue dadurch zu Hilfe, daß ſie, ganz wie heute noch, im Zuſammenleben das Verlangen reguliert und abſchwächt, ja bei vielen, und ſogar bei ſinnlichen, Männern durch lange Gewöhnung einen Widerwillen gegen anderweitigen Umgang wachruft. Allein man ſehe, durch wieviel Weiberarme, bei Kirke, bei Kalypſo, ſich der göttliche Dulder unter dem Schutz Athenens heimwärts windet, während man, was die poetiſche Gerechtigkeit von den althelleniſchen Damen forderte, durch Kontraſtierung des Schickſals der treuen Penelope mit dem der untreuen Klytämneſtra leichtlich erraten kann. Frauentreue prieſen auch die Römer in ihrer guten Zeit; gleichwohl ſprach Seneca ſeinen Landsleuten recht aus dem Herzen, als er ausrief, nichts ſei häßlicher, als ſeine Frau zu lieben wie ein Schätzchen.

Innerhalb der Germanenwelt konnte das Chriſtentum ſein Prinzip der gemütlichen Ehe wagen, weil die eben ſchon vorher tatſächlich dem Volkscharakter entſprochen hatte. Dies wiederum, weil die Germanin lange blühend, durch keine noch ſo oft wiederholten Geburten zu erſchöpfen, als Gattin wie als Mutter ganz unvergleichliche Eigenſchaften und Annehmlichkeiten herzubrachte. Der Germane würde ja wirklich verrückt geweſen ſein, falls er mit einem ſo prächtigen Geſchöpf am eigenen Herde noch auf die Suche gegangen wäre. Die Treue hat alſo den Deutſchen, die Tacitus beſchrieb, keinen Kampf

gekoſtet. So durfte man daran gehn, in die Ehe, die doch immer ein praktiſches Inſtitut, eine proſaiſche Bedürfnisfrage war und blieb, nach und nach alle Züge hineinzutragen, die dem Verhältnis leidenſchaftlich liebender Ausnahmemenſchen entſtammen, jetzt aber als etwas Regelmäßiges den deutſchen Werktag ſchmücken und adeln ſollten. Es ſollte ſozuſagen in der deutſchen Ehe alle Tage Sonntag ſein. Das Experiment war ja höchſt reizvoll; und man darf es nicht leugnen wollen: es iſt, ſolange die hauptſächlichen, vorhin angedeuteten Vorausſetzungen ſich erfüllten und vorhielten, in zahlloſen Fällen geglückt. Inzwiſchen haben ſich die einſtigen Körpertugenden der Germanin verflüchtigt; die weibliche Konſtitution iſt in Deutſchland in einer Weiſe zuſammengebrochen, die noch vor fünfzig Jahren niemand würde für möglich gehalten haben. Die Damen aber doktern unentwegt an ihrer Ethik herum, wünſchen gar nicht zu bemerken, wo das Übel ſitzt, und erheben fanatiſch nur immer den Anſpruch auf gleiche Rechte, gleiche Pflichten. Niemals gezwungen, ſich in jener Duldung, die den Hellenenfrauen geläufig war, zu üben, wurden und werden Deutſche durch den Verdacht, ihr Mann hätte nebenbei noch eine andre, geradezu vergiftet. Man kann das großartig finden; aber der Schade, den die deutſche Frau infolge ihres mit Beihilfe der Chriſtenprieſter errungenen „ethiſchen“ Sieges in der Ehe davongetragen hat, iſt unermeßlich und wirkt nach. Urſprünglich nichts weniger denn ein geduldiges Lamm, hatte ſie als Germanenbraut Roß und Schwert zur Morgengabe bekommen, ſehr ernſt gemeinte Geſchenke. Chriſtin geworden, legte ſie willig das Gelübde unbedingten Gehorſams ab; der Prieſter durfte predigen: „Und er ſoll dein Herr ſein!“ wenn ſie dafür nur jene Garantien eintauſchte, die ihr zumeiſt am Herzen lagen, deren wahre Begründung jedoch ſie leider nicht durchſchaute, deren Wandelbarkeit ſie nicht vorausahnte. Geduldig, von ihren Hoffnungen düpiert, ließ ſie ſich wiederum zum häuslichen Laſttier degradieren, in vier Pfähle einpferchen, den Gemahl zum bärbeißigen Tyrannen ſich auswachſen, bis ſchließlich die friſche Kraft ihres Leibes, Elaſtizität und Gewandtheit in dieſem Schneckendaſein verloren gegangen waren. Die Bleichſucht unſrer jungen Mädchen, die Unbeholfenheit unſrer Matronen rühren von dem eheherrlichen: „Die Frau gehört ins Haus!“ Es hat Jahrhunderte gedauert, bis nur eine Oppoſition ſich regte. Noch während ihrer Organiſierung erſchienen ein troſtloſer Futterneid untereinander, eine inſtinktive Ringbildung aller Verheirateten

gegen alle Ledigen als die Hauptmerkmale der kurzſichtigen Frauendiplomatie. Deutſche Durchſchnittsdamen kannten und kennen eigentlich auch heute nur ein Ziel: den Ehezirkel, den Kreis ihrer vermeintlichen Geltung alſo, immer weiter und weiter zu ziehen, ſämtliche Kupplerkünſte zu ſeiner Ausbreitung ſpielen zu laſſen, dagegen Krieg anzuſagen allem, was „unehelich" iſt, Krieg bis aufs Meſſer allen ſchon „Gefallenen", allen unehelichen Kindern, allem unehelichen Umgang, ohne Nachſicht, ohne Erbarmen, ohne Genfer Konvention. Die Pfaffen aber ſegnen dieſen Kampf.

Wie wäre es, wenn die Ehemänner in der heutigen Situation den Spieß einmal umdrehten und ſprächen: „Gut, wir wollen treu ſein. Aber dafür marſch zurück ins alte Joch! Nichts mehr von Frauenrechten, von Frauenemanzipation! Der Kontrakt hieß: Treue für Gehorſam. Alſo bitte gefälligſt!" Ach, was für lange Geſichter würde es plötzlich da ſetzen.

Ich gebe zu, daß das Problem ſo, wie es hier formuliert wurde, für die große Mehrzahl der Ehen aus dem ſogenannten Klein- und Mittelſtande gar nicht exiſtiert. Die Dinge regulieren ſich dort eben nach praktiſchen Notwendigkeiten, nicht nach irgendwelchen Redensarten, aber da man ſo häufig beobachten kann, wie ſich ſchlechte, ungeſunde Moden von den Städten in die Dörfer fortpflanzen, ſo dringen auch ſchlechte Schlagworte von den geiſtigen Höhen in die ſozialen Niederungen. Deshalb, wenn gewiſſe Führerinnen der Frauenbewegung ungeſunde Theſen aufſtellen, iſt es angebracht, ihnen ohne Nachlaß zu widerſprechen. Rettung aus dem heutigen Durcheinander kann ja doch nur dadurch erfolgen, daß die Anſprüche an die Ehe nüchtern nachgeprüft und auf ein vernünftiges Maß reduziert werden. Denn wo man auch hinblickt, vorherrſchend bei den Frauenführerinnen iſt die Tendenz, jene Anſprüche womöglich bis an den Mond hinauf zu ſteigern. Spielraum zu gewähren zur „Entfaltung höchſter ſeeliſch-perſönlicher Werte", ſo las man jüngſt noch bei Helene Lange, das ſei das eigentliche Ziel einer Ehe. Ich erwidre darauf: nehmt zwei normale Menſchenkinder mit jenen beiden Tugenden, die zum Heiraten erfahrungsgemäß am tauglichſten machen: robuſter Geſundheit und Geduld miteinander, ſo iſt es faſt unvermeidlich, daß eine herzliche Zuneigung aufſprießt und ihre ſchönen Blüten treibt. Schafft alſo dieſe Vorausſetzungen und ſtellt garkeine Anſprüche, das iſt rationeller, als immer nur die Anſprüche zu verfeinern, aber die Vorbedingungen zu vernachläſſigen. In

ſaft- und reizloſen Weſen, die nach dem erſten Kindbett auf der Naſe liegen, mögt Ihr die Pſyche ſo himmelhoch entwickelt und raffiniert haben, daß ſie vollſtändig ätheriſch iſt, die Ehe mit ihnen wird kein Vergnügen ſein, noch irgendwie den verlangten „Spielraum zur Entfaltung“ ſchaffen. Wenn die Mädel ihre vielgeplagten Seelen endlich einmal in Ruhe ließen, dafür den altmodiſchen Ehrgeiz der Schönheit dahin modernisierten, kräftig und geſund zu ſein, könnte vieles ganz von ſelbſt beſſer werden.

Es iſt freilich weit bequemer, verſtiegene Ideale zu hegen, die unſern gebildeten Mädchen dann ſolch einen Nimbus verleihen, aus höheren Töchtern höhere Weſen machen. Die jungen Frauen aber würden gewiß nicht ſo häufig über Enttäuſchung zu klagen haben, wenn man ihnen ſtatt jener romantiſchen lieber hygieniſche Ideale beigebracht hätte, deren Betätigung allerdings Arbeit und Anſtrengungen körperlicher Art erfordert, was höhere Weſen zurzeit unter ihrer Würde halten. So iſt leider überhaupt ein Vorwärtskommen in der ganzen Kontroverſe fraglich, weil etwas Nüchternes und Praktiſches nur unvollkommener als das höchſte weibliche Ideal zu ſein braucht, um auch ſofort mit nach den Sternen gerichtetem Blick verworfen zu werden. Mir iſt unter den Führerinnen eigentlich nur eine bekannt als von der Erkenntnis wirklich durchdrungen, wie das Hoffen und Hinarbeiten auf eine abſolute, einwandfreie Löſung des Eheproblemes die ärgſten Feinde wirklichen Fortſchritts bilden. In Helene Stöcker lebt jene aus großer Herzensgüte herſtammende Milde der Auffaſſung, die nicht immer gleich mit dem Stempel zur „unerbittlichen Brandmarkung“ dahergeſprengt kommt. Um den ſchweren Stein der Frauenfrage zu heben, greift ſie logiſch und unerſchrocken in der Tiefe an, wie es ſich gehört, während Helene Lange, um ihn weiterzubewegen, ſich an ſeiner Kuppe abmüht. Mit Helene Stöcker wäre vielleicht eine Verſtändigung möglich über den Weg, der wenigſtens die Gebildeten aus dem heutigen Irrgarten zu größerer Genugtuung und Geſundung herausführen könnte. Mitleid hat es ihr zugeraunt, daß, wenn die Frauen tatſächlich unfreier, gebundener, behinderter ſind und immer ſein werden als wir Männer, zwar nicht das Recht auf Untreue bei den Gattinnen, wohl aber das Recht auf Mutterſchaft auch bei den Unverheirateten als Kompenſation gefordert werden ſollte. Man renne jedoch mit dieſer Parole nicht gleich in den grünen Klee. Bei der nobeln und milden Art, wie Helene Stöcker dieſe Forderung

begründet, würde vielleicht ſelbſt ein Friedrich Paulſſen ihr eine Strecke weit folgen. Aber zugeſtanden, daß Mutterſchaft in der Tat das einzige iſt, was die Tragik des Frauenloſes aufhebt, daß anderſeits Tragik als Volksprinzip ein Nonſens iſt, ſo neigt auch dieſe Helene — ſehr viel weniger allerdings als ihre große Namensſchweſter — zum Glauben an ethiſche Zauberformeln, was früher oder ſpäter doch zur Unterſchätzung praktiſcher Hilfsmöglichkeiten führt. Hiervon das nächſtemal.

Der Landweg nach Indien

Von Rudolf Zabel

Indien bedeutet für die Kulturvölker Europas mehr als die beiden ſüdaſiatiſchen Halbinſeln. Von jeher war es der Inbegriff von Reichtum, Schätzen, Naturpracht und Tropenzauber, die warme Sonne, nach der ſich die Völker des kälteren Abendlandes ſehnten. Erſt in neuerer Zeit, ſeitdem England die Sonne mit Beſchlag belegt hat, tut man bei den Völkern, die ſich auch gerne an einer eigenen Sonne wärmen möchten, gerade ſo, als ſei die Sonne inzwiſchen weiter nach Oſten gewandert und habe ſich am Gelben Meere niedergelaſſen. Aber was ändert das an Tatſachen? Alexanders des Großen Ideal war Indien. Der Zäſaren unerfüllte Wünſche endigten in Indien. Alle ſeefahrenden Völker des europäiſchen Mittelalters wetteiferten im Kampfe um den Seeweg nach Indien. Kolumbus entdeckte Amerika, weil er nichts anderes ſuchte als Indien. Die zeitweilige enorme Machtſtellung Portugals in Aſien beruhte hauptſächlich auf ſeiner herrſchenden Stellung in Indien. Und ſchließlich, als England keine Armada und kein Portugal mehr zu fürchten hatte, und als es im Frieden von Paris auch Frankreich zur Aufgabe ſeiner Poſition in Vorderindien gezwungen hatte, krönte es ſeinen Kolonialbeſitz durch die Kaiſerkrone von Indien.

So war es, und — ſo blieb es! Denn im Grunde genommen hat der Kampf um Indien nie aufgehört. An die Stelle der früheren Bewerber trat

nur — Rußland! Zum Austrag mit den Waffen iſt der Kampf bisher nicht gekommen. Aber wer die Ereigniſſe der neueren Geſchichte Oſtaſiens kennt und vor allen Dingen ihren Zuſammenhang verſtanden hat, weiß, daß ſelbſt die oſtaſiatiſche Politik der europäiſchen Kulturvölker bis zum heutigen Tage gelenkt worden iſt von dem oberſten Geſichtspunkte des Gegenſatzes zwiſchen England und Rußland Indiens wegen. Iſt doch erſt noch im zweiten engliſch-japaniſchen Bündnis ausdrücklich auf dieſen Gegenſtand, insbeſondere den Schutz Indiens, als Grundton Rückſicht genommen worden! Somit hat „Indien" ſeine Bedeutung als Angelpunkt der Weltpolitik auch heute noch nicht verloren.

Oder vielleicht doch? Schon ſeit Jahr und Tag ſäuſelt es von Friedensſchalmeien und Verſöhnungsglöcklein im engliſchen Blätterwalde. Entente cordiale — — o du himmliſche Barmherzige, die du Kriege beſeitigſt und den Haß von Jahrhunderten zwiſchen Völkern auslöſchſt! Heil uns, daß wir leben — es ſei ſogar ein Vergnügen, jetzt zu leben, ſagt König Friedrich Auguſt von Sachſen! — Denn ſo können wir es wenigſtens miterleben, wie die Streitaxt wegen Indien begraben wird, endgültig, wie es heißt, einmal für alle Male! Dieſer Tage verkündete die Preſſe aller Welt, das engliſch-ruſſiſche Abkommen wegen der indiſchen Grenzgebiete ſei perfekt und wohl auch ſchon ratifiziert. Europa hat Ruhe — Aſien vielleicht auch! Deutſcher — was nun? King hat dich eingekreiſt! England-Rußland; Rußland-Frankreich; Frankreich-Italien; Frankreich-Spanien; Spanien-England; England-Portugal — alles ein Herz und eine Seele! Für Deutſchland bleibt, abgeſehen von Öſterreich, nur noch die Türkei übrig — und dieſe hat man im Haag ſoeben in die zweite Klaſſe verſetzt! Armes Deutſchland! — Glückliches Albion!

Und es kam der Beherrſcher aller Reußen zum Kaiſer, um ihm zu ſagen, daſei weiter gar nichts dabei, daß man ſich mit England geeinigt hätte. Darum brauche alte Freundſchaft nicht zu roſten.

Und es kam der King, der gleichzeitig der Emperor of India iſt, zum Kaiſer, um ihm zu ſagen, die Einigung mit Rußland ſolle ihn nicht verhindern, den Verkehr mit ihm wieder aufzunehmen.

Die Nörgler ſagen: „So, nun haben wir uns durch Freundſchaftsverſicherungen mal wieder dumm machen laſſen!"

Die Patrioten ſagen: „Da ſeht Ihr's mal wieder! Ohne unſere Zuſtimmung paſſiert nichts in der Welt. Erſt nachdem beide Herrſcher in höchſteigener Perſon ſich beim Kaiſer unſere Zuſtimmung geholt haben, wird das Abkommen perfekt. Vergleiche Marokko! Hurrah!"

Man tue dieſe Leute miteinander in einen Topf, ſtülpe einen Deckel darüber, beſchwere ihn mit einem Mühlſtein und frage ſodann gelaſſen nach dem, was weiter wird!

Nur bitte ich, die Frage nicht an mich zu richten. Denn ich ſelbſt habe noch vor wenigen Tagen fragen müſſen, und zwar fragte ich an der Stelle, an der die Nachrichten der ganzen Welt zuſammenlaufen — — in London. Ich fragte dort einen Mann, der ſich naher Beziehungen zu Rußland rühmt, und das von Rechts wegen. Er ſagte mir: „Das Abkommen iſt perfekt, daran beißt keine Maus den Faden ab. Aber es kommt gar nicht darauf an, was darin ſteht. Denn in Rußland hüpfen die Ereigniſſe niemals den Worten auf die Hacken. Man rechnet dort mit andern Zeitmaßen als hier. Die Ewigkeitsſekunde zählt in Rußland fünfzig Jahre. Ferner: — tut Rußland nichts umſonſt. Und ſchließlich bezieht Rußland die Schätze Indiens vielleicht doch noch billiger über London, als wenn es ſelbſt ſie ſich holen geht." Das ließ ſich hören — — doch ich fragte einen Engländer; er iſt mein Freund und hat von Berufs wegen den Finger ſtändig am Pulsſchlag der Zeit liegen— natürlich der engliſchen. Er ſagte: „Das Abkommen iſt perfekt. Wir haben es, und übrigens für Rußland keinen Halfpenny!" Auf dem „haben" lag der Ton.

Auch dieſe beiden wollen wir nachträglich in den Topf zu den andern tun und im übrigen die Frage nach dem, was weiter wird, dadurch zu ergründen ſuchen, daß wir einmal zuſehen, was vorher war.

Die Furcht, Rußland werde die engliſchen Beſitzungen in Indien bedrohen, war bisher ſtets auf ſeiten Englands ſtärker als der Wille und vor allen Dingen die ſtrategiſche Möglichkeit dazu auf ſeiten Rußlands. Immerhin datiert dieſe Furcht, und ſomit der ruſſiſch-engliſche Gegenſatz in Aſien ſchlechtweg, keineswegs bloß in Mittel- und Zentralaſien, ſeit den ſechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Nachdem die ruſſiſche Expanſionstätigkeit nach dem fernen Oſten hin mit dem Erwerb von Kamſchatka 1707, und nach Mittelaſien hin mit dem Erwerb der nördlichen Kirgiſenſteppe um 1734 zum

Stehen gekommen war, setzte sie um 1850 mit dem Auftreten Muravioffs erneut ein. Bis zum Jahre 1860 erwarb Rußland in Ostasien das linke Amurufer und das rechte Ussuriufer. Gleich darauf aber, nachdem das Vordringen im fernen Osten eine Grenze gefunden hatte, begann die Expansion erneut in Mittelasien. Und namentlich diese war es, die von England eifersüchtig beobachtet wurde. Die Aggressive Rußlands war die Gefahr für Englands Stellung in Indien. Deshalb machte England alle Anstrengungen, um möglichst auf der ganzen Linie zwischen sich und Rußland einen Puffer zu bringen. Erinnert sei nur an die mannigfachen direkten Verhandlungen zwischen beiden Mächten, die zum Ziele hatten, China zu einem Pufferstaate zu machen, ebenso wie die turanischen Khanate und die Reiche des iranischen Hochlandes. In China waren es die mitbewerbenden Mächte, in erster Linie Frankreich und dann Rußland selbst, welche die englische Puffertheorie vereitelten, so daß England schließlich nichts anderes übrigblieb, als wie als letzten Notnagel, mit dem das Vordringen Rußlands nach Süden festgenagelt werden sollte, die sogenannte Politik der offenen Tür zu proklamieren. Aber es war ein schlechter Notnagel. Denn Rußland machte sich die Vorteile der Politik der offenen Tür in China selbst zunutze und betrieb seine Eroberungspolitik nebenher weiter, indem es schließlich die Mandschurei nahm. Die Einsicht, daß mit Hilfe der Phrase von der offenen Tür dem russischen Fortschreiten kein Einhalt geboten werden konnte, und daß die übrigen „Offenen Tür"-Mächte kein Indien zu schützen hatten, trieb England aus der bis dahin als ungeschriebene heilige Pflicht des Ostens geltenden Solidarität der weißen Rasse hinaus und den Japanern als Verbündeten in die Arme. Leitmotiv: Der Gegensatz zu Rußland und die Sicherung der englischen Besitzungen in Indien! Klar zum Ausdruck gebracht in dem zweiten Bündnisvertrag zwischen England und Japan! Was gerade für England das Gefährliche war, war das anderseits von Rußland heiß ersehnte Ziel: der eisfreie Hafen. Dieser als Stützpunkt zu einer machtvollen Flotte entwickelt, hätte für den Fall eines Krieges um Indien das Bismarcksche Wortbild vom „Kampf zwischen einem Elefanten und einem Walfisch" beseitigt.

Konnte so in Ostasien der russischen Gefahr mit Hilfe der Japaner Schach geboten werden, so fehlten doch in Mittelasien dafür die Voraussetzungen. In Zentralasien war wenigstens das unwirtliche Hochland von Tibet und

als besonderer Grenzwall das Himalayagebirge vorhanden. An sich natürliche Bollwerke genug! Dennoch war England so vorsichtig, die erste Gelegenheit zu benutzen, da Rußland engagiert war, daß es Tibet auch politisch als englisches Gebiet zur Anerkennung brachte.

Mittlerweile aber hat sich an der gefährlichsten Stelle, nämlich in Mittelasien, die russisch-englische Frage nach Westen verschoben. Einfach deshalb, weil die einst so eifrig erörterte Frage eines russischen Feldzuges nach Indien außer Sichtweite gerückt ist. Man hat inzwischen einsehen gelernt, daß der Weg nach Indien über das Pamir hinweg oder durch Afghanistan doch etwas anstrengender ist als die Reise über den Amur. Daran ändert auch die Vollendung der Transuralbahn nichts, die es heute schon eher gestatten würde, Turkestan als Operationsbasis für einen Feldzug nach Indien zu benutzen, als damals, da man ausschließlich auf die noch heute die Zeichen des Provisorischen tragende mittelasiatische Eisenbahn angewiesen war, die bisher noch keinen Anschluß an das große russische Bahnnetz besaß.

Wie gesagt, die Reibungsflächen des englisch-russischen Gegensatzes sind nach Westen verrückt worden; man hat einsehen gelernt, daß der Weg nach Indien bequemer über Persien als über Afghanistan führt; und wenn man die auf der persischen Linie bisher getroffenen „Maßnahmen für alle Fälle" seitens der beiden Rivalen betrachtet, so muß man wohl sagen, daß Rußland längere Schritte gemacht hat. Nicht nur, daß es eine erheblich lange Grenze mit Persien sein eigen nennt. Rußland besitzt auch die wichtigsten Eisenbahnkonzessionen in Persien und trägt überdies immer noch die Sehnsucht nach dem eisfreien Hafen in sich, die desto inniger sich in der Richtung des Persischen Golfes bewegt, als hier so ungefähr noch das einzige Loch ist, das der Zimmermann für Rußlands Wünsche offen gelassen hat. Seinen eisfreien Hafen am Pazifik hat Rußland verloren. Das hat die allgemeine Spannung erhöht, und infolgedessen ist auch der Druck in der Richtung auf den Persischen Golf gewachsen. Fünfzig Jahre und mehr russischer Erfolge sind unwiederbringlich verloren, wenn Rußland seine Expansionsbestrebungen nach dem Persischen Golf hin aufgegeben haben sollte. Der Weg durch Persien und durch den Persischen Golf, das ist Rußlands bequemster — vielleicht gar sein einziger Weg nach Indien, wenigstens der Weg, auf dem der geringste natürliche Widerstand zu erwarten ist, und der Rußland auch schon auf Grund

seiner Machtstellung in Persien gehört. Rußland müßte sein „Indien" aufgeben, wenn es diesen Weg aufgeben wollte. Mag nun der Wortlaut des jüngsten russisch-englischen Abkommens lauten, wie er will — ich glaube nicht, daß Rußland darin restlos etwas aufgibt, dessen Aufgabe soviel, wie „die Wünsche eines halben Jahrhunderts begraben" hieße.

Und doch, man kann bisweilen irre werden an dem, was man glaubt als politische Notwendigkeit erkannt zu haben. Es wäre ja immerhin möglich, Rußland hätte Einkehr gehalten und wollte zunächst einmal entwickeln, was es an Möglichkeiten in sich birgt.

Um so interessanter aber ist es, nunmehr den Weg zu verfolgen, den England in neuerer Zeit zielbewußt als seinen Landweg nach Indien sich vorbereitet hat. Es ist nämlich eine merkwürdige Sache: Bei uns in Deutschland macht man sich mit Vorliebe über die englische Diplomatie lustig. Und doch ist nicht ausschließlich alles nur Glück, was Albion in dem letzten Jahrzehnt als Erfolg seinem Konto gutschreiben konnte; im Gegenteil, das meiste war bewußte Politik, gewollte Folge —, nur haben die englischen Diplomaten einen längeren Atem als die unseren. In Ostasien hat man sich über die Engländer lustig gemacht, weil es anfangs so schien, als bedeute jeder neue Vertrag mit Rußland das Aufgeben eines Stückchens Position durch England. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und das taten die Engländer, als Japan freundlichst den Krieg mit Rußland führte, den selbst führen zu müssen man schon in England befürchtet hatte. Auch jetzt spielt sich wieder ein echt englisches diplomatisches Spiel ab, dessen Einzelheiten, im Zusammenhang betrachtet, den wohlüberlegten und vorbereiteten Vormarsch auf Indien bedeuten von einer Seite, die deshalb unerwartet erscheint, weil zwei andere, ebenfalls im Vormarsch begriffene Mächte noch nicht eingesehen haben, welche Gefahr im Anzuge ist —, Deutschland und Frankreich. Nur Rußland kennt die Gefahr. Sein Weg nach „Indien" geht durch Persien. Deutschlands und Frankreichs gemeinsamer Weg geht die Bagdadbahn entlang. Aber Englands Landweg nach Indien geht quer durch beide Routen hindurch und ist überhaupt nur deshalb im Bau, um die beiden andern abzuschneiden. Man beachte die Reihenfolge folgender politischer Ereignisse, deren spiritus rector durchweg England ist: Zunächst das englisch-französische Marokko-Abkommen. Es wird abgeschlossen, ohne daß es Deutschland notifiziert wird.

In England weiß man, es besteht in Deutschland keine Neigung, sich deswegen mit England anzulegen; desto mehr aber wird die Rücksichtslosigkeit zu einer Spannung zwischen Frankreich und Deutschland führen. Gleichviel ob das der Fall sein wird oder nicht, Frankreich wird in jedem Falle in Marokko engagiert und von der Levante dadurch abgelenkt. Das ist der eine Vorteil. Denn Frankreich war ebensogut en route nach Bagdad und — weiter als Deutschland. Darum divide et impera! Die Hauptbedeutung dieses Abkommens für England liegt aber überhaupt nicht in Marokko, sondern in Ägypten. Die Kehrseite des Abkommens, von der nur weniger die Rede ist, ist bekanntlich das Ausschalten der französischen Ansprüche aus Ägypten. Alsbald folgt ein schärferes Anziehen der Zügel in Ägypten selbst, wo dem Khedive klar gemacht wird, daß er zwar unabhängig ist von der Türkei, aber desto abhängiger von seinem Befreier England; und das besonders, nachdem auch die Franzosen als Rückendeckung ausgeschaltet sind. Um der Türkei Unbequemlichkeiten zu bereiten, wird der bekannte Grenzzwischenfall an der Akabahbay herbeigeführt und englischerseits zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht. Gleichzeitig geht eine kleine Hetze gegen Deutschland los, weil angeblich die türkische Hedschasbahn von deutschen Ingenieuren gebaut wird. Mittlerweile hat man die Welt daran gewöhnt, daß englische Schiffe den türkischen Platz Koweit am Persischen Golf als Stützpunkt nehmen, was bekanntlich neuerdings genügt, um „Ansprüche" zu rechtfertigen. Und als letzte Phase hat sich nunmehr das Abkommen mit Rußland über die indischen Grenzgebiete angeschlossen.

Diesen Ereignissen entsprechend zieht die Trasse des geplanten englischen Landwegs gen Indien. Es kommt hierbei auf zweierlei an: nämlich, daß erstens das nunmehr unbestritten englische Ägypten in eine direkte Festlandverbindung mit Indien gebracht wird, und daß zweitens diese Verbindung eine Grenze wird! Um beides zu verbinden, dazu dienen in neuerer Zeit Eisenbahnen. Daraus ergibt sich folgende Eisenbahntrasse: von Ismaila am Sueskanal als ägyptischer Kopfstation nach einem Platz am Nordufer der Akabahbay. Sodann quer durch Nordarabien nach Koweit. Von Koweit aus Anschluß an die indischen Eisenbahnen beim Eintritt in das Gebiet von Englisch-Belutschistan. Zweimal, und wenn man den Sueskanal mitrechnen will, sogar dreimal berührt diese Eisenbahn schiffbares Meer. Endgültig von der Türkei ab-

geſchnitten iſt dann das ſüdlich der Bahntraſſe liegende Arabien. Mit der Türkei und ſeiner Hedſchasbahn, die man zu kreuzen hätte, wird man ſich ſchon einigen, wie Akabah zeigt. Im Falle von Verwickelungen in Aſien oder Oſtafrika kann nun der Sueskanal getroſt blockiert werden. England hat ja Alexandrien und von dort die Zufuhr auf ſeiner Eiſenbahn. Welche Perſpektive! Und wenn England nichts anderes erreichte, als daß es alle nicht engliſchen Zufuhren, die den Weg über Sues wählen, zwingt, ums Kap zu gehen, und dabei ſelbſt die Möglichkeit hat, ſeine eigenen Zufuhren auf der Bahn, ſei es auch nur bis zum Perſiſchen Golf zu bringen, wo ſie erneut umgeſchlagen werden könnten. Noch komplizierter und bedrohlicher ſieht das Bild aus, wenn England tatſächlich dazu übergehen ſollte, die Eiſenbahn von Koweit aus um die Nordſpitze des Perſiſchen Golfes nach Engliſch-Belutſchiſtan herumzuführen. Dann tritt der Fall ein, der mich berechtigt ſchon jetzt zu ſagen, daß hier, an der Nordſpitze des Perſiſchen Golfes, eine ganz gefährliche weltpolitiſche Wetterecke ſich zu entwickeln beginnt, ſozuſagen ein Brennglas der divergierenden europäiſchen Intereſſen. Und daß dieſe Intereſſen vorwaltend Verkehrsintereſſen ſind, tut ihrer Bedeutung keinen Abbruch. Denn längſt ſind Eiſenbahnen in ſolchen Ländern etwas anderes geworden als harmloſe Verkehrsinſtrumente. Eine Eiſenbahn, wie die hier in Frage ſtehende, bedeutet einen eminenten und ſehr greifbaren politiſchen Beſitz. Es iſt einfach albern, heutzutage noch zu leugnen, daß das der Fall wäre. Man denke an die mandſchuriſche Eiſenbahn und ihre weltpolitiſche Bedeutung! Man denke an die politiſche Bedeutung der afrikaniſchen Eiſenbahnbauten! Man muß die Welt für kindiſch halten, wenn man ſie glauben machen will, die Bagdadbahn ſei ein rein wirtſchaftliches Unternehmen, oder will ſie abſichtlich irreführen oder iſt wirklich ſelbſt noch nicht reif für die oft recht bittern Konſequenzen der Weltpolitik. Kurz und gut, hier an der Nordſpitze des Perſiſchen Golfes treffen drei Landwege nach „Indien", drei weltpolitiſch die höchſte Bedeutung erheiſchende, künftige Straßen des Weltverkehrs vermöge geographiſcher und politiſcher Konſtellationen demnächſt zuſammen; und es iſt notwendig, daß man das vorausſieht und für den um dieſes Fleckchen Erde kommenden Kampf gerüſtet iſt. Denn dieſer Kampf, ſo gleichgültig er an ſich vielleicht ſein mag, wird eine Art Entſcheidungskampf ſein.

Man hat in der Mandſchurei ein klaſſiſches Beiſpiel dafür, eine Art von

Präzedenzfall, wie solche Kämpfe sich anspinnen. Eine englische Privatgesellschaft hatte von der chinesischen Regierung die Konzession zum Bau einer Eisenbahn von Peking nach Kirin erhalten. Die Bahn wurde trassiert und ausgebaut. Zunächst von Tongku nach Peking und Schanhaikwan. Inzwischen hatte die Russisch-Chinesische Bank von der chinesischen Regierung ebenfalls eine Konzession zum Bau einer Eisenbahn von einem Punkte der Linie Mandschuria—Wladiwostock aus nach Port Arthur und Dalni erhalten. Den Russen paßte die englische Konkurrenz in der Mandschurei gar nicht. Sie suchten daher die Engländer zu übertölpeln und machten das so: sie legten die Trasse ihrer Bahn derartig fest, daß sämtliche größeren Städte der Mandschurei, natürlich auch Kirin und Mukden, östlich ihrer Trasse liegenblieben. Als nun die englischen Ingenieure in die Nähe von Mukden kamen und mit ihrer Bahn die russische Trasse kreuzen wollten, verweigerten ihnen die Russen den Übergang. Infolgedessen konnten die Engländer ihr Ziel Kirin, ja nicht einmal Mukden, nicht erreichen und zogen es vor, weil ihnen die Sache einen politischen Zwischenfall nicht wert war, ihre Bahn bei der Station Kobantse sonst unmotiviert im spitzen Winkel umzubiegen und nach Süden zu führen, nach dem Vertragshafen Niutschwang. Also wurde die russische Bahn in der Mandschurei zu einer tatsächlichen Grenze für englische wirtschaftliche und damit eo ipso politische Interessen.

Was wird nun am Persischen Golf geschehen? Offenbar hat es England hier auf ein „Rennen" nicht wollen ankommen lassen. Aber ebenso offenbar ist es, daß die Furcht vor dieser Auseinandersetzung es war, die England veranlaßt hat, durch den jüngsten Vertrag mit Rußland hier vorzubauen. Vielleicht spekuliert England darauf, daß Rußland ihm ohne weiteres diesen Eisenbahnbau als etwas ganz Harmloses gestatten wird, und daß Rußland seine eigenen oben geschilderten heißen Wünsche zurückstellt. Ich kann es nicht glauben, schon deshalb nicht, weil ich die Russen zu solcher Entsagung nicht für fähig halte. Nicht umsonst haben sich die Verhandlungen über nunmehr anderthalb Jahre hingezogen. Nicht umsonst hat Rußland in der Mandschurei gelernt, wie man gewöhnliche Europäer durch Versprechungen und sogar Abkommen bis in die Puppen nasführt. Die Europäer hätten sich auch schließlich mit der von Rußland beliebten „Räumung

der Mandschurei" zufriedengegeben — sogar England — wenn nicht die Japaner so billig gewesen wären. Aber wo sitzen hier am Persischen Golf Japaner, die bei Rußland wieder einmal für England die Kastanien aus dem Feuer holen werden? Und dann noch eins, und für uns das wichtigste:

Die Interessen des Deutschen Reiches laufen ebenfalls in jenem Brennpunkt zusammen und strahlen hindurch nach dem Persischen Golf, wo schon die neu eingerichtete Anschlußlinie der Hapag auf die Vollendung der Bagdadbahn wartet. Unsere Interessen würden also durch das Zustandekommen des englischen Bahnbaues genau so abgeschnitten wie die russischen, uns würde genau so unser Landweg „nach Indien" verlegt werden wie den Russen. Uns und den Franzosen, die man in diesem Punkte aufeinanderhetzen will, wo sie gezwungenermaßen an demselben Strange ziehen müssen wie wir — trotz Marokko! Unsere Beziehungen zu den in Frage kommenden Staaten sind so geregelt, daß in der Tat das erste ernsthafte Hindernis für unsere Pläne, die mit dem wirklichen Indien, um Mißverständnis zu vermeiden, auch nicht das geringste zu tun haben, uns erst hier am Persischen Golf entsteht; und zwar nicht durch Rußland, dessen Bahnen ja weiter östlich das Meer erreichen würden, sondern durch England, das unsere Wege quert und zu sperren beabsichtigt. Dazu ist das neue Übereinkommen nur ein neuer Schritt nach vielen vorausgegangenen.

Was nützt es denn, angesichts solcher Taten und Absichten eine Vogel-Straußpolitik zu betreiben? Das europäische Gleichgewicht war schon damals eine inhaltschwache Phrase, als Bismarck damit auf dem Berliner Kongreß manipulierte. Zumal heute gilt nur noch ein politisches Gleichgewicht, das sich auf die Machtverteilung auf der ganzen Erde bezieht. Es ist durch die Niederlage Rußlands gestört! Daran ist kein Zweifel. Und wir Deutsche fühlen uns offenbar noch zu unsicher, um jetzt schon England gegenüber den Herkules zu spielen, der dem bisherigen Akteur des Atlas, Rußland, die Last des Himmelszeltes abnimmt. Je nun, wir werden es doch einmal tun müssen. Wer Rußland kennt, glaubt nicht an Rußland und seine Zukunft; eine zweite Türkei wird's bestenfalls einmal werden, ein treffliches „Hinterland" für uns Deutsche. Der einzige Gleichgewichtsausgleich aber, der mit Naturnotwendigkeit über kurz oder lang einmal kommen *muß*, ist der zwischen Deutschland und England. Und je mehr Rußland dem englischen Druck, den es bisher

zum Glück für die andern Völker Europas auf ſeine kompakten Schultern genommen hat, weicht, um ſo kräftiger wird dieſer Druck auf Deutſchlands Schultern übergehen. Auf wirtſchaftlichem Gebiete haben wir dem engliſchen Druck ſchon einen recht kräftigen Gegendruck entgegenzuſetzen, auf militäriſchem Gebiet ebenfalls. Aber politiſches Wollen, Klarheit des politiſchen Blicks und unerbittliche Konſequenz in Fällen, die man als politiſche Notwendigkeiten erkannt hat, ſowie last not least ein dickes Quantum perſönlichen Muts ſtatt feiler Redensarten in rebus orbis terrarum — das iſt etwas, was wir in Deutſchland noch nötig haben, von den Engländern, oder wem's lieber iſt, von den Japanern, zu lernen, ehe wir verſuchen dürfen, auf einem Kampfplatz, wie ihn die Nordſpitze des Perſiſchen Golfes darſtellt, als ebenbürtige Gegner Englands — nur Englands — aufzutreten. Wäre dieſe Auffaſſung nur ſchon Gemeingut der führenden Geiſter unſerer Nation, dann wären auch wir heute ſchon ein erhebliches Stück weiter auf unſerem Landweg nach „Indien".

Erinnerungen an Deutſchland

von Michel Bréal

Sehr geehrter Herr Langen!

Wenn man mir in meiner Jugend prophezeit hätte, der Herausgeber einer deutſchen Zeitſchrift, und überdies einer bayriſchen — Sie werden gleich ſehen, warum ich bayriſch extra betone — werde ſich eines Tages mit der Aufforderung an mich wenden, ihm einen Artikel über ein von mir ſelbſt gewähltes Thema zu liefern, ſo hätte mir dieſe Prophezeiung eine äußerſt angenehme Überraſchung bereitet. Sie ſelbſt, ſehr geehrter Herr Langen, ſind zu jung, um jene vergangenen Zeiten gekannt zu haben; und Sie können alſo nicht wiſſen, mit welcher Ehrerbietung damals alles, was von Deutſchland kam, betrachtet wurde. Es war uns, als ob die Preſſe dieſes Landes auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft und der Bildung eine Art Obrigkeit ausübte.

„Und jetzt?" werden Sie fragen. O, jetzt kennen wir einander besser. Jetzt verstehen wir in Frankreich, einen Maßstab anzulegen. Wir haben zwar noch immer denselben Vorrat von Hochachtung bewahrt, aber wir bringen ihn jetzt mit Überlegung dar. Jetzt sparen wir sie für die Organe auf, die uns durch ihre Sympathie den eigenen guten Willen vergelten. In der Presse ziehen wir die Zeitungen und Zeitschriften vor, die uns den Beweis ihrer Unabhängigkeit gegeben haben, und die den liberalen Ideen treu geblieben sind.

Dies ist der Grund, warum ich Ihrer Aufforderung mit ebensoviel Eifer wie Vergnügen nachkomme.

Ich habe mich gefragt, in welcher Weise ich Ihrer liebenswürdigen Bitte entsprechen könnte, und nach einiger Überlegung sagte ich mir, ich würde wohl am besten tun, wenn ich die Gelegenheit benützte, eine Art Rückblick auf mein Leben, das sehr häufig in Beziehungen zu Deutschland gestanden hat, zu geben und eine getreue Schilderung dessen zu versuchen, was ich diesem großen Reiche verdanke. Meiner Ansicht nach ist jetzt der Groll auf beiden Seiten oft genug ausgegraben und das gegenseitige Unrecht genügend verhandelt worden, und ich meine, es wäre vielleicht an der Zeit, eine andere Saite anzuschlagen und auch einmal die Gründe zu nennen, die zu gegenseitiger Achtung auffordern könnten. Vielleicht würde sich daraufhin einer Ihrer Freunde veranlaßt fühlen, eine Erwiderung zu geben, worin er sich an das erinnerte, was er Frankreich verdankt.

Nun weiß ich wohl, daß in den Beziehungen des einen Volkes zum anderen den Erfahrungen des einzelnen nicht viel Wert beigemessen wird, aber aus der Summe dieser individuellen Erfahrungen besteht schließlich doch der Eindruck, der sich der Mehrheit mitteilt und die Ansicht über das Ganze entscheidet.

Ich hatte sogar zuerst die Absicht, diese Seiten: „Was ich Deutschland verdanke" zu betiteln. Allein es wurde mir gesagt, dieser Titel könne einige gute Seelen auf den Gedanken bringen, mir, ohne daß sie sich die Mühe genommen hätten, mich zu lesen, ebenso strenge wie patriotische Vorwürfe zu machen. So habe ich mich denn mit einem etwas allgemeineren Titel begnügt. Und beim Schreiben dieses Stückes Autobiographie glaube ich auch nicht in die Gewohnheit zu verfallen, die, wie man behauptet, Leute meines Alters leicht überkommt, nämlich immer von sich selbst sprechen zu wollen.

Wer mich lieſt, wird, wie ich hoffe, fühlen, daß ich einen ganz anderen Zweck im Auge habe, als mir ſelbſt zu gratulieren und mich als Beiſpiel hinzuſtellen.

* * *

In erſter Linie iſt Deutſchland das Land, wo ich das Licht der Welt erblickte, denn vor fünfundſiebzig Jahren bin ich in Landau geboren, einer früher franzöſiſchen Stadt, die durch die Verträge von 1815 bayriſch geworden war. In dieſem Städtchen bin ich bis zu meinem neunten Lebensjahre verblieben. Ich habe die dortige ausgezeichnete Elementarſchule beſucht, und dort wurde die Grundlage für meine Bildung gelegt — eine ſehr wichtige Sache, wie ſie wiſſen, von der oft die ganze Zukunft abhängt. Ganz beſonders lebhaft erinnere ich mich aus jener Zeit an einen von mir hochverehrten Lehrer. Wenn er zum Beginn des Unterrichtes die Hände zum Gebet faltete, wagte ich die Augen nicht aufzuſchlagen, weil es mir war, als müſſe ſein Haupt von einem Glorienſchein umfloſſen ſein. Mit inniger Freude ſchreibe ich ſeinen Namen hier nieder, denn dieſem Lehrer verdanke ich vielleicht am meiſten; er hat mir die Freude am Lernen eingepflanzt und das Gefühl der Ehrerbietung in mir erweckt. Er hieß Jung, und ich habe ſpäter erfahren, daß die bayriſche Oberſchulbehörde ihm in Anerkennung ſeiner Verdienſte im Lauf der Jahre den ehrenvollen Titel Profeſſor verliehen hat.

Selbſtverſtändlich wurde der Unterricht in deutſcher Sprache erteilt; franzöſiſch konnte ich nur ſo viel, als meine Mutter, die aus Metz gebürtig war, mich lehrte, und bei der ich ein paar Kinderbücher las: La Morale en Action, les Aventures de Robert-Robert. Dieſer franzöſiſche Unterricht wurde mir nur in beſtimmten Stunden erteilt, während ich Deutſch den ganzen Tag hindurch lernte in den freundſchaftlich bekannten Familien, bei meinen kleinen Freunden und Freundinnen, auf dem Max-Joſeph-Platz, wo ſich die liebe Schuljugend verſammelte. Da lernte ich die einheimiſchen Kraftausdrücke und die Idiomismen, die man aus keinen Büchern lernen kann, die aber die eine Hälfte — und zwar die gewürztere Hälfte — einer Sprache ſind, und die der Rede, ſelbſt im höheren Stil, Nerv und Leben verleihen.

Noch ziemlich lange, nachdem ich in ein anderes Land verſetzt worden war, iſt mein Denken unter dem Einfluß dieſer erſten Eindrücke geblieben. Die-

selbe Sache, je nachdem sie deutsch oder französisch ausgedrückt wurde, hatte für mich nicht ganz dieselbe Färbung und nicht ganz denselben Klang, und einzelne deutsche Ausdrücke hatten sich mir mit einem ganz besonderen Nachdruck eingeprägt. Ich erwähne diese Tatsache zur Belehrung von Eltern und Lehrern in einer Zeit, wo so viel von dem Austausch der Kinder gesprochen wird. Ich selbst bin ein Anhänger eines solchen Austausches, aber er dürfte nicht ohne vorherige Erkundigungen, und zwar nicht durch berufsmäßige Vermittlung geschehen. Um einen vollen Gewinn zu erzielen, sollte der Austausch zwischen befreundeten Familien und auch in sehr jungen Jahren stattfinden, damit der Einfluß nicht durch Vorurteile und Mißtrauen gehemmt wird.

Das offizielle deutsche Erziehungswesen zeigt durch gewisse Vorschriften, daß es bestrebt ist, diesen verführerischen Reiz der Sprache auf die Seele zu benutzen, und es ist dies auch ein Feld voll sehr neuer und sehr kitzlicher Erfahrungen; in unklugen Händen oder wo man die Absicht merkt, wird ein Instrument gar leicht verdorben. Und man darf auch nichts übertreiben, die Sprache ist nicht alles. Gerade in jener Zeit, von der ich spreche, hatte ich den Beweis dafür in der Hand.

Meinen ersten Unterricht in der Weltgeschichte erhielt ich durch einen Landauer Bürger, einen Freund unserer Familie, der mich in deutscher Sprache unterrichtete und voller Überzeugung mit dem französischen Patriotismus bekannt machte. Der Mann war von Haus aus Lohgerber und ein höchst ehrenwerter Mensch, der aber nicht einen Satz Französisch sprechen konnte. Durch einen Unglücksfall war er militäruntauglich geworden, aber er hatte in seinem Hause als Arbeiter einen früheren französischen Gardisten, und dieser hatte die Traditionen von den kaiserlichen Heldentaten ganz frisch mitgebracht. Dieser Grenadier, ein überbleibsel „de la grande armée", hatte dem guten Lohgerber so oft die Schlachten von Austerlitz bis Waterloo erzählt, daß es meinem alten Freunde schließlich war, als sei er selber dabei gewesen. Er kannte sie bis in die kleinsten Einzelheiten, und stolz zählte er die Namen der Siege, die Zahl der Toten, die der Gefangenen, sowie die Namen und Titel der Feldherrn auf. Ich lauschte mit Erstaunen diesen mit ganz undefinierbaren französischen Worten gespickten Erzählungen. Nichts hätte seine Treue zu erschüttern vermocht; im geheimen verwahrte er eine Trikolore für die nahe bevorstehende Ankunft der Franzosen, und da wir in

einem Weinlande wohnten, hielt er auch ein Fäßchen Wein für die Vorhut in Bereitſchaft . . .

* * *

Der Tod meines Vaters, der Advokat in Landau geweſen war, machte dieſer glücklichen Zeit unſeres Lebens ein Ende. Da ſich meine Mutter vereinſamt fühlte und ſich für ihre Kinder keine großen Hoffnungen machen konnte, weil ihnen durch ihre Religion eine liberale Berufsart verſchloſſen war (es war im Jahre 1841), entſchloß ſie ſich, auf die andere Seite der Grenze zu ziehen, in die kleine Stadt Weißenburg, die der letzte Krieg berühmt gemacht hat. Für uns bedeutete das eine völlige Umwälzung unſeres bisherigen Lebens. Obgleich die Entfernung nur drei bis vier Meilen betrug, kam uns Kindern alles vollſtändig anders vor, ja alles ſchien förmlich auf den Kopf geſtellt zu ſein. In jener Zeit erhielt ich, ohne es zu ahnen, meinen erſten Unterricht in der Völkerpſychologie.

Zuerſt jedoch erſchien uns dieſe Veränderung nicht wie eine Veränderung zum Guten. Die kleine Stadt die wir verlaſſen hatten trug, wie viele deutſche Städtchen, jenes Gepräge der Zufriedenheit, das ſich bei einem Daſein ohne Ehrgeiz und ohne große Wünſche allmählich einſtellt. Sie ſchien in ſich ſelbſt Genüge zu finden, ſich an ihrem alltäglichen Leben, ihren Feſtlichkeiten, ihren altmodiſchen Vorbildern, ihren mehr oder weniger originellen Einrichtungen zu freuen. In der franzöſiſchen Unter-Präfektur, wo wir jetzt unſere Heimat aufſchlugen, war es nicht ganz ſo; da ſchien man es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, ſich die Freude am Daſein zu verkümmern, indem die vorhandenen, beſchränkten Hilfsquellen immerfort mit denen der großen Zentren, mit der Hauptſtadt verglichen wurden. Dieſe Neigung, die beklagenswerte Folge einer übertriebenen Zentraliſation, übte ſogar auf den Charakter des einzelnen ſeine Wirkung aus. Eine Art chroniſcher Unzufriedenheit beherrſchte die Geiſter und drückte auf die Stimmung. Es mag auch vielleicht ein Teil davon den politiſchen Ereigniſſen zugeſchrieben werden, infolge deren die Stadt ganz an die Grenze gerückt worden war. Ich glaube jedoch, daß man für dieſen Unterſchied noch eine allgemeinere Urſache ſuchen muß. Den landläufigen Anſichten direkt entgegen habe ich die Franzoſen ſtets von zurückhaltendem Charakter, gemäßigt, gegen ſich ſelbſt mißtrauiſch gefunden, während der Deutſche, je

näher ich ihn kennen lernte, sich mir als ein von seiner eigenen Wichtigkeit durchdrungener, unternehmender und großsprecherischer Mensch gezeigt hat. Dies mag nun ein Vorteil oder eine Schwäche, eine Tugend oder ein Fehler sein, jedenfalls aber habe ich in Deutschland die meisten selbstzufriedenen Männer gefunden, die die unbedeutenden oder zufälligen Umstände zum Nutzen ihrer Eigenliebe auslegten, alles, was sie betraf, im Großen sahen, kurz, die von ihrer eigenen Persönlichkeit höchst befriedigt waren. Dies ist übrigens nicht der einzige Punkt, wo ich die landläufigen Vorstellungen über den Charakter der Nationen bis zur vollständigen Unwahrheit falsch gefunden habe, und diese Ungerechtigkeiten haben mich auf diesem Gebiet zum vollständigen Skeptiker gemacht. So glaube ich zum Beispiel, mit Ausnahme der von oben mehr oder weniger provozierten Äußerungen, im allgemeinen nicht an die französische Eitelkeit; ebensowenig als ich auf der anderen Seite das glaube, was man gemeiniglich von dem deutschen Gemüt erzählt.

Da ich gerade bei diesem Thema bin, erlauben Sie mir, hier einen Augenblick zu verweilen, um über diesen Punkt etwas zu sagen, was ich seit Jahren beobachtet habe.

Es wird im allgemeinen angenommen, daß Selbstgefallen ein französischer Fehler sei; ich habe Schulbücher, ausführliche Geographiebücher, ja sogar Schreibvorlagen gesehen, die die kleinen deutschen Leser mit diesem Fehler, der uns charakterisieren soll, bekannt machen. Nun, ich kann Ihnen mitteilen, ich habe meine Mitbürger in dieser Hinsicht niemals reichlicher ausgestattet gesehen als die übrige Menschheit. Ich habe sogar manchmal bedauert, daß der Vorwurf eines zu großen Selbstvertrauens nicht genug begründet war. In den Vorlesungen, die ich am „Collège de France“ und an der „Ecole des hautes études“ hielt, habe ich oft eine Frage an den ganzen Zuhörerkreis, anstatt an einen einzelnen gerichtet. Die ersten, die antworteten, waren fast immer die Zuhörer, die von jenseits des Rheines gekommen waren. Sie täuschten sich manchmal über den Sinn der Frage, sie antworteten daneben, sie kamen mit schlecht verdauten Erinnerungen ..... aber sie antworteten! während der französische Zuhörer sich vorher Klarheit verschaffen wollte ..... Wenn ich mich an meine Erfahrung halte, so würde ich den Fehler der Prahlerei und der Selbstgefälligkeit nicht an den Ufern der Garonne suchen .....

Ich frage mich, was uns diesen Ruf eingetragen haben mag, und ich glaube, wir müssen uns selbst dafür verantwortlich machen; unsere komischen Schriftsteller, unsere Anekdotenerzähler, unsere Schauspieler sind in erster Linie schuld daran. Wir haben den Fremden die Mühe erspart, sich über unsere Fehler lustig zu machen und Namen dafür zu finden. Wie man nicht anders erwarten konnte, und wie es immer geht: was eine Karikatur war, ist als ein Porträt aufgefaßt worden, aus Spitznamen sind wirkliche Namen geworden, die unsere Nachbarn adoptiert und gegen uns gerichtet haben. Dies beweist, wie viel besser es ist, wenn man Gutes von sich aussagt, wie es unsere Nachbarn klugerweise getan haben, da sie aus dem Eigenschaftswort deutsch das Beiwort aller Tugenden machten.

* * *

Nach dieser Abschweifung nehme ich meine Erzählung wieder auf, in der ich bis zu dem Augenblick gekommen bin, wo ich Bekanntschaft mit dem französischen Unterricht machen sollte. Meine Mutter hielt es für ihre Pflicht, uns den besten Schulunterricht, den unser neuer Aufenthaltsort bot, genießen zu lassen, und schickte uns in das „Collège Communal de Wissembourg".

Dieser Name „Collège Communal" verlangt eine nähere Erklärung. Die Gesetzgeber, die zur Zeit der Revolution den Wiederaufbau unseres Unterrichtswesens unternahmen, hatten einen Plan ausgearbeitet in der Art eines dreistöckigen Gebäudes. Der Unterricht in den alten Sprachen sollte das unterscheidende Zeichen sein. Da nun in Weißenburg von alters her Lateinisch gelehrt worden war, wurde dem Städtchen ein Collège zuerkannt; und um sich dem amtlichen Programm unterzuordnen, wurden, außer dem lateinischen Unterricht, nun auch noch die Anfangsgründe des Griechischen gelehrt.

Ich habe sehr oft die Ansicht aussprechen hören, und vielleicht habe ich sie auch selbst ausgesprochen, daß in dieser kleinen Stadt ein Gymnasium ohne Latein, eine höhere Elementarschule, eine Realschule mehr am Platz gewesen wäre. Und wirklich, wenn ich an die energischen Mittel denke, die unsere Lehrer anwandten, um den sehr wenig lernbegierigen Köpfen die unregelmäßigen griechischen Zeitwörter einzutrichtern, und wenn ich mir dann ins Ge-

dächtnis zurückrufe, was schließlich aus den meisten meiner Kameraden geworden ist (Kaufleute, Soldaten, Beamte, Landwirte), kann ich mir nicht verhehlen, daß diese Stunden und diese Rippenstöße nur für sehr wenige von uns von unmittelbarem Nutzen gewesen sind. Desgleichen habe ich es von jeher — und auch heute noch bin ich derselben Ansicht — als einen großen Vorzug des Unterrichtes in Deutschland betrachtet, daß es da Realschulen gibt, in denen nun schon seit fünfzig Jahren eine Bevölkerung herangebildet wird, die mit positiven Kenntnissen ausgestattet, für das Leben gewappnet ist und durch keine zu lange Lehrzeit aufgehalten wurde.

Trotzdem bedauere ich aber nicht, daß mein Städtchen eine Lateinschule hatte, und ich bin auch heute noch überzeugt, daß sich die Weißenburger, wenn man sie ihnen nehmen wollte, erniedrigt fühlen würden, worin sie auch nicht unrecht hätten. Die Ratschläge, daß man sich in seiner eigenen Sphäre erhalten, seinem Ehrgeiz Zügel anlegen solle, daß man sich davor hüten solle, Menschen heranzubilden, die aus ihren Verhältnissen herausgerissen sind, — diese Ratschläge entstammen zwar einer ausgezeichneteren Absicht, würden aber, buchstäblich befolgt, nur die Wiedereinführung der Ständeordnung zur Folge haben. Jenes Interesse für die geistigen Dinge, das unparteiische Beobachter in Frankreich in solchen Schichten der Bevölkerung konstatiert haben, wo sie es gar nicht gesucht hätten, hat vielleicht seinen Grund in einigen glücklichen Verästelungen des klassischen Unterrichtes.

* * *

Obgleich die offizielle Unterrichtseinteilung den modernen Sprachen nur wenig Zeit einräumte, hatte für mich die Verbindung mit Deutschland keineswegs aufgehört. Sie wurde vermittelst einiger Bücher fortgesetzt, die ich von meinem Vater geerbt hatte; diese haben mich überallhin begleitet, und sie haben auch heute noch ihren Ehrenplatz in meiner Bibliothek. Das waren vor allem Schillers Werke; wie oft habe ich Don Carlos, Wallenstein, Wilhelm Tell gelesen und wieder gelesen! Einen großen Teil meines geistigen Wesens verdanke ich diesen Büchern. Was ich hauptsächlich genoß, war die Schilderung der Charaktere, war eine Sprache, die familiär sein konnte, ohne von ihrer Erhabenheit etwas einzubüßen, war eine frische, von dem Zwang des Reimes gelöste poetische Diktion; vor allem aber war es das

Gefühl des Enthuſiasmus, und bei den erſten Stücken auch eine Art Berauſchung, die einen über die Gemeinheit des Lebens erhob.

Nichts ſtörte mir dieſen Genuß. Man hat behauptet, unter dem franzöſiſchen Regime ſei im Elſaß die deutſche Sprache ungern geſehen geweſen. Ich ſelbſt habe davon niemals auch nur das geringſte bemerkt. Man beneidete, man bewunderte die Leute, die beide Sprachen beherrſchten. Die Behörde ſchien ſich des Vorteiles wohl bewußt zu ſein, eine Bevölkerung um ſich zu haben, die ſich dem Nachbarn leicht verſtändlich machen konnte und fähig war, das Neue, das jenſeits der Grenze auftauchte, verſtehen und einführen zu können. Mit jenen pädagogiſchen Grundſätzen, die gern ſchroffe Mauern zwiſchen den Nationen aufrichten möchten, hatte man ſich damals noch nicht befaßt. Sie hätten außerdem in Frankreich niemals Boden gewinnen können; dadurch hätte ſich nur eine zu deutliche Inferiorität dem alten Regime gegenüber gezeigt. Die Erinnerung an Goethe hätte einem alsdann zu deutlich das Gefühl aufgedrängt, daß man geiſtig beſchränkt geworden wäre; aber nichts ließ einen Rückſchritt dieſer Art erkennen.

Ich konnte alſo in aller Ruhe meinen verſchiedenen Neigungen folgen. Um mir ein Bild von Deutſchland zu entwerfen, hatte ich ein Buch, das auf mich, wie auf viele andere meiner Zeitgenoſſen auch, einen Einfluß ausübte, den ich nicht bedauere, obgleich er dazu beigetragen hat, daß wir in einer mehr oder weniger eingebildeten Welt lebten. Ich ſpreche von dem Buch de l'Allemagne. In einem Abſtand von ſiebzehn Jahrhunderten hat Deutſchland zweimal das Glück gehabt, von zwei hochfliegenden Geiſtern beſchrieben zu werden, von Geiſtern, die außer dem natürlichen Drang auch noch beſondere Gründe hatten, das deutſche Weſen auf Koſten des einheimiſchen zu preiſen. Ich wurde alſo mit dem Charakter und den Sitten der Deutſchen bekannt, mit ihrer ritterlichen Geſinnung, ihrem Idealismus, durch einen Maler, der wahrſcheinlich von allen denen, die damals auf deutſchem Boden wandelten, den idealſten Geiſt und die ritterlichſte Seele hatte.

Rundschau

Die Geschichte des niedern Volks

Wenn bisher Redner auf Kongressen oder in Landtagen die Forderung aufstellten, es sollte in der Schule eine Geschichte nicht der Schlachten und der Kriege, der Höfe und der Herrscher, sondern des friedlichen Fortschritts doziert werden, so erschöpfte sich die Debatte in der Frage, ob dieses Verlangen nicht unberechtigt, antinational und antidynastisch sei.

Der wichtigere Einwand unterblieb in der Eile des Gefechts: Es gibt tatsächlich kein Geschichtswerk, nach welchem unsere Lehrer in diesem Sinn lehren könnten.

Henry Thomas Buckle hatte mit seiner großgedachten Geschichte der Zivilisation in England den Anlauf genommen; aber da ihn der Tod vorzeitig abrief, umfaßt sein Werk nur gewisse signifikante Perioden der Geschichte und nur gewisse Nationen: Spanien, Frankreich, England. — Deutschland zu bearbeiten gebrach ihm die Zeit.

Und in Deutschland fand sich dreißig Jahre lang nach Buckles Tod kein Historiker, welcher die Entwicklung der Zivilisation in seinem Vaterlande geschichtlich darzustellen sich bemühte.

Als Buckle durch Arnold Ruges Übersetzung kurz vor 1870 bekannt wurde, herrschte in der deutschen Geschichtsschreibung eine einseitig chauvinistische Strömung, die für eine Generation das Verständnis für eine bürgerliche Betrachtung ausschloß.

Es konnte sich natürlich nicht bloß um die Ausfüllung der deutschen Lücken des englischen Werkes handeln, zumal dasselbe in mancher Hinsicht bald überholt und in Deutschland wenig bekannt wurde, auch in den Ausgangspunkten vielleicht etwas zu stark physikalisch war.

Was in Deutschland vermißt wurde, war eine deutsche Geschichte, die statt der Dynastiengeschichte eine Volksgeschichte gab mit gebührender Beachtung der nationalen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Dazu bedurfte es freilich eines warmen Herzens für das niedre Volk, eines umfassenden Überblicks über die deutschen Ereignisse und über die deutschen Stämme und einer kritischen Versenkung in die großen und auch in unscheinbare Prozesse kultureller Verschiebungen, — all das mußte der Verfasser einer deutschen Volksgeschichte mitbringen.

Die „Geschichte des niedern Volkes in Deutschland" von Eccardus, (Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann), die im Oktober dieses Jahres erschien, ist ein erfreuliches Buch, weil sein Verfasser jene Eigenschaften besitzt, und weil das ganze Werk großzügig angelegt und durchgeführt ist.

Wenn man sich fragt, in welchem Zeitpunkt der deutsche Genius wünschen mußte, ein Geschichtswerk für sein Volk entstehen zu sehen, so war der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts geeigneter als irgendein Zeitraum des vergangenen.

Waren in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die historischen Vorarbeiten noch zu wenig gefördert, so stand sowohl die Zeit nach 48 als die nach

66 und 70 zu sehr unter dem Zeichen der Tendenz. Ruhigere Zeiten mußten kommen. Die Vorurteile in Nord- und Süddeutschland mußten zurücktreten. Der Wert der verschiedenen Stammesart und des Volkscharakters der Nationen mußte erkannt werden, bevor einer volkstümlichen deutschen Geschichte der Boden bereitet war.

Der Verfasser, der, wie es scheint, seinen Namen nach dem treuen Eckart gewählt hat, ist frei von nationaler Überhebung, aber erfüllt von einem inneren Stolz auf das deutsche Volk in seiner ursprünglichen, gesunden und freien Art, wovon möglichst viel ihm zu erhalten, der tiefe Wunsch des Autors ist. Eine Fülle von sicherem, großem und genauem Wissen versteht er, ohne in Einzelheiten unterzugehen, dem Grundgedanken des Ganzen unterzuordnen.

Der Verfasser zeigt, wie der deutsche Volkscharakter seit seinem frühesten Auftreten in der Volksgeschichte, regelmäßig selbst in den Zeiten roher, kriegerischer Sitten regelmäßig nach einer freien, nicht sklavischen Gestaltung des Gemeinwesens verlangte und sich kräftig erhielt, um seine Aufgaben zu erfüllen.

Man fühlt es, daß nicht vorgefaßte Meinung, sondern die Liebe zu seinem Thema den Verfasser von den Zeiten des Grenzwalls an bis in die Neuzeit, auf die Seite derjenigen treten läßt, auf deren Gedeihen nach seiner Überzeugung das Heil und die Zukunft des Vaterlandes beruhen.

Nationalität im besten Sinne des Worts durchweht das Buch, nicht jene falsche, nicht jene hohle, die „mit falscher Größe sucht zu prunken".

Es ist leichter, Staatsaktionen, Feldzüge, Diplomatenspiel und Hofintrigen zu erzählen und Geschichten für Geschichte zu geben, als dem unscheinbaren Wirken und Weben nachzuspüren, das sich während zweier Jahrtausende in den unteren Schichten eines großen Volkes vollzieht. Die Stellung der Frau, der Hörigen, der Knechte zu beleuchten und diejenige des Bauernstandes und des Handwerkes in ihrer Bedeutung zu würdigen, das ist eine Forscher- und Gedankenarbeit, die der Verfasser kraftvoll bewältigt hat und für die wir Grund haben, ihm zu danken. Aber das alles sind nur die sicher untermauerten Ausgangspunkte. Die staatliche und kirchliche Entwicklung des Mittelalters. Die Geldwirtschaft, Kreuzzüge und beginnendes Reichselend, Faustrecht und ostelbische Kolonisation. Die Hansa-Städtebünde und Freiheitsschlachten. Die soziale Seite der Reformation. Der deutsche Bauernkrieg und die Gegenreformation. Der tote Punkt und der kleine Mann vor und nach dem Dreißigjährigen Krieg. Das innere Wachstum Preußens: all das ist in einen großen bewußten Zusammenhang gerückt, und der Leser erhält eine reiche, konkrete und knappe Aufklärung. Besonders wertvoll aber ist die neuere Zeit von der französischen Revolution an. Hardenberg und Freiherr von Stein sind mit Recht die Lieblinge des Autors, der sich an ihnen in einer schlimmsten Zeit aufrichtet. Es folgt die Schilderung von Reaktion und Polizeistaat, Weberelend und Auswanderung und eine grelle Beleuchtung der guten, alten Zeit.

Das Jahr 48 kommt, und fast etwas lieblos, zu knapp weg und auch das, was von der Entwicklung seither gesagt wird, ist etwas sprunghaft und nicht in jedem einzelnen Punkt überzeugend richtig.

Aber die Gesamtauffassung, die ganze Richtung der Sympathie für die unteren Stände mit ihrer unverbrauchten Kraft, das Vertrauen zum vierten Stand ohne sozialdemokratische Einseitigkeit, der ganze starke Fortschrittsgeist, der erkennt, daß „Preußen das Wort hat" und sich von falschen Traditionen und einem falschen Wahlrecht freimachen

muß — ist richtig und wertvoll. Das Buch sollten Junge und Alte lesen.

Friedrich Haußmann

(Wir bieten unseren Lesern hier die letzte Arbeit unseres Freundes, die er noch auf seinem Krankenlager für den „März" schrieb. Es ist ein besonders schöner und wehmütig stimmender Zug, daß diese Arbeit grad einem solchen Thema galt. Die Redaktion.)

Unser guater, alter Herzog Karl is a Rindviech

Das neue Jahr soll uns eine andere Behandlung der Majestätsbeleidigung bringen. Ich will es nicht entscheiden, ob die Neuerung viel verbessern wird in der deutschen Welt.

Aber eines weiß ich, und eines bedauere ich.

Mein alter Freund Simon Lackner wird sich nicht mehr so leicht ein billiges Winterquartier verschaffen können.

Und das ist hart.

Denn Simon Lackner ist neunundsechzig Jahre alt; ein herzensguter Kerl.

Jetzt soll er als Greis eine neue Methode ersinnen, nachdem er sechzehn lange Jahre hindurch mit der alten so schöne Erfolge erzielt hat.

Ihr lieben Mitmenschen, denkt euch in seine Lage!

Von Jugend auf war er ein stellenloser Schreinergehilfe; ein fahrender Handwerksbursche. Das ist wohl ein schönes Metier, wenn der Apfelbaum am Straßenrand blüht, und wenn ein Mensch, der auf dem Rücken im Grünen liegt, mit blinzelnden Augen der Lerche hoch hinauf in die blaue Luft nachschaut. Das ist wohl ein schönes Metier, wenn die Kornähren sich über dem müden Haupte wiegen und am heißesten Sommertag einen erquickenden Schatten spenden. Auch ist es fröhlich und freudenvoll, wenn noch eine wildtätige Herbstsonne auf den Buckel brennt, und wenn die zerrissenen Schuhe durchs gelbe Buchenlaub rascheln.

Aber wenn die kalten Novemberwinde pfeifen und alte Felber in die Gräben rollen? Wenn die Landstraßen aus dem Leim gehen und pfundschwerer Brei an den Sohlen hängen bleibt?

Wenn der kalte Regen mit tausend Nadeln sticht, oder die Schneeflocken wirbeln? Wenn alle warmen Ofenbänke von hartherzigen Bauern besetzt sind, die für einen armen Handwerksburschen nicht zusammenrücken?

Da wird's dem abgehärteten Landstreicher wehmütig ums Herz, und er sehnt sich nach einem trockenen Platz, nach einem Dach, unter dem es nicht tropft.

Simon Lackner widerstand lange, aber endlich kriegte er das Reißen in seinen Gliedern, und er fand ein Mittel, sich zu helfen. —

Im Herzogtum Neuburg regierte Karl III, ein gemütlicher, braver Landesfürst.

Natürlich, Simon Lackner kannte ihn nicht, aber er stand doch in gewissen Beziehungen zu ihm.

Denn wo er in einem Bauernwirtshaus um Gotteslohn eine Halbe Bier trank, sah er von der Wand das dicke Gesicht Karls III herunterlächeln.

Und er begriff die Gutherzigkeit, welche sich in dem breiten Mund, in den hängenden Backen des Landesherrn ausdrückte.

Er sah mit Liebe in die kleinen, hinter Fettpolstern verschwimmenden Schweinsäuglein und dachte sich, wie bürgerlich und selchermäßig doch oft der liebe Gott die von seinen Gnaden regierenden Häupter ausgestaltet. Kein kleinstes Restchen Feindseligkeit haftete im Herzen des Simon Lackner.

Er liebte den Fürſten auf ſeine beſcheidene Weiſe und nahm es ihm nicht übel, wenn ſeine Gensdarmen grob und rauhhändig waren.

Denn nicht einmal der allmächtige Gott hat alle ſeine Geſchöpfe liebenswürdig geſchaffen.

Warum ſollte man's von einem irdiſchen Fürſten verlangen?

Trotz ſeiner Hinneigung war aber Simon Lackner gezwungen, alle Jahre einmal dem Herzog Karl III eine Deſpektierlichkeit zu zeigen, die ihm nicht innewohnte.

Aber es war eben ſeine Methode, und es war notwendig, um unter ein ſchützendes Dach zu kommen.

Wenn zu Ende Oktober die kalten Winde anhuben, ging Simon Lackner zum herzoglich neuburgiſchen Gefängniſſe, welches auf freiem Felde lag, hinaus.

Dort verſteckte er ſich in einem Holzſchupfen, welcher gegenüber dem Eingange der Anſtalt lag, und wartete.

Wenn dann einige Gensdarmen kamen, trat er allſogleich hervor und ſchrie mit lauter Stimme:

„Unſer guater, alter Herzog Karl is a Rindvieh!"

Das erſtemal und das zweitemal ſtürzten die Gensdarmen gierig auf den frevelhaften Menſchen und glaubten, daß ſie einen wichtigen Fang gemacht hätten. Aber ſchon im dritten Jahre erlahmte ihr Eifer, denn ſie wußten jetzt, daß Simon Lackner ſich nur auf dieſe harmloſe Weiſe ein Winterquartier verſchaffen wollte.

Simon Lackner mußte oft und oft ſchreien, bis ſie ihn gefangen nahmen.

Und das wiederholte ſich ſechzehn Jahre lang mit ſchöner Regelmäßigkeit.

Man wußte es nicht mehr anders.

Wenn gegen Ende Oktober ſchwere Wolken am Himmel aufzogen, ſchaute der Gefängnisinſpektor in die herbſtliche Natur hinaus und ſagte: „Jetzt wird der Lackner bald wieder ſchreien." Und richtig: den andern Tag zogen ſich naſſe Bindfaden vom Himmel zur Erde herunter, und vom Holzſchupfen herüber brüllte es: „Unſer guater, alter Herzog Karl is a Rindvieh."

Die Gensdarmen lächelten; Simon Lackner lächelte und betrat freudig die Halle des Gefängniſſes, wo ihm der Inſpektor wohlwollend entgegentrat.

Lackner wiederholte zur Sicherheit: „Unſer guater, alter Herzog Karl is a . ." „Weiß ſchon, weiß ſchon", ſagte der Inſpektor, „Sie kriegen ſchon Ihre fünf Monat."

Wenn die Amſeln pfiffen, kam Simon wieder heraus und walzte fröhlich durch das Herzogtum Neuburg.

Und wo er in einem Wirtshaus das Konterfei ſeines lieben Karls III ſah, lächelte er ihm verſtändnisinnig zu. Er hatte ja nie vergeſſen, ihn den guten, alten Herzog zu nennen, und das mit dem Rindvieh war nicht ernſt gemeint.

Jetzt wollen ſie den ſchönen Paragraphen ändern, mit dem mein Freund Simon Lackner ſeit ſechzehn Jahren ſich recht und ſchlecht über die Wintersnot hinweggeholfen hat.

Iſt das nicht hart?

Ludwig Thoma

Das Weimarer Kartell

Ein Hornruf . . Verloren; irgendwo im Lande. Und nun wieder die vorige Stille, unter der ein unabläſſiges Rüſten betrieben wird. Stunden, Tage, Wochen. Dann ein jäher, ferner Schuß, weithin verhallend; ein Raſten, Lauſchen, und wieder das unhörbare, nie endende Rüſten. Da ſind Tauſende an der Arbeit, allen Augen und Ohren unerreichbar; aber die Wellen ihres Wollens und Werdens durcheilen den

unermeßnen Raum zwischen Seele und Seele und setzen unsre Gefühlsmembrane leise in Schwingung. Nun hören wir verwehte Signale und erfühlen das Ziehen und Schwanken der hinter Bergen und in Tälern verborgenen Truppenteile, das Sammeln der Regimenter vor der Schlacht. Hie und da kommt ein Plänkler in Sicht, wird ein Schuß gewechselt, die Vorposten beginnen zu scharmützeln, und aus dem blauen Nebel der Ferne tauchen wohl auch für einen Augenblick feindliche Kolonnen oder starke Verschanzungen.

Und nun plötzlich: Weimar.

Eingeweihte waren längst auf die Ereignisse der letzten Tage vorbereitet, wenn sie auch kaum zu hoffen wagten, daß alles so schnell reifen würde, was sie keimen und wachsen sahen. —

Das Zentrum, die Kongregationen, die Ordensgesellschaften und so weiter standen ja schon immer im Felde; nun erhielten sie aber aus einem Lager Zuzug, das ihnen nicht eigentlich verbündet war, wenn auch uralte Beziehungen, halb in gewollter, halb in ungesuchter Vergessenheit, zwischen ihnen bestanden: aus dem evangelisch-lutherischen Teil der Kirche.

Die protestantische Orthodoxie und deren Unteroffiziere sammelten die Missions- und Bibelgesellschaften, die christlichen Jünglings-, Arbeiter- und Hausvätervereine, ingleichen die erbaulichen Lesekränzchen und bildeten den Keplerbund, der nun auf dem linken Flügel der „großen Armee" steht.

Auf der Gegenseite standen bis dahin lauter kleine Verbände, die — ohne einheitliche Führung — getrennt marschierten. Nun aber, im Angesicht der heraureifenden Schlacht, wandten sie die Blicke nach Weimar, wo Goethe und Nietzsche auf der Wacht standen, hoch und aufrecht.

Es bedurfte nur noch des Rufes, um sich zu finden, und so traten denn auf das erste Zeichen hin die Mithelfer am großen Werke der Kulturförderung, der Befreiung des geistigen Lebens von allen unleidlichen Fesseln am fünfzehnten und sechzehnten Dezember in Weimar zusammen.

Aus allen Gegenden Deutschlands waren sie gekommen: wie Königsberg und München, Düsseldorf und Breslau, Berlin, Metz, Jena, Nürnberg, Charlottenburg, Dresden, Kassel, Apolda, Leipzig, Weimar und Magdeburg, und zuversichtlich ward alsbald, nach einer Begrüßung durch Prediger Tschirn-Breslau und dem Vorlesen einer Anzahl Briefe und Telegramme, in die Verhandlungen eingetreten.

Das gemeinsame Ziel ließ eine schnelle Verständigung über die Marschroute wenn auch nicht ganz leicht, so doch sehr wohl möglich erscheinen. Indessen zeigten sich größere Schwierigkeiten, als erwartet worden, und so platzten die Geister gar heftig aufeinander. Es galt ja nicht nur eine Lösung der gewaltigen Aufgabe zu finden, sondern die beste Lösung mußte gefunden werden; eine Lösung, die allen Wünschen entsprach. Ob das möglich werden würde? — Hie und da zeigte es sich, daß man sich noch einigermaßen fremd gegenüberstand und in das tiefste Wollen des Verbündeten noch nicht eingedrungen war. Wollte man aber zu einem befriedigenden Ergebnis gelangen, war gegenseitiges Verstehen wie im ganzen so auch im einzelnen unbedingt nötig. Und das wurde am Nachmittag des fünfzehnten erreicht, ob ein greifbarer Erfolg auch kaum errungen war, als man am späten Abend auseinanderging.

Am sechzehnten Dezember neun Uhr morgens ward die Verhandlung wieder aufgenommen, die alsbald die erste, volle Frucht reifen sollte.

Der Bund für persönliche Religion, der Bund der freireligiösen Gemeinden, der deutsche Bund für weltliche Schule

und Moralunterricht, die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, der deutsche Monistenbund, die freie ethische Gesellschaft, der Freidenkerbund, der Giordano Bruno-Bund, der jungdeutsche Kulturbund, das Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens und der Bund für Mutterschutz beschlossen einstimmig: „mit vereinten Kräften an der Verwirklichung folgender Forderungen zu arbeiten:

1. Freie Entwicklung des geistigen Lebens und Abwehr aller Unterdrückung.
2. Trennung von Kirche und Staat.
3. Trennung von Kirche und Schule."

Es klang ein geheimer Jubel in jedem Worte mit, das dabei gesprochen wurde; es flammte eine verhaltene Begeisterung in den Reden, die den völligen Zusammenschluß herbeiführen sollten. Noch fehlte die eigentliche Organisation, ohne welche das große Ziel nicht erreicht, der geplante Vormarsch nicht ausgeführt werden konnte. Es brauchte vor allem einen Mittelpunkt, in dem die Fäden alle zusammenliefen, einen Posten, der Erfahrung, Kraft, Fähigkeiten, Bewegungsfreiheit und so weiter besaß. Der Vorschläge wurden gar manche gemacht, und es standen alsbald Vorzug gegen Vorzug, Vorteil gegen Vorteil. Da hieß es nun das Beste aus dem Guten herausfinden, was die Wogen einer gerechtfertigten Erregung hoch genug gehen ließ. Aber so gefahrdrohend für die völlige Einigung dabei die Lage auch bisweilen war, — Goethe und Nietzsche, die Doktor Rieß-München auf seine feine, vornehme Art wie absichtslos ins Feld führte, und Angelus Silesius, dem Bruno Wille Gehör verschaffte, brachten gar bald zustande, was einen Augenblick lang fast unerreichbar geschienen. Klar und rein stand das große, herrliche Ziel nun wieder vor aller Augen, und nun folgte Sieg auf Sieg und Schlag auf Schlag. Es mutete an wie ein Ereignis von so überwältigender Größe, von so unabsehbaren Folgen, wie dergleichen nicht oft erlebt werden mag; es war wie eine Stundenwende in der Geschichte der Menschheit, als es zur einstimmigen Annahme aller vorliegenden Punkte kam.

Zum Zwecke eines dauernden Zusammenarbeitens beschloß die Konferenz:

1. Die Errichtung eines ständigen Ausschusses aus den beteiligten Vereinen.
2. Die Abhaltung regelmäßig wiederkehrender Kongresse.

Die Konferenz empfahl ferner nachdrücklich:

1. Die örtliche Kartellierung.
2. Die Förderung der ihre Ziele vertretenden Presse, insbesondere gegenseitige Unterstützung der Presse der beteiligten Vereine.
3. Einheitliche und planmäßige Organisation des Vortragswesens.

Die Geschäftsstelle ward nach München, Königinstraße 71, verlegt, in den Ausschuß Doktor Vielhaber, Berlin (Deutscher Monistenbund); Prediger Tschirn, Breslau (freireligiöse Gemeinden); Doktor Penzig, Charlottenburg (Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur); Doktor Schmal, München (Freidenkerbund) und Doktor Rieß, München (jungdeutscher Kulturbund) gewählt. Als Zusammenkunftsort für alle Konferenzen wurde schließlich Weimar bestimmt, das, wenn nicht alle Anzeichen trügen, im kommenden Jahrzehnt die Saat Goethes und Nietzsches wird aufgehen sehen.

L. Schrickel

Gloſſen

Flottenrauſch

Seit einiger Zeit machen die Flottenleute in einigen ihnen zur Verfügung ſtehenden Zeitungen mit löblichem Eifer und billiger Begeiſterung die Entdeckung, daß wir viel zu wenig Schiffe haben. In allen Tönen der Skala, vom Hurrah, Germania bis zum ſchaurigſten Unkenruf, tönt es allen, die es hören wollen, oder auch nicht hören wollen, in die Ohren, daß wir mit einer Geſchwindigkeit von bisher ungeahnten Dimenſionen Schiffe, Schiffe, Schiffe bauen müſſen. Und was für Schiffe! Schiffe, gegen die die Dreadnoughts und die japaniſchen Panzer, die doch ſchon ganz anſtändiges Geld koſten, Appelkähne ſein ſollen. Wenn es ſo ginge, wie es nicht geht, müßten wir eine Flotte haben, ſo groß wie die Englands, Frankreichs und einiger anderer Länder zuſammen, und dann noch ein bißchen drüber, zur Vorſicht und für die Zukunft. Nur dann kann Deutſchlands Zukunft ruhig auf dem Waſſer liegen, können wir die Goldgruben unſerer Kolonien wirklich ausnutzen. Hurrah!

Wenn dieſe Leute recht hätten, dann ſähe es recht traurig aus. Zwar erklären ſie mit ſonorer Stimme, daß eine ſtarke Flotte wichtiger ſei als Sparſamkeit und ſo weiter. Allerdings, Geld iſt nicht die Hauptſache, man muß es auch haben. Und da liegt der Knüppel beim Hunde. Wir müſſen, ſolange die Zeiten ſo bleiben, wie ſie jetzt ſind, ein Rieſenlandheer unterhalten und auf der Höhe halten. Wo ſoll nun noch bei den an ſich ſchon miſerabeln Verhältniſſen des Reiches das Geld, das unermeßliche Geld für eine Rieſenflotte herkommen? Erſt ſollen die Herren einmal dieſe Frage beantworten, dann wollen wir weiter mit ihnen reden. Solange aber jeder denkt, daß der andere für ihn zahle, ſolange iſt dieſe koſtenloſe Begeiſterung zwar billig, aber nicht recht. Grade die Freunde der Herren Begeiſterten haben ja bisher eine direkte Reichsſteuer als undiskutierbar abgelehnt, die allein derartige Gelder ſchaffen könnte. Oder glauben die Leute ernſtlich, daß man die Zölle ſo weit ſchrauben könnte, um auch dieſe Laſt zu anderen Laſten den kleinen Mann tragen zu laſſen? Es iſt alſo alles eitel Gerede: wir können eben keine Rieſenflotte bauen, wir haben's einfach nicht dazu. Von Sparſamkeit kann nur ſo lange die Rede ſein, ſolange man von verfügbaren Geldern ſpricht, nicht aber, wenn die Gelder überhaupt nicht zu ſchaffen ſind.

Wenn wir aber unſere Flotte wirklich verdoppeln wollten und könnten, hätte es auch keinen Sinn. Wer von Seegegnern redet, kann doch immer nur an England denken, an einen Krieg mit England, der allerdings der Gipfel des Wahnwitzes für beide Länder wäre. Und da iſt einfach nichts zu wollen. England hat den feſten Willen, und England hat das Geld und die Leute, um immer doppelt ſoviel Schiffe zu haben wie wir. Wenn wir alſo fünfzehn neue Panzer bauen, wird das weiter keinen ſichtlichen Erfolg haben, als daß England dreißig neue Panzer baut, und ſo fort cum gratia ad infinitum. Die ganze Sache iſt alſo Unſinn und grober Unfug. Nie und unter

keinen Umständen können wir allein gegen die englische Flotte mehr leisten als allenfalls einen Heimatschutz; und was dafür nötig ist, wird jeder Mensch in Deutschland heute, ohne mit der Wimper zu zucken, hergeben. Und für die Vertretung unserer Interessen im Auslande tun wir auch genug. Das einzige, was mit diesen Rodomontaden erreicht wird, ist eine ständige Verhetzung der Engländer, die nun ihrerseits schon von vornherein neue Schiffe bauen, um unserer chimärischen Riesenflotte ein Paroli zu bieten. Diese Uberadmirale, die aus ruhiger Studierstube mit den Milliarden schmeißen, könnten wirklich was Besseres tun, als uns immer wieder mit unserem einzigen Rivalen, dessen Verträglichkeit wir, ach so nötig, brauchen, zu verhetzen.

Ecco

Geistliche Erziehung

Die Anklagekammer des Landgerichts Mailand hat die Oberin Fumagalli und die Nonne Disperati als Leiterinnen des Kinderasyls der Madonna Consolata in der Monzastraße zu Mailand und die beiden Priester Don Riva und Don Longo als Patres spirituales genannten frommen Instituts vor die lombardischen Geschworenen verwiesen.

Angeklagt wird der kleine und feiste Riva des fortgesetzten Sittlichkeitsverbrechens, er habe Kinder ärmster Leute, Philomena Ronco, Giuseppina Brambilla, Christina Pancaglio, Scipiona Gazriglio, Rosina Terno und ihre Schwester Maria und Carmela Sazzaniga mit Gewalt geschändet, mit einer schweren Geschlechtskrankheit angesteckt und vorher, gleichzeitig und nachher auch unzüchtige Handlungen an diesen Kindern verübt. Der lange und dürre Don Longo hat sich nur an dem einen Kinde Maria Girolami unsittlich vergangen. Die im Alter von drei (!) bis vierzehn Jahren stehenden Kinder sind von geistlichen Personen geschändet worden, denen ihre Obhut, ihre geistige Ausbildung und geistliche Leitung anvertraut waren. Die Papiere und Ausweise der Oberin Fumagalli, ausgestellt von ihren Obern, sind in Ordnung befunden worden; vier Bischöfe in der Lombardei und Piemont stellten der religiösen das Patent aus, in ihren Diözesen den Hausbettel zugunsten ihrer religiösen Erziehungsanstalten zu Turin und Mailand ausüben zu dürfen. Die beiden Nonnen Fumagalli und Disperati haben die armen Kinder, die ihrer körperlichen Pflege im „Asyl", ihrer Ausbildung und Erziehung im Institut der Madonna Consolata anvertraut waren, dem Beichtvater Riva als Opfer zugeführt und waren sich des verbrecherischen Treibens ihres „Spirituals" bewußt; denn sie sahen frühzeitig die Krankheitserscheinungen an ihren Pfleglingen. Don Riva hinterließ die schwärende Visitenkarte seiner Lüste nicht nur bei den Kindern, von denen eins im Alter von drei und einem halben Jahre verstarb, sondern auch bei den erwachsenen Nonnen Disperati, Chiappino und Cigna. Der Antrag der Verteidigung, die Angeschuldigten nach Hinterlegung einer namhaften Sicherheitssumme mit der nun schon neun Monate währenden Untersuchungshaft zu verschonen, wurde vom Gerichtshof abgelehnt. Das saubere Glückskleeblatt kommt in den Anfangstagen des Februar 1908 vor dem Schwurgerichtshof in Mailand zur Aburteilung.

Zölibatsvergehn sind im Heimatland des Papsttums zahllos wie der Sand am Meer; an diesem trübtraurigen Fall jedoch, der enthüllte, wozu „die Zufluchtsstätten der getrösteten (!) Mutter Gottes" dienen, entzündete sich der Kulturkampf Italiens. — B

Civis Germanus

Häufig begegnet man seit einiger Zeit in deutschen Blättern beweglichen Klagen, daß das Prestige der deutschen Nation im Auslande im Sinken sei. Es ist noch nicht gar zu lange her, daß wir überhaupt eins haben, und da wäre es wirklich schade, wenn dieses junge Pflänzlein schon wieder am Eingehen wäre. Es stimmt wohl auch nicht so, wie man es liest. Denn man verwechselt da zwei sehr verschiedene Dinge, nämlich den Deutschen und Deutschland, lies die deutsche Regierung.

Der Deutsche nimmt wohl eine stets wachsende Stellung im allgemeinen Weltmarkt der Achtung ein. Je mehr wir die Eierschalen unserer gewaltig schnellen Entwicklung abstreifen, je mehr wir geistig und materiell aus den engen Verhältnissen der nationalen Armut und der Kleinstaaterei herauswachsen, je mehr wir selbst Kosmopoliten werden, desto mehr steigen wir in der Schätzung anderer Völker. Der deutsche Handel umspinnt heute mit einer gewaltigen Ausbreitung unter Entfaltung einer höchst aktiven Energie den Weltmarkt, sehr zum schmerzlichen Erstaunen des Briten, der immer mehr mit einer ihm höchst ungewohnten Konkurrenz zu rechnen hat. Der deutsche Kaufmann steht heute schon überall, man kann garnicht mehr um ihn herum. Der deutsche Gelehrte wird immer mehr geschätzt, je intensiver sich der Austausch geistiger Errungenschaften zwischen den Kulturvölkern vollzieht. Die alten Schranken, die völkertrennende Politik errichtet hat, schwinden immer mehr; die deutsche Sprache ist heute für jeden Gelehrten, der mitgehen will, eine Notwendigkeit geworden. Zu den wissenschaftlichen Kongressen auf deutschem Boden drängen sich die Forscher aller Länder, mehr als je ist Deutschland der Mittelpunkt geistigen Erlebens geworden.

In allen diesen Dingen ist also von einer Minderung deutschen Ansehens nichts zu spüren, im Gegenteil.

Was aber der Ausländer nicht verstehen kann, ist das Mißverhältnis zwischen dem rapiden Aufblühen deutscher Macht und deutschen Wohlstandes und der Rückständigkeit der Regierung. Was alle Kulturelemente in Deutschland selbst so schwer empfinden, fühlt er auch und versteht es nicht: Daß diese gewaltige Vorwärtsentwicklung gar kein Verständnis bei den „leitenden Faktoren" findet, daß sie sich im Gegenteil meist im schärfsten Widerspruch zu ihnen entfaltet.

Von der nervösen, sprunghaften, an Mißerfolgen großartiges leistenden auswärtigen Politik an sich sei dabei ganz abgesehen, — der innere Widerspruch ist es, der unser Ansehen draußen schädigt. Gewaltiges Vorwärtsdrängen einerseits, eine engherzige, bureaukratische Polizeiwirtschaft anderseits, ödes Gepränge und Militarismus, Hinneigung zu geistiger Knebelung und Pfaffenwirtschaft, kurz Rückständigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, — das ist es, was man im Auslande nicht begreifen kann. Man kann sich nicht denken, daß in einem so rapide fortschreitenden Lande gerade die Elemente, die den Fortschritt machen, garnichts zu sagen haben, daß heute noch die mittelalterlichen Gruppen, jedem Neuentwickeln abhold, die Leitung besorgen. Man meint draußen, es müßte sich ein immer wachsender Sturm erheben, der die Widersprüche wegfegt und Bahn schafft für eine wirklich freie Entwicklung, wie sie nunmehr allen anderen Kulturvölkern gegönnt ist. Das Prestige Deutschlands sinkt, weil die Leitung Deutschlands eben gar keins besitzt. Man sagt sich, daß jedes Volk doch schließlich die Regierung hat, die es verdient. Und die Ausländer haben eben leider recht, daß heute wie vor Jahrhunderten bei uns die Geisteskultur nur in einer unangenehm dünnen Ober-

schicht zu finden ist, daß aber die breite Masse darunter von allen Fortschritten unangetastet blieb. Vertreter dieser dünnen Schicht lernt der Ausländer kennen, Kaufleute und Gelehrte. Den deutschen Bauern aber, der stramm Zentrum oder Konservativ wählt, dem alle unsere Kulturerrungenschaften fremd blieben, den sieht er nicht, und aus diesen absolut rückständigen Unterschichten nimmt das offizielle Deutschland die Wurzeln seiner Kraft (lies Bureaukraten, Junker, Pfaffen). Da ist nichts von Vorwärtsdrängen, nichts von energischer Bewegung zu spüren.

Je mehr wir auf der Arena der Welt eine Rolle spielen, desto gewaltiger klafft der Spalt zwischen dem Deutschland der Tiefe, der dumpfen, zähen, leicht gegängelten Masse und dem Deutschland der Kultur. Und um so mehr werden jene Schäden offenbar.

Erst wenn auch jene anfangen, sich vom Druck zu lösen, dann wird Deutschland seine Schwingen wirklich regen können. Aber ob das wohl je kommen wird? In den letzten fünfhundert Jahren haben diese Massen eigentlich nur Lesen und Eisenbahnfahren gelernt. Ob sie in den nächsten fünfhundert nun auch denken lernen werden?

Es ist also wirklich eine sehr eigene Sache mit dem deutschen Prestige.

Kater

Einzelkelch?

Doktor Roepke-Melsungen hat unlängst, wenn wir uns nicht täuschen, Untersuchungen über Bakterienübertragung durch den Gebrauch des gemeinsamen Abendmahlkelchs angestellt und, wie zu erwarten stand, aus Gründen der Infektionsverhütung für den Einzelkelch plädiert. Seitdem ist diese Frage auch bei den Verhandlungen der württembergischen Landessynode erörtert worden, ohne freilich eine endgültige Lösung zu finden.

Interessant war bei dieser Gelegenheit die Auffassung eines geistlichen Synodalen: Gott könne auch bei tatsächlicher Übertragung virulenter Bakterien doch durch einen göttlichen Willensakt das Zustandekommen einer Infektion unmöglich machen. Die Richtigkeit dieser These entzieht sich leider zurzeit einer einwandfreien wissenschaftlichen Nachprüfung.

Immerhin scheint die Verwendung des Einzelkelchs vorläufig noch am ehesten unsre hygienischen und ästhetischen Bedenken beheben zu können. Nur darf auf der andern Seite die dadurch geschaffene technische Komplizierung des sakramentalen Vorgangs nicht übersehen werden; ganz abgesehen davon, daß selbst besonnene Glieder der Gemeinde an der Anhäufung zahlreicher kleiner Kelche beim Altar Ärgernis nehmen und dadurch zu unlauteren Assoziationen verführt werden könnten.

Aber wäre nicht noch eine andere Lösung denkbar.

Wäre es nicht möglich, für die Darreichung des Weines einen Modus zu finden, bei dem das vermittelnde Medium oder Vehikel jedesmal vernichtet würde?

Freilich türmen sich hier beträchtliche Schwierigkeiten.

Wenn indes eine Substanz gewählt würde, die bei dem Altarsakrament sowieso unumgänglich nötig ist?

Mit andern Worten: wenn man die irgendwie besonders präparierte Oblate als Vehikel verwendete, etwa nach Art der bekannten Pralinés?

Dies Zusammenziehen der Hostien- und Weindarreichung in eins würde ja allerdings eine erhebliche Modifizierung beziehungsweise Vereinfachung des Ritus bedeuten. Aber könnte man etwaigen Einwendungen nicht die bedenkliche numerische Abnahme unsres theologischen Nachwuchses entgegenhalten?

Und wäre damit anderseits nicht ein herzhafter Schritt in der Richtung der unionistischen Bestrebungen unsrer Zeit getan? O

Zum Fall Nasi

Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Nordländer einen Italiener begreife! Man muß es sich immer wieder sagen.

Jetzt dieser Fall Nasi. Wie soll der zu Ende geführt werden.

Man kolportiert ein Wort von Nasi: „Entweder wird der Prozeß sich zu meiner Freisprechung neigen, und dann wird er in wenigen Tagen zu Ende sein, oder er wird sich zu meiner Verurteilung neigen, und dann wird er überhaupt nicht endigen. Ihr werdet es sehen!“

Dazwischen fangen die getreuen Sizilianer immer einmal zu seinen Gunsten zu schreien an.

Vor einigen vierzig Jahren schrieb Viktor Hehn in sein Italienbuch: Die Existenz des Staates werde daran hängen, ob es gelänge, ihn norditalienisch zu regieren, oder ob die unfähigen süditalienischen Schreier die Leitung an sich reißen würden. Das fällt einem heute oft ein.

Im übrigen aber, was mag das Geheimnis seiner Kraft sein? Es muß irgendetwas faul sein in diesem Staate.

Vielleicht ist gar nichts faul, vielleicht nur hat der italienische Stolz auf geschickte Gauner seine Freude an diesem allergewiegtesten?

Aber vielleicht freilich auch steckt der Haken da, wohin Nasi deutlich genug mit seiner Drohung in bezug auf die Geschäftspraktiken der anderen Ministerien hinweist.

Und vielleicht endlich handelt es sich um etwas, was schon im alten Palästina vorgekommen zu sein scheint und im Gleichnis vom ungerechten Haushälter (Lukas 16) ausführlich erzählt wird. „Ich weiß wohl, was ich tun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzt werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen.“

Man denke, daß diesen nun schon vierjährigen Unterrichtskursus in der Kunst, sich den Gesetzen zu entziehen, der höchste Unterrichtsbeamte des Landes gibt!

Man wird gestehen, daß er in der Gründlichkeit und im Erfolg diesem Tatbestand Ehre macht.

Franz

Der heilige Krieg

Wenn sich der Häuptling der Weiheiweihs mit dem Häuptling der Wahawahs erzürnt, dann gibt es einen Krieg.

Vielleicht wollen die Weiheiweihs und die Wahawahs gar keinen Krieg, aber das nützt ihnen nichts.

Der Medizinmann steckt seine Nase in irgendeinen Düngerhaufen und erklärt, die Götter seien beleidigt.

Da kann man nichts machen.

Es ist eine Eigenschaft der Götter, daß sie sich nicht selbst verteidigen können. Das müssen die Weiheiweihs, die Wahawahs übernehmen. Dann schlägt die Flamme der Begeisterung hoch, und es wird ein heiliger Krieg.

Mutato nomine de te fabula narratur.

Früher hatten wir die Kreuzzüge. Eine Ausbeutung von Fanatismus und und Aberglauben im Dienste der päpstlichen Politik. In der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben die Mohammedaner die halbe Negerbevölkerung von Mittelafrika abge-

schlachtet, ohne daß wir viel darum gewahr geworden sind. Augenblicklich wird uns die alte Farce in Marokko ad oculos demonstriert, wo die Franzosen so erfolgreich Frieden stiften.

Man hat immer Angst, daß General Booth oder irgendein Gesundbeterhäuptling einmal weltliche Ambitionen bekommt.

Dann geht es bei uns los.

Mit besonderer Genugtuung habe ich daher neulich gelesen, daß der Kardinal Merry del Val so überaus tüchtig in der Handhabung der Waffen ist. Er schießt Tannäpfel von den Bäumen und ist ein Meister im Fechten.

Da sollen General Booth und die Gesundbeter nur kommen.

Die Geschichte mit dem rechten und dem linken Backen ist ja noch nie sonderlich im Wege gewesen.

Ad. Wittmaack

Amerikanisches

Im Jahre 1620 kamen hundertzwei alte Puritaner nach Amerika, die hatten sich in England unbeliebt gemacht.

Vor etwa hundertfünfzig Jahren noch wurde in Boston der Kapitän Kimbey an den Pranger gestellt, weil er, nach dreijähriger Abwesenheit, beim Wiedersehen seine Frau an einem Sonntage geküßt hatte.

Sabbatschändung.

In neuerer Zeit hat man der Duse in New York einen kalten Empfang bereitet, weil sie in Gesellschaft D'Annunzios reiste, und Gorki wurde mit seiner Gefährtin aus dem Hotel verwiesen.

Das ist die Geschichte des puritanischen Kulturgedankens.

Der Geist der hundertzwei alten Puritaner lebt noch heute; doch was in ihrem Zeitalter heiliger Ernst war, hat sich im Laufe der Jahrhunderte zu lächerlicher Konvention umgestaltet.

Es ist ein Erhebendes um die Konvention.

Wer wie die Herde tut, ist ein guter Mensch; wer selbständig denkt, macht sich lächerlich. So bietet sie den Vorteil, daß sie das Nachdenken erspart, und findet daher eine eifrige Verfechterin in der Amerikanerin, die genau wie ihre Schwester in England durch zuviel Teetrinken mit der Geistlichkeit etwas aus der Übung gekommen ist.

Aber auch der Mann entbehrt das Nachdenken gern. Ihm erscheint jede Beschäftigung, außer der Jagd nach dem rollenden Dollar, als verlorene Zeit.

Manchmal hat er das Malheur, daß er den Dollar erwischt. Dann weiß er nicht, was er damit anfangen soll.

So erklärt sich der Brief des Milliardärs Rockefeller an den Grafen Tolstoi, von dem er wissen will, ob sich sein Reichtum mit der christlichen Lehre verträgt.

Oder sollten ihn die dreißig Millionen Dollar Strafe, die er im letzten Sommer bezahlt hat, um sein Seelenheil besorgt gemacht haben?

Die Antwort ließ sich voraussehen.

Nach Tolstois Dafürhalten ist Mr. Rockefellers Erdenwallen im Bannkreise der Milliarden nicht einwandfrei.

Armer Rockefeller!

Aber warum auch gerade Tolstoi fragen! Hätte er den seligen Zola zu Rate gezogen, der hätte ihm sagen können, daß man bei den Vertretern der römisch-katholischen Kirche um lumpige fünfzehntausend Franken einen Garten in nächster Nähe Gottvaters kauft.

Vielleicht hätte ihn das beruhigt.

So spuken die Geister der alten Puritaner noch heute und sind zur lächerlichen Karrikatur geworden.

Adow

Die Peters-Affäre

Ein paar Worte zu Vorwürfen, welche gegen mich erhoben worden sind.

Im Sommer 1907 schrieb ich einiges über den bekannten Prozeß des Herrn Doktor Peters.

So viele Monate später wandte sich Herr Joseph Ruederer gegen den Artikel.

Er hatte, wie es scheint, nichts Sachliches vorzubringen und half sich deshalb mit einer Verdächtigung: „Ich hätte nur deshalb den Herrn Doktor Peters angegriffen, weil dieser eine Aufforderung des „März" zur Teilnahme an einer Konferenz unbeantwortet gelassen habe."

An dieser Behauptung ist nicht ein wahres Wort.

Ich habe das schon in einigen Tagesblättern nachgewiesen. Die Redaktion des „März" hatte Herrn Peters um einen Artikel ersucht, Herr Peters hatte lebhaft seine Einwilligung erklärt.

Auch den Vorschlag zu einer Unterredung über das zu wählende Thema hatte Herr Peters gerne akzeptiert, und schließlich hatte Herr Kurt Aram auf diese Unterredung verzichtet.

Die Redaktion des „März" war sohin gar nicht in der Lage, auf Herrn Peters eingeschnappt zu sein.

— Wenn man schon annehmen will, daß persönliche Gefühle in Fragen von öffentlichem Interesse den Ausschlag geben. Ich persönlich habe von diesen Vorgängen keine Kenntnis gehabt; ich bin erst nach jener Verdächtigung belehrt worden, daß Herr Peters vor Jahresfrist seine Wohlaffektioniertheit dem „März" mitgeteilt hatte.

Eine Tatsache, die mich ganz gewiß nicht gehindert hätte, meine unabhängige Meinung zu sagen.

Und da erlaubte sich Herr Ruederer, Andeutungen zu machen, als wenn ich mich ganz selbstverständlich von pekuniären Interessen beeinflussen ließe.

Herr Ruederer lebt in München und weiß daher, daß seine Verdächtigung lächerlich ist.

Und wenn er wirklich Zweifel hegte, konnte er von jedem Landsmann, auch von den politischen Gegnern, hören, daß ein solcher Vorwurf gegen mich eine Dummheit bedeutet.

* * *

Selbstverständlich hat die norddeutsche Muckerpresse die Verdächtigung mit Behagen nachgedruckt. Auch dann noch, als der Sachverhalt klar gestellt war. Man sucht bei Muckern keine Ehrlichkeit.

Aber es darf wieder einmal darauf hingewiesen werden, daß diese Jünger des „Gottesmannes", die gerade um Weihnachten herum so viel ranzige Heiligkeit ausschwitzen, aus ihrer jämmerlichen Verlogenheit niemals hinaus können.

Das Lügen ist ihnen Handwerk und Broterwerb.

Darum muß es ihnen auch als einzige Waffe gegen den politischen Feind dienen.

Wohin käme die arme Gesellschaft, wenn sie's einmal mit der Ehrlichkeit probieren müßte?

Herr Ruederer kann stolz sein auf den Beifall der Wittenberger Derwische.

Oder ist er noch so gesund, daß ihm vor dem süßlichen Atem der Gottesmänner graust?

Ludwig Thoma

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Die neue Krisis / Von Dr. Heinrich Hutter

Der Kanzler hat, und diesmal höchst eigenhändig, eine neue politische Krisis heraufbeschworen. Er hatte als Ministerpräsident im preußischen Landtag vor versammeltem Deutschland Antwort auf die Frage zu geben, ob Preußen von einem Staatsmann geleitet wird. Seine Antwort ist verneinend ausgefallen. Er verlas die Erklärung, die er mit zwei anderen Ministern auf Grund gemeinsamen Vortrags bei Seiner Majestät dem König von Preußen formuliert hat. Diese Erklärung bedeutet eine Unterwerfung unter den konservativen Widerstand. Fürst Bülow hat sich nicht nur gegen das allgemeine Wahlrecht, sondern auch gegen das geheime Wahlrecht ausgesprochen. Unter der Führung des ob seiner Staatsweisheit gefürsteten Grafen soll Preußen dauernd, sogar hinter Sachsen, zurückbleiben. Sogar hinter Sachsen! Denn in Dresden hat man das geheime Wahlrecht eingeräumt. In Berlin aber erklärt Preußen den Terrorismus, dem die öffentliche Stimmabgabe Tür und Tor öffnet, als Regierungsmittel nicht entbehren zu wollen.

Die Eingangsformel der ministeriellen Erklärung, welche die Reformbedürftigkeit des Wahlrechts behandelt, ist ein Spiel mit Worten, denen gleich nachher die Verbindlichkeit für den reformbedürftigsten Punkt von allen ausdrücklich abgesprochen wird.

Man spreche nicht mitleidig von den Verlegenheiten, in denen der Kanzler sich befunden habe. Man erzähle nicht, er besitze an allerhöchster Stelle neuerdings weniger Rückhalt. Man weise nicht auf die Nationalliberalen hin, die durch eine groteske Zwiespältigkeit in einer liberalen Grundfrage ihm einen Fußpunkt entzogen haben. Man suche den Ministerpräsidenten nicht damit weißzuwaschen, daß im Sommer Konservative den Willen maßvoller Reform ihm unter vier Augen bekundet und jetzt, vom Junkergeist der Fraktion abkommandiert, wieder nach rechts eingeschwenkt sein sollen. Man unterlasse die Heuchelei, mit konstitutionellem Augenaufschlag auf das Herrenhaus und Abgeordnetenhaus hinzuweisen, denn beide sind wegen der im Wahlrecht von heute liegenden Fälschung nicht Träger der öffentlichen Meinung. Denn

die Regierung mußte dem Landratskollegium ihre Einsicht und Überzeugung aussprechen und mußte geistig führen.

Alle jene Rederei und kurzgebürstete Rücksichtnehmerei entschuldigt den Kanzler nicht, der als Ministerpräsident versagte in dem Augenblick, da er Preußen einen historischen Dienst dadurch leisten mußte; er mußte Deutschland und der Welt zeigen, daß die preußische Regierungsgewalt nicht unterjocht sei von den Landräten und dem feudalen Machtkitzel. Denn darum handelt es sich, daß der preußische Adel durch die Ablehnung der Reform sich die Macht in Preußen und Deutschland konservieren will. Halb blind und halb brutal.

Der Kanzler weiß doch, daß sein Königlicher Gebieter, Seine Majestät, das Wort gesprochen hat: „Ich will kein Zentrumskaiser sein! — Aber er kann es werden, wenn sein Kanzler, statt zu einigen, der Zeit trotzt und seinen Block spaltet. Der Kanzler zitierte anfangs Dezember im Reichstag das Wort Uhlands: „Es wird kein Haupt leuchten über Deutschland, das nicht mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist," und er wischt anfangs Januar geschäftig jeden Tropfen dieses leuchtenden Öles ab, um den Junkern den König als Junkerkönig erscheinen zu lassen und verehrungswürdig zu erhalten.

Die Politik des Kanzlers ist frei von innerer Einheit. Er stellt sich vor, daß er unter dem Oberlicht des Abgeordnetenhauses eine andere politische Staatsauffassung besitzen dürfe als unter dem Glasdach des Reichstags. Das ist eine dilettantenhafte Behandlung der öffentlichen Geschäfte und verkennt eine schwerwiegende Tatsache: Das politische Vertrauen ist eine Pflanze, die welkt, wenn man sie nicht vor Rauhreif schützt. Worte und Taten eines Staatsmannes müssen sich nicht decken. Fürst Bülow hat erklärt, seine Regierung wolle zwischen dem konservativen und dem liberalen Geist einen ehrlichen Ausgleich versuchen. Er kleidete sein Programm in das üppige Bild einer Paarung. Was hat er am zehnten Januar gepaart? Sich mit dem konservativen Geist, und er hat gleichzeitig die Unfruchtbarkeit dieser Verbindung proklamiert. Die Hoffnung auf eine Reform ist im Weg der Unterbindung vernichtet. Der Paarungsminister hat ein Verbrechen am keimenden Leben begangen.

Fürst Bülow ist arglos. Ich bin überzeugt, er ahnt nicht, was er angerichtet hat, er ahnt nicht, was es für seinen Kredit bedeutet, daß er die

Unfruchtbarkeit für ein ſtaatserhaltendes Prinzip in dieſem einen Fall erklärt hat. Die Natur wird ſich rächen und wird ſeine ganze Kanzlerſchaft unfruchtbar machen.

Bülow hinterläßt ſeinem Nachfolger eine ſchwierige Situation. Wer wird ſein Nachfolger ſein? Das weiß noch nicht einmal der Deutſche Kaiſer. Fürſt Hatzfeld hat wiederholt verſichert, daß er einen an ihn ergehenden Ruf nicht annehmen werde, ebenſo der neue Statthalter von Elſaß-Lothringen. Bethmann-Hollweg kommt nicht ernſtlich in Betracht. In konſervativen Kreiſen nennt man von der Goltz.

Eins iſt gewiß: der Nachfolger wird den Verſuch Bülows nicht fortſetzen können, nachdem dieſer im Landtag aus ſeinem eigenen Kreis geſprungen iſt. Die Hoffnungen, die er ſelbſt enttäuſcht hat, vermag ſein Nachfolger nicht mehr zu beleben.

Aber vielleicht geht er noch gar nicht? Nein, er geht nicht ſofort. Ein preußiſcher Miniſter darf nicht wegen einer Wahlrechtsfrage gehen. Die Angriffe von links werden ſein miniſterielles Leben noch etwas verlängern.

Aber er hat am vierten Dezember in der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung" erklärt, daß er ſein Amt niederlegen werde, wenn er nicht der Unterſtützung der drei Blockparteien verſichert ſei. Wenn er heute ein Vertrauensvotum verlangt, ſo wird er es von der bürgerlichen Linken nicht mehr erhalten. Der Glaube an die Förderung liberaler Ziele iſt nach dem zehnten Januar 1908 nicht mehr vorhanden. Er hat kein Recht, anzunehmen, daß auf der Linken die durch ihn geſchaffene Änderung der politiſchen Lage verkannt wird.

Die Linke hat das Intereſſe an der Fortführung der Geſchäfte durch den Fürſten Bülow verloren und von Anfang an verkündigt, daß ſie ſich nach den Taten richten werde.

Fürſt Bülow hat im Reichstag keine Mehrheit mehr.

Er kann verſuchen, zu bleiben, ohne eine Mehrheit hinter ſich zu haben. Aber dann verlängert er das, was er ſelbſt am vierten Dezember als ein politiſches Bedürfnis erklärt hat. Das wird gehen, ſo lange es geht: Die Klärung iſt vor der Bewilligung neuer Steuern erfolgt.

Die deutſche Bevölkerung hat die ganze Entwicklung miterlebt, hat ſelbſt gehört, daß die Regierung die Linksliberalen zur Mitarbeit einlud, und ſie hat

gesehen, daß diese hiezu bereit waren Zug um Zug mit liberalen Konzessionen seitens der Regierung, daß aber der Ministerpräsident Bülow sogar dasjenige kleinste Entgegenkommen, das der reaktionärste Einzelstaat, das Sachsen gewährt hat, dem öffentlichen Rechtsbewußtsein verweigert hat. Die preußischen Bürger haben das schlechteste Recht der Mitwirkung bei staatlichen Aufgaben, und es wird ihnen vorenthalten, damit die Junker fortfahren können, Deutschland im Bundesrat zu beherrschen.

Wer ist so blind, daß er glaubt, ein solcher Raubbau am öffentlichen Geist werde sich nicht rächen durch die Verwirrungen, in die das politische Leben Deutschlands aufs neue gestürzt ist!

Der Flottenvereinslärm

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Seit Wochen durchweht ein hörbares Geräusch den deutschen Blätterwald. In dem Bund maritimer Expansionshoffnungen, der sich Flottenverein nennt, ist ein chronischer Gegensatz in ein akutes Stadium übergegangen. Der Gegensatz ist genau betrachtet ein sachlicher, der aber, weil er sich in Personen entladen muß, persönlich geworden ist und hitzige Formen angenommen hat. Die Kämpfer schlagen mit den Schwertern an ihren Schild und nehmen zum Teil Stellungen an wie die achivischen Helden vor Troja.

Der Lärm wird, weil im Grunde nur eine Vereinsstreitigkeit vorliegt, im nächsten Semester eine verklungene Sache sein und nur noch die Vorstände in Wallung finden, nicht mehr die Mitglieder und gewiß nicht die öffentliche Meinung. Aber die tiefere Ursache des Streits hat, wie der Flottenverein selbst, eine öffentliche Seite, und der Fall ist nicht ungeeignet, politische Erfahrungen zu sammeln.

Der Zweck des Vereins ist in besonderem Maß ein solcher, den man mit dem Wort „patriotisch“ und „national“ bezeichnen kann, der Verlauf der

Sache zeigt, wie sich die überspannung solcher Gefühle und die überanstrengung ihrer Herolde notwendig rächen muß.

Man hat einen Agitationsverein für einen einzelnen Staatszweck geschaffen, der zugleich „unabhängig" und „gouvernemental" sein wollte, der unparteiisch die „unpatriotischen" Parteien zu bekämpfen bestimmt war, der, um groß zu werden, unpolitische Politik treiben sollte. Hier waren also Widersprüche zusammengebettet, die einen Verein sprengen müssen, sobald er aktiv werden will. Denn nur Passivität, wirkliche oder simulierte, ermöglicht jene Verquickung. Der Verein war selbständig; also wählt er nach dem Gesetz der Mehrheit seine Vorstände. Der Verein bedurfte den Gnadenblick allerhöchster Persönlichkeiten; also wählte er „Protektoren" und bat Fürstlichkeiten um ihre Gönnerschaft. Wirbt aber eine Gemeinschaft um die Gunst von Protektoren, so muß sie sich die Gunst dieser Protektoren zu erhalten wissen, und dazu gehört unter anderem, daß man den Protektor nicht öffentlich nur als Statisten und Aushängeschild behandelt. Die Taktik, Protektoren vorzuspannen, hat, wie jedermann weiß, den Nachteil, daß man die Wünsche der Protektoren erheben und beachten muß, aber den Vorteil, daß man dadurch leichter „hoch" kommt und loyale und auszeichnungsbegierige Untertanen leichter zu zahlenden Mitgliedern gewinnt.

Das System der Protektoren proklamiert das Bedürfnis der Protektion. Die Ignorierung der Voraussetzungen der Protektion enthält aber nicht bloß die Ausweisung der Protektoren sondern auch die Enttäuschung aller jener Mitglieder, die im Aufblick zu der fürstlichen Spitze in den Verein eingetreten sind.

Dieser Aufbau der Vereinspyramide hat aber noch eine andere Folge: Fürstliche Protektoren müssen auf aristokratische Formen der Agitation halten und wegen ihrer Verbindung mit dem Herrscherhaus auch auf eine nicht zu parteiische Stellungnahme. Parteikampf und Wühlhuberei muß ihnen unsympathisch sein, namentlich dann, wenn die Öffentlichkeit Einblick bekommt.

Darum war der Briefdiebstahl, der am Flottenverein verübt wurde und die Praktiken der Öffentlichkeit verriet, ein besonderes Mißgeschick und eine peinliche Verlegenheit für den Verein. Denn diese Briefe hatten, wie man sich erinnert, einen heftigen und gewalttätigen Unterton und führten eine

überwachung einzelner Politiker sogar aus den Reihen der nationalliberalen Partei ein. Dem Führer dieser Partei, dem Abgeordneten Bassermann, wurde als einem unzuverlässigen Kantonisten ein maritimes Mißtrauensvotum erteilt. Andere fanatische Ungeschicklichkeiten erregten gleiches Bedenken.

Die Karten waren aufgedeckt, und es nützt bekanntlich dem Kartenspieler nicht viel, über den Späher zu schelten, der sein Spiel verraten hat. Es erhob sich ein lebhaftes Kopfschütteln auf der einen und eine lebhafte Entrüstung über den Briefdiebstahl auf der anderen Seite. Auch letzteres mit Recht. Denn der Entwendungsakt war nicht nur unbequem sondern auch verwerflich in der Person der Entwender und nicht schön in der Person ihrer „Hintermänner". Aber die Entrüstungswolken konnten doch den Blick nicht für die inneren Schäden der enthüllten Methode blind machen.

Die Stimmungen, die sich damals bildeten und bilden mußten, haben sich zum Teil Luft gemacht. Bei den Mitgliedern des Vereins konnten sie sich aber nicht Luft machen; denn ein Verein entschließt sich nicht leicht, unter dem Eindruck gegnerischer Angriffe seine Vorstandschaft diesen Gegnern preiszugeben. Aber ein starker Bodensatz von Verstimmung hat sich damals gebildet, vor allem in Bayern, wo die Zentrumspresse die Angelegenheit ausweidete und den bayerischen Mitgliedern des Flottenvereins viel Ärger zu schlucken gab.

Der verschluckte Ärger von Anno 1906 hat den Ausbruch des offenen Grolls von 1907 ausgebrütet.

Der Ausbruch kam so:

Der temperamentvolle und militärisch vorgebildete Vereinsagitator, der sich und den Verein in dem Briefwechsel sehr bedenklich exponiert hatte, wollte an die kommandierende Stelle vorrücken. Nach den gemachten Erfahrungen und den überstandenen Verlegenheiten hatte der Prinzprotektor und Thronerbe von Bayern Zweifel in die Zweckmäßigkeit dieses Avancements und einer derartigen öffentlichen Belobigung. Man hat dem Prinzen Gefälligkeit gegen das Zentrum als Beweggrund unterstellt. Auch derjenige, der das Zentrum nicht liebt, und der bei bayerischen Prinzen keine Abneigung gegen das Zentrum voraussetzt, wird zugeben müssen, daß die vom Prinzen Rupprecht geäußerten Zweifel starke Anhaltspunkte und Weisheitsgründe

für sich hatten. Es scheint in der Folge ein geheimer Höflichkeitsvergleich zustande gekommen zu sein, dahingehend: man bietet dem General die Vorstandsstelle an, und dieser lehnt dieselbe ab. Falls das zutrifft und dieser Vergleich nach erfolgter Wahl von dem Gewählten durch Annahme der Wahl nicht gehalten worden ist, so lag noch ein starker persönlicher Grund zu dem Rücktritt des Prinzen vom Protektorat vor. Denn ein Protektor kann sich nicht wohl dupieren lassen.

In einer Berliner Sitzung soll sich die Mißstimmung über diesen Rücktritt des Protektors in dem kurzen und überraschend ungeschickten Wort eines Vereinsmitglieds Luft gemacht haben, der große Flottenverein könne sich nicht „nach dem einen in Bayern" richten. Das ist nicht etwa deshalb ungeschickt, weil „der eine" eine allerhöchste Persönlichkeit ist, sondern deshalb, weil er der bayerische Protektor des Vereins ist. Ein „Protektor" ist doch nicht ein beliebiger einzelner. Ein Verein, der sich offiziell unter Protektion stellt und dann meint, er habe sich nicht um die Auffassung des Protektors zu kümmern, verfügt über einen staunenerregenden überschuß an logischer Unklarheit. Jedenfalls hat er kein Recht, sich zu wundern, wenn ein ihm an Logik überlegener Protektor sich der Konsequenzen bewußt ist.

Mit dem Protektor erklärten sich die bayerischen Vereinsmitglieder solidarisch. Auch das ist eine Erscheinung, die der Vorstand aufs genaueste voraussehen mußte. Hat er es nicht vorausgesehen, so ist er wegen mangelnder Menschenkenntnis ungeeignet zur Leitung eines sich über ganz Deutschland erstreckenden Vereins. Hat er es vorausgesehen, so hat er bewußt auf die Absprengung des bayerischen Flügels losgesteuert. Damit würde ein Befähigungsbeweis für das Amt eines Steuermanns noch nicht erbracht sein. Die Erzeugung eines Stammesgegensatzes zwischen Preußen und Bayern in dem Verein nicht zu verhindern, ist ein Kapitalbock. Das ist sogar ein politischer Fehler, sogar ein „nationaler" Fehler. Daran ändern alle die aufgeregten Artikel nichts, die mit heißem Bemühen die Flottenvereinsleitung reinzuwaschen und die Bayern als die partikularistischen Friedensstörer darzustellen versuchen.

Nun steht eine Hauptversammlung des Flottenvereins bevor.

Auf diesem „Tag" werden die unentwegten Delegierten, welche in der Stunde der Gefahr treu zu der Vereinsleitung und dem verdienstvollen

Präsidenten stehen werden „voraussichtlich" in der Mehrheit sein, und wenn nicht sehr geschickte Hände die Angelegenheiten leiten, die Wahl demonstrativ bestätigen: Vielleicht bringt dann der Präsident das Opfer der Nichtannahme der Wahl, damit der Friede wenigstens äußerlich hergestellt wird.

Aber wie es geht, ein Riß wird bleiben.

Der Flottenverein hat bedeutend an Stoßkraft verloren.

Diejenigen werden das bedauern, die das Verdienst des Vereins hoch taxiert haben. Man hat dieses Verdienst ideell in der Ausbreitung des Verständnisses für den Wert einer Flotte, reell in der Herbeiführung der Reichstagswahlen von 1907 gefunden. Von der ersteren Frage nachher. Was die letztere anlangt, so weiß ich in dem südlichen Teil von Deutschland, den ich genauer kenne, keinen einzigen Wahlkreis, in dem das Wahlergebnis ein anderes gewesen wäre, wenn es keinen Flottenverein gegeben hätte. Für das übrige Deutschland aber wird jedenfalls so viel nicht zu bestreiten sein, daß, wenn die Mittel für Wahlagitation, die der Flottenverein aufgewendet haben soll, von den Spendern anstatt an den Flottenverein direkt dem nationalliberalen oder konservativen Wahlfonds überwiesen worden wären, das Resultat fast überall das gleiche gewesen wäre. Bei solchen Spezialvereinen wird zudem häufig sehr viel nutzlose Verschwendung getrieben durch Aufwendungen für Agitationsformen, deren Wirkung man mächtig überschätzt.

Aber es verlohnt sich, bei der Frage der Spender einen Augenblick stehen zu bleiben. Man kennt ihre Namen nicht; aber in der Bevölkerung glaubt man, daß die Hauptbeiträge von denjenigen großen Unternehmungen herrühren, die von der Steigerung der Flotte unmittelbar oder mittelbar finanzielle Vorteile erwarten und ihre Spesen also wieder zu erhalten Hoffnung haben. Das wäre ein schlechter Schatzmeister des Vereins, der nicht an jenen Pforten anklopfen würde, und es wären einsichtslose Geschäftsleute, die nicht die Zusammenhänge und Wirkungen einer sogenannten intensiven Flottenpolitik auf das industrielle Leben erkennen würden, woneben selbstverständlich auch noch politische Erwägungen mitwirken können.

Diese Quellen sind gesetzlich, politisch und sittlich nicht unerlaubt, aber sie geben der ganzen Agitation einen peinlichen Beigeschmack:

Besteht überhaupt ein Bedürfnis für einen Flottenverein?

Die Flotte ist ein einzelner von vielen Staatszwecken. Sie ist wichtig wie die Bewaffnung des Landheeres, wie die Rechtspflege, wie die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens, wie die Ausbreitung des Wissens und der Bildung, wie die soziale Hebung der Bevölkerung und wie vieles andere. Bestehen nun zur Hebung dieser anderen Zwecke besondere Vereine? Ist ein Heeresverein, ein Volksschulverein, ein Universitätsverein, ein Rechtsverein in Deutschland vorhanden und notwendig? Auf allen diesen Gebieten ist steigende „Aufklärung" von Wert. Aber niemand hat daran gedacht, diesen Zweck durch Gründung von Sondervereinen zu erreichen.

Das Gleichgewicht der staatlichen Aufgaben würde neben dem einen die Gründung auch der anderen Vereine verlangen, weil die Poussierung eines Staatszweckes und die verstärkte Inanspruchnahme der Steuermittel für einen Staatszweck die Verkürzung anderer zur notwendigen Folge hat. Der Flottenverein denkt nur an die Ausgaben und überläßt die Sorge für die Einnahmebeschaffung harmlos anderen Personen. Es ist aber eine dilletantenartige Lösung staatlicher Probleme, Mehrausgaben für eine Staatsaufgabe zum nationalen Lebensprinzip zu erheben und zu verkennen, daß geordnete Finanzen auch ein nationales Lebensprinzip sind. Der Flottenverein sucht die verantwortlichen Stellen und Personen, also Regierung und Volksvertretung mit der Peitsche der Agitation anzutreiben, die Wähler zu verführen, nur die eine Seite der Frage anzusehen und einen einseitigen Druck der öffentlichen Meinung auszuüben. Das ist grundsätzlich ungesund.

Es ist auch nicht richtig, daß dem deutschen Volk die Einsicht in die Bedeutung einer Flotte fehle und erst durch einen Verein, durch Vorträge oder Flugschriften habe beigebracht werden müssen. Die größere Geneigtheit, solchen Ausgaben zuzustimmen, ist nicht die Folge der Agitation, sondern hat einen doppelten, höchst natürlichen Grund: Zum ersten ließ die Ansammlung größeren nationalen Wohlstands in den letzten fünfzehn Jahren die Vermehrung der Ausgaben als eine etwas weniger große Gefahr für die Staatsfinanzen und das steuerzahlende Volk erscheinen. Zum zweiten haben die Kriege, die Amerika, Rußland, China und Japan geführt haben, eine Verschiebung in der Richtung gebracht, daß die Vermeidung von kriegerischen Zusammenstößen mit starken wirtschaftlichen Machtverschiebungen nun nicht mehr in die Hand von Europa, geschweige denn von Deutschland gelegt ist.

Das zwingt, mit neuen Eventualitäten zu rechnen. Alſo politiſche und wirtſchaftliche Ereigniſſe der letzten Vergangenheit hat die Bevölkerung von Deutſchland einſichtig beachtet, und zwar unabhängig von dem Flottenverein.

Andrerſeits enthält die Exiſtenz ſolcher Vereine mit ihren notwendigen Einſeitigkeiten und übertreibungen eine unbeabſichtigte Gefahr. Ein engliſcher oder franzöſiſcher Flottenverein wird Deutſchlands Mißtrauen wecken, und umgekehrt. Die überſchwänglichkeiten der Vereinsreden werden namentlich dann, wenn der Verein groß iſt und als Stimmungsbarometer bezeichnet werden kann, regelmäßig benutzt, um die Stimmung des Nachbarlandes dem Chauvinismus des eigenen Landes als gefährlich darzuſtellen. Man hat nicht nötig, auf den Schaden von Mißverſtändniſſen erſt hinzuweiſen, in den Wochen, in denen die deutſche und engliſche Regierung ſich „verſöhnt" haben, mit der Begründung, die ſcharfen Verſtimmungen der letzten Jahre hätten auf Mißverſtändniſſen beruht.

Beſondere Rüſtungsvereine ſind notwendig eine Brutſtätte von Mißverſtändniſſen, und Mißverſtändniſſe großer Völker ſchädigen zwecklos das wirtſchaftliche Leben.

An den von der deutſchen Regierung konſtatierten Mißverſtändniſſen hat der Flottenverein einen erheblichen Schuldanteil, indem ſeine Agitation der Vorſtellung, daß Deutſchland aggreſſiv kriegeriſche Abſichten habe, im Ausland Vorſchub zu leiſten geeignet iſt.

Deutſche Uniformen / Von Ludwig Thoma

Man ſagt uns, daß die Uniformen der deutſchen Armee im Kriege nicht mehr verwendet würden. Es ſei Vorſorge getroffen, daß eine praktiſche Bekleidung an ihre Stelle treten werde. Alſo iſt die heutige Uniform nur mehr Zierrat und hat in ihrer Buntheit die einzige Aufgabe, die nicht unwichtige Freude am kriegeriſchen Stande zu erhöhen.

Man kann zugeben, daß ſchmucke Bekleidung, Hervorheben der Perſönlichkeit viele zur Offizierskarriere führen, und daß die Spekulation im großen

und ganzen richtig iſt. Wer aber künſtleriſch empfindet, wird ſogleich beifügen, daß die deutſche Uniform ihren Zweck nicht erfüllt.

Sie iſt im Schnitte ſchlecht, in der Farbe noch ſchlechter; vielfach ſogar häßlich.

Das Beiwerk iſt läppiſch, kindiſch und vernichtet geradezu das gewollte kriegeriſche Ausſehen.

Der Schnitt, ich rede hier von Offiziersuniformen, hebt eine jugendliche, ſchlanke Geſtalt nicht, ſondern verdeckt ſie.

Der Oberkörper ſteckt in einem langen Bratenrock, welcher für Oberlehrer, Paſtoren, kurz für alle Menſchen, die des Reizes entbehren, vom lieben Gotte und ſeinen Schneidern erfunden worden iſt.

Außerdem kann er meinetwegen für Pſalmenſingen und Bibelauslegen vortrefflich paſſen und auch einem Manne anſtehen, der im Dienſte des Herrn ſein Bäuchlein rundet.

Aber wie paßt dieſer Wadenſchlager, dieſe langweilige Gemeindekollegiumstoga für junge Männer, die reiten, fechten, turnen?

Die raſch und heftig in ihren Bewegungen ſind, die Taille haben und ſie natürlich zeigen wollen?

Wie kann man einen zwanzigjährigen Leutnant genau ſo anziehen wie einen Konſiſtorialrat von ſchwabbeligem Fleiſche?

Das kann man nur in Deutſchland, wo alles Offizielle ganz von ſelber unkünſtleriſch iſt.

Der bewegliche Öſterreicher, der kokette Italiener, der ſchlanke Franzoſe, der ſportlich ausgebildete Engländer, ſie alle ſind hübſch uniformiert.

Dann der untere Teil!

Er ſteckt in Hoſenröhren, die ungefähr ſo elegant ſind wie Lampenzylinder.

Die ſcheußliche Form des bürgerlichen Beinkleides macht ſich in der bunten Farbe, die durch keine Linien oder Karrees gebrochen wird, noch häßlicher.

Von rückwärts ſieht unſer deutſcher Leutnant aus wie ein blau angeſtrichener Bankkommis.

Und ganz gewiß nicht wie ein Sportsmann.

Das Lächerlichſte iſt, daß man auch den Kavalleriſten in dieſem faden Kanzleigewande herumſpazieren läßt.

Ausgenommen die Huſaren. Sie ſollen vermutlich den kecken Reitergeiſt in ihrem Äußeren zur Erſcheinung bringen.

Aber, du lieber Himmel, wie geſchieht das!

Die jungen Leute ſind angezogen wie jene netten Äffchen der Savoyarden.

Man denkt ſich unwillkürlich eine Drehorgel hinzu, auf welcher dieſe Kavalleriſten tanzen müßten.

Die grellblauen, knallroten, zeiſiggrünen Uniformen ſind verſchnürt wie Schlafröcke; und auch die Hoſen tragen ſonderbare Arabesken.

Jener Körperteil, welcher in der preußiſchen Armee nunmehr wieder als unanſtändiges Terrain gilt, iſt ſo zuckerſüß umrändert wie ein Lebkuchen.

Die ganze Erſcheinung wirkt operettenhaft und läppiſch.

Man ſpricht davon, daß gewiſſe Traditionen erhalten werden müßten.

Aber die preußiſche Armee hatte einmal ſehr ſchöne Reiteruniformen: Anno 1813. Allmählich ſind ſie durch Litzchen, Schnürchen, Bänderchen verhunzt worden.

Und gerade die gute Tradition hat man verlaſſen.

Man vergleiche nur die öſterreichiſche Kavallerieuniform mit der preußiſchen.

Da muß ſogar den Herren vom berliner Hofe eine Ahnung aufgehen, wie unmännlich und unkünſtleriſch die preußiſchen Zentauren angezogen ſind.

Von dem ekelhaften Lohengrinkoſtüme der Gardes du Corps will ich ſchon gar nicht reden.

Sodann der Helm oder die Pickelhaube.

Kein Sachverſtändiger wird beweiſen, daß er noch irgendeinen Zweck erfüllt.

Im Zeitalter der Acht-Millimeter-Geſchoſſe iſt ausgeſäbelt, und die teuren Häupter unſerer Offiziere ſind vor wuchtigen Quarthieben ſicher.

Warum muß der Nachttopf noch länger den Soldatenſchädel verunzieren?

Bei jeder Art von Sport müßte der umgeſtülpte Kübel lächerlich wirken.

Man ſtelle ſich einen Rennreiter, einen Touriſten, einen Skifahrer, einen Ruderer, Radfahrer, Segler, kurz irgendeinen männlichen Kerl, unter einem ſolchen Schmalzhafen vor!

Warum keine Mütze?

Sie iſt leichter, geſünder, praktiſcher, und ſie kleidet viel beſſer.

Warum muß der deutſche Soldat bei feierlichen Gelegenheiten, alſo dann, wenn er gut ausſehen ſoll, einen Nachttopf tragen?

Könnte man nicht an Stelle der jetzigen Interimsmütze ein hübſches Käppi einführen, das immer getragen wird?

Allerdings möchte man beinahe wünſchen, daß die Neuerung nicht zu bald kommt.

Denn der Geiſt, der jetzt herrſcht, führt zu ſchauderhaften Erfindungen.

Das beweiſt die Tropenuniform.

Man ſollte glauben, das es nicht ſo ſchwierig war, unſere Afrikaner richtig anzuziehen. Denn an den Engländern wie an den Franzoſen hatte man erfahrene Lehrmeiſter.

Aber wir konnten uns mit der einfachen Uniform nicht begnügen. Der theatraliſche und durchaus unkünſtleriſche Zug, den wir in ſo vielen deutſchen Erſcheinungen merken, machte ſich auch hier geltend.

Und die Soldaten und Offiziere der Schutztruppe wurden als Fra Diavolos und Opernräuber koſtümiert.

Ich laſſe mich gerne überzeugen, daß der engliſche Offizier ſeinem deutſchen Kameraden an Wiſſen, Bildung, Pflichteifer nachſteht, aber ganz gewiß ſieht er beſſer aus. Er betont das Sportliche, Friſche, während der Deutſche im Äußern wenigſtens eine heldenhafte Poſe zeigt, die unausſtehlich wirkt.

Die Engländer haben geſtählte Muskeln, die Deutſchen tragen Habyſchnurrbärte, und zwar ſo, als wollten ſie mit dieſer Barttracht Furcht erregen.

Kommen wir auf das Beiwerk, die Kinkerlitzchen und Mätzchen der deutſchen Uniform.

Unter den kindiſchen Zierraten hat vornehmlich der ältere Offizier zu leiden.

Der alte Offizier müßte eigentlich einen famoſen Anblick gewähren, wenn er in uns den Eindruck körperlicher Friſche in hohen Jahren wachriefe.

Die Würde des Alters gäbe mit dem Ernſte des kriegeriſchen Handwerks eine glückliche Miſchung, und ich glaube, daß kaum eine Perſönlichkeit ſo maleriſch wirkt, wie zum Beiſpiel der alte Blücher.

Aber wie ſieht ſo ein General von 1907 aus!

Über dem greiſen Haupte flattern Gockelfedern, deren Sinn oder Bedeutung kein Menſch zu faſſen vermag.

Denn was das Hahnenmäßige anlangt, ſo hat der alte Herr längſt davon Abſchied genommen.

Und bloß ironiſch kann der Schmuck nicht gemeint ſein.

Als kriegeriſch könnte ihn nur eine indianiſche Squaw empfinden, und ſchön iſt er auch nicht. Warum alſo trägt der Greis ſolche Gockelfedern? Wenn ſie im Winde flattern, in die Höhe ſteigen, nach rechts und links ſchwingen, gibt es ein kindiſches Spiel, das ſehr ſchlecht zu einem weißhaarigen Kopfe paßt.

Unter dem beengenden Kragen trägt der alte Herr einen Jahrmarkt von emaillierten, verſilberten, vergoldeten Orden, Schnüren mit Quäſtchen und Stiftchen, wie man ſie olim an Tabakspfeifen hing, womöglich auch ein Bandelier und Krimskrams um und um. Man hat unwillkürlich den Eindruck, daß dieſe wandelnde Weihnachtsbude bei Regenwetter zerfließen müßte.

Und an der Katzbach hätte der Mann eine verteufelte Situation, wenn er von ſeinem Chariwari nichts verlieren dürfte.

Aber wahrſcheinlich würde er ihn daheim laſſen; er dient nur dazu, einen alten Mann im Frieden ſchön und kriegeriſch erſcheinen zu laſſen.

Die Zukunft / Von Björnſtjerne Björnſon

Auf alle die Faktoren, die zu der relativen Selbſtändigkeit Ungarns im Jahre 1867 führten, werde ich im folgenden nicht eingehen. Dieſe haben zunächſt nur hiſtoriſches Intereſſe. Feſtlegen will ich nur, daß die leitenden deutſch-öſterreichiſchen Staatsmänner, die das Magyarentum als Bollwerk gegen den Panſlawismus einſetzen wollten, ſich verrechnet haben.

Die Magyaren waren immer ein zu phantaſtiſches, ein ſich zu wenig beherrſchendes Volk. Statt aus ihren Mitbürgern ein Bollwerk gegen den Panſlawismus zu machen, machten ſie deren ſlawiſchen Teil zu Panſlawiſten und deren Stammverwandte, die umwohnenden Völker, zu ihren Feinden.

Die Abſicht der Magyaren iſt durchaus nicht, ein Bollwerk für die Deutſchen zu ſein. Sie haſſen dieſe ebenſo wie die Slawen. Ihre Abſicht iſt, eine neue Türkei vor die Tore Wiens zu legen.

Etwas derartiges konnten ſich die leitenden deutſch-öſterreichiſchen Staatsmänner im Jahre 1867 nicht denken. Sie konnten ſich das Unmögliche nicht denken, daß die Magyaren in ihren Mitbürgern einzig eine Art von Fabrikmaterial für ihre Schöpfungsphantaſie ſahen. Aber wann konnten die Groß-Magyaren das Unmögliche vom Möglichen unterſcheiden?

Endlich erweckt ihre wilde Staatskunſt, ſoweit ſie erkannt iſt, Abſcheu. Aber dieſer Abſcheu iſt noch nicht ſo ſtark, daß er zur Tat führte. Das kommt daher, weil allzuviele von uns noch in römiſchen Traditionen über „Staat" und „Staatenbildung" leben. Alles ſoll einer Maſchine, der Staatsmaſchine, untergeordnet werden; je einförmiger, je „uniformierter" die Menſchen und Dinge geſtaltet werden können, deſto leichter geht es.

Dieſer überlebte, die Menſchenrechte kränkende Begriff iſt der Feind. Das iſt ja gerade, als wäre Europa nie durch die Aufklärungsperiode des achtzehnten Jahrhunderts gegangen, als hätte es nie die franzöſiſche Revolution miterlebt, als exiſtierten die amerikaniſchen Freiſtaaten noch nicht, und als beſtände nicht der Bund des Schweizervolkes unter uns. Ja, das iſt gerade, als wäre der Begriff der „Freiwilligkeit" noch nicht entdeckt.

Der Vorſatz, Zwang und Zwangsmittel zur Uniformierung des Geiſtes mittels bedienſteter Sklaven (wie in Preußiſch-Polen und Ungarn) aufzurufen, führt uns zu unſerm Ausgangspunkt zurück: daß die Magyaren ein Bollwerk gegen den Panſlawismus werden ſollten.

Aber zeigt ſich wirklich der Panſlawismus als die große Gefahr, wofür man ihn ſeinerzeit gehalten hat, und wofür ihn viele noch halten?

Wir haben doch verſchiedenes erlebt, was uns belehren kann. Welche Gefahr war ſeinerzeit der Panitalianismus nicht nur für die katholiſche Kirche, ſondern auch für Öſterreich, das unmöglich beſtehen konnte, wenn es ſein Feſtungsviereck in der Lombardei und in Venedig aufgeben mußte! Es mußte es aufgeben und beſteht dennoch, — ebenſo wie die katholiſche Kirche.

Und der Pangermanismus! Der war noch gefährlicher; denn er bedrohte Europas Gleichgewicht, das damals ein heiliger Begriff war. Aber auch hier erwieſen ſich die Gefahren als eingebildet, außer daß ſie von Niederlage zu Niederlage führten. Italiens und Deutſchlands Einigung haben andere Werte geſchaffen, haben die Machtverhältniſſe verlegt; aber wer möchte den alten Zuſtand zurückwünſchen?

Wir können ſicher ſein, daß der Panſlawismus eine ebenſo ſtarke Naturmacht wie die beiden anderen genannten iſt, und daß alle Verſuche, ihn zu hemmen — wenn ſie auch eine Zeitlang glücken ſollten — zu einer um ſo gewaltſameren und ſiegreicheren Sprengung der Hemmniſſe führen werden. Er wird unter den Völkern nicht ohne Freunde daſtehen, und dazu kommen Rußlands junge Möglichkeiten, die grenzenlos ſind.

Warum ſollte er auch gehemmt werden? Hier iſt ja der Unterſchied, daß Teile der ſlawiſchen Völker in die germaniſchen eingekeilt ſind, ſo daß der Verſuch noch gefährlicher würde. Aber gerade dies kann eine Sicherheit dafür ſchaffen, daß die Germanen in ein freundſchaftliches, ja brüderliches Verhältnis zu der ganzen Bewegung kommen.

Die geiſtige Verbrüderung der Slawen iſt in ſtarkem Wachstum begriffen, ſie hat auch ſchon weitgehende Folgen in politiſcher Beziehung; doch wie es ſich politiſch im großen und ganzen entwickeln wird, das liegt noch im ungewiſſen.

Im ungewiſſen liegt dagegen nicht, daß es auf den Germanen beruht, ob die ſlawiſchen Völker, die jetzt Teile Öſterreichs ſind, vorziehen, ſolche zu bleiben, anſtatt ſich durch Krieg und Verwüſtung ihren Brüdern anzuſchließen.

Können die Germanen ihnen den freien, unbegrenzten Gebrauch ihrer Sprache einräumen und mit ihnen alle Rechte und Güter teilen, die eines hoch kultivierten Volkes Familieneigentum ſind, ohne Anſehen der Nationalität und der Perſon, dann iſt kein Zweifel, daß ſie lieber dort bleiben, wo ſie ſind. Ich habe bei allen ſlawiſchen Völkern Öſterreichs Umfrage getan und ſtets dieſelbe Antwort erhalten.

Es beruht folglich auf den Germanen. Beſonders wenn dieſe ſich durch Zuſammenſchluß aller germaniſchen (teutoniſchen) Völker auf der ganzen Erde das Ziel ſetzen, den Weltfrieden zu ſichern; dann haben ſie die Slawen zum treuen Gefolge für alle Zukunft.

Dann fallen aller Trotz, alle Eiferſucht, alle Engherzigkeit, welche die jetzigen Verhältniſſe erzeugt haben, von ſelbſt fort, und die Slawen werden von ſelbſt dahin kommen, eine Sammelſprache zu ſuchen für ihre Geſchäfte, für die Zuſammenarbeit im öffentlichen, gemeinſamen Leben. Die große, deutſche Sprache wird die Sammelſprache ganz Mitteleuropas werden.

Es würde damit dasſelbe Verhältnis wie in Amerika eintreten. Alle Sprachen haben ſich dorthin geflüchtet, alle haben ſie dort die größte Freiheit, alle haben ſie ſich aus obigen Gründen in einer — dort in der engliſchen — geſammelt.

Mir iſt es unfaßbar, daß öſterreichiſche Männer und Frauen, wenn ſie überhaupt an eine glückliche Zukunft für ihre Nachkommen denken, ein anderes Ideal haben können. Jedenfalls muß es das Ideal aller Friedensfreunde ſein. Mögen ſie dafür feurig ihre Arbeit einſetzen! Möge ihr Mut, ihre Aufopferung dafür ein Beiſpiel geben!

Nun wiſſen wir ja alle, daß hier noch mehr Schwierigkeiten zu überwinden ſind als die der Sprache; aber haben wir erſt auf die ſchlimmſte den Fuß geſetzt: auf den mittelalterlichen Begriff vom Staat, der eine Uniformierungs- und Zwangsanſtalt iſt, und hat ſich ein ſo großes Gebiet wie das der Sprache von ihm losgeriſſen, dann wird ein hellerer Schein auf alle Gebiete fallen.

Der moderne Begriff vom Staat, der Begriff, daß dieſer ein Bund zwiſchen Gleichgeſtellten iſt, daß dieſer Bund auf ſelbſtgegebenen Geſetzen zum Schutz der Selbſtändigkeit und der Arbeitsbedingungen für alle ſeine Mitglieder beruht, dieſer moderne Begriff ſchafft ehrlicheres Wollen als der alte, er hebt Schwierigkeiten, die der alte nur größer gemacht hat.

Meine Aufgabe iſt es nicht, darauf näher einzugehen; ich muß mich darauf beſchränken, zu ſagen, daß Öſterreichs großer Völkerbund, ehe er einig wird, ſeinen unglücklichen Brüdern und Schweſtern in Ungarn nicht helfen kann. Bevor nicht Schreck an Stelle des Ärgerniſſes tritt, führt es nicht zur Tat.

Ja, zu welcher Tat, fragt man. Zum Krieg? Nein, auch die Friedensmoral hat ihre Machtmittel, und dieſe führen ſicherer und fruchtbarer zum Ziel als jene der Kriegsmoral.

Wenn die Magyaren nicht allen ihren Mitbürgern gleiches Recht und volle Sprachfreiheit geben, dann wird der Tag kommen — ich bin deſſen ſo gewiß, wie ich deſſen gewiß bin, daß ich es niederſchreibe —, da alle umwohnenden Völker die Verbindung mit ihnen abbrechen, ſie boykottiren, bis ſie es abbüßen und ſich ſchämen wie ehrenfeſte Männer und Frauen. Das kann mit Staatsvermittlung, kann ohne ſie geſchehen; aber geſchehen wird es eines Tages, und das mit größter Einigkeit und Begeiſterung. Deſſen ſeid ſicher!

Wilhelm Buſch in memoriam

hn breit zu „würdigen", ſei beredteren oder geſprächigeren Leuten vorbehalten. Wo ſollte man auch anfangen? Beim Zeichner? Beim Verſedichter? Beim Proſaiker? Am Ende liefe doch alles auf den Menſchen hinaus, in dem dieſe Künſte wurzelten, den ſie widerſtrahlten, dem ſie völlig entſprachen, und den ſie gleichwohl mehr verbargen als enthüllten.

Was wiſſen wir im Grund von dem verſchloſſenen, wortkargen Mann und ſeinen Schickſalen? Wo er mit dem eigenen Menſchenerleben ein wenig aus ſich herausgeht — in den entzückenden autobiographiſchen Skizzen oder in einzelnen Briefen, die vor Jahren E. Daelen in ſeinem Buſchbüchlein veröffentlichte, oder in dem ſchönen Nachruf auf Lorenz Gedon —, da geſchieht die Lüftung des „ledernen Sackes voller Kniffe und Pfiffe" eben doch mit aller gegebenen Vorſicht und Zurückhaltung.

Soviel ſteht feſt: er gehört zum „deutſchen Adel", wie ihn ſein niederſächſiſcher Landsmann Wilhelm Raabe geſchildert hat und in eigener Perſon glorreich vertritt.

Erfreulicherweiſe iſt er trotzdem ein „Liebling der Nation" geworden und wird von Herrn von Poſſart im Muſterkoffer mitgeführt.

Zum Teil freilich ſcheinen die Sympathien, die ihm das Publikum entgegenbringt, einem glücklichen Mißverhältnis zwiſchen der Epidermisentwicklung auf der einen und der Schnabelſchärfe auf der andern Seite zu entſpringen. Nicht jeder iſt mit dem Feingefühl jener verehrungswürdigen alten Dame begabt, von der geſchrieben ſteht:

Die Tante kommt aus ihrer Tür;
„Ei!" — ſpricht ſie — „welch ein gutes Tier!"
Kaum iſt das Wort dem Mund entfloh'n,
Schnapp! hat er ihren Finger ſchon.
„Ach!" — ruft ſie — „er iſt doch nicht gut!
Weil er mir was zuleide tut!!"
— — — — — — — — — — — — —

Nun iſt das Pförtlein leiſe eingeklinkt. Effugit, evasit, erupit. Ohne viel Aufhebens, in der Einſamkeit, ſich ſelber treu.

Seine Leibbücher waren nächſt Homer, den großen Dramatikern und dem Don Quijote auch St. Augustini Confessiones und die Bibel.

Wenn wir da den Spruch aus dem Matthäusevangelium: „Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele?“ auf ihn anwenden, geſchieht es gewiß nicht um eines ſchönen Schluſſes willen.

Dr. Owlglaß

In eigener Sache

Die Redaktion der „Münchner Neueſten Nachrichten“ gab eine ſchwache Antwort auf den Artikel des Herrn Tardieu. So ſchreibt ſie: „Die grundſätzliche Frage, ob es in ganz Frankreich eine einzige täglich, wöchentlich oder monatlich erſcheinende Zeitung gibt, die geneigt wäre oder es ihrer Leſer wegen „wagen“ könnte, einen polemiſchen Artikel aus deutſcher Feder gegen eine franzöſiſche Zeitung zu veröffentlichen, die eine den Deutſchen unangenehme Haltung in irgendeiner Frage beobachtete, — dieſe Frage können wir unbeantwortet laſſen; jeder Menſch diesſeits und jenſeits der Vogeſen beantwortet ſie mit einem überzeugten Nein. Wir können nicht finden, daß dieſe „Unparteilichkeit“ für die deutſche Preſſe ein beſonderer Ruhmestitel wäre,“ und ſo weiter.

Die Neueſten Nachrichten ſind ſehr ſchlecht informiert, wenn ſie nicht wiſſen, daß häufig Ausländer — Deutſche und andere — in franzöſiſchen Zeitungen das Wort gegen franzöſiſche Anſichten, Zeitungsartikel, Parlamentsreden ergreifen, daß es franzöſiſche Zeitſchriften gibt, welche regelmäßig Beiträge von auswärtigen Politikern und Schriftſtellern bringen. Wir nennen L'Aurore, L'Européen, La Revue bleue, L'Humanité, Le Courrier Européen und viele andere.

Und das iſt eigentlich ſo ſelbſtverſtändlich, daß man ſich wundern muß, wenn eine „liberale“ Zeitung dieſe Erſcheinung als neu und dieſe „Unparteilichkeit“ als „unrühmlich“ bezeichnet.

Die Neueſten Nachrichten wollen vermutlich andeuten, es ſei unpatriotiſch nach dem oft zitierten Worte: right or wrong — my country.

Nun, abgesehen davon, daß die Redaktion der Neuesten Nachrichten nicht unser country ist, bekennen wir gerne, daß wir diese Art von Patriotismus, welche Lernen und Verstehen unterdrücken will, für aufgelegt dumm halten.

Selbst in weniger wichtigen Fragen soll der andere Teil — denn einen Gegner sehen wir im französischen Volke nicht — zum Worte kommen. Das ist immer nützlich.

Aber in einer so überaus ernsten Sache, als welche wir — die Neuesten Nachrichten müssen diese Ansicht schon entschuldigen — die Erhaltung des Friedens, die Anbahnung guter Beziehungen zu Frankreich betrachten, ist es notwendig, allen Fälschungen, allen chauvinistischen Dummheiten, allen Verhetzungen energisch entgegenzutreten.

Wir rollen die Marokkofrage hier nicht auf.

Die deutsche Regierung wird an ihren Erfolgen, angefangen von der famosen Tangerreise bis zur glänzenden Isolierung in Algeciras, vorerst genug haben, und Fürst Bülow wird sich die ferneren Verhaltungsmaßregeln kaum von den Neuesten Nachrichten diktieren lassen. Wenn sich das Blatt seit einem halben Jahre so geberdet, als stünden in Marokko unsere wichtigsten Interessen auf dem Spiele, wenn es Tag für Tag spaltenlange Berichte, Telegramme, Leitartikel über die Bedrohung der marokkanischen Souveränität oder gar des deutschen Handels bringt, so ist das lächerlich.

Und wenn die Redaktion so großspurig tut, als vertrete sie im schönen Gegensatze zum „März" die deutschen Interessen, möchten wir ihr den Rat geben, die Frage wenigstens oberflächlich zu prüfen.

Wir stehen auch mit Frankreich in Handelsbeziehungen, und während unsere ganzen marokkanischen Interessen in Zahlen ausgedrückt etwa acht bis neun Millionen werten (die Ausfuhr Marokkos einbezogen) umfaßt der Handel mit Frankreich die Kleinigkeit von neunhundert Millionen.

In Marokko leben insgesamt nur vier- bis fünftausend Europäer; meist Spanier und Franzosen; kaum der zehnte Teil, also vierhundert, werden Deutsche sein.

In Frankreich haben hunderttausend Deutsche Stellung und Auskommen.

In Algerien aber leben fünftausend Deutsche unter dem sicheren Schutze Frankreichs, und von diesen fünftausend Landsleuten könnte die Redaktion

der Neueſten Nachrichten gute Auskunft erhalten, wie notwendig es iſt, das arabiſche Geſindel unter ſtrengen Geſetzen zu halten.

Das deutſche Intereſſe verlangt, daß der große Handel keine Störungen erleidet; das deutſche Intereſſe verlangt, daß man nicht die Exiſtenz von hunderttauſend Landsleuten aufs Spiel ſetzt, um ein paar Hamburger Firmen zu fördern, und das deutſche Intereſſe verlangt, daß man die ungeheure Gefahr eines europäiſchen Krieges nicht um ſolcher Profite willen heraufbeſchwört.

Wenn einige Hamburger Prokuriſten im Tangerer Wochenblättchen gegen Frankreich Radau ſchlagen, und wenn ein franzöſiſch geſchriebenes Blatt in Tanger das Maul voll nimmt, ſo mögen dieſe läppiſchen Dinge die große Politik der Neueſten Nachrichten beeinfluſſen.

Verſtändige Menſchen weiſen mit Verachtung den Gedanken ab, daß unſer Land den arabiſchen Gaunern zuliebe in einen Krieg verwickelt werden ſollte.

Allerdings trauen wir den Neueſten Nachrichten keine Macht zu.

Wir wiſſen, daß dieſes ſehr verbreitete Blatt nicht einmal auf Bayeriſche oder auf allerkleinſte Münchener Verhältniſſe den geringſten Einfluß hat, weil es ihm an Feſtigkeit gebricht.

Wir gaben Herrn Tardieu das Wort nicht aus Angſt vor Verwickelungen, welche von den Neueſten Nachrichten heraufbeſchworen werden könnten.

Es handelte ſich ausſchließlich darum, den Stimmungen zu begegnen, welche dieſe öde Franzoſenfreſſerei verbreiten könnte.

Die Redaktion der Neueſten Nachrichten hat in ihrer Erwiderung etwas Wichtiges überſehen.

Herr Tardieu ſchrieb, wie peinlich er überraſcht war, daß gerade in München eine ſyſtematiſche, perfide Hetze gegen Frankreich betrieben werde.

Ein ganzer Band genüge nicht, um alle tendenziöſen Unrichtigkeiten bloßzuſtellen, mit denen die Neueſten Nachrichten Krieg gegen Frankreich führen.

Er griff nur beiſpielsweiſe die Marokko-Affäre heraus.

Die Leſer der Neueſten Nachrichten aber wiſſen, daß in allem und jedem ſeit Jahren in dem Blatte gegen Frankreich gehetzt wird.

Ein Herr, der ſich das Pſeudonym „le lapin agile“ beigelegt hat, ſchreibt mit einem wundervollen Gemiſch von Hohn, Mitleid und Ignoranz über alle privaten und öffentlichen Pariſer Dinge.

über dem Striche bringt faſt jede Nummer einen Angriff gegen franzöſiſche Politik, franzöſiſche Zuſtände. Dabei macht das Blatt keine Unterſchiede zwiſchen Chauviniſten und Männern, die ihre Kräfte für eine Verſtändigung mit Deutſchland einſetzen.

Es zerrt jeden Namen herunter, wenn es nur der Namen eines Franzoſen iſt.

Die Neueſten Nachrichten bemerken in ihrer Erwiderung hämiſch, wenn die Mitarbeiterſchaft des Herrn Tardieu dem „März" genügend Raum laſſe, könne er die Zitate der Tangerer Käsblätter bringen.

Hätten nur die Neueſten Nachrichten in ihrem Feuilleton Raum für franzöſiſche Kultur, dann könnten ihre Leſer recht zufrieden ſein.

Daß jenſeits der Vogeſen humane Gelehrte, große Künſtler, die uns Süddeutſchen unendlich näher ſtehen als die Hetzer der Berliner Kreuzzeitung, Großes, Bewundernswertes ſchaffen, daß tapfere Männer den Chauvinismus bekämpfen, davon erfahren die Leſer der Neueſten Nachrichten allerdings nichts.

Sie erfahren nichts von den befreienden Gedanken, von den humanen Ideen, welche viele Franzoſen beherrſchen.

Uns trennt keine chineſiſche Mauer von Frankreich.

Wir rechnen es uns zur Ehre an, ſeine hervorragenden Männer zu unſeren Mitarbeitern zu zählen.

Und wenn einer von ihnen im Dienſte des Friedens, der gegenſeitigen Verſtändigung Beſchwerde über deutſche Unterſtellungen zu führen hat, ſoll er frank und frei von der Leber weg reden.

Das iſt ein guter Dienſt, den er dem wohlverſtandenen deutſchen Intereſſe leiſtet.

Die Neueſten Nachrichten mögen, wenn ſie das für ihre liberale Aufgabe halten, weiterhin Stimmung gegen Frankreich machen.

Dieſes Land wird trotzdem vielen Süddeutſchen als Heimat freiheitlicher Kultur gelten, im Gegenſatz zum Vaterlande der Kreuzzeitung, wo das Gouvernement nach ruſſiſchen Vorbildern ſoeben wieder glänzende Beweiſe ſeiner fortſchrittlichen Geſinnung gegeben hat.

Der März

Die ſilberne Nacht

Erzählung von Wilhelm Fiſcher

In ſchöner Maienzeit verließ ein junger Mann, namens Georg Lindinger, die ſteiriſche Hauptſtadt, um während des Studienurlaubs eine Wanderung anzutreten. Er ſchritt durch blühende Wieſen, ließ ſich von den blauen Bergen locken und kam abends durch einen Wald. Gelbe Blumen mit glänzend grünen Blättern ſäumten den Weg, den auch ein Bächlein, dem Wanderer entgegenfließend, zur Seite herabrauſchte. Er wollte noch vor Nacht ein Obdach erreichen. Jenſeits öffnete ſich endlich ein Stück blauen Tales, das mit dem Golddufte der ſinkenden Sonne erfüllt war.

Nun ſchritt er freudig dahin. Die Jugend pulſte in ihm wie in den Bäumen, die der Frühling mit Lebensſaft geſchwellt hatte. Das grüngoldene Licht des Waldes umflimmerte ihn wie mit Zauberſchleiern. Wieder ſchritt er durch dichtes Gehölz, das nur einen bläulich-weißen Saum des Himmels durchblicken ließ. Dann ſchienen die Bäume, auseinanderſchreitend, in weiteren Abſtänden ſtehen zu bleiben. Er trat auf die Lichtung hinaus. Die Sonne glänzte in den ſchönſten Abend hinein, Blumen waren in dem grünen Grund ausgeſtreut, und die Vogelmilch hielt ihren Kelch noch offen und ſtand zierlich mit den milchweißen Blütenſternen da.

Unten auf den Hügeln wuchſen Apfelbäume, deren Laub und Blüten dem fernen Auge ſo ineinanderfloſſen, daß ſie wie mit ſilbergrauem Kleide geſchmückt ſchienen. Ein Dorf lag zu ſeinen Füßen, und hinab war noch ein Laubgehölz zu durchſchreiten. Er ging zu Tal, von den grünen Lichtern der nickenden Zweige umſpielt und in Geſellſchaft eines Finken, der ihn bis zum Saume gefällig begleitete.

Da bot ſich ihm zuerſt ein Schlößchen mit Seitentürmen, halb im Grünen verſteckt, dar. Doch er ſchritt dem Dorfe zu, in deſſen Mitte die Kirche auf einer Anhöhe ſtand. Die Dorfgaſſe durchſtrömte Fliederduft, der kam aus Sträuchen, die hinter der Kirche auf dem Friedhofe blühten. Dieſe ſelbſt lag

im Schatten mächtiger Kaſtanienbäume, deren Laub von weißen Blütentrauben durchwirkt war, und die über die ſpitzbogigen Fenſter des Gotteshauſes hinaufragten.

Unweit davon blieb er vor einem Hofe ſtehen, welcher hübſcher als die andern war. Ein Zimmermann glättete mit ſeinem Beile zierliche Tragbalken und gab auf Georgs Gruß und Frage Beſcheid, daß ſie zu einem Gartenhäuschen dienten. Dann wies er ihm auch den kunſtloſen Plan dazu vor, der auf einem Blättchen Papier gezeichnet war. Das nahm Georg in die Hand und machte einige Bemerkungen darüber, worauf der Zimmermann erwiderte: er ſehe wohl, daß der Herr mehr vom Baufache verſtehe als irgendeiner im ganzen Dorf Limfurt. Doch Georg meinte, daß er nur geringfügiges vermerkt habe; er ſelbſt wolle auch in nicht zu langer Zeit Baumeiſter werden.

„Ja," ſagte der andere lächelnd, „aus einem Span Holzes kann eines auf den Baum und aus einem Trum Rede auf den Mann ſchließen."

Er lud Georg darauf ein, in die Stube zu treten, was dieſer mit freundlichem Danke annahm, und ſie gingen durch den Hof in das Haus. Drinnen auf der Bank neben dem grünen Ofen ſpielten die Kinder des Zimmermanns, von denen das eine, ein Mägdlein, ſein jüngeres Brüderchen ermahnte, ſich vor dem Fremden nicht zu fürchten, der ihnen gewiß nichts zuleide tue. Georg gewann auch bald das Zutrauen der beiden Kinder, und als aus dem Nebenzimmer die Töne eines alten Spinetts erklangen, nahm ihn das Mägdlein bei der Hand und führte ihn zum Großvater.

Er trat ein und befand ſich in einem einfachen, aber wohnlichen Zimmer. Den Raum verſchönte ein hoher alter Schrank aus gebräuntem Nußholze mit vielen Fächern und Lädchen, an deren jedem einzelnen ein Rieglein von Meſſing befeſtigt war, das hell glänzte. An dem Spinett ſaß in langem, dunklem Leibrocke ein Mann mit weißen Haaren. Er erhob ſich, ſtellte ſich als Schulmeiſter Veit vor und ſpielte dann wieder auf Georgs Bitte etwas, was überaus ſchwermütig klang. Georg meinte, dies werde wohl ein Kirchenlied ſein, aber jener erwiderte, daß dem nicht ſo ſei. Vielmehr ſei dies ein fröhlicher deutſcher Tanz aus vergangenen Jahrhunderten, und man könne es nicht eitel heißen, wenn Fröhlichkeit und Gottesfurcht vor alters aus einem Herzensquell kamen. „Denn da klingt in ehrbarer Luſt Gott, der im Menſchen wohnt, ebenſo tief mahnend mit, wie im andächtigen Geſange die Weltfreude, die

uns auch von ihm gegeben ward. Und in ſolchen ſchwermütigen Tönen liegt eine Seligkeit; und was wäre heiterer als Seligkeit, die auch immer Gott genehm iſt!"

Dabei ſtreichelte er den leichthaarigen Kopf ſeines Enkelkindes, das vor ſeinen Knieen ſtand und auf Georg blickte. Dieſer wurde mit der Familie ſo vertraut, daß ſie ihm ein Stübchen für die Nacht im Hauſe einräumten, da er am frühen Morgen ſeine Wanderung fortſetzen wollte, und ihn als Gaſt beherbergten. Veit ging dann noch mit ihm im Zwiegeſpräche durch die freundliche Landſchaft; die Sonne war geſunken, aber der Abend noch hell genug.

Der Alte barg unter einer gemeſſenen Heiterkeit den Ernſt eines gläubigen Gemütes.

„Ich habe viel Bitterkeit in meinem Leben gekoſtet," ſagte er, da ſie die grüne Dämmerung eines Buchenwaldes hinanſchritten. „Aber es iſt eine Gnade Gottes, die den Menſchen durch Bitternis an die Süßigkeit eines guten Troſtes mahnt, der immer in uns quillt, wenn wir tief genug darnach graben. Auch führt uns die Widerwärtigkeit im Leben dahin, die Freude heilig zu halten; denn ſie iſt ſelten, aber um ſo köſtlicher, wie ein Sonnenſtrahl, der aus der Tiefe des Waldes und doch aus der Höhe uns beglänzt. Sind wir genug geprüft worden, um Gottes Gnade in uns zu finden, ſo iſt das wie eine Wiedergeburt. Der Frühling hebt im ſpäten Alter an, die Welt wird ſchön, weil wir darin wie in eines Vaters Hauſe wandeln. Und die allerreinſte Freude iſt uns gegeben: wir fühlen uns mit weißen Haaren als Kind."

Sie waren dabei auf eine Lichtung hinausgetreten und hatten den Abendhimmel vor ſich, in deſſen Äther noch goldene Wölkchen ſchwammen. Die fernen bläulichen Berge umhauchte ein violetter Duft, und ein blauer Schatten lag in den Tälern. Sie ſetzten ihren Weg wohlgemut fort und erſtiegen noch einen Hügel, den ein halb zerfallenes Mauerwerk mit zerklüftetem Turme krönte. Da konnten ſie recht der lieblichen Fernſicht genießen in die umliegenden Täler und auf die ragenden Berge des Oberlandes.

Als ſie ſich wieder zurückwendeten, ſaß im grasbewachſenen Hofe vor einer klaffenden Lücke der Ringmauer eine Geſtalt, die nach außen blickte. Der Sitzende mochte die Schritte vernommen haben, denn er begrüßte den

alten Veit. Er ſtand auf und erſchien als hoher, hagerer Mann mit rötlich-grauem Backenbart. Dann blickte er nach empfangenem Gegengruße wieder auf das Talgelände hinab.

Auf Georgs Frage teilte ihm Veit leiſe mit, daß es der Herr des Schloſſes Limbeck ſei, deſſen Türmchen zwiſchen den Bäumen herauf ſichtbar waren, der vor ihnen ſtehe. „Er iſt ein ſchweigſamer Herr, aber er wird Sie ſchon zu gelegener Zeit bemerken und nicht unfreundlich gegen Sie ſein. Er hat im Heere gedient und den Rang eines Majors eingenommen. Mit dieſem Titel wird er auch gewöhnlich angeredet. Er iſt ein Freund der Sterne und der Muſik. Unten hat er ſein Haus mit einem ſchönen Garten und einem Park voll alter Bäume."

Als der Major ſich nun anſchickte, den Heimweg anzutreten, bemerkte er Georg, hielt ihn aber, ohne ihn genauer anzuſehen, für einen Unterlehrer, der Birling hieß und zuweilen in Veits Geſellſchaft kam. Der Schulmeiſter klärte ihm zwar den Irrtum auf, doch der Major ſchien überhaupt Georgs Anweſenheit vergeſſen zu haben, denn er ſprach im Abſtiege nur mit dem alten Veit. Und als ſie in der Nähe des Schloſſes angekommen waren, trat er mit dieſem durch ein Seitentor in den Park. Georg zögerte zu folgen; allein der Major faßte ihn höflich bei der Hand und ſagte: „Er wird doch nicht draußen bleiben wollen," und zog ihn herein.

Eine wohltuende Friſche umkoſte Georgs Stirne, als er den beiden Männern folgte, die langſam dahinwandelten und zuweilen im Geſpräche den Schritt anhielten. Sie traten allmählich in tieferen Schatten und endlich durch eine grünumſponnene Tür ins Haus. An den Wänden des gewölbten Ganges, durch den ſie jetzt gingen, waren in alten Gemälden große Geſtalten zu ſehen, deren Geſichter hie und da durch die Dämmerung glänzten. Dann kamen ſie in ein Gemach, in welchem ſchon eine Lampe brannte und die einfach vornehme Ausſtattung des Raumes erkennen ließ.

Der Major und Veit waren noch immer in ihrem Geſpräche vertieft, und Georg fühlte ſich vereinſamt in dem fremden Gemache. Dann nahm der Major ein ſchön geſchnitztes Notenpult vor ſich, Veit tat desgleichen, und ſie begannen aus bereit gehaltenen alten Notenheften zu zweien zu ſpielen, wie es einer Geige und einem Violoncello vorgeſchrieben war. In der Zwiſchenzeit ſprachen ſie wieder miteinander, ohne ſich um den jungen

Mann zu kümmern, der endlich den Schulmeiſter am Ärmel zupfte. Da fragte der Major:

„Iſt das nicht der Unterlehrer Birling?“

Der alte Veit blickte Georg aufmerkſam an und ewiderte:

„Nein, das iſt der junge Herr Lindinger, der Architekt werden will und annoch an der Hochſchule ſtudiert.“

„Er kann mir einmal mein altes Mauerwerk da oben auffriſchen,“ meinte der Major.

Er vergaß aber in kurzem wieder auf Lindingers bürgerliche Weſenheit, ſo daß er ihn für den Unterlehrer Birling halten mochte. Denn er bat ihn, ſeinen Diener aufzuſuchen und herzuſchicken. Georg blickte den Schulmeiſter an, und dieſer deutete nach einer Tür mit den Worten: „Dort hinein, wenn Sie ſo gut ſein wollen,“ worauf Georg ſich entfernte, um den Diener zu ſuchen.

Als er das Gemach durch die bezeichnete Tür verließ, kam er in ein Zimmer, das ſchwach erhellt war, in welchem aber kein Diener zu finden war. Er ging ſonach weiter, kam an eine andere Tür im Eichengetäfel und konnte eine Reihe von Gemächern durchſchreiten, ohne einem Menſchen zu begegnen. Da dünkte er ſich wie verloren, bis er endlich in ein Zimmer gelangte, das nicht mehr erhellt war, aus welchem ihm ein zarter Blumenduft entgegenſtrömte, der eine weibliche Inſaſſin zu verkünden ſchien. Er trat vorerſt beſcheiden zurück. Da ſich aber in dem durchdunkelten Gemache nichts regte und von der gegenüberliegenden Wand eine Glastür ihm allmählich entgegenblinkte, ſo betrat er kühnlich den Raum. Er ging auf die Glastür zu; dieſe öffnete ſich auf eine Rampe, von welcher Stufen hinabführten, und er befand ſich im Garten.

Hier lag die Dämmerhelle der Mondnacht in den dunkelnden Bäumen, die ihren Schatten auf den weißen Kiesweg warfen. Alles war ſtill, nur das Plätſchern eines Springbrunnens tönte von ferne, und er atmete wohlig die friſche Luft ein. Er ſah auch da niemand außer einigen Geſtalten aus weißem Stein, die aus dem Blätterdämmer glänzten. Er ging weiter, und die Bäume warfen immer dunkleren Schatten. Hie und da erhellte das ſilberne Mondlicht den Boden, ſodaß bleicher Schnee darauf zu liegen ſchien, der vielfach gegittert und durchbrochen war. Jetzt tauchte etwas auf, was

einer Menſchengeſtalt glich. Aber als er näher kam, war es auch nur eine weibliche Geſtalt aus Stein, die in der Niſche einer lebendigen Mauer ſtand. Aus der Niſche führte ein ſchmaler Gang tiefer in die Wirrnis, und da glänzte wieder ein Steinbild. Dieſes ſchien ſich aber in ſonderbarer Weiſe zu entfernen, je näher er herankam, und auch wenn er raſcher ſchritt, blieb die Entfernung zwiſchen ihm und dem Steinbild immer dieſelbe. Auf einmal verſchwand es gänzlich, und er hörte hinter ſich ein leiſes Kichern. Eine Mädchenſtimme flüſterte: „Du kannſt mich nicht haſchen, unbeholfener Menſch!"

Er wendete ſich um, da ſchlangen ſich zwei volle Arme um ſeinen Hals, und zwei friſche Lippen berührten die ſeinigen. Aber ebenſo raſch löſten ſich wieder die Arme, er bekam einen nicht zu zarten Schlag auf die Wange, es rief: „Gute Nacht, Birlingbub'!", ein Kniſtern auf dem Wege, und er ſtand wieder allein.

Er lachte über ſein Abenteuer und begann einen Ausweg aus der Wirrnis zu ſuchen. Da er dabei dem Rauſchen des fernen Springbrunnens folgte, gelangte er endlich auf die freie lichte Fläche des Gartens. Das Waſſer des Brunnens glitzerte, und er ſah am ſteinernen Rande zwei wirkliche weibliche Geſtalten ſtehen. Einzelne wirre Töne ihres Geſpräches gelangten bis zu ihm; als er jedoch näher treten wollte, ſtieß er auf einen Diener, der es ihm endlich ermöglichte, ſeinen Auftrag auszuführen. Er teilte ihm den Wunſch des Majors mit und folgte ſeinen Schritten, um nicht wieder in das Irrſal zu geraten. Mit dieſem kehrte er in das Gemach zurück, wo der Major und Veit vor den Notenpulten, wie vorhin, ſaßen und ſeine Abweſenheit gar nicht bemerkt zu haben ſchienen.

Der Diener empfing den Auftrag, Erfriſchungen vorzuſetzen, woran ſich die beiden Alten und der Junge erlabten.

Dann ſagte der Major:

„Euch länger hier zu behalten, Veit, wäre Selbſtſucht."

Und der Schulmeiſter erwiderte in ſeiner feierlichen Weiſe:

„Daß die Selbſtſucht im Menſchen gebrochen werde, will unſer heiliger Chriſtenglaube. Die Selbſtſucht aber iſt wie ein zweiter innerer Leib des Menſchen, und mit ihren Augen läßt er ſeine Blicke begierig auf dieſer Erde umherſchweifen, uneingedenk des Lichtreiches, das nicht von dieſer Welt iſt.

Denn alles, was ihm hier unter den Sternen lieblich dünkt, iſt nur das Abbild einer falſchen Sehnſucht. Die wahre ſchöpfte er aus dem Born jenes Lichtreichs, aber nur um ihrer zu vergeſſen, weil die Selbſtſucht es ſo will. Wird ſie aber gebrochen, ſo entſtrahlt die wahre Sehnſucht wieder dem tiefſten Grunde des Herzens mit ſolchem edlen Lichte, daß es auch die irdiſchen Gegenſtände umglänzt und lieblich macht, wie nichts zuvor."

„Ihr habt mir da ins Gewiſſen geredet, Schulmeiſter. Ihr ſeid die Güte ſelbſt. Aber nun ſage ich, daß alle Güte gerade die Selbſtſucht zur Miſchung braucht, auf daß ſie beſtehe und nicht durch die Reibung mit den harten feindlichen Dingen zugrunde gehe. Wir leben in der Luft und nicht im Äther."

Veit erwiderte:

„In der Tiefe unſeres dunklen Herzens, da iſt ſchon der reine Äther verborgen. Und dieſes Licht des Herzens iſt ein Geſchwiſter jenes Lichtes, das dem Himmel angehört. Das eine eingekerkert in der dunklen Bruſt des armen Menſchen, das andere in goldener Herrlichkeit auf unbekannten Höhen thronend. Und doch, als Gott es auf ſich nahm, mit dem menſchlichen Herzen zu leiden, da wohnte jenes Licht voll Herrlichkeit in ſeiner irdiſchen Bruſt; und er iſt nicht von hinnen geſchieden, ohne es uns, den armen Menſchen, als Erbe zu hinterlaſſen."

„Gott laſſe mir mein Teil am Erbe gnädiglich zukommen!" ſagte der Major, „und jetzt begleite ich euch durch den Park."

Sie gingen ins Freie und kamen an dem Gartenhauſe vorbei, das vom Mondenſchimmer umglänzt war. Eine Mädchengeſtalt im weißen Kleide ſaß auf einer Bank, um deren Rücklehne ſich ein blühender Strauch rankte. Sie erhob ſich, ſteckte dem Major eine Maienroſe ins Knopfloch und ſagte lächelnd:

„Mein lieber Papa hat heute noch keine Roſe von mir erhalten. Er hat ſich auch freilich den ganzen Tag von mir nicht ſehen laſſen."

Der Major dankte ihr und entſchuldigte ſich mit Arbeiten, die ihn ferne gehalten hatten: „Das iſt brav, Frida, daß du immer an deinen alten Vater denkſt."

„Wie an mich ſelbſt, Papa."

„Da habt Ihr wieder die Selbſtſucht, Veit!" ſprach der Major.

„Dieſe laſſe ich mir gefallen," erwiderte jener.

Sie gingen weiter, und Georg wollte ihnen folgen; allein das Töchterlein hielt ihn mit den Worten zurück:

„Sie ſind ja wohl der Unterlehrer Birling, der Bräutigam unſerer Staſi? Sie iſt ungehalten über Sie, erzählte ſie mir."

Da entgegnete Georg in der Erinnerung an das Steinbild, dem er nachgegangen:

„Sie hat ſich wieder mit mir verſöhnt."

„Iſt das wahr, Staſi?" rief das Fräulein, und dieſe ſah aus dem Gartenhauſe halb heraus.

„Ich weiß nichts davon," war ihre Antwort.

„Aber ich weiß davon," ſagte Georg, „ich habe vor kurzem einen herzlichen Händedruck von ihr bekommen."

„Richtig, mehr war es nicht," beſtätigte Staſi, die ſich jetzt im Mondlichte als zierliches Stubenmädchen darſtellte. „Aber vorher hatte er mich mit ſeiner Naſe geärgert."

„Wie das?" fragte das Fräulein.

„Na, die hat allerlei Verdächtiges riechen wollen, was nicht iſt. Als ob ich auch andern gefallen möchte, außer ihm!"

„Zu ſolchem Verdacht hat er wohl keinen Grund?" fragte das Fräulein.

„Gewiß nicht; aber wenn er mich ärgern will, ſo iſt alles Grund genug, um es zu tun. Und ich bin ihm doch als meinem Bräutigam vom Herzen gut. Nur laſſe ich es ihm nicht zu ſehr merken. Denn darf ein Mann alles wiſſen, was in uns vorgeht, Fräulein?"

„Nein, Staſi; ich denke, nicht. Ein Mädchen ſoll ſich ſelbſt ein Geheimnis bleiben, umſomehr einem andern. Freilich, wenn der Kirſchbaum blüht, haben die Frühlingsgedanken die Flügel. Wie wird's erſt ſpäter werden, wenn die rechte Roſenzeit kommt? Aber ich mein's dir gut, Staſi. Wenn deine Gedanken zu weit fliegen wollen, halt ſie beim Fittichchen zurück!"

„O wie geſcheit!" lachte Staſi, „und noch ſo jung wie Fräulein Frida!"

„Jugend ſchützt vor Weisheit nicht. — So, und jetzt können Sie wieder Ihrem Herrn Veit nachgehen," ſagte ſie zu Georg, der beluſtigt zugehört hatte. Er mußte offenbar eine Ähnlichkeit in der Geſtalt mit dem koſtbaren Birling haben. Nun dämpfte er die Stimme und ſprach:

„Ich will es tun. Aber vorher muß ich Ihnen ein Geheimnis mitteilen, Fräulein Frida."

„Das kein anderer als ich hören darf?"

„Niemand anderer."

„Alſo geh' hinein, Staſi. — So. — Was iſt's mit dem Geheimnis?"

Er näherte ſich ihr nahe genug, daß ihm aus ihrem ſchimmernden Blondhaare ein leiſer Duft entgegenfloß, der derſelbe war, den er vorher in einem der Zimmer eingeatmet hatte, und flüſterte ihr ins Ohr: „Ich bin nicht Birling, der Unterlehrer." Seine Lippen berührten das zierliche Ohr, als er noch ſagte: „Jetzt will ich aber meinem Herrn Veit folgen."

Und er eilte raſch den Gang hinauf, wo die beiden Alten ſich entfernt hatten.

Da befand er ſich aber bald wieder in einer Irrnis und wußte nicht, wo aus und ein. Zum Troſte hörte er nach einiger Zeit Orgeltöne und ging ihnen nach, bis er zu einer Kapelle kam, die ſeitlich an das Schloß angebaut war. Die Pforte war offen; er ging hinein und beim Scheine der Ampel, die vor dem Altar brannte, ſah er die Seitentür, die zu dem Chore führte. Als er oben angekommen war, wollte er ſich dem Schulmeiſter nähern, der vor der Orgel ſaß. Aber er bemerkte, daß in einem der Betſtühle im ſeitlichen Empore eine weibliche Geſtalt im weißen Kleide ſaß, die dem feierlichen Spiele lauſchte. Er dachte ſich: Fräulein Frida iſt mir zuvorgekommen. Sie wird wohl den kürzern Weg hieher gefunden haben als ich.

Die weibliche Geſtalt hatte die Stirn in die eine Hand geſtützt, während die andere auf der breiten geſchnitzten Lehne des Kirchenſtuhles ruhte. Er ging leiſe näher und ward betroffen über die Schönheit eines weißen Armes, der ihm in der Dämmerung entgegenglänzte, und der von einem mit lichten Steinen beſetzten Armbande umſchloſſen war. Sein Herz pochte fremdartig und zwang ihn, die Stelle über dem Armbande ebenſo mit ſeinen Lippen zu berühren, wie vorher das zarte Ohr des Fräuleins. Die Geſtalt erhob raſch das Haupt, und im Schimmer des Mondlichtes, das durch ein oberes Kirchenfenſter hereinflutete, ſah er zwei große glänzende Augen auf ſich gerichtet, und ein Antlitz, das nicht das Fräulein Fridas war, drückte Erſtaunen aus.

Da ergriff ihn plötzlich Verwirrung, und er eilte wieder die Stufen hinab und aus der Kapelle ins Freie.

Der Garten lag im Silberduft des Mondenſcheins ſchattig und überglänzt da. Es ging ein Raunen durch die Büſche, als träumten die Vögelein im Schlaf. Der junge Frühling ſelber lag im Blütenneſte des Gartens und wartete der Zeit, wo ihm die Flügel wachſen ſollten. Der Hauch, der von ihm ausging, miſchte ſich lieblich mit dem Odem der Nacht, ſodaß ein junges Menſchenherz, wie Georg ſeines, freudig einatmen mochte. Er ging wieder die ſchattigen und hellen Wege dahin; bald hüllte ihn das Blätterdunkel, ſodaß er nichts ſah, bald ſchlugen die Wogen des Mondlichts über ihm zuſammen, ſodaß er in der hellen Flut verſank und alles wie am Tage ſah. Aber der Irrgang dauerte fort, bis er ein helles Gebäude von ferne bemerkte. Doch als er darauf zuſchritt, fiel ein Schatten auf den weißen Kiesweg, dem folgte der Mann, und es war der alte Veit, der ſprach: „Gut, daß ich Sie finde, Herr Birlinger. Kommen Sie mit. Wir werden Sie zu etwas brauchen."

Er ging ſodann mit Georg in das Gartenhaus, und ſie betraten ein reich ausgeſtattetes Gemach. Eine junge Frau kam ihnen entgegen, die den Schulmeiſter mit freundlichen Worten begrüßte. Sie bemerkte auch Georg, der im Hintergrund geblieben war, und hieß ihn näher treten. Nun ſtand er innerhalb des Lichtkreiſes, der von der Ampel ausging, die das Gemach erhellte, und die junge Frau blickte erſtaunt auf ihn. Auch er ſah verwundert auf ihre Erſcheinung; ſie war ihm fremd und doch ſo, als hätte er ſie ſchon einmal begegnet.

Der alte Veit begann mit den Worten:

„Ich habe mir gedacht, Frau Gismunde, daß ich keinen Fehler begehe, wenn ich einen jungen Freund mitbringe, der angehender Baumeiſter iſt und als ſolcher ſich in techniſchen Dingen wohl auskennt, wozu auch die Auffindung eines geheimen Verſchluſſes gehört. — Frau Gismunde", wandte er ſich hierauf an Georg, „hat ein Käſtchen bekommen, das Schriftſtücke enthält, Es iſt aber aller Grund, zu vermuten, daß ſich in einem verborgenen Fache des Käſtchens noch ein Brief befinde, der wichtiger iſt als die anderen Schriften. Wir beide, Frau Gismunde und ich, vermochten nicht das geheime Fach zu entdecken. Nun ſollen Sie es, Herr Lindinger, verſuchen."

(Schluß folgt)

Papa Waldmüller / Von Erich Felder

Mit zehn Abbildungen nach Gemälden Waldmüllers

Der Kürze halber sei es mir verstattet, bei Adam und Eva zu beginnen. Jeder gute Christ weiß aus der Schöpfungsgeschichte, daß die Neugierde die Mutter aller Dinge ist; und so schreckt der eingeborene Instinkt auch auf dem Gebiete der Kunstschöpfung immer wieder vor der bedenklichen Operation zurück, „den Künstler vom Menschen zu trennen". Im Gegenteil: man ist begierig, den Menschen leibhaftig vor sich zu sehen, ihn in seinem Milieu unter vier Augen zu sprechen, ja man scheut sich nicht, in seiner Abwesenheit den Verschluß der Schreibtischlade in der fürwitzigen Hoffnung zu lockern, daß die gemeinverständliche

Sprache der Rechenbücher die Unberechenbarkeit des Künſtlercharakters deuten hilft.

Unter taktvollſter Anwendung dieſer anſchaulichen Methode iſt uns nun ein Altwiener Maler gleichſam mit Kinematograph und Grammophon wieder in die Gegenwart gerückt worden, einer, der freilich immer lebendig geblieben iſt, beſonders ſeit ſeinem Tode:

Friedrich Georg Waldmüller — ein gutes Stück ſuggeſtiver Naturpoeſie ſteckt ſchon im Namen. Zu ſeinen Ehren wurde ſoeben ein zweibändiges

Prachtwerk in fünfhundert handschriftlich numerierten Exemplaren herausgegeben: „F. G. Waldmüller, sein Leben, sein Werk und seine Schriften", herausgegeben von Arthur Rößler, Verlag von G. Pisko, Wien, Schwarzenbergplatz.*) Möge die Zahl der Kunstfreunde in deutschen Landen hiemit nicht zu hoch veranschlagt sein! Dieses formal wie gegenständlich bedeutsame Denkmal wurde ohne staatliche oder städtische Subvention, ohne Heranziehung splendider Mäzene errichtet, die sonst regelmäßig für monumentale Ideen interessiert zu werden pflegen, wenn etwa der Erfinder eines neuen Kaffee-

*) Die Abbildungen zu diesem Artikel geben im Privatbesitz befindliche Gemälde Waldmüllers wieder, die außer in dem genannten Werke noch nie veröffentlicht wurden. Die Redaktion

ſurrogates das Zeitliche geſegnet hat. Hiezu war allerdings außer den bekannten drei Kriegserforderniſſen noch dreierlei nötig: Ein mit feiner Spürnaſe begabter Herausgeber, ein wagemutiger Verleger und ein in den Fineſſen der modernen Schwarzkunſt erfahrener Techniker. Arthur Rößler, der Mann der ſchillernden Feder, Kunſthändler Pisko und Chwala, der Drucker der Wiener Werkſtätten, bildeten ſolch ſeltenes Triumvirat.

Rößler, der Regiſſeur, zieht ſich nach einem feingeſtimmten Prologe diskret zurück und erteilt dem ſtreitbaren Alten das Wort. Auf dem Titelbilde ſehen wir Waldmüller im ordensgeſchmückten Gehrock, einen formi-

dabeln Zylinder wie einen Sturmhut ſchwingend, feſt in derben Stiefeln fußend, deren Spitzen ein wenig aufbegehren. Das glatte Geſicht trägt einen herben „Juſtament"-Ausdruck, der ſich allenfalls beim Glanze ſonniger Sommertage oder leuchtender Frauenaugen in Wohlgefallen auflöſen mochte. „Sein Leben, ſein Werk und ſeine Schriften" will man uns erſchließen, und in der Tat: die Schriften erklären Leben und Werk. Waldmüllers paſtoraler Sprechton erinnert bisweilen daran, daß ſeine hoffnungsvollen Eltern ihn zum Geiſtlichen beſtimmt hatten, aber in ſeinem Innern ſprudelte jene naive Genußfreude, die man den Wienern ſpeziell im „Vormärz" nachſagte;

ich meine, ſie reicht noch immer über den Aſchermittwoch hinaus. Dabei iſt dieſer Optimiſt ein Grantler und Raunzer, wie er im Buche ſteht — in ſeinen eigenen Büchern natürlich. Die krankhafte Verkalkung des akademiſchen Epigonenzeitalters hat der rückſichtsloſe Draufgänger deutlich geſpürt, nur über die Wege zur Geſundung iſt er ſich nicht völlig klar geworden, ſo ſehr er ſich ſonſt dem Empfinden der heutigen Künſtler nähern mag, wenn er etwa gegen die Steuerbehörde aufmuckt oder den Kritiker als Rindvieh

mit Eichenlaub und Schwertern traktiert. Ein unverbeſſerlicher Kunſtmodernist, ſpricht Waldmüller friſch von der Leber — oder Galle — weg von „Natur und Geiſt.“ Ein paar Jahrhunderte früher wäre er dem Scheiterhaufen kaum entgangen, Anno dazumal hat er ſich nur den Mund verbrannt. Seine Naturmethode war probat, den Geiſt aber mißverſtand er im gefürchtetſten Sinne des Wortes. Er meinte den eines Delaroche und Ary Scheffer, des franzöſiſchen Düſſeldorfers, wie Muther ihn einmal nennt, kurz jenen Spiritus, der unter dem Regenſchirme des braven Bürgerkönigs feilgeboten wurde. Vor Horace Vernets Saharabildern freilich erwachte der Maler in ihm; und unwillkürlich beſinnt man ſich, wie ein anderer Kunſtmoraliſt, Denis Diderot, 1765 (juſt hundert Jahr vor Waldmüllers Tod) im Pariſer Salon vor den Beleuchtungseffekten des *alten* Vernet zum Künſtler ward.

Der Wiener Profeſſor war Maler durch und durch, wenn er nicht ſeinen unglücklichen „Ideen“ nachhing, die in der geſchwätzigen Dorfnovelle jener Epoche gipfelten. Als Porträtiſt von unbeſtechlicher Ehrlichkeit hat er 1906

die Berliner gewonnen und überzeugt, und auch die von Rößler eröffnete, mehr als hundertfältige Bilderschau ist vorwiegend eine Porträtgalerie. Wir sehen weichgeformte Jünglingsköpfe mit freier, kranker Stirn und fröhlichen Lippen, ältliche, feingliedrige Grandseigneurs mit mehr oder weniger Neigung zum Hämorrhoidarius; rundliche Ehepaare vom „Brillantengrund", die sich beim Schleifschritt eines Lannerwalzers fürs Leben lieb gewonnen haben („ich tanz' mit meiner Frau"); frisch entpuppte Wiener Mädel im Flügelkleide, deren neckischer Augenaufschlag harmlose Flatterlust verrät, neben dem Konterfei wohlkonservierter Patrizierinnen, auf deren weichen Fettpolstern die Sorge um Konsum und Produktion der berühmten Pháakenküche ruht. Das alles ist bodenständig echt in der Impression wie im Ausdruck.

Ähnliches läßt sich von den intimen Landschaften aus Waldmüllers besten Jahren rühmen, — in der Jugend hatte es ihm die Kleinkunst der alten Niederländer angetan nebst der Sehnsucht nach dem alten, romantischen Land. Leider aber mehren sich später die Fälle, in denen der „Geist" sein Recht verlangt. Und nun beginnt Papa Biedermeier „Gschichteln" zu erzählen, während er malt. Ein alter Bauer, dessen einziger Beruf es ist, den Großpapa zu spielen, liebkost auf diesen Genrebildern gern einen glattgescheitelten, semmelblonden Hemdenmatz, der als Musterknabe seine „Einser" heimbringt oder auf den banalen Einfall gekommen ist, das Gehen zu erlernen.

Und immer das gleiche „Guckahn'l", das im Kreiſe der Seinen gerührt in die Welt blickt, wenn es nicht zur Erhöhung der Rührſeligkeit mit Blindheit geſchlagen iſt! Allerdings lag es dem Künſtler nahe, dieſe dämlichen Familien an die Luft zu ſetzen — handelte es ſich doch um ſogenannte Landleute; zu dem moraliſchen Hintergrund trat Gott ſei Dank der landſchaftliche. Und wie's dem Alten in Gottes freier Natur ums Herz war, die Sonne bringt es an den Tag. Auf dieſem von der früheren Wiener Generation nur ſelten begangenen Gebiete war Waldmüller ein Pfadfinder;

nicht einen neuen Stil zu ſuchen zog er aus, der Stil ſeiner Zeit erſchien geſucht genug. Die akademiſch abgezirkelten Kanäle waren ausgetrocknet, nur durch den Rauſcheborn des Naturquells konnte damals der Kreislauf der Kunſt wieder in Fluß kommen. Selbſt die Waldmüller feindliche, dekorative Führich-Schule ſtrebte ja unter Betonung des öſterreichiſchen Lokalkolorits nach Natürlichkeit. Primus inter pares, kam Waldmüller für ſeine Zeit eben recht, zu früh alſo, ſich an der Tintenflut zu weiden, die ſich ſeither ſeinetwegen ergoſſen hat. Immerhin hat er, wie ſein Nachlaß bezeugt, ſchon in ſeinem langen Leben als Menſch wie als Künſtler genug erlitten.

Vor allem durfte es nicht fehlen, daß auch er einmal die Muse für ein treubesorgtes Hausmütterchen ansah und „eine vom Theater" heimführte; dieses Kreuz mußte Biedermeiers Jugendstreiche als Wahrzeichen krönen. Dann, in den Reifejahren des Eigensinns, konnte er die Distanz erst recht nicht überwinden, die den echten Künstler stets von der Wirklichkeit scheidet. Seine gesunden, rechtschaffenen Gedanken wirkten dank ihrer unpraktischen Kleidung anstößig, sobald er sie an den Mann zu bringen suchte, es wollte ihm nimmer glücken, sich im realen Leben endgültig durchzusetzen. Ein „Vorläufer" war er — nun, dieser Beruf gehörte in Altwien bekanntlich nicht zu den begehrenswertesten.

Zu seinem Heile überwog in dem Manne mit der deutschen Schulmeisterader doch das leichte Wiener Blut; über seinen Erziehungsmaximen vergaß er nicht, daß nur die Sinnlichkeit es ist, die zeugen lehrt. Und so hat der österreichische Impressionismus dank Papa Waldmüllers späten Schäferstunden das Licht der Welt erblickt.

Der Kampf um die Kohle

Von Georg Bernhard

I

Die preußischen Behörden haben für die Einfuhr der Kohle den Rohstofftarif bewilligt. Der in der preußischen Wirtschaftspolitik Unbewanderte wird sich wundern, daß man davon überhaupt Aufhebens macht; denn daß Kohle ein Rohstoff ist, weiß jedes Kind. Und erwachseneren Kindern ist schon die Tatsache nicht mehr fremd, daß für Industrieländer Kohle zurzeit so ziemlich der wichtigste Rohstoff ist, den es gibt. Weshalb also soll man Kohle eigentlich nicht zu Rohstofftarifen auf der Eisenbahn verfrachten können? Wer so spricht, der stellt sich die Kunst, in Preußen zu regieren, einfacher vor, als sie ist. Bei uns gehört zum Regieren die Fähigkeit, die Dinge immer anders zu machen, als sie der gesunde Menschenverstand verlangt. Aber man macht diesem Verstande des

Normalmenschen (wie das Reichsgericht sagen würde) gewisse Konzessionen. Der normale Mensch verlangt Rohstofftarife für Kohle, der regierende Preuße sagt dazu ja und dekretiert, daß Kohlen zum billigen Rohstofftarif — ausgeführt (das ist kein Druckfehler!) werden dürfen. Eingeführt dagegen müssen die Kohlen zu hohen Tarifen werden. So sind wir freigebig gegen alle Menschen auf der Welt, nur nicht gegen unsere eigenen Mitbürger. Der Vorzug, Preuße zu sein, ist eben so groß, daß man es sich schon etwas kosten lassen kann.

2

Ich will keinen Spaß machen und auch nicht gegen die Preußen hetzen, denen ich selbst zugehöre. Aber die Kohlenpolitik des preußischen Fiskus ist das tollste, was man sich vorstellen kann. Das Kohlensyndikat hat ohnehin schon Monopolstellung. Diese Stellung wird natürlich wesentlich gefestigt durch jene eigentümliche Tarifierung, die es erlaubt und geradezu begünstigt, daß deutsche Kohle nach Belgien, Frankreich, England, Österreich und der Schweiz, auch nach Italien, billig ausgeführt werden kann, während die englischen Kohlen nur zuzüglich des höheren Frachtsatzes nach Deutschland gebracht werden dürfen. Wir haben also eigentlich einen Einfuhrzoll und eine Ausfuhrprämie für Kohle. Ich weiß, daß die bayerische Eisenbahnverwaltung den Unfug mitmacht, aber hier dominiert doch Preußen. Und gerade in bezug auf die preußischen Verhältnisse wird die Angelegenheit doppelt unerfreulich, weil von den künstlich hochgehaltenen Kohlenpreisen der preußische Fiskus als Besitzer umfangreicher Kohlengruben mitnascht. Preußen hat die größte Industrie in Deutschland, und deshalb scheint es zunächst, als ob auch die Kohlenfrage eine rein preußische sei. Formell ist sie es freilich, denn über die Tarife der preußischen Staatsbahnen und über die fiskalische Kohlenfrage darf nur im preußischen Landtage debattiert werden. Allein die Kohlenfrage ist Reichsfrage, denn das gesamte deutsche Wirtschaftsgebiet ist ein einheitliches, und wenn durch die preußische Kohlenpolitik auch in Bayern, Baden und Württemberg industrielle Interessen nicht in gleichem Maße verletzt werden können wie in Preußen, so muß diese Politik schließlich doch auch auf den Hausbrand zurückwirken, der südlich des Mains genau so notwendig ist wie nördlich.

3

Darüber, daß die hohen Kohlenpreise unerschwinglich zu werden beginnen, herrscht nur eine Meinung, ebenso wie darüber, daß von seiten des Kohlensyndikats eine entgegenkommende Haltung nicht zu erwarten ist. Aber darüber, wie dem Übel zu begegnen sei, gehen die Meinungen allerdings wesentlich auseinander. Die einen wollen die Ausfuhr verbieten, die anderen wollen das Kohlensyndikat zwangsweise auflösen, die dritten wollen alle Bergwerke verstaatlichen, und wieder andere wollen, wie das vor einigen Monaten im „März" Herr Mühlberger sehr anschaulich dargelegt hat, durch genossenschaftliche Organisation der Konsumenten, der konzentrierten Produzentenmacht die konzentrierte Macht der Verbraucher entgegenstellen. Von diesen Mitteln und Mittelchen ist das Ausfuhrverbot töricht und undurchführbar. Man mag es als Schreckschuß und in Zeiten der Not als vorübergehendes Mittel befürworten, aber ein den Gesetzen des Kapitalismus unterworfener Staat darf nicht verhindern, daß den Grenzen naheliegende Güter über diese Grenzen hinausgehen können. Auch der rüde Kampf gegen die Kartelle kann nicht gebilligt werden: sie sind notwendige, folgerichtige Ansätze zu vollkommenerer Wirtschaftsorganisation. Freilich soll zugegeben werden, daß in der Kartellierung von wirtschaftlichen Gütern, die wie die Kohle Monopolwert haben, die latente Gefahr der Ausbeutung weiter Volkskreise liegt. Aber das kann doch das Mittel, die Wirtschaft in die alte Anarchie zurückzustoßen, nicht rechtfertigen. Ernster sind Verstaatlichung und Gegenorganisation zu nehmen, die erörtert werden müssen.

4

Herr Mühlberger sagte hier in dem bereits von mir erwähnten Aufsatz, daß die Sozialisten den Staat als den Allerweltsapotheker ansehen, der in Form der Verstaatlichung auch gegen die Kohlenausbeutung ein vorzügliches Heilmittel besitzt. Herr Mühlberger hätte aber hinzufügen sollen, daß nur eine gewisse Spezies von Sozialisten so denkt. Jedenfalls sollten die Marxisten der Verstaatlichung energisch widersprechen, denn ihr Programm verlangt Vergesellschaftung, und nicht Verstaatlichung. Diese Worte sagen wenig, und der Unterschied der Begriffe, die sie decken, ist nicht leicht zu erklären. Aber Verstaatlichung und Vergesellschaftung unterscheiden sich wesentlich in

ihren Folgen. Was vergesellschaftet ist, kommt unbedingt und in weitestem Maße der Allgemeinheit zugute. Was verstaatlicht ist, noch lange nicht. Ich möchte das an einem Beispiel illustrieren: Nach dem preußischen Kommunalabgabengesetz dürfen die Städte nur den Teil ihrer Ausgaben als Steuern erheben, der sich nicht durch die Erträgnisse eigener Betriebe und sonstiger Einnahmen decken läßt. Erwirbt also eine Stadtgemeinde in Preußen ein Elektrizitätswerk, eine Gasanstalt, eine Straßenbahn, so können um deren Ertrag weniger Steuern erhoben werden, oder die Entschädigung, die für die Leistung solcher städtischer Unternehmungen seitens der gesamten Bürgerschaft zu bezahlen ist, kann niedriger gestellt werden. Im Staat aber herrscht Überschußwirtschaft. Sind vielleicht unsere Fahrtarife, seitdem die Bahnen staatlich geworden, niedriger als früher? Ist die Beleuchtung in den Bahnen besser? Die Bequemlichkeit in den Wagen größer? Nichts ist geschehen, einfach weil der Staat nicht will, weil er auf hohe Einnahmen hält. Würde der Staat, wenn er die Kohlenbergwerke in der Hand hätte, wirklich die schwarzen Diamanten billiger verkaufen, als es heute das Syndikat tut? Ich bezweifle es aus den verschiedensten Gründen: In Preußen kostet im Saargebiet und in Oberschlesien die fiskalische Kohle genau soviel, wenn nicht gar mehr, als die aus den Privatwerken geförderte Kohle. Warum sollte es anders sein, wenn der preußische Staat alle Kohlengruben besitzt? Vielleicht kann er dann überhaupt gar keine billigeren Preise mehr stellen, denn er muß die Kohlenaktien bei der heutigen Rentabilität sehr anständig bezahlen (man sollte gerade in Zeiten der Hochkonjunktur das ewige Geschrei nach Verstaatlichung doch endlich unterlassen, man treibt sich ja damit nur den Kaufpreis in die Höhe). Der preußische Staat hätte doch schon heute in einer vernünftigen Kohlentarifierung das Mittel in der Hand, auf die Kohlenpreise, damit auf die Rentabilität der Zechen, zu drücken, um einer billigeren Verstaatlichung vorzuarbeiten. Er tut es nicht, weil er sich die eigenen Preise nicht verderben will. Das wird nachher auch nicht anders werden. Man vergesse nicht, daß die Volksvertretung kein Recht hat, bei der Festsetzung der Tarife und Preise fiskalischer Unternehmungen mitzuwirken. Solange dieser Widersinn noch zu Recht besteht, darf an eine Verstaatlichung überhaupt nicht gedacht werden. Gerade die Verstaatlichungsfrage ist eine Reichsfrage. Will wirklich der ganze Süden auf die Kohlenversorgung durch Preußen an-

gewiesen sein? Ist's nicht genug damit, daß die preußische Bahnverwaltung heute bereits die außerpreußischen Schwesterverwaltungen genug ärgern könnte, wenn es ihr gerade eines Tages in den Kram paßte? Die Sache hat aber noch eine sehr bedenkliche sozialpolitische Seite, die merkwürdigerweise ein Teil der preußischen Liberalen nicht zu sehen scheint: Das Heer der Bergarbeiter darf unmöglich unter die politische Obervormundschaft des preußischen Handelsministers gestellt werden. Die Vorgänge im Saargebiet haben genugsam bewiesen, wohin das führt. Es dürfen keine neuen Staatsarbeiter geschaffen werden, allenfalls Reichsarbeiter, die der Reichstag kontrolliert und für die er eine Appellationsinstanz bilden kann. Wenn überhaupt die Kohlenbergwerke in öffentlichen Besitz übergehen sollen, dann muß es Reichskohle, darf es keine Staatskohle geben. Damit fallen freilich manche wirtschaftlichen Bedenken. Aber es bleiben alte und tauchen neue Schwierigkeiten auf: Preußen wird mit seinen siebzehn Stimmen im Bundesrat sicher nicht dafür stimmen, seine Bergwerksgewalt an das Reich abzugeben. Vor allem aber scheitert die ganze Sache an den Kosten. Verstaatlichung ist zurzeit eine Utopie.

5

Näher liegt die Emanzipation vom Kohlensyndikat. In der Industrie hat sie bereits begonnen. Einzelne große Industriewerke haben sich, als ihnen die Sache zu dumm wurde, Kohlengruben gekauft. Für sie war das vorteilhaft. Aber dadurch ist für die Allgemeinheit ein sehr bedenklicher Zustand heraufbeschworen worden. Das Kohlensyndikat ist heute in zwei Lager geteilt. Auf der einen Seite stehen die reinen Werke, im anderen Lager die Gruben, deren Besitzer gleichzeitig Unternehmer der Eisenindustrie sind. Die fördern zunächst ihren Bedarf, eh sie etwas an die Allgemeinheit abgeben, und engen dadurch den Kreis der verfügbaren Kohle noch mehr ein. Beide Lager sind sich darüber einig, daß die Preise hochgehalten werden müssen, aber in den Motiven gehen sie auseinander. Die einen wollen nur den eigenen Profit mehren. Die anderen aber wollen verhindern, daß ihre Konkurrenz in der Eisenindustrie billige Kohle und guten Profit hat. Der Stahlwerkverband und die anderen Eisenkartelle wären ja eigentlich die gegebenen Einkaufsvereinigungen für die Industrie, die einen tüchtigen Schritt vorwärts zur Emanzipation vom Kohlensyndikat bedeuten könnten. Aber in ihnen haben

faſt ſtets ſolche Werke die Oberhand, die auch Kohlengruben beſitzen. Trotzdem muß darauf gedrungen werden, die Kartelle weiter auszubauen, denn faſt jedes Produzentenkartell iſt gleichzeitig eine Vereinigung von Kohlenkonſumenten. Allmählich wird ſich auch dieſer Ausbau vollziehen; und wenn ſchließlich auch die Konſumenten letzter Hand ſich im Anſchluß an die Stadtgemeinde organiſieren, ſo wird der Zwiſchenhandel zum größten Teil ausgeſchaltet werden können. Wer wollte leugnen, daß das ein Vorteil wäre! Aber es fragt ſich nur, ob der Gewinn ſo groß ſein wird, wie manche ihn ſchätzen. Man vergeſſe nicht, daß das Kohlenſyndikat den Handel zum Teil bereits ausgeſchaltet, jedenfalls aber ſeine Gewinne erheblich reduziert hat. Es ſchluckt dieſe Gewinne eben ſelbſt. Daran, daß das Syndikat unter ſeinen bisherigen Sätzen auch an den organiſierten Verbrauch Kohle abgibt, iſt ſolange nicht zu denken, wie infolge der von Preußen inaugurierten Tarifpolitik den Konſumenten die direkte Einfuhr engliſcher und amerikaniſcher Kohle nicht möglich iſt. Deshalb iſt die Emanzipation vom Kohlenſyndikat ſo leicht doch nicht, wie im allgemeinen angenommen wird.

6

Einzelne induſtrielle Werke haben einen Weg beſchritten, der zu einem viel radikaleren Ziel führt: zur — wenigſtens teilweiſen — Emanzipation von der Kohle überhaupt. Dieſer Prozeß vollzieht ſich ſchon lange überall da, wo an die Stelle der Dampfmaſchine die Turbine, an Stelle der Dampfbetriebskraft die elektriſche Kraft tritt. Alle dieſe Übergänge zu neuen Methoden bedeuten Erſparniſſe an Kohlen. Eine weitere Erſparnis bedeutet der automatiſche Betrieb. Auf dieſem Wege wird ſicherlich fortgeſchritten werden. Dem elektriſchen Schiff, der elektriſchen Bahn, der elektriſchen Fabrik, ja ſelbſt der elektriſchen Heizung gehört die Zukunft. Heute bedeutet das alles ja nur Erſparnis an Kohlen. Wenn wir uns erſt einmal der Gewalt unſerer Waſſerkräfte bewußt werden, ſo kann das uns von einer ganz erheblichen Quantität Kohlenlaſt befreien. Die Ausnützung der Waſſerkräfte wird nicht nur ganz erhebliche wirtſchaftliche Vorteile für die deutſche Induſtrie zur Folge haben, ſondern kann auch ſchwerwiegende wirtſchaftspolitiſche Veränderungen in Deutſchland hervorrufen. Denn ſie iſt das einzige Mittel, eventuell dem Süden den Boden für eine große induſtrielle Entwicklung zu ebnen.

Solche Emanzipation von der Kohle entwertet eo ipso ein wenig das Monopol des Kohlensyndikats.

7

Der letzte Gesichtspunkt vor allem sollte eine Verstaatlichung hindern, oder doch wenigstens von ihrer vorläufigen Durchführung abhalten. Man macht dadurch, daß der Staat am großen Konsum und am hohen Preis der Kohle interessiert wird, den Staat bloß zum Gegner des technischen Fortschritts. (Man sehe sich nur einmal die Begründung der neuen Telephongebührenvorlage an! Jahrhundert des Verkehrs!) Man bepackt ihn jetzt zu hohen Kursen mit Werten, deren Rentabilität nur erhalten bleiben kann, wenn der Dampf seine führende Rolle behält. Will man aber durchaus den Staat befassen, so gibt es einen, wie mir scheint, recht gangbaren Ausweg: das Reichshandelsmonopol für Kohle. Das würde im letzten Grunde gar nichts anderes bedeuten als eine schmerzlose Auflösung des Kohlensyndikats dadurch, daß das Reich an seine Stelle tritt. Bisher haben die Kohlengruben laut Kartellvertrag an das Kohlensyndikat verkauft, in Zukunft würden sie an das Reich verkaufen. Das Reich braucht die Kohlengruben nicht zu erstehen, verkauft an die Großkonsumenten die Kohle direkt, an den kleinen Konsum durch Verschleißer, denen der Fiskus den Preis vorschreibt. Natürlich müßten auch die Einzelstaaten ihren Bergwerksbesitz an das Reich verkaufen. Das Reich dürfte nur einen sehr geringen Zwischengewinn erzielen, müßte an staatliche und städtische Betriebe zum Selbstkostenpreise und an den organisierten Konsum letzterhand zu geringeren Preisen verkaufen, als die Verschleißer im kleinen ihre Ware absetzen. An privatgewerblichen Betrieben kann verdient werden, aber immer könnte selbst dann noch an Industrie, Handel, Landwirtschaft und Schiffahrt die Kohle billiger verkauft werden, als es heute das Kohlensyndikat tut. Denn wenn man auch den Kohlengruben nicht durch Reichsgesetz bestimmte Preise für den Verkauf an den Staat vorschreiben kann, so könnte doch eine unparteiische Kommission Jahr für Jahr die Preise, zu denen das Reich kauft, unter Berücksichtigung einer verständigen Verzinsung des Grubenkapitals, festsetzen.

Aus den Lebenserinnerungen des Magiſters Laukhard*)

Nachdem ich in Darmſtadt durchgefallen war, durchirrte ich, aus Langerweile und Unluſt gegen das Daheimſitzen, die ganze umliegende Gegend, unſtät und flüchtig, faſt wie Kain. Meine vielen Bekannten in dem Kreiſe erleichterten mir mein Leben, und oft verfloſſen drei bis vier Wochen, ehe ich wieder der Wohnung meines Vaters zueilte. Und wenn ich beim Chirurgus L., im „Bock“ zu Flonheim oder ſonſt in einer Kneipe kampierte, ſo wurde nicht nur ſehr ſcharf gezecht, ſondern auch anderer Unfug getrieben.

Ich verlor durch dieſes rohe und unbeſtimmte Leben nach und nach alle Achtung für meinen Kandidatenſtand, und da galt es mir gleich viel, mit wem ich umging, wovon ich redete und wie ich mich betrug. Ich ſaß oft ganze Nächte in den Bauernkneipen und redete mit den beſoffenen Kerls über allerlei. Die Leute hörten mich immer gern ſchwatzen, und da ich in jener Gegend für einen Gelehrten paſſierte, ſo ſchätzten ſich's faſt alle für eine Ehre, wenn ich bei ihnen ſaß und mit ihnen zechte.

Schon ſeit einigen Jahren war ich auch mit einem gewiſſen Baron v. F. aus M. bekannt. Dieſer Edelmann war zwar katholiſch, aber ſeiner Praxis zufolge ein Freigeiſt, zwar mehr aus Leichtſinn und Spottſucht, wie viele dergleichen Helden — denn auch der Unglaube hat ſeine blinden Anbeter —, als aus Grundſätzen. Er war ein ausgemachter Wüſtling, der ganze Tage bei Wein und in Geſellſchaft feiler Menſcher, nach denen er ohne alle Delikateſſe jagte, zubrachte. Zotenreißen und Fluchen waren ſeine ſchönen Künſte, und ſeine einzige Wiſſenſchaft beſtand darin, daß er Tag und Nacht auf den Strich ging, Mädchen wie Lerchen fing und ihnen die Taille verdarb.

*) Friedrich Chriſtian Laukhard ſtudierte 1774 in Gießen Theologie und kam in nähere Beziehungen zu dem berühmt-berüchtigten Doktor Bahrdt, der ſtarken Einfluß auf ihn gewann. In ſeinen ſelten gewordenen Lebenserinnerungen entwirft der verbummelte Theologe Laukhard mit viel Naivität ein Sittenbild aus der Zopfzeit, wie es charakteriſtiſcher nicht gedacht werden kann. Wir bieten hiermit einige Abſchnitte aus dieſem Buch, die, wie wir meinen, unſere Leſer ergötzen werden. Die Redaktion

Nachdem ich in Darmſtadt nicht hatte reüſſieren können und mich, wie ſchon geſagt, in der Gegend unſtät umhertrieb, traf ich meinen teuren Baron F. beim Lizentiaten M. in Kreuznach, der ein ſehr fideler Bruder war.

„Ei, du infamer Schlingel," ſchrie er mir entgegen, als ich ins Zimmer trat, „wo kommſt du her? Hab' dich ja wer weiß wie lange nicht geſehen! Wollt', der Teufel holte dich!"

Das war nun ſo ein Kompliment! Aber in unſeren Zirkeln waren ſie nicht beſſer gebräuchlich. Ich erzählte ihm mein in Darmſtadt gehabtes Malheur. Der Baron geriet in großen Zorn und ſchimpfte derb über die Kabalen, denn er hatte auch Gefühl, und rechtes Gefühl für das Schickliche und Menſchliche.

„Nun," fuhr er fort, „mußt du mit nach Mainz; ich hoffe, für dich alten Schweden etwas tun zu können."

Ich mußte auch wirklich mit nach Mainz; hier lebten wir mehrere Tage fidel, und ich gedachte meines Unglücks nicht, denn der Baron machte mir Vergnügen von allerlei Art. Einmal ſagte er mir, er wolle einen Kerl kommen laſſen, mit dem man den Teufel im freien Felde fangen könnte. Einen ſolchen Menſchen mocht' ich gern einmal ſehen, und ſiehe da! dieſer Teufelsjäger war der ſchon oben beſchriebene Mosjeh Brandenburger. Hier iſt unſer Geſpräch:

Baron: Höre, du Höllenbrand, du ordentlicher und außerordentlicher Ambaſſadeur des Satans, willſt du mir zu Dienſten ſein?

Brandenburger: Von Herzen gern, gnädiger Herr, mit meinem Blute —

Baron: Hat den Henker von deinem Blut! Glaub, haſt ſo nur Wagenteer in den Adern. — Zwei Dinge ſollſt du mir ausrichten. Einmal beſorgſt du einige ordentliche Menſcher auf den Abend in Dillmanns Garten.

Brandenburger: Blox! gnädiger Herr, da hab' ich Ware! — Mein Seel: Ware, wie Sie noch nicht geſehen haben! — Herrliche Mädel! — Blox! wenn Sie ſie ſehen, die Augen ſtehen Ihnen auf wie einem abgeſtochenen Kalbskopfe.

Baron: Gut! aber Kerl, wenn die Kanaillen nicht koſcher ſind, ſo brech' ich dir deinen verfluchten Hals und ſchicke dich einige Tage früher zum Teufel, verſtehſt du mich? — Fürs andere will ich dich fragen, ob du keine lutheriſche Pfarre vakant weißt, da für den (auf mich zeigend).

Brandenburger: O Herr Baron, dazu ſoll Rat werden. Bloz, wenn der Herr Geld anwenden kann und will, ſo wird's nicht fehlen. Morgen ſag' ich Ihnen davon mehr (Ab).

Wir marſchierten gegen Abend nach Dillmanns Garten, und der Bube hatte Wort gehalten. es waren wirklich einige Mädchen da, dem Geſicht und der Taille nach ganz niedliche Nymphen, welche, ſobald wir ankamen, ſich zu uns ſetzten und uns die Zeit ſo vertrieben, wie man es nur von dergleichen Geſchöpfen erwarten kann.

Brandenburger beſuchte uns den anderen Tag und berichtete uns, daß der Graf Schönborn, Wieſentheilſcher Linie, der ſeine Güter in Franken, oberhalb Aſchaffenburg, hat, eine lutheriſche Pfarre zu vergeben hätte; daß aber der Prediger noch lebe, jedoch den Tod ſchon auf der Zunge habe, bald abfahren müſſe und ſo weiter. Die Pfarre habe der Graf dem Domvikar Stark übergeben und dieſem erlaubt, ein Subjekt zu wählen und ſich von dieſem die Gebühren bezahlen zu laſſen. Mein F. fand die Sache etwas unglaublich und drohte, dem Brandenburger Naſe und Ohren abzuhauen und ihn noch obendrein zu kaſtrieren, wenn er uns hinterginge. Aber Brandenburger blieb dabei, es ſei wahr.

Wir zogen Erkundigung ein, und Herr Stark verſicherte, daß Brandenburger wahr geredet habe, daß er es auch wohl zufrieden ſei, wenn ich die Pfarrei mit zweihundert Dukaten bezahlte und erhielte, da ſie jährlich ſechshundert Gulden eintrüge, und ſo weiter. Ich äußerte meine Verwunderung gegen Baron F., daß ein angeſehener Geiſtlicher, wie Herr Stark, gegen einen Hurenſpediteur, wie Herrn Brandenburger, vertraut ſein könnte.

„Ja," war des Barons Antwort, „da verſtehſt du den Henker davon! — Die Pfaffen müſſen dergleichen Geſindel auf ihrer Seite haben, denn woher bekämen ſie ſonſt ihre Menſcher?"

Ich ſchrieb nun an meinen Vater den Vorfall, doch ließ ich den ſchuftigen Brandenburger aus dem Bericht. Er antwortete mir wieder, daß er es herzlich gern ſähe, wenn ich könnte befördert werden, damit ich nur einmal aus dem liederlichen und wüſten Leben herausgeriſſen und in eine beſtimmte Rennbahn verſetzt würde. Ich ſollte die Sache mit Stark gewiß machen, aber auch mit dem Grafen in Mainz, damit das Ding am Ende nicht auch wieder ſchief ginge; er würde dann, im Fall die Pfarrei mir wirklich kon-

feriert sein würde, das Geld schon bezahlen. Nun wurde ein Aufsatz gemacht, Stark und ich unterschrieben, und Baron F. signierte ihn qua testis. F. schlug mir nun vor, eine Tour nach Franken zu machen, wohin er mich begleiten wollte, um die Pfarrei zu besehen. Mir behagte der Vorschlag, und die Reise ging vor sich. Weil ich ganz nach Burschenart gekleidet war, einen grünlichen Flausch trug nebst gestreifter Weste, gelben ledernen Beinkleidern, großen Stiefeln nebst einem derben Hieber an der Seite, so ward es mir leicht, mich für einen jenaischen Studenten auszugeben; auch mein Reisegefährte oder vielmehr Reisepatron tat dasselbe. Innerhalb drei Tagen kamen wir in dem Ort an, wo ich nach Brandenburgers Anstalten für die Zukunft den Bauern das Evangelium predigen sollte. Das Dorf hieß, wenn ich nicht irre, Uthoffen und war eben keins von den angesehensten, ob es gleich auch nicht zu den schlechtesten gehörte. Früh morgens, nachdem wir den Abend im Wirtshaus brav gezecht und gespeist hatten, fragte der Baron den Wirt nach dem Befinden des Pfarrers, ob er noch hübsch gesund sei, und so weiter. Die Antwort war, daß er zwar gesund, aber schon äußerst alt wäre und es wohl nicht lange mehr machen könnte. Diese Nachricht war mir eben nicht unangenehm. Wir besuchten nun den alten Herrn, F. als Baron Soundso, und ich in schwarzem Gewande als dessen Schloßprediger, und fanden in ihm einen Greis, der zwar kein gelehrter, aber doch ein sehr ehrlicher, aufrichtiger und freundschaftlicher Mann war. Er fühlte sich durch so vornehmen Besuch sehr geehrt und suchte uns nach Kräften zu bewirten.

Nachdem wir uns in Uthoffen zwei Tage lang aufgehalten und von allem unterrichtet hatten, benutzten wir die Gelegenheit, eine Reise durch das Frankenland zu machen, besuchten auch Würzburg und Erlangen und trafen erst ungefähr nach sechs Wochen wieder in Mainz ein, nachdem wir viele Umschweife und lustige Streiche verübt hatten.

In Mainz statteten wir dem Herrn Grafen von Schönborn und dem Vikarius Stark Bericht von unserer Reise ab und erhielten von beiden die tröstliche Antwort, daß, wenn der alte Prädikant abfahren würde, keiner als ich die Pfarre, versteht sich gegen Erlegung von zweihundert Dukaten oder tausend rheinischen Gulden, erhalten sollte. Brandenburger besuchte mich gleich den Tag nach meiner Ankunft in Mainz und erzählte mir mit Entzücken, daß er, wie er sich ausdrückte, ein gewaltiges Mensch für mich auf-

getrieben hätte, dessen Vermögen an barem Gelde sich an sechstausend Gulden beliefe. Es war eine Müllerstochter im Ingelheimer Grund. Brandenburger verlangte, ich sollte, um die Sache bald in Richtigkeit zu bringen, sogleich mit ihm hingehen, aber ich hatte keine Lust dazu, weil er als mein Freiwerber und Unterhändler ein zu jämmerlicher Schuft war. Gesprochen hatte er den Müller wirklich meinetwegen, auch fürchterlich von mir aufgeschnitten; dies hörte ich nachher von anderen.

Während meiner Abwesenheit hatte der alte Pfarrer Köster zu Obersaulheim, einem rheingräflichen Dorfe, um einen Substituten oder Vikarius angehalten; das Konsistorium in Gehweiler hatte mich zu dieser Stelle ausersehen, und mein Vater drang darauf, daß ich sie annehmen sollte. Sie war auch wirklich des Annehmens wert. Ich hatte da freie Station, das heißt meinen Kaffee, der aber in jenen Gegenden nicht so frequent geschlürft wird wie in Preußen und Sachsen, meinen Tabak und Wein, mein Reitpferd zum Vergnügen, monatlich sechs Gulden Geld und endlich alle bei der Pfarrei einlaufenden Akzidenzien. Dafür hielt ich nur Sonntags eine Predigt und nachmittags entweder Kinderlehre oder eine sogenannte Betstunde. Kurz, diese Stelle war nicht unrecht, und ich sistierte mich daher bei dem Konsistorium. Meine Bauern zu Obersaulheim waren mir sehr gewogen; denn ich war gegen sie freundlich und tat auf das Ansehen eines Gelehrten, in welchem Rufe ich bei ihnen stand, Verzicht. Bauern dulden an ihrem Pastor gern alle Fehler, wenn er nur, wie sie sagen, was gelernt hat. Sie entschlossen sich, mich dahin zu bringen, die Tochter des Pfarrers Köster zu heiraten und mir auf diese Art die Hoffnung der Nachfolge zu sichern. Der Schulz und noch einige andere Bauern baten mich daher, in einer dazu angestellten Zusammenkunft, ihnen einen Weg zu zeigen, wie dies Ding am besten zu bewerkstelligen wäre.

Ich schlug vor, daß sie meinetwegen eine Bittschrift beim Konsistorium zu Grehweiler eingeben möchten. Freilich hatte mein Herz gegen die Verbindung mit Mamsell Köster gar sehr viel einzuwenden; sie war wenigstens sechzehn Jahre älter als ich, und dann hatte sie auch nicht die geringste Spur von Schönheit. Sonst schien es ein gutes und stilles Geschöpf zu sein, aber mir wollte sie nicht gefallen, ohnerachtet ich doch auch gar nicht der Kerl war, der viel Wahl vor sich hatte. Ich hatte schon mehrmals eine beinahe fest-

gegründete Hoffnung verloren, war als ein Libertiner bekannt und hatte blutwenig Freunde von Einfluß. Da dachte ich denn, es ſei beſſer, in einen ſauren Apfel zu beißen, als gar Hungers zu ſterben —, und ſo faßte ich den heldenmütigen Entſchluß, durch den Kanal der Mamſell Katharine in den Schafſtall der Herde Chriſti einzugehen und mein Kreuz als Jünger und Apoſtel Jeſu geduldig auf mich zu nehmen und zu tragen.

Mein Vater hatte gegen dieſen Entſchluß ſehr viel zu erinnern, doch wollte er mir nicht zuwider ſein, ebenſo dachten auch die Brüder der Mamſell, ohne es mir gerade unter die Augen zu ſagen; allein die Mamſell dachte ſelbſt weit anders als wir alle. Sie fand, daß ſie für mich und ich für ſie von Gott gemacht wäre, daß ein junger Menſch von dreiundzwanzig und ein zahnloſes Frauenzimmer von vierzig Jahren ein allerliebſtes Pärchen machen würden; und in dieſer Vorausſetzung fing ſie an, die Verliebte und Zärtliche zu ſpielen. Ihr Schöntun kam aber ſehr närriſch heraus und quälte mich ganz abſcheulich. Und ich glaube, für jeden braven deutſchen Kerl iſt nichts unerträglicher und ekelhafter als Schmeicheleien, Küſſe und zärtliches Necken eines verliebten und empfindſamen Weibsbildes, für welches man nichts empfindet.

So wenig Wahrſcheinlichkeit auch da ſein mochte, daß die Sache zuſtande kommen würde, ſo betrachtete ſich doch Mamſell Katharinchen ſchon als meine wirkliche Braut und verlangte daher, eiferſüchtig wie alle alten Jungfern, von allen meinen Schritten und Tritten genaue Rede und Antwort.

Die Bauern ließen indes eine Bittſchrift verfertigen und reichten ſelbige beim Konſiſtorium zu Gehweiler ein. Der Rat Dietſch war mir nicht abgeneigt, und, wäre es auf ihn allein angekommen, ſo hätt' ich die Pfarre erhalten; aber das Konſiſtorium konnte nicht reſolvieren, ſondern mußte die Sache dem Adminiſtrator überlaſſen, meinem Feinde. Ich hatte zwar dieſen Mann meines Wiſſens nicht beleidigt, allein ich ſtand bei ihm in ſehr üblem Kredit. Hiernach ließ ſich ſchon vermuten, daß mein unmittelbares Geſuch nicht durchgehen würde; indes, da die Bauern ſupplizierten, ſo gab ich nicht alle Hoffnung auf.

Die Antwort der Kommiſſion erfolgte bald und erklärte, daß die Pfarre Oberſaulheim ſchon längſt an den Prediger Wagner vom Miniſter verſprochen ſei und ich keine Hoffnung dazu bekommen könnte. Wagner hatte nämlich Herrn von Zwirnlein einige Dutzend Goldfüchſe zugeſchickt.

Alſo auch dieſe meine Hoffnung war verſchwunden, und mit ihr auch meine Anhänglichkeit an Mamſell Katherinchen. Sie machte mir anfangs zärtliche, hernach gröbere Vorwürfe, und endlich ſprach ſie, zu meiner Freude, gar nicht mehr mit mir. — — —

* * *

Nach des Barons Abſchied redete mein Vater ernſtlich mit mir. „Höre, mein Kind," ſagte er, „du haſt einige meiner Hoffnungen erfüllen ſollen, aber leider habe ich mich in dir geirrt — bisher nämlich. Dein Leichtſinn — denn daß Bosheit bei deinen Poſſen iſt, widerlegt ſchon die Natur dieſer Poſſen ſelbſt — alſo, dein Leichtſinn hat dich verführt. Du biſt aber angerannt, und ich will das Schickſal preiſen, wenn's zu deiner Beſſerung geſchehen iſt. — Sieh, es iſt noch nicht aus mit dir, du haſt noch Hoffnungen; aber erſt mußt du zeigen, daß deine Seele geheilt iſt. Ich habe hin und her gedacht, wie das am beſten zu machen ſei. Da fiel mir ein, dich noch einmal auf eine Univerſität zu ſchicken. Was meinſt du?"

Ich: Das hängt von Ihnen ab. Ich habe Ihre Güte zu ſehr mißbraucht; ich muß mir alles gefallen laſſen.

Mein Vater: Nicht ſo, mein Kind. Sieh, ich dächte, du gingeſt nach Halle zu meinem Freund, dem D. Semler. Ich werde dich da noch ein Jahr ungefähr unterhalten, ſo daß du keinen Mangel leideſt. Unterdes verraucht dein übler Name in unſeren Gegenden; du vermehrſt deine Kenntniſſe unter der Anführung dieſes trefflichen Mannes und kommſt zurück, mir nichts, dir nichts. Schau, ſo mach es, mein Kind, und verſprich mir und deiner Mutter, unſer Alter noch einmal froh zu machen. Du willſt doch?

Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten und noch weniger ein Wort hervorbringen. Unſer Entſchluß wurde ſo gefaßt, wie mein Vater ihn angegeben hatte, und von dem Augenblick an ſchien Ruhe und Frieden in unſere Familie zurückzukehren. O des guten, edlen Vaters! Heilig ſei mir ſein Andenken! er hat's wahrlich gut mit mir gemeint! — Und ich? — O es liegt eine Hölle in dieſem Gedanken.

Mein Vater ſchrieb an Semler; ich auch. Unſere Briefe waren lateiniſch, nach meines Vaters und meiner damaligen Mode, mit griechiſchen Verſen und Proſa ausgeſchmückt.

Der Baron F. war dieſe Zeit über ſehr oft bei mir und brachte es ſogar bei meinem Vater dahin, daß ich eine Reiſe mit ihm nach Metz tun durfte, um ein Mainzer Frauenzimmer von da abzuholen.

Man muß wiſſen, daß es in den Gegenden überm Rhein für einen großen Vorzug des Frauenzimmers gehalten wird, wenn ſie Franzöſiſch plappern kann. Dieſe Raſerei geht ſo weit, daß Frauenzimmer, die kein Franzöſiſch verſtehen und doch den Schein davon haben wollen, viele dergleichen Wörter und Redensarten in ihre deutſche Sprache einmiſchen und ſie jämmerlich verhunzen. „Ich bin Ihnen oblischiert" — „das ſcheniert mich" — „er trätiert ihn nur ang Bagatel" — „o faſchieren Sie ſich doch nicht" und dergleichen ſind gewöhnliche Phraſen der dortigen Weibsleute, die ſie obendrein nicht ſelten am unrechten Orte anbringen und dadurch Gelächter erregen.

Um aber das Franzöſiſche recht zu lernen, ſchicken viele Eltern ihre Töchter in Penſion nach Metz, Straßburg, ja ſelbſt nach Lyon und Paris, wo ſie freilich das Franzöſiſche ziemlich fertig plappern lernen, aber auch einige Sitten mitbringen, die ihnen gar nicht zur Empfehlung dienen.

Aus eben dieſer Abſicht hatte auch ein Mainzer Fräulein, eine Verwandte des Barons von F., einige Jahre zu Metz in Lotharingen bei den relegierten Auguſtiner Kanoniſſinnen zugebracht und ſollte nun wieder abgeholt werden. Dieſes hatten ihr Bruder und der Baron F. übernommen. F. wählte mich zum Reiſegefährten, und ich verſtand mich gern dazu. Das Herumfahren war in früheren Jahren ſo meine Sache.

Unterwegs fiel nichts vor, das verdiente aufgezeichnet zu werden. Das lotharingiſche Volk unterſcheidet ſich von den übrigen Franzoſen durch ſeinen Haß gegen die franzöſiſche Regierung und durch ſeine Freundſchaft für die Deutſchen; wenigſtens habe ich das ſo getroffen.

Unſer Fräulein erhielt gleich bei unſerer Ankunft von unſerem Daſein Nachricht und lud uns auch bald zu ſich. Da ich niemals Nonnen geſehen hatte, ſo war ich froh, daß ich hier einige ſehen ſollte. Aber dieſe Kanoniſſinnen gefielen mir ſehr. Ich hatte ſolche heilige Schweſtern erwartet, wie die Mönche heilige Brüder ſind, allein das war gefehlt. Die geiſtlichen Damen waren munter, froh, und ſcherzten trotz einem weltlichen Frauenzimmer. Nur wenige trugen das Ordenskleid; andere gingen wie Weltmädchen. Sie haben keine

Klauſur, aber Horas halten ſie. Denn kaum waren wir eine Stunde im Saal, ſo ſchlug die Glocke, und alle Nonnen eilten zum Chor, um da das lateiniſche Brevier hinzuplärren. Es iſt doch in der Tat ein erztoller Gedanke, Weibern ein Buch zum Singen aufzugeben, das ſie nicht verſtehen. Und wie ſehr iſt ſchon dagegen geeifert worden! Aber was hilft's! Der kurialiſche Herrenverſtand befiehlt, und der ans Gängelband gewöhnte Kirchenverſtand gehorcht. Das iſt ſo das Steckenpferd aller Heiligen von der Tiber bis zur — Spree!

Plauderei über das literariſche Dänemark

Von Sven Lange

Kürzlich befand ich mich in Wien in einer Geſellſchaft feingebildeter Menſchen, und im Verlauf des Abends kam die Rede, was ja natürlich war, auf mein Vaterland, auf Dänemark. Da fiel mich plötzlich die Luſt an, die Geſellſchaft ein wenig auf die Probe zu ſtellen, und ich fragte daher meine Umgebung, was ſie eigentlich über das gegenwärtige Geiſtesleben Dänemarks dächte.

„Ja", ſagte eine Dame etwas zögernd, „J. P. Jacobſen war ja ein Däne. Man muß alſo wohl annehmen, daß dies Volk hauptſächlich aus ſchwermütigen Träumern beſteht."

„Iſt Georg Brandes nicht auch ein Däne?" unterbrach ein junger Univerſitätsprofeſſor ſie raſch. „Ich möchte daher lieber behaupten, daß der däniſche Nationalcharakter im Grunde ſeines Weſens etwas ſkeptiſch geartet iſt."

„Und J. P. Müller?", fragte ich, „er iſt jetzt doch der berühmteſte unter allen Dänen geworden, und ſeine Bücher ſind in Deutſchland in hunderttauſend Exemplaren verbreitet. Denken Sie mal an ihn, dann werden Sie einſehen, daß die Dänen ein Volk von flinken Gymnaſtikern ſind, friſch, frei, froh und fromm."

Man lachte ein wenig verdutzt und ſchwieg.

Nein, ſolche Namen ſagen nichts. Sie verbergen nur das Volk und ſeinen Charakter. In Wirklichkeit weiß man in Europa von uns nichts oder wenigſtens faſt nichts.

Und das iſt um ſo erklärlicher, als wir Dänen uns ſelbſt nicht recht kennen, uns ſelbſt nicht recht finden können.

Wir leben da — draußen im Meere — auf einer kleinen, flachen Halbinſel und einigen kleinen, flachen Inſeln — vom Wind umbrauſt. Immer weht es. Ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Welt noch ein Land gibt, wo es ſo viel weht wie in Dänemark. Sommer und Winter, Frühling und Herbſt weht es, — von Norden, von Süden, von Oſten und von Weſten — es weht immer.

Es gibt Völker, die ſich vor dem Wind ducken oder ihn ausſperren, um ſich ſeiner zu erwehren, und danach beſchäftigten ſie ſich in aller Ruhe mit ihren Beſonderheiten.

So ſind wir nicht, wir Dänen. Wir, die wir jeden Tag in dieſem Sturmbraus leben und in ihm ſo lange gelebt haben, wie das Land überhaupt exiſtiert, wir kommen dem Wind mit offenem Gemüt entgegen. Wir mögen ihn leiden. Er bringt uns bald vom offenen Meer eine friſche Salzwaſſerbriſe, die unſeren Humor befruchtet, bald eine von Süden her — ſchwere und ſchwüle Windſtöße, die unſeren Geiſt zu Schwärmerei und Grübeln ſtimmen, oder er bringt uns von Nordoſten barſche Stürme, die uns in die Arbeit hineinzwingen. So atmen wir jeden Wind tief ein und leben davon, als ob er allein unſere Welt wäre — bis der nächſte ſauſend daher kommt und uns mit ſeiner Stimmung füllt. Ja, Stimmung, Stimmung, das iſt unſer Leben. Offen und empfänglich iſt unſer Gemüt, beweglich und flüchtig — geſchaffen von Wind und den Wellen, wie es iſt.

Was haben nun dieſe verſchiedenen Winde, die über Dänemark hingehen, mit ſich geführt?

Früher wehte der Südwind faſt unaufhörlich. Von Deutſchland kamen alle unſere Ideen, — da her kamen auch die meiſten unſerer Könige. Die Könige waren ſchlecht, aber ſie waren doch da, ſie füllten das Land mit Trunkenheit und allerlei friſchen Unmöglichkeiten. Die Ideen dagegen führten derweil ein kümmerliches Daſein, eine Art unterirdiſches Leben. Sie loderten mitunter auf, in der ſtolzen Tat eines Denkers, vegetierten ſonſt aber weiter

von Generation zu Generation, vor der Welt verborgen — in dem geduldigen und beſcheidenen Forſchen weniger Gelehrten.

Vor hundert Jahren fuhr ein Südſturm über Dänemark — es war die deutſche Romantik. Sie vergewaltigte und beherrſchte uns eine Zeitlang durch Adam Öhlenſchläger und ſeine Schule ganz. Aber, wie es immer in Dänemark geht, bald verflüchtigte ſich dieſe große Stimmung ins Kleine und Leichte. Die romantiſche Bewegung wurde praktiſch von jenen Bühnenſchneidern ausgenützt, die das ferne Sehnen und den mächtigen univerſellen Humor, der die Seele dieſer Bewegung iſt, in eine Art billiger Unterhaltung für das Publikum verwandelten — für unſer däniſches Theaterpublikum und unſere deutſchen Theater-Könige, die allmählich ein einziger Begriff wurden und es noch ſind.

So ſchwand allmählich die romantiſche Bewegung und erſtarb, — und jetzt herrſcht „Windſtille von Süden", von Deutſchland her. Man lieſt und ſieht Hauptmann, Schnitzler, Halbe, Hirſchfeld, man lieſt Thomas Mann, Frenſſen, Clara Viebig, man ſieht Sudermann und ſogar Fulda — aber einen Antrieb dieſer Geiſter auf unſer eigenes literariſches Leben ſucht man vergebens.

Natürlich hat der deutſche Einfluß im Laufe der Zeiten tief in das däniſche Gemüt eingewirkt. Durch ihn haben wir die Kräfte kennen lernen, die den Menſchen mit der Natur verbinden — die Metaphyſik der Weltordnung. Deutſcher Einfluß hat uns den feſten Standpunkt gegeben, von dem aus wir — ſtimmungsbewegt — die Zufälligkeiten unſeres Daſeins betrachten; und das iſt ſchon etwas.

Jetzt dreht ſich der Wind! Eine Weile kommt er von Oſten, drüben von den faulen Schweden. Er iſt nicht eben heftig, der Wind, — etwas ſchwer und langſam bewegt er ſich über unſer flaches Land. Doch, horchen wir auf, vernehmen wir Töne in ſeinem Wehen, losgeriſſene Melodien. Sie ſtammen von der fernen, märchenhaften Laute des großen Bellmann. Was Schweden uns Dänen gab, iſt eigentlich nur Bellmann, und ſein Spiel hat unſer Ohr dafür geöffnet, daß ſich hinter dem Klingklang von hellem Humor und luſtigem Spott, den wir aus uns ſelbſt kennen, Klänge bitterer Verzweiflung und ſchwerer, hoffnungsloſer Kummer verbergen können. Dieſe Wundertöne laſſen uns nicht mehr los, — ſie zittern leiſe mit, wie ein kleiner Schmerz in unſerer Freude, wie ein kleines Lächeln in unſeren ſchwermütigen Stimmungen.

In unſerer Literatur hat das auch eine Rolle geſpielt, wenn auch keine beſonders große in der älteren, obwohl natürlich auch dieſe Strömung nicht dem Schickſal entgehen konnte, von den ſchon erwähnten romantiſch gefärbten kleinbürgerlichen Bühnenſchneidern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als pikante Melodie in ihre Arbeit hineingezogen und heruntergezogen zu werden. Viel mehr als eine leiſe Unruhe bedeutet das aber in der Dichtung Holger Drachmanns, des größten Lyrikers unſerer heutigen Poeſie.

So kommen uns wieder neue Winde näher, und plötzlich wirbelt ein heftiges Sturmesſauſen von Norden — von Norwegen — dies feine und flüchtige Saitenſpiel fort: Ibſen und Björnſon ſtehen da, groß und breit, mit feſten Füßen in den heimatlichen Boden gepflanzt, — von ihnen geht der Sturm aus. Ja, dieſes Ungewitter wurde Wirklichkeit. Wir ducken uns ein wenig, und während plötzlich ein böſes Gewiſſen aus unſeren Augen ſchaut, ſehen wir einander an: Sind wir Männer auch gut genug gegen unſere Frauen? Sind die Frauen auch gut genug gegen uns? Erziehen wir unſere Kinder nach den richtigen Prinzipien? Sind wir überhaupt deſſen würdig, gute Bürger in dem idealſozialen Leben zu werden, an das dieſe Dichter glauben? — — — Und wir prüfen unſer leichtes, flüchtiges Gemüt und erkennen Schwächlichkeiten, die wir früher kaum ahnten, — aber wahrhaftig, ſie ſind da. Wir fühlen ſie in uns, wir ſehen ſie beieinander, — ach Gott im Himmel, wir könnten alle zuſammen viel beſſer ſein, als wir ſind. Eine wirkliche moraliſche Unruhe wird in uns geboren, eine ganz praktiſche Entrüſtung über uns ſelbſt. Und die lebt in Dänemark, ſolange wir leben. Aber nachher? wenn wir geſtorben ſind und unſere Kinder unſeren Platz einnehmen? — Wir denken mitunter daran, wie ſich dieſes Zukunftsleben wohl geſtalten wird.

Der Weſtwind gibt Antwort. Denn im Weſten haben wir England, das Land der Zukunft, und noch weiter draußen Nordamerika, das für England iſt, was England für uns bedeutet. Und von dieſem Reiche weht eben jetzt ein eigenartiger, kühler, ſtetiger, ruhiger, langſamer und unaufhörlicher Wind zu uns nach Dänemark herüber. Noch merken wir nicht ſo ſehr viel davon, aber wir haben doch ſchon eine Ahnung, daß er viele, viele Jahre über uns wehen wird und allmählich die Eigentümlichkeiten, die wir haben, auflöſen und vernichten wird. Er iſt rauh, dieſer Wind, aber ſiegreich, weil er mit ſich

führt, was der Geiſt der nächſten Zeit ſein wird: der große Hauch von der Eiſenzeit des modernen Amerikas — das wird die Luft der Zukunft für uns.

In unſerem Geiſtesleben fangen die Kämpfe für und wider dieſen neuen Einfluß von Weſten her ſoeben an und ſchaffen ſchon nicht wenig Unruhe und Verwirrung.

Was haben wir alſo, das wir unſer eigen nennen können?

Dramen haben wir am wenigſten. Wir haben Dramenfabrikanten, wie man ſie überall hat, aber wir haben keine wirklichen Dramatiker. Ich meine, keine ſolchen, die unwillkürlich das Leben als dramatiſche Epiſode vor ſich ſehen, keine, die Rampenlicht über allen ihren Erlebniſſen ſchauen. Wir haben Bühnendichter, wie Helge Rode, die in ihren einſamen Gehirnen eigentümliche Konflikte zwiſchen ſchönen, unglücklichen Menſchen finden und ſie mit Pathos und Humor nachſchaffen, — wir haben dramatiſche Novelliſten, wie Guſtav Wied, die über alles lachen oder, wie Sven Lange, über alles lächeln, — aber wir haben keine Dramatiker, die Ibſen und Björnſon das Waſſer reichten, keinen wie Strindberg, keinen wie Hauptmann. Und das iſt ganz erklärlich. Eine Kunſtart entſpringt dem Volkscharakter ſelbſt, der Lebensführung des Volkes; unſer Volkscharakter aber hat keine von den Eigenſchaften, die das Drama verlangt: Naivität, Klarheit und Stärke; unſere Lebensführung iſt ſo ſchlicht und ſo formlos zugleich, hat ſo wenig Kontraſtierendes und Leidenſchaftliches, daß auf dieſem Boden kein Drama entſtehen kann. Wir können einander anſehen und ſkeptiſch lächeln, wir können einander anſehen und gerührt werden, — aber das erzeugt kein Drama. Das Drama iſt bei uns ein Importartikel und wird es immer bleiben.

Erzähler haben wir ſchon einige von Belang, aber wir beſitzen keine eigentliche Romanliteratur. Wir haben feinkultivierte Schilderer, wie Peter Nanſen oder Henrik Pontoppidan, die ihren Stil mit geduldiger Mühe pflegen, denen es auch mitunter gelingt, einige Partikel unſeres Lebens als elegant ziſelierte Kunſtwerke in das Licht zu heben, — oder Leute, wie Karl Larſen, die das Großſtadtleben erklären und gerne pſychologiſche Fälle zwiſchen den beiden Geſchlechtern löſen. Wir haben einen wunderbaren Provinzerzähler an Hermann Bang, der ſeine reichen Erfahrungen in ein Netz von minutiöſem Impreſſionismus einſpinnt, wir haben Bauernerzähler, ich meine natürlich — Dänemark iſt ja ein Bauernland — Menſchen, die vom ſchwarzen Land zu

uns hereinkommen und ihre erdgefärbten Fäuſte gegen die raffinierte Stadtkultur heben.

Aber einen wirklichen Schilderer des ſozialen Lebens haben wir nicht, trotzdem wir ein ſolches ſoziales Leben haben. Das hängt wohl damit zuſammen, daß die meiſten unſerer Schriftſteller ſchon ihrer Geburt nach von großen Teilen der Geſellſchaft ausgeſchloſſen ſind, — die Proletarier, — oder daß ſie ſich ſelbſt im Laufe der Zeit aus Trotz oder Ekel von ihr ſcheiden und — Anarchiſten werden.

Doch wir haben mehr als das alles. Wie unſeren Geiſt, der von Wellen und Wind geſchaffen wurde, haben wir vor allem unſere Lyrik.

Unſer Lyriker heißt Holger Drachmann. Er iſt unſer Dichter.

Obwohl wir ihn ſtets bei uns daheim haben und mehrere von uns ihm perſönlich naheſtehen, ſo iſt doch ſeine hohe Geſtalt mit dem ſchneeweißen Kopf für uns alle mit einer ſeltſamen Myſtik umgeben und ſeine Dichterperſönlichkeit mehr fern und phantaſtiſch als wirklich und lebendig. Wir vergleichen ihn gerne mit einer weißen Wolke, die der Frühlingswind über Dänemark führt, oder mit einer ſchaumgekrönten Welle, die an unſere Küſte ſchlägt. Wenn er ſingt, ſo iſt es, als ob dieſe Töne aus dem Lande ſelbſt herausſtrömten, aus dieſer unruhigen Natur. Er iſt unſer Dichter, — menſchlich ſchwach wie wir, — von den verſchiedenſten Stimmungen hin und her geworfen, aber für allen Reichtum des Lebens und der Natur empfänglich wie eine Äolsharfe. Das Lächeln und die Wehmut, die ſo leicht in unſerem Gemüt wechſeln wie Sonnenſtrahlen und die mit Staubregen gefüllten Wolken, die unaufhörlich über unſeren Himmel dahinjagen, — ſie ſpielen in dieſer Dichtung mit und machen ſie zu unſerem Eigentum. Auch iſt ſie ganz von jener Sorgloſigkeit durchzogen, die am Ende unſere am feſteſten ſtehende Eigenſchaft iſt, — unſere Natur und unſer Gemüt hat in ihm ihren großen urſprünglichen Dolmetſcher gefunden. Er iſt Dänemarks Dichter.

Wir haben Dichter gehabt, die populärer waren und mehr von jedermann gelobt wurden, wir beſaßen Geiſter, deren klare und männliche Perſönlichkeit mehr unwillkürlichen Reſpekt einflößte, aber wir hatten nie einen Mann, der das Stimmungsleben des ganzen Volkes ſo beherrſcht hätte wie Drachmann. Die Art, wie ſeine Geſtalten, ſeine perſönlichen Erlebniſſe, ſeine Dichtungen und ſeine journaliſtiſche Tätigkeit in unſeren Gedanken und Gefühlen leben

und wirken, ſteht ohne Beiſpiel da. Er wird zornig und ſchleudert das Anathema über Kopenhagen, er wird ausgelaſſen, er wird trotzig, er fühlt ſich einſam und macht das zum Herzen ſeiner Bücher und hebt es ſo hoch, daß alle Menſchen es ſehen können, — er wird weich und milde und ſummt dann ſeine wundervollen Melodien leiſe vor ſich hin. —

Und ſo oft das geſchieht, iſt es, als ob die Poeſie ſelbſt in Drachmanns Geſtalt der Stadt ganz nahekomme, und dann . . .

Da geht ja Herr Kopenhagen und kämpft tagaus, tagein mit ſeinen Geſchäften und hat Sorgen hinter ſich und Sorgen vor ſich, er geht und rechnet das Leben aus, in Abrechnungsjahre, und das Jahr in Termine, und die Termine in die zweimal drei Monate, die ſeine Wechſel laufen, — er geht und rechnet die Monate in eine lange Reihe von monotonen Tagen aus, und die Tage in lauter vierteilige Stunden, während der bittere Lärm der Variétés und der Revue-Theater ihn zu einer momentanen Ruhe einlädt, wo er ſich aus ſich ſelbſt herausrechnen und in eine falſche Illuſion hineinrechnen kann. Dann hebt er plötzlich den Kopf, und ſeine ſorgenvollen Augen ſperren ſich auf, als ob er lauſchte. Was iſt das? Iſt es der rauſchende Zugvogel? — — — — — — Mit dem Wind und den Wolken und dem Duft vom Strande und von Meerwaſſer, der über Kopenhagen ſtreicht, hört er einige flüchtige Töne, ein leiſes Singen von Wellen und Wind, — von Sonne und Glut, von Jugend und Liebe, — — das iſt Drachmann. Dann aber fühlt er plötzlich in ſich ſelbſt, daß *dieſe Töne*, dieſe Rhythmen und Reime zu einer Macht werden, handgreiflicher vielleicht als alle die Aktien und Obligationen in ſeinem Geldſchrank.

Und verblüfft ſchmückt er ſeinen runden Filzhut mit den Pfauenfedern der Poeſie.

Iſt aber *Frau* Kopenhagen weniger verblüfft, wenn ſo etwas geſchieht? Iſt ſie in der Tiefe ihres Herzens nicht vielleicht ſogar ein ganz klein bißchen ſkandaliſiert? Dieſe eifrigen Augen, die aus Neugier bald groß und rund werden und ſich bald in Mißtrauen oder Schadenfreude zuſammenkneifen, dieſer bewegliche Mund, — wie oft hat ſie nicht die Augen aufgeriſſen und den Mund laufen laſſen, wenn ſie die große flüchtige Silhouette des Dichters in ihrem Fenſter ſah? Wie oft iſt dieſes unendliche Flüſtern und Ziſchen, das ſeine Perſon wie einen Mückenſchwarm umkreiſt, nicht auch bei ihren

kleinen Teegesellschaften vernommen worden, — für sie existiert die Poesie nicht, nur der Poet, und ihn hat sie schon so oft zerrissen, daß sie kaum glaubt, es könne auch nur noch das geringste von ihm übrig sein.

Und da steht er plötzlich vor ihr wie eine große gesammelte Gestalt, ganz nahe, vom Leben des Tages durchströmt und doch sich gegen die Unendlichkeit abhebend.

Sie versteht es nicht, sie wird verblüfft und skandalisiert; doch geschmeidig, wie sie ist, weicht sie der Vision ein wenig aus, und mit einem etwas gaffenden Ausdruck im Gesicht schmückt sie ihren lila Strohhut mit Pfauenfedern. —

Und nun die Tochter, das junge, zarte Fräulein Kopenhagen mit den warmen Augen und dem kühlen Lächeln? Wie ihre Mutter kennt sie den Poeten per Renommee, — wie der Vater hat sie mitunter das flüchtige Brausen der Poesie über ihrem Haupte vernommen, und in sich selbst besitzt sie ihre Jugend und deren Stimmungen. Sie hat Leutnant Fritz getroffen und — mag den gern, obwohl er sich über sie amüsiert, — sie versteht Vetter Hans und seine bebenden Augen, — aber er ist nichts Besonderes für sie. Mehr weiß sie nicht von der Welt. Dann kommt dieser schlimme Dichter ihr ganz nahe mit seinem leisen Singen und Lachen, — sie sperrt ihre runden Augen auf, und in ihrem zweifelnden Herzen wird es langsam Licht, — sie ahnt plötzlich, was Liebe und Schmerz sind, und sie versteht, was dies alles für Hans und Fritz und für sie selbst bedeuten kann. Sie fühlt eine heiße Sehnsucht, sie hat Angst, ihr Herz schlägt wie ein Kuckuck.

Und zitternd schmückt sie ihren Blumenhut mit den Federn der Poesie.

Doch da sind noch andere, die besichtigt werden wollen! Mitten in dem großen Brausen der Menschenstimmen in der Stadt und fast davon verborgen haben wir junge, ernste Männer, die selbst Poesie schaffen, jeder auf seine Weise. Sie pflegen ihre Seelen wie schöne Gärten; und will jemand hinein, so muß er über das Gitter springen. Schroff stehen sie der Poesie gegenüber, die auf die Menge wirkt, — bis ihr kolossaler Flügelschlag und ihr Brausen auch sie auf die Kniee zwingt. Dann verstehen sie auf einmal diese Poesie; und zögernd, etwas unwillig, schmücken auch sie ihre schmierigen Hüte mit den Pfauenfedern.

Endlich haben wir auch bei uns ganz einsame Menschen, — Denker und Forscher, — sie verstehen alles: ihr eigenes, unaufhörliches und hoffnungs-

loses Suchen nach Entwicklung und auch die stillestehende Machtvollkommenheit der großen Dichtung. Sie nehmen sie ebenfalls mit, sie können sie nicht entbehren, sie vergoldet ihr eigenes und sicheres Streben nach einem fernen Ziel — und resigniert schmücken sie ihren Doktorhut mit den bunten Federn der Poesie.

Und während diese Poesie — Drachmanns Poesie — über allen diesen Köpfen flattert, nimmt sie mitunter auch in den Herzen dieser Leute Platz, obwohl nur für einen Tag oder nur für wenige.

Denn offen und empfänglich ist unser Gemüt, beweglich und flüchtig, geschaffen vom Wind und von den Wellen, wie es ist.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartsch

(Fortsetzung)

Zimbal begann, von jenem ersten Tage des Selbstbewußtseins an, in sich den unbesieglichen Glauben zu treiben, daß er ein schöner Junge sei; und durch die Wunderkraft des Selbstkultus wurde er es nach und nach auch wirklich. Schon im Herbste gab man ihm bessere Rollen als die des letzten Ritters im Thannhäuser, und Schönheit und Künstlerschaft wuchsen derart mit ihm, daß er für Kunigunde Anatour zu gut wurde und eine körperlich gesegnetere, goldhältige Kreatur auswählte. Kunigunde Anatour wurde hiedurch in den innersten Hof der Wehmut eingeweiht, jedoch wurde sie nicht mannsflüchtig. — Sie war unverbesserlich. Zimbal aber hatte von allen am kürzesten dem wunderschönen Verein derer angehört, welche ihre Stunden verklärten.

Das Heim der Gesundheit stand, stand aber beinahe leer. Da zogen Liesegang und Petelin psalmsingend hinaus in die sommerheißen Lande, um Gäste zu werben für das neue Heil.

Von Dorf zu Dorf predigten sie, und abermals widerhallte das gutmütige Obersteiermark von ihren Segensflüchen: „Wehe denen, die das Licht scheuen,

und die Luft und das Waſſer. Denn ihnen iſt verſperrt das geiſtige Licht, die Luft leichtfroher Gedanken und das Waſſer ſeeliſcher Öffnung!"

Und wenn Lieſegang ausbeteuert hatte und den ganzen Katechismus leiblicher und ſeeliſcher Hygiene an den Tabaksqualm eines Dorfwirtshauſes zu fünfzig Kreuzer Miete pro Vortrag verſchwendet hatte, dann trat Petelin, das vegetariſche Präparat in ſeiner feinſten Deſtillationsſtufe, vor und ſagte mit himmliſcher Gläubigkeit: „Sehet mich! Ich wäre ſchon lange dahingeſchwunden, und die groben Sinne des Fleiſchgenuſſes hätten mich ermordet, aber meine Nüſſe und Äpfel tragen mich wie Engelsfittiche über dieſen rauhen Erdboden."

Worauf die Männer entwaffnet waren und die Weiber ſchluchzten.

So ſehr wirkte die Attraktion Petelin, daß in Eiſenerz, der unbezwingbar räucherfleiſchfrohen Heimat Scheggls, eine tiefgerührte Hausfrau an den kleinen Klaus mit der mutterherzlichen Bitte herankam, er möge nur vierzehn Tage bei ihr vorlieb nehmen, damit ſie ihn wieder herausfüttern könne!

Petelin, die entſinnlichte Idee, wies ſie mit einer wehmütig präraffaeliti-ſchen Gebärde in die Schranken: „Arme Verlorene! Erkannten Sie nicht, daß ich das Brot des Heiligen Geiſtes eſſe?"

Beſchämt erinnerte ſich die liebtreue Mutterfrau, daß einſt der heilige Johannes ſogar Heuſchrecken verſpeiſt habe. Sie kam ſich wie eine Verführerin vor, erkannte das Verderbliche, Menſchen zum Schmaus zu verleiten, die es nicht nötig hätten, und ſchied mit der unſicheren Bitte, Petelin möge wenigſtens ein bißchen für ſie beten.

„In meiner Weiſe gern," verſicherte Petelin wehmütig. Denn katholiſch war er ganz und gar nicht.

Das ſollte ſich ſchwergriffig büßen.

Denn durch die Steiermark zogen ſie ins obere Öſterreich . . . Solange noch in den feinſten Gefäßen der zuhörenden Menſchenleiblichkeiten verborgenes Südſlawenblut dichterneigungsvoll ſchwamm, ſolange tat man ihnen nichts, und ſie ſahen hellfreundliche Augen. Bis über die herrliche Eiſenſtadt Steyr, neben Eiſenerz die wundervollſte Totenklage altausgeſtorbenen Bürgertumes, bis über dieſe ehedem ſo begnadete Stadt hinaus zogen ſie in Fried und Freude.

Dann begann das Moſtland der dicken Bauernköpfe.

Germaniſches Land, ohne viel andere Verwickelungen, als daß der ſeelenvolle Anteil, der einſt mit durchgeiſtigter Innigkeit ſeine Bibel ſelber las,

durch die Gegenreformation fast mit Stumpf und Stiel weggesäubert worden war.

Nun ist das Land dick katholisch und schwer an Alkohol und Gelddumpfheit, bis zum sommerlichen Fremdenwucher.

Die armen Jünger des heiligen Entsagungsgeistes ließ man ja zuerst als eine Art wunderlicher Sommerfrischler, die immerhin noch Geld bei sich führen könnten, einziehen.

Aber der Wirt verdiente nicht einmal alkoholfreien Bierabtropf an ihnen. Da umdüsterten sich die Gemüter.

An einem Regentag hielten sie dann irgendwo zwischen Traun- und Attergau eine Predigt vor neugierigen Dorfgeistern und einigen Frauenzimmern, welchen die härnen Kutten evangelische Ahnungen von himmlischen Ehemals und Dereinst erweckten.

Ihre Rede gegen den Alkohol erinnerte die Röcke an schwere, wankende Sünden der Eheherrn. Ihr Preisen von Licht und Luft gemahnten an ihre unmodernen kleinen Fenster, hinter denen die zahlfähigen Sommerfrischler ungern wohnten. Die Weiber krakelten nach beendetem Zuhören eilig nach Hause und machten Ehemann und militärpflichtigen Söhnen böse Stunden wegen der Wirtshausgängerei. So entstand bockstirniger Bauerngroll.

Das hätte doch nicht so bald bis zur Knallspannung geführt. Aber da kam ein Sonntag mit allerdurchlauchtigstem Himmel und überschwänglich schöner Seeblaue. Die Kirchenglocken warben an, was dem Klingklanggloria zuläuft, und Wald und Wiese lagen im verlassenen Gottesgold.

Da stiegen Liesegang und das Petelinchen zu Berge und hielten auf dem Hügel über dem Dorfe ihren still ergriffenen Gottesdienst.

„Wie alles leuchtet, gottdurchdrungen und bebend vor eigener Größe und Allgewalt!"

Sie saßen und schauten und schauerten.

Vergeblich hatte sie Zimbal vor ihrem Auszug gewarnt: „Wir Schmierenschauspieler gingen Sonntags stets in die Kirche. Die jungen Weiber sahen uns scheu verliebt von der Seite an, und die Alten dachten: Wenn sie schon sonst nichts im Sack haben, ihren Herrgott haben sie wenigstens im Herzen.

Und wenn der Pfarrer auf der Kanzel war, rührten wir uns nicht vor lauter Tugend und Frommheit.

Kamen wir zum Herrn Pfarrer, kam der Herr Pfarrer zu uns. Er lachte über unſere Fazen, und das war ein gutes Beiſpiel. Wir verdienten bis zu ſiebzig Kreuzer per Kopf und Tag!"

Aber Lieſegang und Petelin ſaßen in Gottes überſchwänglichem Farbenglühen und verrannen anſtaunend in ihre geliebte Natur.

Der Herr Pfarrer aber, der nicht begriff, daß die beiden nur von der anderen Seite, als er ſelber, an Gott heran wollten, ſah nur den Trotz der abweſenden härnen Gewänder und das böſe Beiſpiel.

Und er predigte von der Zeit des Antichriſt, der in Antlitz, Gewand und Haltung kommen würde wie die Jünger des Herrn und ſagen werde: Ich bin Chriſtus, der euch erlöſet!

Damit hatten die Bauern das Prügeldiplom in Händen.

Am Nachmittag tranken ſie ſich vorn in der Schenke hahnenrote Köpfe an, und hinten im Tanzſaal ſangen Lieſegang und Petelin vor beinahe leeren Bänken ahnungslos von der Luſt am Licht, an reingewaſchener Leiblichkeit, an Porenatmung und an einer ſeelenvoll ſonneſchauernden Menſchenhaut.

„Fenſter auf! Licht, Luft herein, und hinaus ſelbſt in Gottes Regenſchauer!"

Ach, die Fenſter gingen auf, und durch jedes kam ein prügelſchwingendes Bauerngetüm herein.

Der Anführer der Kirtagsheroen trug ſogar eine Jubiläumsmedaille und trat die Türe ein. „Seid ihr die davongelaufenen Stadtleut, die uns Bauern aufbinden wollen, daß ſie heilige Apoſtel ſind?"

Lieſegang — er war nun einmal Lieſegang, die futtertrogernährte Kampfnatur, erſchrak, faßte ſich, ſah, daß es einſchlagen müſſe, riß einem Seſſel den Fuß aus und ſchrie begeiſtert: „Wir ſind die Zungen der Geſchenke Gottes. Wir rufen, ſolang wir Atem haben: Waſcht euch rein und lüftet euch aus, ihr ſchmutzigen Bauernlackeln!"

Die Auseinanderſetzung begann mit großer Begeiſterung, und Lieſegang ſchlug drein wie ein Makkabäer. Petelin machte nur abwehrende Handbewegungen, welche von den blutunterlaufenen Augen der halbtrunkenen Burſchen mißverſtanden wurden. Er lag im Augenblick am Boden und ſtreckte vier flehende Extremitäten empor, aber nur ſein tiefentſetzter Blick blieb Waffe. Der Bauernburſch mit der Medaille, der ihn prügeln wollte, ſah die ganze Raufunfähigkeit in dieſen angſtvollen Kinderaugen. Er riß ihn empor.

„Komm heraus, du Krisperl," schrie er ihn unwillig an; „sonst derschlagen sie dich ja!" Er zog ihn in eine Art Garten, wo in honigdunstiger Stille hinter dem Bretterverschlag der Notdurft allerlei Abfall, wesenlose Schubkarrenreste, kurz das ganze Jenseits eines Landgasthauses beisammenlag.

„Da sag mir jetzt. Was wollt's ihr denn eigentlich? Ich hab' doch beim Militär gedient, aber von solchenem Wunderbandel hab' ich noch nichts erhört."

Und während draußen Petelin das neue Menschentum mit dem Kindeseifer des Ewigversöhnlichen in die erstaunten Ohren eines Burschen hineinredete, der fortwährend an die Stadt, ihre durchgeistigten Arbeiter und ihr unterirdisches Volksgären denken mußte, der Stadt, die ihm seit seiner Dienstzeit durch geheimnisvolles Nachhallen keine Ruhe mehr ließ, — während dieser Zeit schlug sich Liesegang drinnen im Tanzsaal glühend wie ein vergoldeter Erzengel mit einer ganzen Schar unhygienisch Erzeugter für die Idee reinen Menschentumes und wurde schließlich, koloriert mit den sieben Farben des Regenbogens, als Abfall der Menschheit durch ein Fenster auf eben denselben Kehricht geworfen, auf dem Petelin stand und einem breitköpfigen Bauernburschen zuredete, Halbgott zu werden.

Der Bursch wandte sich zu dem arg verbeulten Liesegang, der aussah wie getriebenes Kupferblech. „Wissen Sie," sagte er, „Sie müssen schon entschuldigen. Wir Bauern brauchen eigentlich die Stadtleut nur wegen dem Geldhertragen. Sonst können die Leut euch ja doch net leiden und lachen euch hinterm Rücken aus. Warum kommt's ihr denn in Gotts Namen selber, wo ihr doch mit eure Zeitungen viel besser dran seid's? Wann unsereiner das vorlest, was ihr da sagt's, so glaubt er: Er selber sagt's den anderen. — Das schaut gleich ganz anders aus. Schreibt's euere Luftbaderei auf und schickt's es uns im Linzer katholischen Volksboten, aber kommt's nicht so kralawatschert in Bußröckeln daher wie die leibhaftige Teuerung und Hungersnot.

Ihr wollt's doch eine frohe Botschaft bringen!"

Aber Liesegang und Petelin zogen weiter durch das deutsche Land, voll innigen Glückes, die einzigen zu sein, welche den Havelock auf der nackten Haut trugen und Sandalen. Es ist beinahe anzunehmen, daß ihre Seligkeit dahin gewesen wäre, wenn sehr viele solcher Käuze mit ihnen den Staub der Wanderstraße aufgewirbelt hätten.

Man ließ ſie friedvoll lächelnd durch, und überall blieb den Vernünftigen ein Körnlein von dem Körnlein Vernunft ihres Erdenswallens zurück.

Nur in Preußen trieb ſie zu Ende September ein Schutzmann wie zwei Hammel ins Polizeigefängnis, wegen öffentlichem Ärgernis. Eine Konſiſtorialratsgattin hatte Petelins ſeraphiſche Wadenſtellen geſehen, weil der Herbſtwind geweht und der Havelock ärgernisvoll geflattert hatte.

Sie wurden zu Arreſt verurteilt und nahmen es beſeligt hin. Das war das einzige Glück, das ihnen im Preußenlande widerfuhr. Sonſt hörte niemand auf ſie. Sie waren eben nicht proper.

Am Tage nach der Einweihung des hellblauen Hauſes der Geſundung auf der Ries bereitete ſich auch Frau von Karminell zur Abreiſe in die Traumſtille ihres Weingartenhauſes.

Othmar hatte ihr von allem, was auf der Ries geſchehen war, berichtet. Aber als er ſagte: „Ich will während des Sommers dort oben auf der wehenden Höhe bleiben und dem Doktor Urban helfen," — da kam ſie zögernd mit den Worten an ihn heran: „Othmar, ich hätte gehofft, Sie kämen auf einige Monate zu uns? Sie ſind nicht mehr der alte. Sie wollen einen Mann aus ſich ſchmieden und haben Ihre Erkenntnis zum Rotglühen zwiſchen zwei Feuer geworfen ſtatt in eines.

Was iſt mit Ihnen? Was wollen Sie? Philologe werden? Es wäre das Angemeſſenere für Sie, denn Sie ſind Dichter. Ihr Werk über die altchriſtliche Kunſt wird rührend ſchön werden.

Kommen Sie mit uns in die ſtillen Sommertage der Rebenhügel und in jene Nächte, die kaum zum Schlafen geſchaffen ſind, ſondern zum Hinaufträumen nach dem Sternenhimmel. Wir werden tapfer und treu nebeneinander gehen und das große Rätſel überwinden, was aus Ihnen werden ſoll: Kunſtgelehrter oder Arzt."

Othmar ſah die herrliche Frau voll Glück und Weh an. Sie hatte mehr Mut als er, der zu verzagen begann, ob ſie beide im ſchwülen Verſteck der Rebenlauben rein und ſtark bleiben könnten. Er ſehnte ſich mit Stahldrahtſeilen in jene Weingärten und nach der Frau, welche ihm die erſte war auf der ganzen Welt an Schönheit und Klugheit.

Aber er wußte auch: Dort in den Reben, dört in den Wäldern, dort in

den klaſſiſch naturnahen Auen, bis zu denen einſt heitere Antike ohne Heimweh hinaufgegriffen hatte (denn ihre Heimat war, ſo weit die Edelkaſtanien wild gediehen), dort, wo heute noch Pan die betörende Rohrflöte bläſt, dort würde ſie das wilde, ſüße, heidenfreie Verlangen inniger Zeugungsluſt aneinanderziehen: Leib an Leib, ſündlos jauchzend über die Entdeckung des Nackten.

Alle Jahre werden dort Moſaiken aus heidniſchen Villen aufgedeckt, mit Bildern von glückſeliger Verführungskraft. Wenn ſie ein ſolches ſahen und ſich dann in die Augen ſchauten?

„Nein, nein;" ſagte er, und jenes Wort war ein widerwillig bewegter Felsblock.

Sie aber ſtand abgewieſen, und die klugen, grauen Augen ſchwammen voll törichter Tränen.

Othmar verbrauchte ſeine letzte Kraft, um von dieſem ihm gänzlich hingegebenen Weib, das vor ungenützter Schönheit und Liebe unklug geworden war, Abſchied zu nehmen; einen bloßen langen Händedruck. Dann, auf der Straße, begann die neue, böſe, verzehrende Zeit der Glücksferne.

In den verlaſſenen Baumwegen des Stadtparkes huſchte ihm ſchon das Raunen der Sehnſucht über den Pfad.

Frau Elſe war fort, Frau Elſe war fort.

Die neben ihm geſtanden und mit dem leiſen Druck des biegſamen Körpers geflüſtert hatte: Dies iſt alles dein. Die ſonſt ſo ungetrübte Heiterkeit, die um ihn wie ein unvernünftiges Kind geweint hatte. Die Schlankheit, die ihn gerne umſchlungen hätte und nicht ſollte, die herrliche klare Klugheit, die für ihn heiß, faſſungslos und verliebt ſein wollte.

Und er hatte ohne das alles zu leben gedacht?

Da begann es in ihm zu brennen.

Zuerſt beſuchte er einen weichen Wieſenfleck unter einer Buche in den Bergen hinter Sankt Peters Dorf, auf deſſen zartem Graſe ſie einſt gelegen. Als ſie aufgeſtanden war, hatte Kantilener bemerkt, daß eine ſüße Form in den nachgiebigen Halmbüſchen abgedrückt geblieben war. Dort ging er hin und vergrub das Antlitz in das längſt wieder aufgeſtandene Grün und ſuchte mit den Lippen nach der Formung, die einſtmals hier geweſen war.

Damit hatte das Leiden begonnen.

Stundenlang ſaß er dann und ſchaute ihr Bild an, Zug um Zug, Linie nach Linie. Als ihn aber einſtmals die wilde Inbrunſt packte, ſie genau ab-

zuzeichnen, wie ſie da ſaß, die Arme in weicher Verſunkenheit niederfallend, den Blick ins Dunkle, — ganz ſtillhaltend vor Erwartung, als es ihn faßte, ſie genau nach allen Linien abzuzeichnen, nur ohne Kleider, — da erkannte er, wie weit ſchon der Brand in ihm gefreſſen hatte, und er rang und kämpfte von neuem.

Er ſuchte das Heim der Geſundung auf. Aber das lag einſam und träumte im Sonnenſchein des arbeitloſen Sommers. Wenige ſtille Menſchen wohnten hier und bedurften kaum körperlicher Pflege.

Zu allem Unerleidbaren kam alle vierzehn Tage ein Brief von ihr mit den magiſchen Worten: Ich warte ...

Er aber konnte nicht das Brot des Mannes eſſen, deſſen Frau er liebte. Daß ſie das nicht begriff!

So ſtarb er vor Sehnſucht im ſtillen Sonnenſchein des ſchweigenden Sommers jener baumumträumten Stadt. Und Bohnſtock kam zu ihm und drang und fragte: „Ruft ſie uns nicht? Warum ruft ſie uns nicht!"

Was hätte er ihm ſagen ſollen? Daß durch ſeine wilde Sehnſucht der Jubel durchbrach, weil Frau Elſe niemand rief außer ihm, und lieber einſam blieb, als daß ſie andere Männer neben ſich litt?

Schweigend und gern aber ging er mit dem ahnungsloſen Künſtler wie einſt die wehmütigen Wege der Urgeſchichte ihrer Liebe, und die Birke mit dem geliebten Namen galt ihnen als vollwertiger Ausflugsort. Auch das war ſüß.

Da war doch einer, der litt heißeren Durſt als er und war ganz ohne Hoffnung. Da war doch einer, der ihm Lieder ſang in böſen Stunden wie einſt David dem langſam verderbenden Saul; Lieder, bei denen er ſich manchmal faſſen mußte, um nicht in Zorn über ihre Wünſche emporzuſchnellen und den Speer nach dem Sänger zu ſchleudern. Schön aber war es doch; aufregend ſchön.

Bohnſtock nämlich, der war nicht hoffnungslos in Gedanken an die lichte Frau. Er hatte vor den Theaterferien ſeine Oper fertiggeſtellt und dem Direktor gegeben; und der hatte mit feſtlichem Handſchlag verſprochen: „Noch vor Weihnachten hören wir ſie!"

Und Bohnſtock hatte ein mächtiges, heißes Werk geſchaffen; leidvoll ſchön in der Handlung, hinreißend in vielen ſeiner Töne. Wenn dann im faſſungs-

loſen Jubel der hingeſchmetterten Zuhörer die Bühne dröhnte, was würde die leuchtende Frau in ihrer Loge empfinden?

Es galt doch alles nur ihr!

Das war es, was Kantilener quälte. Der Freund gab ein Kunſtwerk, vielleicht ein unſterbliches, für ſeine Liebe. Und was konnte er ſelber geben?

Daß er ſich, ſeine Ideen und ſeinen Wert verloren hatte, war doch ſterbenstraurig. Bohnſtock wuchs zum Künſtler, er ſank zum Beladenen, zum Unfreien herab. Er ward wie jene, welchen einſt ſein grollender Schmerz galt, und die er hätte heben und erleuchten mögen, damit ſie glücklich ſeien wie er.

Das war nun glückliche Liebe? Sie zehrte an ihm mit hundert gierigen Wünſchen, — eine Raupe, welche Tauſende von Blüten und Früchten freſſend zerſtört, — um Schmetterling werden zu können; der farbenglühende, kurzlebige Falter dreier heißer Tage!

„Spiel mir dein Werk vor," drang er in den Freund.

Und er führte ihn in ſeine helle Stube zu Geige und Klavier, wo ſich täglich ein tapferes Leben in Tönen Reinheit erkämpfte. Beklommen ließ ſich Kantilener nieder.

„Ich habe dennoch deine indiſche Fabel deutſch gemacht," ſagte Bohnſtock, glücklich in den Partiturfetzen blätternd. „Der Orient, das war mir nur ein leiſe vorbeiwehender Jugendtraum, daß mein Kinderbett ja eigentlich in jüdiſchem Hauſe geſtanden. Aber die Milch, die ich trank, der Boden, darin ich wuchs, der Sturm, der mich die Töne lehrte, die Seele, die mir geſchenkt wurde in langen Kämpfen, die ſind deutſch!

Und nun höre. Es iſt die alte Geſchichte vom Schelm von Bergen, nur daß ſie tödlich endet."

Es ſpielte, die Muſik ziſchte und brodelte. Heimo, der Sohn des Henkers, muß das Richtſchwert ſchleifen in der Nacht vor einer Hinrichtung. Er ſingt ein düſteres Lied: „Schwert, was alles könnte ich wirken mit dir!" Und er ſchleift die abgeſchnittene Spitze des Henkerwerkzeuges ſcharf, ſodaß ein Ritterſchwert entſteht. Damit flüchtet er in die Nacht hinaus.

Und dann ſeine Taten in Luthers Tagen zur Zeit der Bauernkriege. Und wie er den Herzog von Schwaben errettet, und als Edelmann dem Blutgericht zuſehen muß, zu dem der Herzog Heimos Vater, den Henker, beſtellte... Und ſo fort durch bangen Druck, durch die Angſt der Abkunft, durch die

Sehnsucht, edel, frei und groß sein zu dürfen, — bis ihn das Schicksal wieder zurückstößt in den Abgrund, aus dem er sich gerungen!

Mit jagendem Blut hörte Kantilener zu ... Ein Erstlingswerk! Viel Erstaunliches und viel Musik, die in die Seele jenes Liedes der Not und Enterbung griff. Herrliche Laute; aber dann wieder Ringen und Mißlingen. Kaum wollte die goldene Ader an den Tag, kaum jubelten die Töne der Instinktmusik, des längstverschollenen Wunders innerlicher Charakteristik auf wie Sonnenstrahlen, da fuhr die tückische Wolke nachwagnerscher Vernunftmacherei darüber, und statt daß sich wie am Fronleichnamsmittage die geheimen Schätze von selber hoben und alle Tiefen offen lagen, überwältigend voll Reichtum, statt dessen ächzte der gequälte Spatenstich, die Pikenarbeit des Talentes. Mühsame Schatzgräberei mit technischem Werkzeug ... O du verschüttete, deutsche Musik!

Auch hier war das Göttliche verschlackt. Traurig erhob sich Kantilener und nahm die Hand des von seinem Werke glühenden Freundes.

„Bomsel," sagte er, „in deinem Opus rauscht zwar oft der alte Schloßbrunnen von Mirabell, aus dem Mozart die Wunder seiner Einfälle erlauschte, und manchmal dröhnt auch das Grollen des Zornes, das Beethoven sich aus den Wetterwolken holte.

Du bist deutsch unbewußt, und deutsch groß, wie es das zerrissene Vaterland vor Anno Siebzig war. — — — — Muß denn die deutschkleinliche Administration, die Ökonomie und Rechenwirtschaft nach Anno Siebzig unbedingt auch in die Musik hinein?"

„Ich verstehe dich nicht," sagte Bohnstock beklommen. Und Kantilener erklärte: „Ich meine: eine Idee, an der man den Feilstrich der Denkarbeit nicht sieht, ist am gottnächsten. Klügelei und sogar Vernunft muß weit unter ihr liegen bleiben, wie Apparate, die den Luftball füllten, aber nicht mit aufsteigen dürfen. Wenn deine Musik das Knautschen des Schmiedeblasbalges hinter dem Lied eines Schwertfegers braucht, so muß dieses Fauchen Musik werden, nicht Geräusch bleiben. Höre doch, wie hübsch Wagners Spindeln durch das Holländerlied kurbeln!" Und er trat ans Klavier und versuchte das Ramseln der Spinnräder wiederzugeben.

Gedankenvoll blieb Bohnstock stehen. „Vielleicht gefällt uns die Technik zu gut," dachte er nach. „Da hat neulich einer das Fagott als Onkel, die

Klarinette als Tante und das Pikkolo als Baby erklärt. Vielleicht ſchätzen wir das Virtuoſe mehr als den geheimen Gehalt und den Inſtinkt?"

„Wie in jeder Verfallszeit," ſagte Kantilener.

Traurig blieb Bohnſtock an ſeinem angezweifelten Werk zurück, griff da und dort Onomatopöien heraus und quälte ſich . . . Kantilener aber ging fort, zum erſtenmal befreit aus der betörenden, ſtets neu geträumten Umringung in Frau Elſes ſchlanken Gliedern. Um ſo ſchwerer ging ihm die Not deutſcher Muſik zu Herzen. So ſtarb einſt auch die italieniſche bildende Kunſt, klagte er. Sie wollten bewegter ſein als Michelangelo und verrannten ſich ins Flatterige, indem ſie dem Steine aufzwangen, was nicht des Steines war, und in der Malerei waren ſie nach Tizian überglücklich, nur techniſch ſein zu dürfen. Der Leib glaubt ſo leicht zu ſiegen, wenn keine ringende Seele in ihm klagt und verzweifelt.

Der halbmißlungene Aufflug des Freundes hatte ihm, durch ſchmerzliches Nachſinnen, wieder etwas vom Glück der Gedankenreinheit gegeben, und Kantilener arbeitete ſich langſam in das verlaſſene, helle Luftreich zurück, aus dem er ſchon tief geſunken war.

Schwer nur, und mit heißen Rückfällen. Die bildende Kunſt mußte er gänzlich meiden. Aus der ſchönſinnlichen Körperlichkeit rief es ihm doch nur zu, daß Frau Elſe noch viel ſchöner ſei. Dagegen ſuchte er Vollrat um ſo häufiger auf, und wahrlich kühlt kein Eis die heiße Stirn eines Fiebernden ſo wohlig, wie geſunde, ſichere Vernunft die erregten Sinne beruhigt. Schon der durchgearbeitete Vernunftſtil der Sprache des ruhigen Vollrat tat ihm wohl.

„Arbeite", riet ihm Vollrat und arbeitete ſelbſt mit ihm. Die Geſundungsideen des Schwärmers fanden an der Wiſſenſchaft des klugen, jungen Arztes ein ausgezeichnetes Probemittel; beide ſtritten, prüften, nahmen voneinander an und lernten. So kam Kantilener zwar ſeeliſch wenig vorwärts; als Arzt aber lernte er mehr, als in ſo wenigen Monaten möglich ſchien. Damit verging der Sommer, und Kantilener verlor ſich nicht in der Verwilderung aufgehetzter Sinnlichkeit wie einſt O'Brien. Der tiefe Schmerz am Verſagen des Talentes Bohnſtocks war ſein Glück geweſen. Die heilloſeſte aller Leidenſchaften hatte dieſe glücklich abgewogene Menſchennatur nicht gänzlich hinabreißen können. Langſam und fleißig arbeitete er ſich wieder

zu einem Nachhall der Ruhe zurück, die ihm ehedem so göttliche Heiterkeit geschenkt hatte. Er besaß das große Talent, einen quälenden Gedanken kurzweg abschütteln zu können, und so tat er jetzt oft, oft mit Frau Else. „Wir wollen nichts von ihr wissen, solange sie fort ist."

In ihm aber saß dennoch ein Heimliches, das sich dachte: wehe aber, wenn sie kommt!

Wigram, der hatte zu Beginn dieses selben Jahres seine wunderbaren Briefe in furchtbarer Erregtheit und voll heißen Zornes weitergeschrieben. Auf die Märkerrede des Kaisers hatte er in einem grollenden Rügebrief gefragt: „Soll ein deutscher Kaiser im eigenen Land Leibwachen aufrufen, deren er einst nur in Welschland bedurfte?

Ist das Volk da, dem Willen des Kaisers zu dienen, oder der Kaiser dem Willen des Volkes? Wenn die deutsche Seele über dem Umsturz sänne, wozu diente das Haupt, als dieses Sinnen weise zu lenken? Das ist die Größe des Herrschers, daß er überwindet, was umdünkelte Erziehung der Höfe an ihm sündigte, daß er in das Volk horcht, um sich selber an diesem neu zu erziehen. Der Wille ist des Volkes, die Ausführung ist des Kaisers.

Wie die Seele des Genies war jene des deutschen Volkes von je. Niemals einig mit sich, stets neubildend, stets kämpfezerrissen, stets im Sturme das Gleichgewicht suchend. Unser Volk ist wie jenes von Babel, immer bereit, hundertzüngig nach allen Seiten auseinanderzugehen und die Erde zu besiedeln, weil seine Seele wie die Weltseele ist, voll tausendfältiger Möglichkeiten!

Kein Kaiser muß so groß sein wie jener, welcher diese Volksseele leiten soll; in ihm muß wahrlich das Göttliche sein, welches ist: Allverständnis.

Stamm- und Parteihäuptling, wer eine Leibwache braucht!"

Mit diesem Brief hatte Wigram den Rausch seiner Seele in verzehrenden Brand gewandelt.

Wie jene großen, französischen Troubadours erhob er sich gegen den irrenden König in kecken Rügeliedern, die bis zur Verdammung gingen. Nun würde er wohl nicht weiter im Verborgenen bleiben! Auf solche Briefe müßten sie ihn durch das Auswärtige Amt anklagen, wenn die Wahrheit ihnen weh täte. Es war eine Wonne, sich verfolgt zu fühlen.

Und, wunderbar genug! Im Vorfrühjahr, nicht eine Woche, nachdem jener Brief gewirkt haben mußte, gebrauchte wahrhaftig der Kaiser ein Wort, welches auch dem nüchternen Beobachter Verwunderung entrissen hätte.

Wie als eine stolze, kühle Abweisung der Worte Wigrams klang die Mahnung des Kaisers an die Darstellerin von „Seele, die Jungfrau" in der quäligen Magisterallegorie Willehalm, deren Probe der Kaiser beiwohnte: „Sie dürfen in dieser Rolle nicht lächeln. Die deutsche Seele ist tief ernst, — und sie ist aus einem Guße. Das muß sich in Ihrer ganzen Haltung und sogar in Ihrem Gewande ausdrücken!"

„Hahahaha!" lachte Wigram verzweifelt auf und schlug auf die Zeitung, in welcher er gelesen hatte, so daß die Gäste des Kaffeehauses erschrocken, unwillig oder höhnisch nach ihm hinüberschauten. Er bemerkte es und zwang sich zur Ruhe, aber in seinem Inneren kochte es. In den wartenden Märzabend stürzte er hinaus.

„Soll ich ihn aufgeben? Soll ich verzweifeln?"

Es war wirklich wunderbar und konnte einen phantasieerhitzten Menschen bis zum vollen Wahn der Tatsächlichkeit reißen: wenige Tage später stiftete der Kaiser dem deutschen Heer die gemeinsame Kokarde, und bald darauf erklang es in der Anrede an die Studenten wie eine Kritik der Briefe des jungen Wigram, der vor kurzem selbst noch Student gewesen: „. . . sorgen Sie vor allem auch dafür, daß im Volk nicht so genörgelt werde, wie es jetzt leider so viel der Fall ist."

War das nicht ihm gesagt?

In schweren Kämpfen ging er durch die großen, ernsten Baumhallen seines geliebten Stadtgartens auf die einsame Bergklippe mitten im Brausen der Stadt, um zu denken: soll ich ihm noch schreiben? Was kann ich ihm sagen? Ist meine Welt nicht ein anderer Planet als jener, auf dem er atmen und wollen lernte?

Die Bäume standen in verzauberter Stille, und nur die Amseln jagten sich im braunen Blätterschlachtfeld des Vorjahres schäkernd und raschelnd; es schoß abermals die Liebe in die Natur ein. Feierlich und mild war der Tag, und seine sanfte, ernste Gestimmtheit erfüllte die willig offene Seele des Wanderers.

Dann schrieb er oben, in seiner Nische unter der alten Bastei.

„Mein letzter Brief ist es, Majestät. Ob Sie über meine Welt hinaussehen, ob Sie stark sein wollen, ohne weiter zu fragen, was außerhalb des Hauses wächst, das sie sich selbst gebaut haben, — ich weiß es nicht. Aber mein Bekenntnis ist ausgesagt, und Sie sprechen das Ihre weiter.

Sie haben die Studenten angerufen als Helfer gegen ein nörgelndes Volk. Wehe, wenn die folgten, und wehe schon, daß sie sich anrufen ließen!

Denn der Jugend bestes Teil ist Widerstand; Widerstand gegen eine Welt, welche nicht sein soll, wie sie ist. Wer soll sie besser machen, wenn die Zukunft, das frohe Schmiedefeuer neuer Waffen, wenn der, dessen Ehrentitel zu deutsch heißt: der Lernende, wenn der wie der müde Gott am siebenten Tage um sich schaute und sagte: Alles ist gut!?

Ist es nicht schöner, eines trotzigen Volkes Kaiser zu sein als der Bauerngott willenloser Dumpfheit? Deutsches Kaiserdiadem, das war von je die Dornenkrone unausrottbaren Kampfes, das war der Segen: verzehre dich, reibe dich auf und lebe das höchste Mannesleben dieser Erde. Wie gewaltig! Wie erhaben und würdig ist es, eines Halbgottes zwölf Arbeiten zu verrichten!

Jedoch, es kann nur das eines kämpfenden Kaisers Los werden: entweder ist der ganze Besitz um ihn geschart, auch die Alternden von jenem, der sich geistig nennt, und abseits ballt sich in drohendem Harst die Jugend, um neue Besitztümer ohne oder gegen den Kaiser zu erkämpfen. Oder er ist ein Herzog der Jugend — dann hat er alle totgemästeten Ideale gegen sich, zusamt der Philisterei.

Will er mehr sein als das, will er dem Göttlichen nahe und des ganzen Volkes Wille sein, dann horche er nie auf Jubel und Hymnen: sie werden von je nur der Macht gesungen. Die Lästerung, der Spott, das geheime Gelächter des Volkes erlausche er, und fest presse er sich die Dornen dieses Diadems in die Stirn, damit sie sich bis in seine Gedanken bohren.

Das Fleisch der Heiligsten brauchte Kasteiung; wieviel mehr der Stolz eines Kaisers!

Sie ist nicht gut und schön, diese Welt! Kein anderes Zeichen aber ist ihr mehr gegeben als das des Propheten Jonas. Ihre Besten speit sie von sich, und nur jene können rufen: Seht, so ist diese Welt, welche außerhalb ihrer Ordnung stehen und nicht ihre Kinder sind, sondern Kinder Gottes.

Die Jugend ſteht noch außerhalb dieſer Welt und erkennt keine Marktwerte. Heilig, was ſie, die Grollende, ruft! Der Zorn der unbeſitzenden Jugend und ihr Spott; ſie ſind die Stimmen der unbeſieglichen Zukunft. Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Und diesmal unterſchrieb er ſich voll, mit Namen, Stand und Wohnort.

Als er dieſen allerletzten Brief entſendet hatte, zwang ſich Wigram zu ſtiller Reſignation.

Aber wer hätte ohne Hoffnung leben können, der ſchon durch Jahre ſo ſehr dem wahnvollen Reiz des Hinhorchens auf geheimnisvollen Widerhall verfallen war? Ein ſchmerzensvolles, heiliges Kämpfen war in Wigram gegen die eigene Hoffnung, und ſtets unterlag er ihr, von welcher er beſeſſen war.

Aber die Stimmen aus der Ferne ſchwiegen. Nichts enttäuſchte den Wahnbefangenen, und nichts regte ihn auf, was von außen kam. Der Kaiſer ſchien ſtiller geworden, oder es fiel Wigram nicht mehr ſo ſehr auf, was er ſagte. So ging es durch den Frühling in den Hochſommer. Man ſchien ihn nicht gehört zu haben . . . er hätte ebenſogut Briefe an den lieben Gott ſchreiben können. Vielleicht ſogar wäre das beſſer . . . Es wäre doch ein philoſophiſches Werk daraus geworden.

Schön aber war es doch geweſen!

Da, mitten in das halb bittere, halb ſtolze Hinkämpfen zur Erkenntnis kam Nachricht, Antwort; berauſchende Antwort!

Freilich, nur ein Geheimrat aus irgendeinem Miniſterium ſchrieb! Aber man hatte geleſen! Man mußte ergriffen worden ſein . . . es wäre ja auch unmöglich geweſen, anders!

Herr Doktor!

Die erprobte altpreußiſche Organiſation hat es nie verſchmäht, ſich der Dienſte von Männern aus aller Welt zu bedienen, wenn ſie die Sache unſeres Staates zu ihrer eigenen zu machen wußten.

Aus Ihren Briefen an die Perſon unſerer allverehrten kaiſerlichen Majeſtät ſpricht trotz aller Bizarrerie, trotz ſeltſamer und nur einem jugendlichen Schreiber zugute zu haltender Anſchauungen ſo viel Liebe und Anhänglichkeit an die, allerdings mit ſeltenen Herrſchertugenden begabte Perſon kaiſerlicher und

königlicher Majeſtät, daß die Hoffnung nicht ganz von der Hand zu weiſen iſt, Euer Wohlgeboren würden für die Dienſte dieſes Herrſchers nicht nur Ihre geſamten Kräfte einſetzen, ſondern auch das Maß weiſer Unterordnung in den klug geregelten Apparat des Staates zu finden wiſſen.

Erfreulich in dieſer Hinſicht war Ihr Verſprechen, daß der etwas ungemeſſene Brief über die Oppoſition der Jugend, und wenn wir recht verſtehen, auch gewiſſer ſatiriſcher Preßerzeugniſſe, das letzte Unterfangen dieſer Art ſein ſoll, welche ſich mit der hier geübten und zum Beſten des Staates genügſam erprobten Diſziplin allerdings nicht vereinigen ließe.

Wie man hierorts erwogen hat, wäre eine Dienſtesverwendung Euer Wohlgeboren im Miniſterium für Kultus und Unterricht in Betracht zu ziehen, wobei etwa bei Umgehung der unterſten Dienſtesſtufe Euer Wohlgeboren durch gnadenweiſe Verleihung des Aſſeſſorranges der Beweis geliefert werden könnte, daß Seine Majeſtät auch eine geſinnungsvolle Oppoſition zu ſchätzen wiſſen.

Für den Fall einer ernſtlichen Bewerbung Euer Wohlgeboren um Verwendung in oben angedeutetem Bereich wollen ſich dieſelben am achtundzwanzigſten Auguſt laufenden Jahres im Gebäude des genannten Miniſteriums Zimmer Nummer . . . melden und Ihre Standesdokumente ſowie ſämtliche ausſchlaggebende Prüfungs- und andere Zeugniſſe behufs Vorlage mitbringen.

Berlin, am 15. Auguſt 1897.

Folgte der Name irgendeiner Exzellenz mit Amtsſtempel.

Wigram ließ das Blatt ſinken und ſchaute um ſich. Er war in ſeinem Zimmer, in ſeinem puritaniſch einfachen Zimmer mit den Eiſenmöbeln und kahlen Wänden und träumte nicht. Alſo dennoch!

In ſeiner Art zwar, aber gehört hatte er ihn.

Wigram war ein Menſch, dem alles Großgedachte Poeſie war: Selbſt eine Eiſenbahnbrücke, eine Maſchine. Darum fand er nichts Ernüchterndes an dem Kanzleiſtück, das ja weit, weit über alles ging, was er jemals einer Beamtenfeder zugetraut hätte. Er rannte, und riß ſeine Konzepte an den Kaiſer heraus. Wie im Fieber überflog er ſie!

Unglaublich! Das hatten ſie ihm hingehen laſſen! Glaubten ſogar, er ſei für die Dienſte jenes Staates brauchbar? Was für ein ſeltſamer Mann, dieſer Kaiſer! Wenn das nicht Größe war, erdrückende Größe . . .! (Fortſetzung folgt)

Rundschau

Ibsen, Björnson, Brandes

Wenn sich Herr Georg Brandes in letzter Zeit so emsig bemüht, die Welt von der Feindschaft zwischen Ibsen und Björnson zu überzeugen, und deshalb gelegentliche Äußerungen zur Beleuchtung dieses interessanten Themas ausgräbt, so weiß man oben in Skandinavien, wo man Herrn Brandes innersten Charakter genau kennt, daß er nicht aus aufklärenden, literarischen Gründen schnüffelt und wühlt und halbvergessene und verschimmelte Gespräche an das Tageslicht zieht.

Georg Brandes bleibt sich treu — in seinem Haß, den er seit der großen Fehde auch reichlich über Björnstjerne Björnson ausgeschüttet hat. Daß seine Bemühungen, besonders herabwürdigende Äußerungen Ibsens über Björnson zu berichten, nur darauf ausgingen, dem letzteren zu schaden, bezweifle ich allerdings; in jüngster Zeit ist seine Liebe für die Familie Ibsens nicht so übertrieben gewesen, daß er nicht gleichzeitig wünschen könnte, auch nach jener Seite einen kleinen Tropfen Bosheit zu spritzen. Solange sich seine Wirksamkeit nur auf private Kreise erstrecke, konnte man sich darauf beschränken, unter der Hand auf die Art dieser Wirksamkeit aufmerksam zu machen. Die Verhältnisse bei uns sind so klein, daß das genügte; und in Skandinavien schadet Georg Brandes auf die Dauer wohl keinem mit seiner eiferuden Zunge. Wenn er sich aber erlaubt, seine Gehässigkeit in volles Licht setzen zu wollen, und wenn seine danach gefärbten Berichte obendrein über die Grenzen in das Ausland gehen, dann wird es zur Pflicht, ihm nach bester Erkenntnis und nach besten Kräften entgegenzutreten.

Den großen Künstler, den großen Meister müssen wir alle in Georg Brandes bewundern. In aller Bescheidenheit habe ich trotz seines bösen Willens gegen meinen Vater vorkommende Gelegenheiten benutzt, um voll und klar auszusprechen, daß ein Zusammensein mit ihm fast immer ein Erlebnis sei, das einen noch lange nachher mit Geist umsprühe, trotzdem seine Worte meist eingerahmt von Bosheit und erregten Anzüglichkeiten hervorsprudeln. Er gehört nicht zu denen, die gern schonen; er opfert gern die meisten Menschen und wohl auch einen Teil der Wahrheit, um einen glänzenden, äußerlichen Treffer zu erzielen. Welche Lust bereitet es ihm, kleine oder große, sich wie im Spiel tummelnde Indiskretionen aus seinem überfüllten Bassin zu angeln, wenn er damit die Lacher auf seine Seite ziehen kann. Georg Brandes ist ein Mann, der sehr von sich selbst durchdrungen ist, wozu er ja auch ein Recht hat.

Man könnte sagen, daß er, der die entgegengesetztesten Urteile in wechselndem Humor von sich schleudern kann, an den Professor Tygesen in meines Vaters Lustspiel „Geographie und Liebe“ erinnere, wenn er die Aussprüche anderer zitiert —: „Worte laufen so gern nach eigenem Belieben herum“.

Und deshalb sollte Georg Brandes nicht dasitzen und Ibsens und Björnsons kleine gegenseitigen Böswilligkeiten zur Aufbewahrung für künftige Geschlechter auf Stecknadeln spießen. Wären es noch leichte Schmetterlinge, — aber er sucht sich die ärgsten Schmeißfliegen heraus.

Wenn er jetzt das Unverteilhafte anführt, was Ibsen über Björnson gesagt haben soll, wo er doch ebenso wie wir

andern weiß, daß jener auch das Gegenteil gesagt hat, so bleibt es unfaßbar, daß ihm als klugem Mann nicht klar sein mußte, das Volk könnte danach höchstens zu der Meinung kommen, Ibsen sei nicht immer konsequent gewesen. Selbstverständlich war er das ja auch nicht immer.

Ibsen und Björnson sind aus einem Stoff gemacht, der in starken Stimmungen wechselt und die Farbe des Augenblicks annimmt, — anscheinend! Aber wo sie über der Situation stehen, wo es gilt, ihr eigenes Ich zu zeigen, da sind sie unverrückbar. Muß man das Georg Brandes erst sagen? Durchaus nicht! Er weiß das innerlich sehr gut; aber in seiner eifrigen Lust, zu schaden und Sensation zu erregen, traut er uns zu, daß wir so denken — und reden würden, wie er es wünscht. Wir alle im Norden kennen ja den großen, sehr kleinen Mann Georg Brandes.

Er hat, wollen wir sagen, eine liebliche Phantasie, besonders dort, wo er voreingenommen ist. Und überhaupt: Zitate nach so langer Zeit...? Gesetzt, sie seien korrekt; aber aus der Situation herausgerissen, aus der Umrahmung zufälliger Laune hervorgeholt, werden sie unwahr. Das wissen wir alle. Wozu soll das alles dienen? In dem Gespräch mit Ibsen über Björnson, das Georg Brandes berichtet, erfahren wir nichts von den selbstverständlich unparteiischen Bemerkungen des letzteren, die Ibsens Erwiderungen hervorgerufen haben. Es sind mehrere Menschen sehr eifrig bemüht gewesen, Zwietracht zwischen Ibsen und Björnson zu säen. Ob Georg Brandes es wohl an solchen Effekten hat fehlen lassen? — Trotz aller dieser Versuche hat der leidende Ibsen, als er von Björnson an dessen siebzigstem Geburtstag aufgesucht wurde, zu diesem gesagt: „Ich sitze hier und denke zurück — das einzige, was ich jetzt tun kann —, und da finde ich, daß du unter allen der bist, den ich am liebsten gehabt habe."

Endlich, wenn das noch erwähnt werden soll, liegen mündliche und schriftliche Worte von Björnson voll höchster Bewunderung für Ibsen vor, die aus einer Zeit lange vor jener stammen, da Brandes Ibsen „entdeckt" hatte. Ibsen aber hat mir persönlich so schöne Worte über Björnson als Künstler und Menschen gesagt, daß ich fast erröten müßte, wenn ich sie öffentlich wiederholen wollte. Freilich ließ er über dasselbe Thema auch kleine Infamien fallen, — da war er zufällig übel gelaunt.

Ich könnte ja auch das zitieren, was Ibsen zu Zeiten zum Beispiel über Brandes geäußert hat, oder ich könnte die kleinen Bemerkungen, die Brandes mir gegenüber über Ibsen gemacht hat, wiederholen. Soll das so weitergehen? Ich glaube nicht! Mir würde es wie eine Herabwürdigung erscheinen. Etwas anderes wäre es, wenn eine künstlerische oder moralische Notwendigkeit vorläge, es zu tun. Dafür aber fehlt, wie wir wissen, jedes Fundament.

Solange Ibsen lebte, hat Brandes, soviel ich weiß, mit seinen Aufklärungen geschwiegen. Könnte er nicht auch weiterhin so taktvoll sein? Es würde ihm nicht schaden.

Björn Björnson

Bahnhofverbot

Es sammeln sich in jedem Haus wackelige, gebrauchsunfähige Inventarstücke an, die man abzuschieben vergißt, und in jedem Staat viele wurmstichige Verordnungen und grundsatzlose Grundsätze. Altes Zeug auszuscheiden, ist häufig die nützlichste Tätigkeit einer gesunden Staatsverwaltung. England hat neulich unter zweiundsechzig Gesetzen auch eine

Bill verabschiedet, durch die das Vorrecht der privilegierten Bahnhofdroschken aufgehoben und jedem Vehikel erlaubt wurde, Reisende zum Bahnhof zu holen und zu bringen.

Preußen hat auch noch eine Art privilegierter Bahnhofdroschken. Es dürfen keine Bücher, keine Zeitschriften und keine Zeitungen auf irgendeinem preußischen Bahnhof verkauft werden, denen die Königlich Preußische Eisenbahnverwaltung das Plazet versagt. Man spottet in Berlin über den Index und übt ihn im Brennpunkt des Verkehrs. Die staatliche Eisenbahnverwaltung wacht über das politische und moralische Seelenheil nicht nur seiner Untertanen sondern aller deutschen Reisenden, ja sogar der Reisenden aller Nationen, die durch das preußische Reich fahren.

Der Reisende will sich, festgenagelt auf der Nummer seiner Platzkarte, das Gähnen vertreiben und verlangt von dem ausrufenden Zeitungsverkäufer den „Vorwärts", um sich zu orientieren, was die äußerste Linke von dem neuesten Prozeß oder dem neuen Kurs hält: „Vorwärts dürfen wir nicht verkaufen, vielleicht eine „Zukunft" gefällig!" Nun gerät der Reisende über diese Bevormundung, die ihm vorschreibt, was er lesen und nicht lesen soll, in eine „Simplicissimus-Stimmung" und bittet zur unschädlichen Entladung dieser Stimmung einen „Simplicissimus". — „Simplicissimus dürfen wir nicht führen."

„Nun zum Teufel", fragt man den Zeitungsbengel auf dem Anhalter Bahnhof — „was soll ich denn lesen?" „Kreuzzeitung gefällig? Woche gefällig, kleiner Roland gefällig?" Und dann eine ganze Reihe kleiner niedlicher Schundblättercheu mit allerliebsten Erpresserartikelchen, Denunziationen und Verleumdungen. Dieses Unkraut schießt in die Halme in der Reichshauptstadt, wie ich mich neulich bei meinen Königlich Preußischen Zeitungseinkäufen überzeugen konnte.

Das ist die andere Seite der Bahnhofzensur: Die staatliche Verwaltung übernimmt, sobald sie überhaupt „erlaubt" und „verbietet", eine Art von Verantwortung für alles, was sie nicht verbietet. Sie patronisiert, was sie nicht ausschließt.

Sie liefert sich dadurch zugleich überflüssigen Sonderlingen und Zeloten aus. Denn jeder preußische Eisenbahndirektor, und auch der preußische Eisenbahnminister, weiß daß er, weil die Verbotsmöglichkeit besteht, von Schnüfflern und Zumutungen zudringlich heimgesucht wird: er soll dies oder jenes Blatt verbieten. Die staatliche Verwaltung gerät derart selbst in die Überwachung des engherzigsten Geistes.

Kann sie diese Verantwortung auf die Dauer tragen, kann die Regierung überhaupt die einzelnen Erzeugnisse prüfen? Und wenn sie nicht das einzelne Blatt prüfen kann — ist dann nicht jedes Verbot ein Widersinn!

Das ist nicht der einzige Widersinn. Berlin verbietet, daß ich in Frankfurt die Blätter kaufe, die ich lesen möchte, ich reise weiter durch Deutschland und kaufe sie — in Nürnberg, in Stuttgart, in München und so weiter! Ist die Königlich Bayerische und die Königlich Württembergische Eisenbahnverwaltung sittlich weniger hochstehend als die preußische? Wie kann man diesen lächerlichen Rest deutscher Vielstaaterei heute auf einem Gebiete durchhalten, wo sie demselben Reisenden, der Deutschland durchfährt, in ihrer ganzen ärgerlichen Komik vor Augen tritt.

Auf die tollste Inkonsequenz aber hat Theodor Barth vor Jahresfrist mit gerechtem Spott hingewiesen — daß dieselbe Eisenbahn die bösen, auf den Bahnhöfen verbotenen Schriften in großen Ballen von Ort zu Ort befördert und aus dieser Beförderung ein lukratives Gewerbe macht! Die Bahn ist Helfers-

helfer zur Verbreitung derselben Drucksachen, an deren Kauf sie ihre Reisenden im Interesse ihres Seelenheils verhindert!

Hart nebenan, vor dem Bahnhof am Zeitungskiosk, erlaubt Gesetz und Staatsanwalt den Bezug eines Blattes, dessen Bezug vom Bahnhofbuchhändler die Staatsgewalt verbietet. Und wer ist die Staatsgewalt? Die zuständige Eisenbahndirektion. Die Direktionen folgen zum Teil gesonderten eigenen und fremden Antrieben. So hat zum Beispiel das streng sittliche Magdeburg — den „März" zwei Monate lang verboten, den Berlin zugelassen hat. Wenn auch die Zentrale auf meine Vorstellung Wandel geschafft hat, so beleuchtet das Vorkommnis doch die ganze Unhaltbarkeit des heutigen sogenannten gesetzlichen Zustandes im führenden Staat.

Dieser Zustand ist irritierend und für jeden, der über ihn nachdenkt, lächerlich. Es wäre gewiß nicht unnütz, wenn auch Fürst Bülow über ihn nachdenken würde in der gegenwärtigen Zeit, in der sogar freikonservativ veranlagte Menschen denken und sagen, man müßte das allzu Rückständige aus der Welt räumen.

Der Bahnhofbuchhändler darf keinen anderen Bedingungen unterstellt werden als denen des Gesetzes, keinen anderen als die übrigen Buchhändler. Dadurch wird die Sozialdemokratie nicht gefördert, wenn der Reisende auch auf dem Bahnhof eine sozialdemokratische Zeitung kauft, die er an jedem Kiosk haben kann. Wohl aber wird der gefährlichen Behauptung, daß die Verwaltungen parteiisch vorgehen, ein wichtiger Beweisgrund entzogen. Was strafbar oder konfisziert ist, das soll auf den Bahnhöfen nicht verkauft werden dürfen. Was nicht strafbar ist, muß auch auf preußischen Bahnhöfen verkauft werden dürfen, Preußen darf auf seinen Bahnhöfen nicht engherziger sein als die übrige Welt.

C H

Verschwörer

Eine balkanpolitische Studie

Es fällt schwer, daran zu glauben, daß es in unserer nach zersetzender Klärung strebenden Zeit noch politische Verschwörer gibt, welche die tragikomischen Attribute, die ganze Travestierung der Verschwörertype öffentlich zur Schau tragen, dabei der Mehrzahl nach die Sache selbst ernst nehmen und auch von der Öffentlichkeit ernst genommen werden. Indes die Anarchisten, Nihilisten, Terroristen, oder wie immer sie heißen mögen, bestrebt sind, alle Zeichen, Merkmale oder äußerlichen Unterschiede von ihrer Umgebung zu verwischen und zu verbergen, gehen die makedonischen Verschwörer in Bulgarien frank und frei, zumeist möglichst gekennzeichnet und auffällig umher, mit dem Bewußtsein, ein bulgarischer Machtfaktor, die Träger des nationalen Traumes vom makedonischen Großbulgarien zu sein. Diese Rolle würde aber gar keines Verschwörertums, keiner Hexenküche, keiner Geheimtuerei, keines Brimboriums geheimer Schrecken bedürfen. Und doch wenden die genannten Verschwörer alle diese Mittel reichlich an.

Die Meldung von der Ermordung des in Europa am meisten genannten Führers der Bewegung, Boris Sarafow, und des minder bekannten Professors Garwanow, der wohl nur mitermordet wurde, weil er sich in Gesellschaft Sarafows befand, weckt in mir Erinnerungen an diese Verschwörerfippe, die ich durch ein am Balkan verlebtes Jahrzehnt genauer kennen lernte. Sarafow selbst war zwar einer der wenigen Ungläubigen unter den Verschwörern. Er wußte sehr

gut, daß die ganze innere Organisation — ein Netz von kleinen Verschwörungsherden, das über ganz Makedonien gespannt werden sollte —, daß die Einfallsbanden, deren räuberische Tätigkeit die angeblichen Befreier bei der bulgarischen Bevölkerung Makedoniens fast verhaßter machte als bei den Türken, Serben oder Griechen, gegen die sie aufgeboten waren, daß endlich das ganze auf Terrorismus und persönlicher Rache aufgebaute System der Geheimkomitees, — daß dies alles im Grunde für die Befreiungssache, für die Revolutionierung Makedoniens ganz und gar bedeutungslos ist. Da er aber sah, wie die öffentliche Meinung in Europa das Verschwörertum und die von ihm angefachte Bewegung ernst und wichtig nahm, machte er den Schwindel mit. Und verfeinerte ihn noch, gestaltete ihn mit Äußerlichkeiten aus, auf welche die an die Bedeutung ihres Tuns wirklich glaubenden Genossen niemals gekommen wären. Inzwischen lebte er — immer an Autorität wachsend — flott aus Komiteemitteln drauf los.

Ich entsinne mich noch ganz gut daran, wie ein großes Berliner Blatt seinen Berichterstatter nach Sofia sandte, um Boris Sarafow über die Organisation, den Umfang, die Pläne der Komitees zu befragen. Da ließ er alle geheimen Minen seines Theaterapparats springen. Dem fremden Zeitungsmanne wurde ausnahmsweise und aus besonderer Begünstigung gestattet, einer Geheimsitzung eines makedonischen Verschwörerkomitees anzuwohnen. Da fehlte es denn nicht an fürchterlichen Eidabnahmen vor gekreuzten Jatagans, an Totenschädeln auf dem Beratungstisch und dergleichen mehr. Der treffliche Berliner verstand kein Wort von der bulgarischen Verhandlungssprache und notierte daher nur das, was Sarafow ihm übermitteln ließ. Und was damals und auch später in deutschen, österreichischen, englischen und französischen Blättern stand: über das makedonische Vehmgericht, über die innere Organisation, ihre geheimen Waffen- und Dynamitdepots in Makedonien, — das gehört zum größten Teile in das Reich der Verschwörerfabel, die nur besteht, solange sie Verbreiter findet.

Noch drastischer trat dieser Zug nach Täuschung der ganzen Außenwelt mit den naivsten, gröbsten Mitteln in dem Falle der angeblichen Entführung der amerikanischen Missionärin Miß Stone durch makedonische Räuber hervor. Damals brachte die ganze europäische und amerikanische Presse haarsträubende Schilderungen von den Leiden der armen Missionärin, die in unwirtliche Gebirgsgegenden verschleppt, am Leben bedroht, endlich durch ein in Amerika aufgebrachtes und vom amerikanischen Generalkonsul in Konstantinopel unter tausend Vorsichtsmaßregeln den Banditen ausgefolgtes Lösegeld befreit wurde. Und doch war die ganze Entführung nur eine zwischen der Missionärin, die seit Jahren in einer Missionsanstalt in Bulgarien tätig war und mit der makedonischen Bewegung lebhaft sympathisierte, und einem der Komiteechefs, in diesem Falle Boris Sarafow, verabredete Komödie zur Füllung der damals an bedenklicher Leere leidenden Verschwörerkasse.

Zweifellos gibt es unter den Komitadschis auch gläubige, von der Bedeutung, Wirksamkeit und dem idealen nationalen Charakter ihrer Tätigkeit überzeugte Mitglieder, die immer, den „Dolch im Gewande", mit unheimlichem Verschwörergehaben einhergehen. Der eben unter der Mörderhand eines Konkurrenten um die Leitung der Bewegung mitgefallene Professor gehörte anscheinend dieser Gruppe an. Mundus vult decipi — ergo decipiatur. Der Verschwörernimbus übte auf alle europäischen Kanzleien seine Wirkung aus.

Auch an eine andere Episode erinnere ich mich, die beweist, daß die Herren

Verschwörer, wenn es die Erledigung von Geschäften galt, den Mummenschanz ganz beruhigt beiseite ließen. Gleichzeitig leuchtet dieser kleine, keinen Zweifel an seiner Richtigkeit zulassende Vorfall tief in das die Balkanpolitik der Großmächte immer beunruhigende Verhältnis der makedonischen Verschwörer zur bulgarischen Regierung hinein. Ein norddeutscher Waffenhändler war nach Sofia gekommen, um Geschäfte in Gewehren und Revolvern abzuschließen. Da ein Abschluß mit dem fürstlichen Kriegsministerium nicht gelang, ersuchte er mich, ihn mit einigen Führern der makedonischen Bewegung bekannt zu machen, denen er eine Partie älterer Ordonnanzwaffen zum Kaufe anbieten wollte. Auch er wurde zu einer Sitzung eines Komitees im Beisein Sarafows geladen. Da war aber nichts von all dem Theateraufputz zu sehen. Wie nüchterne, feilschende Geschäftsleute saßen die verschiedenen Bandenführer und Bombenschleuderer über die vorgelegten Offerten zu Rate. Und als fachmännischer Beirat für das Waffenwesen war ein bulgarischer Artilleriemajor des Kriegsministeriums in Uniform anwesend — offenbar dem Komitee zur Verfügung gestellt, zu derselben Zeit, wo die Sofianer Regierung bei jedem Anlasse amtlich versicherte, sie treffe die strengsten Maßregeln gegen die Komitees, um jeden Einbruch von Einfallsbanden unmöglich zu machen!

Das gehört alles mit zum großen Puppenspiel am Balkan.

Für die innere Disziplin unter den Komitadschis, die eine recht gemischte Gesellschaft darstellen und deren so manche gar nicht um der Leiden der unbefreiten Brüder willen, sondern aus Beutesucht und wegen des Werbelohnes mittun, mag die Komödie der geheimen Todesurteile und des Vehmeverfahrens recht nützlich sein. Morde auf Bestellung sind im Orient übrigens jederzeit vorgekommen. Die Einfallsbanden entziehen sich nach Überschreitung der türkischen Grenze gänzlich der Kontrolle ihrer Entsender. Das Bewußtsein, durch angeblich in jedem Orte der makedonischen Wilajete bestehende Geheimkomitees überwacht zu sein, ermöglicht die Zentralisierung der Bewegung nach einer gewünschten Richtung. Das eigentliche Verschwörertum erleidet durch die Ermordung Sarafows, der in Bulgarien sehr populär war, wohl keine nennenswerte Einbuße. Politiker aus allen Berufskreisen finden sich immer bereit, dort in die entstandenen Lücken zu treten und von Fall zu Fall — wenn es der Politik des mehrfach genannten Balkanstaates entspricht — Anlässe zu Unruhen durch Einfälle in türkisches Gebiet zu schaffen. Die Zukunftspläne des Staates Bulgarien verlieren hingegen in Boris Sarafow einen militärisch geschickten Kenner Makedoniens, der bei einem etwaigen Einmarsch der regulären bulgarischen Armee wertvolle Dienste hätte leisten können.

N. Freiherr v. Stetten

Anekdoten

In seiner Heimat am Rhein lebt Wilhelm Schäfer, und man kennt und schätzt ihn dort, wenn auch nicht ganz von der rechten Seite. Früher war Schäfer einfach ein Dichter; aber je besser seine eindringlichen kleinen Novellen wurden, desto weniger fragte man darnach. Da bewies er, daß Dichter, wenn sie etwas taugen, nicht nur dichten können. Er half den rheinischen „Verband der Kunstfreunde" gründen, dessen Schriftführer und eigentliche Seele er wurde, er gründete die Zeitschrift „Rheinlande", er reiste, hielt Reden, veranstaltete delikate Ausstellungen und wurde mit der Zeit der Mann, ohne den man sich das heutige rheinische

Kunstleben nimmer denken kann, ein Freund und Antreiber, ein Förderer und Kenner, ein unerbittlicher, respektloser Kritiker des Mäßigen und ein Verkündiger des Guten. Und seither genießt er die Dankbarkeit und Hochachtung von Tausenden, die ihm damit gerecht zu werden meinen. Er genießt auch Neid und Furcht, und die freut ihn sicher nicht minder.

Für die Sammlung „Städte und Landschaften“ (Krabbe, Stuttgart) schrieb er kürzlich ein Bändchen über den Niederrhein, das weitaus beste der Sammlung. Aber wen interessiert der Niederrhein? Und wen interessiert die Tatsache, daß hier ein Künstler ein Stück Erde samt seinen Städten und Menschen als ein Ganzes erfaßt und gezeichnet hat, mit der Wärme des Liebenden und mit der Gerechtigkeit des geborenen Beobachters? Und wen interessiert es, daß dieser Schäfer zu dem halben Dutzend derer gehört, die mit Bewußtsein Prosa schreiben und mit feinsten Nerven die eigentümliche Rhythmik des Deutschen fühlen?

Es interessiert niemand. Trotzdem plagt es den Dichter von Zeit zu Zeit wieder, ein Stückchen Leben rund und saftig herauszuheben und mit der Feder eine Reihe lebendiger Sätze aufs Papier zu malen. Davon zeugt jetzt sein neues Buch „Anekdoten“. Die erste Ausgabe erschien nur für Subskribenten. Eine zweite, für jedermann, steht bevor.

Schäfer hat schon früher kurze, knappe, pointierte Erzählungen versucht und in den letzten Jahren immer wieder solche Stoffe in die Hand genommen. Eine Auswahl der besten gibt das Buch „Anekdoten“. Sie haben in der zeitgenössischen Literatur weder Vorbilder noch Geschwister. Aber sie haben doch Geschwister und haben ein Vorbild. Das ist J. P. Hebel mit seinem Schatzkästlein. Dieses große und ehrwürdige Vorbild deutscher Erzählerkunst hat er innig begriffen.

Man kann, wenn man will, in diesen Anekdoten einen Zug zum Klassischen finden, ein beinahe gewalttätiges Stilbedürfnis. Allein das ist nicht die Hauptsache und vielleicht ist es nicht einmal wahr. Es ist eher Naturalismus, wenn der Dichter das harte Nacheinander der Ereignisse unverkleidet und ohne verschönende Übergänge wiedergibt. Es wird besser sein, das Buch gar nicht ästhetisch-literarisch zu beurteilen, sondern zuzugeben, daß hier wie überall, wo ein wahrer Schöpfer am Werk ist, die Welt um eine schöne, in sich vollendete Sache reicher wurde. Und der Dichter, wie jeder rechte Künstler, liebt sein Material und Werkzeug, seine deutsche Sprache. Er geht mit ihr nicht um wie ein Schüler, noch weniger wie ein Lehrer, auch nicht wie ein geschickter Fabrikant, sondern wie ein Liebender, und man fühlt es wohl: ihm haben diese Seiten Seligkeit bereitet. Die wird ihm bleiben, auch wenn die Leser an seinem Garten vorübergehen und seine Anekdoten liegen lassen, wie sie den „Gottlieb Mangold“ und den „Niederrhein“ haben liegen lassen. Die wenigen, denen dies Liegenlassen ein Unrecht und eine Schande scheint, denen scheint es zu anderen Zeiten auch wieder begreiflich, wie ja am Ende alle Kindereien des großen Kindes „Publikum“ begreiflich sind, eben als Kindereien.

H H

Gloſſen

Hardenprozeß

Moritz und Rina haben ſich jetzt vieles zu ſchreiben. Vielleicht werden ſie in ihrer verſchnörkelten Redeweiſe mit abgehackten Geiſtreichigkeiten auf einige Hintermänner deuten, welche im Hardenprozeß nicht hervorgetreten ſind. Der Staatsanwalt machte aus der Affäre ein Rührſtück mit verſöhnendem Schluß. Alle politiſchen Momente fehlen; was auch geſchehen iſt, was auch geſchrieben und geſprochen wurde, muß auf die Urheberſchaft einer hyſteriſchen Frau zurückgeführt werden. Ihre Krankheit iſt erwieſen, ihr Mangel an Wahrheitsliebe iſt ärztlich diagnoſtiziert, und ſo iſt alles wieder gut.

Mit einer ritterlichen Verbeugung vor dem Grafen Moltke klappt der Staatsanwalt die Akten zu, und der Reſt iſt Gefängnis für Maximilian Harden.

Allen Reſpekt vor dem ſympathiſchen Stadtkommandanten a. D.; er hat ſich jede Anerkennung ſchon dadurch verdient, daß er in den Qualen dieſer zwei Prozeſſe nicht eine einzige Phraſe gebraucht und im rühmlichſten Gegenſatze zu Harden nie eine Poſe angenommen hat.

Aber ſo ganz familiäre Tragödie iſt die Affäre nicht.

Es ging ein merkwürdiger Zug durch die Reden des Herrn Iſenbiel; ganz leiſe klang es wie Beſchwichtigung und Drohung heraus; nicht geſprochene Worte ſchienen Harden zu ermahnen, jenen anderen, eigentlichen Streit aufzugeben.

In dieſem Prozeſſe gab es immer eine Sache „Rühr mich nicht an", und die Worte des Staatsanwaltes wurden ſeltſam umſchreibend, wenn er im Bogen um dieſe Sache herumging.

Wem erzählt Herr Iſenbiel, daß der Kronprinz als Übermittler hyſteriſchen Geſchwätzes am dritten Mai 1907 jene gefeierte, heldenkühne Ausſprache mit dem Kaiſer hatte? Und das alles, was hinterdrein geſchah, dem merkwürdigen Einfluſſe der Frau von Elbe zuzuſchreiben iſt?

Müſſen wir glauben, daß ſich der vorſichtige Harden als Werkzeug einer unbedeutenden Dame ſo weit vorwagte?

Herr Iſenbiel kann uns nicht zu dieſer Naivität zwingen.

Das Spiel war anders geplant, aber Fürſt Eulenburg hatte eine Rochade ausgeführt.

So wurde Frau von Elbe als Nebenfigur gegen die Nebenfigur Moltke vorgeſchoben.

Der Angriff war vom erſten Zuge an lahm; doch konnte Harden im ſchöffengerichtlichen Verfahren gegen die Hauptfigur losgehen und ſeine Poſition verbeſſern.

Vielleicht bot dies den eigentlichen Grund zum Eingreifen des Staatsanwaltes. Denn ſo, wie er es erklärt hat, iſt es nicht erklärt.

Entweder lag es von Anfang an im öffentlichen Intereſſe, den Prozeß für Moltke zu übernehmen, oder es lag nie im öffentlichen Intereſſe. Die Situation hatte ſich, was Moltke betrifft, nicht geändert. Den Feldzug gegen Frau von Elbe hätte er ſelbſt zu führen vermocht.

Aber die weit ausgreifenden Beweisanträge Hardens konnten nur dann wirksam bekämpft werden, wenn ein gänzlich neues Verfahren eingeleitet wurde.

Wenn jetzt die gesamte deutsche Presse mit Hohn oder mitleidig Herrn Harden als Opfer der Frau von Elbe hinstellt, besorgt sie die Geschäfte der Staatsanwaltschaft. Und beweist eine recht geringe Findigkeit.

Wer die naive Unterstellung zurückweist, muß darum nicht Harden als patriotischen Gegner der Liebenberger Tafelrunde schätzen.

Er kann das Werkzeug anderer gewesen sein.

Die Franzosen wittern schärfer und suchen Herrn von Holstein hinterm Busche.

Holstein contra Eulenburg, das gibt einen Sinn; Harden als Sprachrohr Holsteins gibt auch einen Sinn.

Und man hätte die Erklärung für tötliche Feindschaften, für grimmige, giftige Fehden, für Angriffe gegen den französischen Botschafter, für Enthüllungen des Kronprinzen.

Als Abschluß der gefährlichen Marokkopolitik Holsteins ist der heimliche Krieg verständlich; als Mache einer Frau von Elbe ist er Blödsinn.

L

Der Schwarzen Mobilmachung

Der Generalstabschef Nuntius Frühwirth ist auf höhere Weisung Roms schon am vierzehnten Dezember nach München abgefahren, weil sich angeblich „große Ereignisse vorbereiten." Bisher war sein Amtsantritt auf die Zeit nach Dreikönig 1908 anberaumt. Nun tat Eile not. Es muß nämlich der General Keim umzingelt, aufs Haupt geschlagen und zur Kapitulation gezwungen werden, ansonsten geht der deutsche Bundesstaat aus dem Leim. Die vatikanische Presse weiß genau Bescheid: „Nach Kaiser Wilhelms Ausspruch ruhe Deutschlands Zukunft auf dem Wasser, und darum müsse die neue Flottenvorlage ganz unpolitisch behandelt werden und alle Patrioten in einem einzigen Bund vereinen, alle, die durch die Tat ihre Gesinnung: „Deutschland, Deutschland über alles" — bekräftigen wollen. Darum dürfe nimmermehr der „Flottenverein" zur Bekämpfung der verfassungstreuesten aller Parteien, des Zentrums, mißbraucht werden." Welch eine Wandlung nach dem markigen Ausspruch des württembergischen Zentrumsführers Adolf Gröber, der im Reichstag gegen das „geradezu gemeingefährliche Treiben des deutschen Flottenvereins wetterte." — Direkt gegen den Marineminister Tirpitz und den Fürsten Reichskanzler schlägt das schwarze Blatt: „In Attesa". Danach begehrt die neue Flottenvorlage viel zu wenig (!); mit solch unzulänglicher Abschlagszahlung könne sich der Deutsche Kaiser unmöglich zufrieden geben! — Gleichzeitig veröffentlichen sämtliche klerikalen Zeitungen Italiens die Adresse der polnischen Frauen im Wortlaut, welche diese an die Universität Oxford richteten, um vor aller Welt wider die Verleihung des zivilrechtlichen Doktortitels an den Deutschen Kaiser Verwahrung einzulegen. Das heißt eine Sammlung von Majestätsbeleidigungen, die unter Brüdern ihre fünf Jahre Gefängnis wert ist. Diesen groben Schmähungen fügt die vatikanische Presse noch die Verdächtigung aus dem Eigenen hinzu, daß die preußische Barbarei gegen die Polen wüte, weil diese treue Katholiken seien. Papst Pius X, der nimmermehr seine edeln und getreuen Polen zertreten lasse, wird als Hort der himmlischen und irdischen Gerechtigkeit gepriesen. —

Den Trinksprüchen Kaiser Wilhelms II und der Königin „Wilhelminchen" in Amsterdam fügt die „Unione" die giftige Bemerkung bei: Die „Entente économique" zwischen Holland und Belgien kann unmöglich dem deutschen Reichskanzleramt gefallen; diese Entente richtet sich gegen Deutschland, in dem jeder auf seine Unabhängigkeit stolze Holländer seinen gefährlichsten Feind erblickt. — Die härtesten Stöße jedoch hat der Fürst Reichskanzler auszuhalten, dessen stündlich zu erwartender Sturz nun schon seit zwölf Monaten prophezeit wird. Dabei erfahren die köhlergläubigen Leser des Jesuitenorgans „La Civiltà Cattolica" von einer höchst bedenklichen Geschmacksänderung des Fürsten Bülow. Bisher nahm alle Welt an, daß der vierte Reichskanzler der Kunst seines französischen Kochs, Mr Misère, Ehre angedeihen lasse; aber auch dieser milde Zug eines „bon garçon" ist seit dem verhängnisvollen dreizehnten Dezember 1906 verschwunden: des Deutschen Reiches Kanzler ist seither unter die Kannibalen gegangen, verzehrt Tag für Tag einen „Priester Roms" und ernährt auch seinen „Block" mit denselben Leckerbissen. Also schreibt ein Zentrumsmitglied dem Hauptorgan der Gesellschaft Jesu, dem Pio Nono die Würde einer kirchlichen Einrichtung verlieh! — B

Das Recht auf Verwesung

Die preußische Regierung kann sich, wie es scheint, nicht dazu entschließen, die Leichenverbrennung zuzulassen. Wir sind stets bereit, die Motive der Regierung liebevoll zu würdigen. Wir betonen es: liebevoll; wie wir etwa mit gerührtem Lächeln eine Möbeleinrichtung der Biedermeierzeit betrachten. Mit einem energischen Akt der Selbstentäußerung versetzen wir uns in die Seele eines hohen preußischen Beamten und fühlen alsbald, wie uns ein tiefes Mißtrauen gegen jede Änderung des wohltätig Bestehenden, eine herzliche Liebe zu der „guten alten Zeit" und ein felsenfester Glaube an die Wirksamkeit mechanischer Machtmittel überkommt. Wir gewinnen eine Lebensauffassung und Weltanschauung, die uns das All einer Apotheke ähnlich erscheinen läßt: wohin wir blicken, reinliche Kasten mit weißen Schildern, die über Inhalt und Bestimmung nicht den geringsten Zweifel lassen. Durch einen solchen Seelentausch ergründen wir vielleicht auch, was denn eigentlich die preußische Regierung zu ihrer ablehnenden Haltung gegen die Leichenverbrennung veranlaßt.

Wie es scheint, ist es der Gedanke, daß die Vorstellung einer fleischlichen Auferstehung durch die Verbrennung des Leibes vereitelt wird. Augenscheinlich gibt es immer noch Menschen, die sich gelegentlich eine solche Auferstehung ausmalen; und wer über eine mittelalterliche, in Schrecknissen wühlende Phantasie verfügt, kann allerdings Bilder heraufbeschwören, die der Großartigkeit nicht entbehren. Indessen, solche dantesken Menschen sind heute — Gott sei dank! — recht selten. Denn nicht immer zügelt geniale Dichterkraft die Ausschweifungen der Phantasie, und meist bleibt nichts übrig als ein „wildgewordener Spießbürger". Wir bekennen also, daß wir Philister sind, und daß die Orgien des Jüngsten Gerichtes nicht mehr auf uns wirken; wir rühmen uns aber auch, daß wir uns der Kannibalenanschauung, die immerdar am Fleische haftet, mehr oder weniger entfremdet haben. Das Wort „Auferstehung" umhüllt vielleicht manchem von uns eine geheimnisvolle Hoffnung; indessen wir haben darauf verzichtet, uns in Walhall mit Met die Nase zu begießen, und

auch die „jüdische Halluzination" hält uns nicht mehr im Bann. Für solche Wandlungen des Gefühles ist immer das Theater ein guter Gradmesser, und wer würde heute noch die Gräberszene in „Robert der Teufel" ernst nehmen?

Der Minister des Innern denkt vermutlich anders. Er ist davon überzeugt, daß wir uns einst alle im Vollbesitz unseres schlotternden Gebeines aus den Gräbern erheben werden, und glaubt wohl auch, daß diese Überzeugung dem Gemeindemitglied nicht entrissen werden dürfe. Dem Volke soll die Religion — en bloc — erhalten werden. Wer die Stunde des Jüngsten Gerichtes nicht mehr nahen sieht, der ist vermutlich auch bald drauf und dran, sich dem Freisinn in die Arme zu werfen. Diesseits und Jenseits sind eben nicht zu trennen; das hat schon jener Leutnant erkannt, der in der Instruktion zu den Rekruten sagte: „Wenn Sie den Fahneneid brechen, so kommen Sie ins Gefängnis und setzen sich auch noch in jener Welt den größten Unannehmlichkeiten aus!" Darum ist es besser, daß die grobsinnliche Auffassung durch die bisherige Art der Bestattung auch künftigen Geschlechtern als ein wertvolles Erbteil überliefert werde. Wenn wir zu Asche verbrannt werden, so ist es klar, daß sich bei der großen Scheidung in Böcke und Schafe der dienstruende Engel nicht recht auskennen kann, und unzählige Mißgriffe und Reklamationen werden die Folge sein. Die Vorstellung einer derartigen Unordnung ist für einen gutgeschulten Beamten völlig unerträglich. Die Bibel sagt zwar, wir seien von Staub und sollten zu Staub werden, aber Staub läßt sich nicht registrieren, und es leuchtet ein, daß in einem militärisch-bureaukratischen Staate der Gedanke einer allgemeinen, fleischlichen Auferstehung den herrschenden Klassen weit sympatischer sein muß.

Es tritt ferner die Erwägung hinzu, daß die Verbrennung „heidnisch" ist. Hier gilt es also, eine scharfe Trennungslinie zu ziehen. Wenn sogenannte moderne Menschen zur Verteidigung der Verbrennung anführen, sie sei ästhetisch befriedigender und hygienisch zuverlässiger, so muß man erwidern, daß mit diesen Worten heutzutage viel Unfug getrieben wird, und daß auch solche Verbesserungen gar nicht ins Gewicht fallen, wenn es gilt, einen „frommen Brauch der Väter" zu erhalten. Überhaupt die Flamme! Sie ist schon an sich verdächtig, aus dem Wort schon zünglelt die Revolution empor, und so ist der Kampf gegen das bedrohliche Element, wo es auch sei, gerechtfertigt. Man lasse doch ruhig die Verwesung wirken, die von allem, was da kreucht, mit gutem Appetit gefördert wird; sie erfolgt organisch, und „organisch" ist ja das Lieblingswort der Konservativen. Quieta non movere! Sie verteidigen das Recht der ungestörten Verwesung auf so vielen Gebieten; warum sollten sie hier eine Ausnahme machen?

Eduard Goldbeck

Berufung

Der Prozeß Hau ist schon ganz und der Prozeß Harden ist schon halb vergessen. Sie haben die deutsche Neugier ein halbes Jahr lang in Atem gehalten.

Nachdem Herr Maximilian Harden unterlegen und von vielen Seiten übermäßig getadelt worden ist, wollen wir uns nicht dabei aufhalten, seine Fehler oder seine Beweggründe aufzusuchen.

Eine Schwäche hatte die Fechterstellung, in der er auslag. Er erklärte, private Intimitäten und perverse Regungen der kaiserlichen Freunde als eine öffentliche Gefahr erkannt zu haben.

Zur Abwendung dieser Gefahr habe er gehandelt. Dann aber mußte er den Vorwurf offen erheben und in der Verhandlung festhalten. Denn wenn er ihn nicht festhält, entfällt auch der von ihm selbst geltend gemachte Grund und die innere Berechtigung einer öffentlichen Brandmarkung.

In der Sache selbst war der Hauptgewährsmann eine Frau, die in Scheidungsaufregungen lebte, und die Herrn Harden sichtlich als „Beistand" nahm, um die Drohung auf ihren Scheidungsgegner wirken zu lassen, die in der Einweihung eines Publizisten mit einer gefürchteten Feder lag. Diese Schuld der Frau von Elbe hat sich schwer an ihr gerächt. Sie war der Zeugenschaft nicht gewachsen, in die sie sich verwickelte, als sie Eheszenen plauderte.

Ein Wahrheitsbeweis von Perversitäten ist nicht geführt worden. Im Gegenteil.

Damit entfallen alle die Konklusionen, die gerade hierauf aufgebaut sind, und die dem Fall ein besonderes soziales und auch politisches Interesse zu geben schienen.

Wodurch wurde aber dieses Interesse so hitzig erregt? Durch die Anspielungen, die in der „Zukunft" zerstreut waren, noch nicht. Wohl aber dadurch, daß der Kaiser plötzlich seine Hand von dem Grafen Moltke und den Fürsten Eulenburg abzog und sie in offene Ungnade fallen ließ. Dadurch schienen die Angegriffenen „gerichtet".

Der Gerichtshof hat ausgesprochen, der Unschuldsbeweis sei geführt.

Ist der Kaiser davon nicht überzeugt? Und wenn er überzeugt ist, wird er seine Gnade wieder erneuern?

Die Revisionsinstanz kann an dem tatsächlichen und moralischen Ergebnis nichts ändern.

Hier liegt ein psychologisches Moment vor. Auch eine politische Erwägung drängt sich auf. Man hat den deutschen Kronprinzen lebhaft gelobt, daß er seinen Vater durch Zeitungen unterrichtet und zum Handeln veranlaßt hat. Wäre nicht der abwägende Vortrag eines Ministers vor dem Handeln zweckmäßig gewesen?

Endlich hebt sich auch eine kriminalpolitische Erfahrung scharf ab. Das Bild der zweiten Instanz brachte eine völlige Verwandlung der Szenerie, der Eindrücke und der Urteile. Ohne die Berufungsinstanz wäre es unmöglich gewesen, die Beweise zu ergänzen. Nun denke man sich, daß Jahr für Jahr Zehntausende von Kriminalprozessen geführt und mit Strafurteilen abgeschlossen werden, die tausend und mehr Jahre Gefängnis aussprechen, ohne daß es eine Berufung und eine Berichtigung falscher Urteile gibt. Das ist ein grausamer Gedanke, das ist ein unwürdiger und gefährlicher Rechtszustand, das läßt ahnen, wieviel Justizsünden in Schuldfrage und Strafmaß verübt werden. Von Richtern, die hysterischen Frauen aufs Wort glauben, ist schon viel Lebensglück zertreten worden.

C C

Verein zur Zeugung von Germanen

In einer deutschen Fabrikstadt hat sich ein neuer Bund aufgetan, der unter einer großen Menge hoher und edler Ideale auch einen höchst praktischen Kerngedanken birgt. Wie alle Kerne liegt auch dieser nicht einfach offen da, ist sogar schwer zu erreichen. Man muß durch einen ziemlich dichten und beschwerlichen Niederschlag von Urgermanentum und Edelmut hindurch. Aber schließlich kriegt mans raus.

Altruistisch gesonnen, wie ich bin, will ich meinen Mitmenschen den praktischen Kerngedanken des Bundes, die

Art, wie er sein „Hochziel" zu erreichen gedenkt, verraten, ohne ihnen zuzumuten, erst den ganzen beschwerlichen Weg durch die großen „völkischen", „heldischen", urgermanischen Gedanken durchzuwaten.

Es ist vor allem dieser, daß der bekannten Worte nun genug gewechselt sind; demnächst, daß wir endlich Taten sehen wollen. Diese Taten aber der immer mehr überhandnehmenden völkischen Entartung und rassischen Verwesung gegenüber, worin könnten sie anders bestehen als in Taten neuer Blutschöpfung? Es ist alles umsonst, was man sprechen und rufen kann, „solange nicht neues Blut in den Adern strömt"!

Es handelt sich also, um kurz und deutlich zu sprechen, um Erzeugung von Urgermanen.

Die meisten Menschen haben Geschäft, Beruf und allerlei Arbeit. Sie können sich nicht dem allein wichtigen Tatentum, der Zeugung, hingeben. Dafür bedarf es viel freie Zeit und sozusagen Trainage.

Denken Sie nur erstens die Menge Blut, die nötig ist, um sechzig Millionen mehr oder weniger entarteter Deutschen durch neue, urgermanische Deutsche zu ersetzen!

Und zweitens die geringe Zahl derer, die in der Lage sind, urgermanisches Blut fortzupflanzen! Denn wenn man alle hinzuließe, so wäre ja natürlich die alte Schweinerei wieder da!

Nach welchen Prinzipien man bei der Auswahl zur Zucht zu verfahren gedenkt, hat man noch nicht verraten. Vorläufig handelt es sich noch um die Sammlung der Gelder, die nötig sein werden, um die Zuchtexemplare für ihren hohen Beruf — frei zu halten; und da ist es gewiß richtig, möglichst viele zu berufen und das Auserwählen zur Zucht selber noch aufzuschieben. Man kann es nachher durch Majorität entscheiden oder sonst der Entwicklung überlassen.

Aber über die Möglichkeit selbst muß man sich vorher klar werden; sonst wird das eigentliche „Hochziel" gar nicht erkennbar. Und wenn es nicht erkennbar wird, dann wird es auch nicht zugkräftig. Man wird gleich sehen.

Nämlich die geringe Zahl der noch übriggebliebenen Urgermanen! Nach dem, was die Blätter des Vereins darüber verraten, kann es nur eine ganz minimale Auslese sein. Seien es selbst hundert. Alle Jahre ein Kind, macht hundert Kinder. Gegen fast eine Million Kinder Entarteter! Man sieht schon, das geht nicht.

Nun würde es an den Männern nicht liegen; sie würden das Opfer bringen, mehr als ein Kind pro Jahr zu zeugen. Wenn nur die Weiber mehr als eines tragen könnten.

Diese so deutlich sprechende Not hat den richtigen Ausweg finden gelehrt. Schon einmal nach der Verwüstung im dreißigjährigen Kriege hat in einigen deutschen Landstrichen die hohe Obrigkeit selbst, um nur Bebauer für das wüst liegende Land zu erhalten, das Mittel gefunden. Weiber waren damals genug übrig, aber wenig Männer. Also! „Um der Not der Zeit willen."

Sollte die ideale Not unserer Zeit, die Not an richtig geheuden Urgermanen kleiner sein als die Not der damaligen Zeit an Bauern? Wenn die wenigen Germanen, die wir haben, so viele Kinder zeugten, wie ihnen möglich ist, so müßte es gehen!

Natürlich ist das Geschäft schwer und aufopferungsvoll. Man muß es ihnen erleichtern, sozusagen lieb und angenehm machen.

Sollten nicht alle die Hunderte, Tausende, Millionen, die zu entartet sind, um selbst echte Germanen zu zeugen, mit Freuden ihr Hab und Gut auf den Altar derer legen, welche die

schwere Pflicht ihnen abnehmen. Man muß es ihnen nur richtig klarmachen!

Denn jene erlesene Schar, welche ihr Leben hingibt für das künftige, bessere Geschlecht, muß gut genährt und von entkräftender Arbeit frei sein.

Jeder Vorurteilsfreie wird die Ansicht der Gründer des Bundes teilen, daß die erste „Gemeinde" dieser Art „die Augen der Welt auf sich lenken" wird, daß die Offenbarung von ihr, „den schier Verzweifelnden gebracht", „neue seelische Kräfte in den Herzen entfalten, einen neuen Blütenfrühling am Baume der germanischen Menschheit" hervortreiben wird.

Nur einige kleine Bedenken haben die Begründer, soweit ich sehe, noch nicht aus dem Wege geräumt. Es wird leicht sein, das nachzuholen; deshalb mögen sie es bald tun.

Erstlich nämlich scheinen mir die Begründer des Bundes noch nicht erwiesen zu haben, daß die jetzige „völkische Entartung", ähnlich der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges, in der Hauptsache nur die Männer angegriffen hat, sodaß auf einen urgermanischen Mann die zum Gebären so vieler, als ihm zu zeugen möglich ist, nötige Menge urgermanischer Frauen sich finden wird.

Zweitens ist mir aus allgemeinpsychologischen Gründen wahrscheinlich, daß die Frauen nicht ganz ebenso begeistert dafür sein werden, die vielen neuen Urgermanen zu gebären, wie die Männer, sie zu zeugen.

Solange diese Bedenken nicht gehoben werden, steht zu befürchten, daß die vorher besagte Entwicklung diese Erlösungsgemeinde ziemlich schnell in eine Art urgermanischen Vergnügungsverein umbilden wird mit Landpartien behufs „Liebeslebens in der Natur".

Nachschrift: Ist Ihnen eigentlich klar, weshalb alle diese lustigen Leute das Wort „Germanen" so sehr lieben? Das Wort ist doch ursprünglich ganz ernst gewesen? Es tut einem fast leid drum.

Ob sie es von germinare herleiten? Die immerfort Keimenden, andauernd mit Keimung Beschäftigten? Die Keimigen sozusagen.

Franz

Der mathematische Punkt, in welchem die Wahrheit wahr ist

Jede Wahrheit ist eine Welt für sich, sobald man ihre Vor- und Hintersätze in Betracht zieht. Ihre Konsequenzen gehen bis ans Ende der Welt, ihre Voraussetzungen bis an den Anfang der Dinge, ihre Begleitwahrheiten durchschneiden alle Grenzen.

Man sollte vielleicht diese ihre Breite und Ausdehnung, diese ihre Grenzenlosigkeit aufweisen. Man sollte sich nicht scheuen, zu zeigen, wie eine jede Wahrheit, auch die edelste, vornehmste, auch die einleuchtendste, simpelste, nach allen Seiten hin sich ins völlig Absurde verliert.

Man nehme einen Satz wie den, daß jedes Ding eine Ursache habe. Eine der bestgeglaubten Wahrheiten. Man verfolge sie weit genug zurück, hinaus oder seitwärts, oder zerlege den Sinn des Satzes. Man kommt überall in Absurditäten von der Art der sich selbst verursachenden Ursache oder der Unendlichkeit.

Noch schneller gehen die edleren, die sublimeren und intimeren Wahrheiten nach allen Seiten in das Absurde über.

Wie leicht ist alle Moral, wie noch viel leichter alle Religion ad absurdum zu führen!

Und weshalb soll man es nicht? es übt den Verstand und macht Spaß.

Aber wichtiger ist immerhin jener eine Punkt in jeder Wahrheit, an dem

die Fläche der Wahrheit sich mit der kugelrunden Wirklichkeit berührt, an dem die Wahrheit wahr wird.

Die Wirklichkeit ist wie ein edler Stein, von Natur unansehnlich; nur der Kenner erkennt ihn. Um ihn in seinem reichen Glanz zu offenbaren, muß er geschliffen werden.

Und die feilende Fläche, an der man ihn schleift, ist das, was man „Wahrheit“ nennt.

Sie hat nie zwei Punkte zugleich mit der runden Wirklichkeit gemein. Diesseits und jenseits des Punktes geht sie ins Unendliche und Absurde weiter. Wie kurzatmig und begrenzt sie erscheine, — im Verhältnis zum mathematischen Punkt, der unendlich klein ist, ist sie stets noch unendlich ausgedehnt.

Daß die schleifende Wahrheit nicht selbst nur ein mathematischer Punkt sei, ist über alles wichtig: wie sollte man sie handhaben! Eine Feile, die nicht größer wäre als der Punkt, in dem sie schleift! Aber zur Wirklichkeit gehört doch stets nur der berührte Punkt. Der nächste schon gibt der Feile eine andere Richtung, und das heißt im Geistigen: ist eine andere Wahrheit. Vielleicht eine entgegengesetzt gerichtete.

Es gibt unendlich viele Wahrheiten, aber nur eine Wirklichkeit.

Bonus

Herr Lerno

In München interpellierte die liberale Vereinigung den Minister des Innern über die Tötung des Studenten Moschel, welcher am einundzwanzigsten Dezember 1907 von einem Schutzmann ohne jeden Grund niedergeschossen worden ist.

Die Tatsache, daß liberale Abgeordnete den Vorfall rügten, gab dem ultramontanen Abgeordneten Lerno Anlaß, an der brutalen Tötung wenig oder nichts Tadelnswertes zu finden.

Dieser Herr Lerno ist bayerischer Landgerichtspräsident; persönlich eine Null.

Ein Mann, der imstande ist, wichtige Dinge mit Pennälerwitzen abzutun.

Interessant ist seine Karriere.

Sie zeigt, was ein ultramontanes Mandat und der regelmäßige Besuch des nachmittägigen Rosenkranzes in Bayern vermögen.

L.

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Antipreußische Wursthaftigkeit

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Es ist ein eigenartiger Genuß, in einem Gerichtssaal der hohenzollernschen Stammlande, am Fuß der Zollernburg, wo preußische Beamte und schwäbische Bauern miteinander zurecht kommen müssen, die Belehrungen mitanzuhören, die der Assessor am Richtertisch zu erteilen sich genötigt sieht: „Aber Sie durften nicht generalisieren, Sie durften ihren Angrenzer nicht einen Lügner heißen, auch wenn er unaufrichtigerweise eine Verabredung ableugnete."

„Aber wenn er lügt, ist er halt a Lügner."

„Wenn Sie dieses Wort nochmals gebrauchen, muß ich Sie abführen lassen, wobei ich es dahingestellt sein lasse, ob Sie mich nicht verstehen wollen oder nicht verstehen können; ich werde Sie wegen des überschießenden und sittlich generell absprechenden Tadels in Strafe nehmen."

Und der Bauer bekam im Namen des Königs von Preußen fünf Taler Geldstrafe und die Kosten zugebilligt, und er behauptete zeitlebens, es sei an ihm ein Justizmord verübt worden, wo er es doch bewiesen habe. Ich habe ihn gekannt. Er ist vor zwei Jahren gestorben.

Ja, das „Generalisieren" und die „Preußen".

In politischen Dingen haben sich die Leute zwischen dem ulmer Münster und dem straßburger Münster allmählich einen vorsichtigeren Sprachgebrauch angewöhnt; sie unterscheiden zwischen den deutschen Brüdern jenseits des Mains, während sie früher generalisiert und jeden einen Preißen genannt und damit „den überschießenden und generell absprechenden Tadel" ausgesprochen haben, daß er von ihrem Empfinden durch einen breiten Graben geschieden sei.

In Bayern aber kann man heute noch interessante Stammesstudien machen. Es läuft über den Oberkörper der Bavaria noch heute nicht etwa eine Gänsehaut, sondern ein jungfräuliches Hochgefühl, wenn ein wohlgewachsener Bayer seine hereditären Gefühle, die er auf seine Nachkommen zu

vererben entſchloſſen iſt, in dem Wort „Preiß" ohne oder mit Vorſchlagſilbe zuſammenfaßt und zu befreiender Entladung bringt. Iſt dabei zufällig ein preußiſcher Staatsangehöriger im Bräu anweſend, ſo ruft er auf ſolche Provokation an den Nebentiſch hinüber und bemerkt, „der Bayer ſei der übergang vom Öſtreicher zum Menſchen", und dann kann die Sache ihren ſtammesbrüderlichen Fortgang nehmen.

Das ſollte immer ſeltener werden. Der Einblick in gegenſeitige Tüchtigkeit, aber mehr noch die Entwicklung der öffentlichen Zuſtände und die Gleichartigkeit der Rechte könnten hier nützlich mithelfen.

Aber ich fürchte, die Dinge vom Januar 1908 haben den Graben, der ſich ſchließen ſollte, merklich vertieft, und man ſtößt in und außerhalb Bayerns wieder auf Ausdrücke, die zeigen, daß die Solidarität der Empfindung zwiſchen Nord und Süd durch den großen berliner Fehler nicht geſteigert wird. Die Bevölkerung in Süddeutſchland fühlt den Stachel, den der preußiſche Kanzler ins deutſche Fleiſch gedrückt hat, als er die grundſätzliche Verneinung des ſtaatsbürgerlichen Gleichwerts für ein Gebot des „Staatswohls" erklärte; die ſüddeutſche Bevölkerung iſt erſtaunt, daß ſich die preußiſchen Bürger dagegen nicht in noch ſtärkerem Maße auflehnen, und mir hat ein Oberbayer geſagt: „Laßt's mi aus mit dene Preißen, ſie hamm halt doch a anders Blut, weniger rot und mehr blau."

So generaliſiert die ſüddeutſche Bevölkerung, und zwar notabene faſt die ganze Bevölkerung, in dieſen Tagen.

Es iſt natürlich verkehrt, zu verkennen, daß auch in Preußen, in Mittel- und Norddeutſchland, auf weite Kreiſe die Erklärung des preußiſchen Miniſterpräſidenten als eine ſchmerzliche Verleugnung ihres eigenen Empfindens gewirkt hat. Aber ebenſo gewiß iſt, daß auf ganz Preußen ein politiſcher Fatalismus laſtet, der ſogar die Schichte der induſtriellen Arbeiter berührt hat trotz allen heftigen Auslaſſungen ihrer Preſſe und trotz der in der Wirkung zweifelhaften politiſchen Prozeſſionen.

Das iſt die Lage, die man offen ins Auge faſſen muß: Miniſterielle Reformverweigerung, ſachlich und formell im Junkerton. Verwünſchungen ſeitens der Arbeiterpreſſe. Schmerzliche Hoffnungsloſigkeit der Bürger. Ergrimmtes Kopfſchütteln der Süddeutſchen und die Erklärung der preußiſchen Landräte: Die Süddeutſchen geht die ganze Choſe gar nichts an.

Die preußiſche Hand liegt auf dem deutſchen Land.

Das ſtarke Gefühl dieſer Tatſache macht die Eindrücke des Januars 1908 zu einem bleibenden Erlebnis für alle diejenigen Süddeutſchen, die das noch nicht gewußt haben. Es ſind viele, die in den Tag hineinleben oder eine ſtaatskluge Minderung dieſes Gegenſatzes gehofft haben und erſt durch die Berliner Offenherzigkeit klar ſehend geworden ſind. Sogar ſüddeutſche Miniſter hatten gehofft, Preußen werde etwas weniger mit feudalem Oberwaſſer und Hinterwaſſer das Rad umtreiben.

Von dem Standpunkt der Ernüchterung Süddeutſchlands, auf die der Abgeordnete Payer im Reichstag den Finger legte, iſt die ganze Staatsweisheit des Fürſten Bülow bequem zu überblicken. Denn dieſe ſüddeutſche Ernüchterung iſt nur eines von vielen Elementen, die auf das politiſche Leben drücken.

Preußen war bei der Geburt des Dreiklaſſenwahlrechts Agrarſtaat, es iſt jetzt zur Hälfte Induſtrieſtaat. Es muß deſſen froh ſein. Die Wohlſtandsſteigerung rührt ganz weſentlich von dem Aufſchwung der Induſtrie her; ſie ſchafft der gewaltig wachſenden Bevölkerung Arbeitsſtellen und Brot und dem Brot der Landwirtſchaft den Abſatz. An dem wirtſchaftlichen, techniſchen und wiſſenſchaftlichen Aufſchwung Deutſchlands in den letzten fünfundzwanzig Jahren hat der preußiſche Adel, auf den das Dreiklaſſenwahlrecht zugeſchnitten iſt, perſönlich nahezu keinen Anteil und kein Verdienſt, gemeſſen an dem außerordentlichen Verdienſt, das die induſtrielle Arbeiterſchaft an dieſer gewaltigen nationalen Aufwärtsbewegung hat. Denn die Intelligenz und Ausdauer der deutſchen Arbeiter ermöglichen dem deutſchen Unternehmer überhaupt erſt, ſich auf große Unternehmungen einzulaſſen. Trotzdem ſtößt Preußen dieſe ganze Arbeiterſchaft in die künſtlich konſtruierte Einflußloſigkeit zurück und zwängt ſie künſtlich in die Solidarität mit der Sozialdemokratie. Die politiſche Entrechtung des Arbeiters in Preußen und in Sachſen iſt die Amme der Sozialdemokratie.

Bülow läßt ſich auf dieſen die Gerechtigkeit vorenthaltenden Kampf mit einer Rieſenarbeiterſchaft ein, anſtatt ſich durch zu erwerbende Sympathie eines Bruchteils der Arbeiter zu ſtärken. Er ſteht weiterhin dem Zentrum gegenüber, das ſeit Jahresfriſt das Segel in der preußiſchen Wahlrechtsfrage

ſo geſtellt hat, daß die politiſche Enttäuſchung ihm keine Kraft entzieht, ſondern zuführt.

Nun bringt es dieſer Staatsmann fertig, den ehrlichen Liberalismus zu erbittern und den ganzen Liberalismus zu ernüchtern. Die Schar der „Intellektuellen", für die Bildung der öffentlichen Meinung durch ihre Beziehungen mit der Preſſe nicht ohne Gewicht, iſt ihm verloren. Daneben iſt als ein vergeſſener Faktor in der flüchtigen politiſchen Rechnung des Kanzlers auch noch die künſtlich erweckte Abneigung Süddeutſchlands gegen die preußiſche Führung der deutſchen Geſchäfte unter den Paſſiven zu buchen. Nicht als ob ſich Süddeutſchland ſelbſt aufraffen und Oppoſition im Bundesrat machen könnte; nein, aber Mißtrauen gegen das Berliner Fuhrwerk, eine Gleichgültigkeit gegen den Erfolg oder Mißerfolg des dortigen Regiments ſchlägt ſich wie Waſſerſtein nieder.

Überall öffnen ſich Gegenſätze, die vernarben ſollten und heilen wollten, wie alte Wunden. Gewiß, die Geſchichte lehrt, daß auch falſches oder gedankenloſes Regiment zu hohen Jahren kommen kann und ſich nicht an den verantwortlichen Trägern ſelbſt gerächt hat. Aber rächen muß es ſich immer. Und die von den Potentaten angeſtaunten Dummheiten Metternichs nähren heute noch das Mißtrauen der Völker.

Man darf über dem ſtaatsrechtlich verantwortlichen Staatsmann nicht wichtige andere Faktoren außer Betracht laſſen. Nur im Parlament, nicht in der Preſſe beſteht die Übung, den Träger der Krone nicht zu erwähnen. Man weiß von dem Kaiſer und König von Preußen nicht, welchen größeren oder kleineren Anteil er an der Entwicklung genommen hat, aber man las vor Jahresfriſt in den „Münchner Neueſten Nachrichten", daß dem maßgebenden Monarchen laut ſeiner Äußerung gegenüber Ludwig Ganghofer kein Wort peinlicher ſei als das Wort „Reichsverdroſſenheit". Ich hatte beſonderen Grund, mir das zu merken; denn ich hatte das Wort zuerſt zuſammengeſetzt, als ich vor Jahren die freigeſinnten Bürger der ſüddeutſchen Königreiche gegen den damals üblichen Vorwurf der „Reichsfeindſchaft" in Schutz nahm und dem Zuſtand ablehnender Gleichgültigkeit gegen die Reichspolitik einen kurzen Namen geben wollte. Nicht das Wort, nur der Zuſtand iſt peinlich und ſchmerzlich und würde es noch mehr, wenn er ſich wieder ausbreiten ſollte. Wenn aber Preußen, das die Reichspolitik macht, bei der

Gestaltung seines öffentlichen Rechts das übrige Deutschland und dessen Rechtsbewußtsein ignoriert, so ist die unausbleibliche Rückwirkung in anderen Teilen Deutschlands eine verdrossene Gleichgültigkeit, sagen wir: eine antipreußische Wursthaftigkeit. Ich bin bereit, mich in Ansehung dieser Besorgnis und Gefahr dem Schiedsspruch von Ludwig Ganghofer zu unterwerfen, der die bayerische Bevölkerung kennt und nicht im Verdacht steht, ein Schwarzseher zu sein. Das Reich bedarf in dem Strudel geistiger Strömungen und Widerstände ein freudiges oder wenigstens ein hoffnungsvolles Mitarbeiten aller deutschen Gebiete, und es ist darum ein Fehler, dem Geist der süddeutschen Länder in Berlin die Türe zu weisen. Besteht auch nur die Besorgnis einer Erkaltung des Interesses, dann wäre es unverantwortlich von den Ratgebern der Krone, wenn sie die Bedingungen für die Entwicklung einer Stimmung schaffen würden, die dem Kaiser laut seiner Versicherung im höchsten Maße unerwünscht ist.

Einen verantwortlichen Anteil an der Entwicklung haben auch die preußischen Konservativen, deren geistigen Führer man immer noch nicht kennt, und die sich vielleicht nur durch eine kollektive Abneigung leiten ließen. Fernerhin die preußischen Nationalliberalen, die ihre Stimmen in einer liberalen Grundfrage durch Spaltung völlig neutralisiert haben. Endlich die Sozialdemokraten, die durch die Heftigkeit ihrer Worte und ihre seit zehn Jahren unausgesetzt gegen die Bourgeois geballten Fäuste blutrünstige Vorstellungen in gutbürgerlichen Herzen wachgerufen und deren Eifer für die behauptete Ablösung des Junkerregiments durch das Proletarierregiment nicht gesteigert haben.

Diese Zusammenhänge verdienen eine besondere Betrachtung. Erst wenn man ihnen näher tritt, erkennt man, daß, so paradox es klingt, die nie geballte Faust der preußischen Nationalliberalen und die immer geballte Faust der Sozialdemokratie ein wirksames Kampfmittel der preußischen Regierung sind. Durch den grundsätzlichen Haß der Sozialdemokratie gegen die Bürger, der auf beiden Seiten Wurzel schlug, ist ein einheitliches und schrittweises Vordringen, eine gleichartige Erziehung des öffentlichen Geistes seit zwanzig Jahren unterbrochen. Isolierte Anläufe bringen nur „Emotionen", und dabei schaukelt sich der preußische Adelsgeist im Dreiklassenvorrecht wie in einer Hängematte.

Das memeler Denkmal

Von Ludwig Thoma

Im Lärm des Hardenprozesses iſt die Aufmerkſamkeit von einer anderen Prozedur abgelenkt worden, die viel größere Beachtung verdient als der ſüße Tütükſkandal. Zu Königsberg in Preußen wurden am vierten Januar 1908 die Schriftſteller Marchionini und Marckwald wegen Majeſtätsbeleidigung und Beleidigung des memeler Denkmalausſchuſſes zu eineinviertel Jahren Gefängnis verurteilt.

Dieſes Urteil — in jedem Kulturſtaate unmöglich, in Rußland vielleicht denkbar — iſt im heutigen Preußen ein typiſches Beiſpiel.

Und ein ſehr lehrreiches.

Es weiſt uns Süddeutſchen die Notwendigkeit, auf der Hut zu ſein, die Kultur unſerer Rechtspflege vor Preußen zu ſchützen und ſcharfe Wacht zu halten gegen die ſich ſtändig wiederholenden Angriffe auf unſere Preßfreiheit. Die Zeit mag bald kommen, da alle ſüddeutſchen Regierungen, alle Volksvertreter ohne Unterſchied der Parteien unſere intakte Rechtspflege zu ſchützen haben werden. Das erſte Erfordernis iſt abſolutes Mißtrauen gegen jede Anbiederung der preußiſchen Regierung.

Wir haben ſchon einmal darauf hingewieſen, welche lächerliche Komödie die verſprochene Milderung des Majeſtätsbeleidigungsparagraphen bedeutet.

Man kann es nur bedauern, wenn das demokratiſche Süddeutſchland dieſen Entwurf dem Staatsſekretär nicht vor die Füße wirft, und nicht rund und nett ausſpricht, daß unſere Geſinnungen wie unſere Inſtitutionen uns ſolche Gnadenbeweiſe verachten laſſen.

Den Zaghaften, welchen die Anhänglichkeit ans Deutſche Reich immer noch den Blick für die Notwendigkeiten eines Kulturſtaates trübt, wollen wir dieſen Prozeß Marckwald vor Augen führen.

Am dreiundzwanzigſten September 1907 wurde in Memel ein Denkmal für die Königin Luiſe enthüllt.

Hundert Jahre nach dem erbärmlichſten Zuſammenbruche, den die europäiſche Staatengeſchichte kennt, fühlte man in Preußen das Bedürfnis, wie allem und jedem, ſo auch den jenenſer Erfahrungen ein Denkmal zu errichten. Natürlich wollte man nicht einen von den vielen kapitulationsfreudigen Generalen verewigen. Man wählte die Idealfigur der Königin Luiſe, deren Bedeutung in der abſoluten Bedeutungsloſigkeit ihres Herrn Gemahls beſtand.

Es wird erlaubt ſein, über die verſtorbene Königin ſo und ſo zu denken.

Ihre Eigenſchaften als Gattin und Mutter waren ſehr gute.

Sie intereſſieren uns aber nicht; ja, ſie intereſſierten auch ihre Zeit nicht. Denn was gehen dieſe familiären Tugenden den Dritten an? Tugenden, welche ſie mit einigen hunderttauſenden Frauen teilte? Bemerkenswert iſt nur die Rolle, welche die Königin in öffentlichen Angelegenheiten geſpielt hat.

An der Seite eines klugen, tatkräftigen Mannes wäre ſie nie hervorgetreten, denn ſie hatte kein großes Licht auf den Scheffel zu ſtellen.

Nun fand ſich aber für ſie die Möglichkeit, nach außen zu wirken, und es fand ſich die Gelegenheit.

Die Möglichkeit war Friedrich Wilhelm III, und die Gelegenheit war der groteske Zuſammenbruch eines verfaulten Staatsweſens.

Vor 1806 iſt von einer Wirkſamkeit der Königin Luiſe wenig zu hören.

Entweder ſah ſie die Dinge nicht, welche um ſie herum geſchahen, und welche den Bau des großen Friedrich ſo vollſtändig unterwühlten, oder ſie ließ ſie geſchehen.

Sie nahm mit dem Herrn Gemahl vergnügt das Geſchenk an, welches ihnen das „korſiſche Ungeheuer" mit Hannover machte, empörte ſich dabei wohl ein bißchen, wie der Emporkömmling mit den allerbeſten Familien umſprang, vertraute aber ſonſt auf den lieben ruſſiſchen Vetter, der am Sarge Friedrichs Theater geſpielt hatte, und vertraute auf die unüberwindliche Armee Preußens. Dabei drückte ſie wie ihr Herr Gemahl die Augen zu, wenn die Soldaten viehiſch mißhandelt wurden, oder wenn die Herren Gardeoffiziere das bürgerliche Pack anflegelten.

Anno ſechs begann ſie eine Rolle zu ſpielen. Eine wenig reizvolle.

Sie protegierte die Kriegspartei am Hofe und gehörte zu den Zuversichtlichen, welche von der friederizianischen Armee Wunderdinge erwarteten.

Als die Gardeoffiziere ihre Säbel vor der französischen Gesandtschaft wetzten, fanden sie für ihr mutvolles Verhalten vermutlich auch bei ihrer Königin ein gütiges Lächeln.

Man weiß, daß Napoleon sich in einem Bulletin ziemlich wegwerfend „über die preußische Amazone" geäußert hat.

In den Schulbüchern steht, daß er die edle Königin beleidigt habe.

Doch hat er nur einem Gefühle Ausdruck verliehen, welches zwei Menschenalter später so heftige Angriffe gegen die Kaiserin Eugenie hervorrief.

Dem Gefühle, daß Frauen nicht kriegerisch sein sollen.

Nach Jena begann die Leidenszeit, welche uns in vielen Bildern und langweiligen Anekdoten geschildert worden ist.

Langweilig für jeden, der die Leiden eines tüchtigen Volkes ernster nimmt als familiäre Rührseligkeiten.

Überdies fand Friedrich Wilhelm III in den herzergreifenden Zuständen seines memeler Aufenthaltes noch immer Gelegenheit, seine kleinliche Natur auszuleben und die großen Retter seines Volkes mit mißtrauischen Quengeleien zu verärgern.

Wenn es der königlichen Familie damals auch nicht allzu gut ging, so hatte sie es immer noch besser als die Mehrheit ihrer Untertanen vor Jena.

Und besser, als die Retter Preußens nach Leipzig und Waterloo.

Es gibt wohl verschiedene Arten, geschichtliche Begebenheiten zu beurteilen, obwohl Tatsachen eine zwingende Logik besitzen sollen.

Eine Art ist die kindische.

Sie besteht darin, über Schuld und Vergeltung hinweg große Ereignisse als Rührstücke zu behandeln.

Die fortgesetzte Geschichtsfälschung hat aus dem Zusammenbruche des preußischen Staates eine larmoyante Hohenzollerntragödie gemacht.

Eine ihrer wirksamsten Szenen ist die berühmte tilsiter Begegnung. Königin Luise als Bittstellerin vor Napoleon.

Für sich ist die Szene nicht von ergreifender Traurigkeit.

Der Sprung vom hochtrabenden und unbegründeten Stolz in die Stimmung, welche ein Gnadengesuch bedingt, ist unsympathisch; die Stellvertretung

des Mannes, der überdies König war, in einer solchen Situation, ist beschämend.

Die Vorstellung, daß von der Rührung eines Napoleon irgend etwas zu erreichen war, ist nicht überwältigend.

Die Hilflosigkeit des Staates konnte vor der Welt nicht stärker bloßgelegt werden als durch diesen Versuch der Königin, der obendrein aussichtslos war.

So bedeutet nur den Kindlichen, welche das Volk als Familie und den König als Papa betrachten, jene Tilsiter Begegnung das Schmerzlichste in Deutschlands Erniedrigung.

Wer über das Höfische und Persönliche wegsieht, kann zu der hartherzigen Meinung kommen, daß die Königin wie ihren Mann, so auch das System vertrat, welches mit Fug und Recht zerschlagen worden war.

Zum Glück für Preußen lebten in Memel neben dem Königspaar einige Männer, welche diese Wahrheit begriffen und den Staat von innen heraus kurierten.

Die volkstümliche Historie erzählt wenig oder nichts über die Stellung, welche Königin Luise zu den Reformen Steins und Hardenbergs einnahm.

Ein wahrheitsgetreuer Bericht würde kaum auf die Tränendrüsen der hingebendsten Untertanen wirken.

Die Königin wollte sich nicht in die Lage finden, welche die Verarmung des Landes geschaffen hatte.

Die blutigen Notgroschen, welche für allernotwendigste Hilfeleistungen bestimmt waren, wollte sie zu einer Reise nach Petersburg verwenden, und als Stein das Ansinnen entrüstet zurückwies, setzte sie die Entlassung des unbequemen Ministers durch. Seine Kämpfe sind wie die Leiden Hardenbergs unendlich größer und wichtiger als die Familienschmerzen, welche in memeler Königszimmern ausgeweint wurden.

Viele Jahre später hat Hardenberg einmal bitter gesagt, der Mut, den er gegen Verdächtigungen und Intrigen beweisen mußte, stünde vielleicht höher als der Muth, den man zum Erstürmen einer Batterie aufwenden müsse. Alexander von Humboldt aber sagte von der Königin Luise, sie sei „selbstsüchtig, verschlagen und versteckt". Man hat allen Grund, patriarchalische Lügen zu zerstören.

Legenden sind schädlich, auch wenn sie mit dem Beiworte „fromm" herausgeputzt zu werden pflegen. Sie machen die Lehren der Geschichte unwirksam.

Wer daran zweifelt, mag die Rede nachlesen, welche Kaiser Wilhelm II bei der Enthüllung des memeler Denkmals gehalten hat.

Er versicherte der aufhorchenden Festversammlung, daß nur Mangel an Frömmigkeit die Niederlagen von 1806 und 1807 herbeigeführt habe.

Es wäre recht bedauerlich, wenn diese Auffassung preußisches Gemeingut würde, denn sie könnte zur Wiederkehr der schädlichen Zustände von damals führen.

An Frömmigkeit, falscher und echter, hat es nicht gefehlt.

Aber ein Staat, in dem jede freiheitliche Regung erstickt wurde, in dem alle guten Kräfte einigen Privilegierten zuliebe lahm gelegt waren, mußte der Stoßkraft des jugendlichen Frankreichs erliegen.

Stein und Hardenberg hatten ihrem Volke besseres zu geben als Frömmigkeit.

Freilich wurden ihre Namen bei der memeler Enthüllungsfeier verschwiegen. Dafür mußte der Familientradition zuliebe ein Friedrich Wilhelm III als Gesundbeter figurieren.

Vor der Geschichte ist dieser König, der für das simple Gefühl des Dankes zu klein war, abgetan. Der Mann, der nach Waterloo Arndt absetzte, Jahn einsperrte, Schleiermacher überwachen ließ, der York zeitlebens wegen des Tauroggener Vertrages grollte, der einem Gneisenau mißtraute und nach den schmachvollen karlsbader Beschlüssen die Jugend seines Landes in Ketten warf, der Mann, der in der Not eine Verfassung versprach und im Glück sein Wort zurückzog, ist abgetan.

Die Anklageschrift der Geschichte wird durch die Tränen der Königin Luise nicht verwaschen, und ihre laute Mahnung geht im Lärm einer Enthüllungsfeier nicht unter. Man sollte meinen, daß das Preußen von heute stark genug ist, um die Wahrheit über sein Unglück von 1807 zu ertragen.

In der Tat haben sich vor der allerglorreichsten Entwickelung Preußens verschiedene Historiker freimütig äußern dürfen.

Nach dieser glücklichen Periode ist es anders, und nach 1888 ist es noch schlimmer geworden. Heute haben Liebediener das Wort.

Das häßlichſte iſt, daß die Wahrheit nicht autokratiſch plump unterdrückt wird, ſondern daß man unter Wahrung der äußerlichen Formen des Rechtes illoyale Offenheit und Geſinnung beſtraft.

Der Artikel der Königsberger Volkszeitung vom einundzwanzigſten September 1907 brachte nur geſchichtliche Reminiſzenzen, welche unanfechtbar ſind. Dabei waren beſchimpfende Worte vermieden; die Äußerung Humboldts war mit Quellenangabe zitiert.

Aber Marckwald hieß die memeler Denkmalsenthüllung eine Tragikomödie und ſprach von der „Schandſäule" von Memel.

Dieſe Bezeichnung iſt nicht in ſchmähendem Sinne gemeint, denn das Monument ſtellt eine zerbrochene Schandſäule dar, und jedes konſervative Blatt hatte den gleichen Ausdruck bei untertänigſter Schilderung des Kunſterzeugniſſes gebraucht.

Nun erhob man Anklage nicht etwa wegen Verläumdung der in Gott ruhenden Königin Luiſe oder des ebendaſelbſt befindlichen Königs Friedrich Wilhelm III, ſondern man fand eine ausſichtsreichere Unterlage.

Man ſagte: wenn ein Denkmal beleidigt wird, welches der Kaiſer enthüllt, ſo iſt damit der Kaiſer beleidigt.

Logiſch iſt das ja nicht. Aber logiſch muß es auch nicht ſein.

Alſo wurde das Verfahren wegen Majeſtätsbeleidigung eingeleitet und ſinngemäß zu Ende geführt.

Das Ende war eine Gefängnisſtrafe von *fünfviertel Jahren* für den Verfaſſer des Artikels.

Dieſes Urteil erging ein Jahr nach jenem hochherzigen Erlaſſe, welcher die Milderung im Majeſtätsbeleidigungsverfahren zuſicherte.

Wir Süddeutſchen betrachten dieſe Hochherzigkeiten und Gerechtigkeiten aus der Vogelperſpektive.

Für Maximilian Harden

Von Björnſtjerne Björnſon

Im „Morgen" habe ich geſagt, daß Maximilian Harden trotz ſeiner Fehler und Fehlgriffe einer von den Männern ſei, die für ihre Überzeugung das Schaffot beſtiegen. Dies beſtreitet Hardens alter Gegner Profeſſor Delbrück, unter anderm auch mit dem Ausſpruch, daß Harden keine Überzeugung habe.

Damals, als Profeſſor Delbrück dies zum erſten Male behauptete, hatte er wohl die Meinung der meiſten auf ſeiner Seite. Es gereicht Harden zu hoher Ehre, daß er ſich bei einem derartigen Anſturm durchlaviert hat.

Jetzt ſchon iſt eine große Anzahl der begabteſten Männer Deutſchlands von Profeſſor Delbrücks Anſicht abgefallen und legt nun für Harden ein ſehr ſchönes Zeugnis ab; ein Zeichen dafür, daß die Zeit kommen wird, da Delbrück und andre (die Harden ebenſo getreu haſſen) mit ihrem Verdammungsurteil allein ſtehen werden.

Was mich betrifft, ſo habe ich zu beweiſen verſucht, daß beſondere Umſtände einen ſo trotzigen Charakter wie Harden dahin gebracht hätten, den Blick auf ſeine eigene Perſon bei allem, was er tat, zu groß werden zu laſſen. Er ſah beſtändig ſich neben ſich. Dies verleitete viele zu dem Glauben, daß er nur für ſich arbeite. Eine über die Maßen falſche und ungerechte Auffaſſung!

Ich kannte Männer aus entſchieden weicherem Stoff als Harden, die ihm hierin glichen. Durch ihre Überzeugung in die allergrößte Bedrängnis gebracht, gaben ſie dieſe dennoch niemals auf.

Wo hat Harden dies getan? Etwa Bismarck und anderen Freunden gegenüber? Oder dort, wo er ſich politiſch, literariſch oder künſtleriſch eine feſte, eine abgeſchloſſene Meinung gebildet hatte? Mich dünkt, wir könnten

ihn eher dafür tadeln, daß er oft ſelbſt dort daran feſthielt, wo wir anderen das nicht verſtanden.

Profeſſor Delbrück und die anderen ſcheinen zu glauben, daß Menſchen, um für ihre Überzeugung leiden und ſterben zu können, beſtändig ſich ſelbſt gleich bleiben müßten.

Iſt Giordano Bruno immer ſich ſelbſt gleich geblieben?

Profeſſor Delbrück ſcheint ferner zu glauben, daß ein Held keinen Fehler haben, jedenfalls nichts ſagen könne, was nicht ganz der Wahrheit entſpräche.

Den Hiſtoriker Profeſſor Delbrück weiſe ich auf die Helden der Renaiſſance hin, die mit voller Hingebung ihrer Perſon für eine Sache ſtarben. Unter ihnen wimmelt es von Männern, die das vollendetſte Gegenteil von Muſtermenſchen waren.

Ich habe ſelbſt Vorſtudien zu einer dramatiſchen Behandlung Lethingtons gemacht, der für Maria Stuart in den Tod ging. Nach was für einer Vergangenheit!

Aus Haß iſt Profeſſor Delbrück pſychologiſch niemals mit der Beurteilung Hardens zurecht gekommen.

Weiter: damals, als die größte Perſönlichkeit der Neuzeit, Fürſt Bismarck, fiel, hätte Harden ſowohl für als gegen ihn ſchreiben wollen, erzählt Profeſſor Delbrück. Ja, wer von uns freigeſinnten Männern hätte damals nicht dasſelbe tun können? Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird doch die Größe gegen Unrecht und ſchamloſen Abfall verteidigen, ſelbſt wenn allzuviele Handlungen des Großen ihn gepeinigt, ja, aufgebracht haben.

Ich glaube nicht an Hardens unbedingte Wahrheitstreue, wie man geſehen hat. Dem Journaliſten in der Klemme wird es ſchwer, immer völlig bei der Wahrheit zu bleiben. Das iſt meine Erfahrung. — Die Beweiſe, die Profeſſor Delbrück anführt, kann ich nicht kontrollieren, wohl aber dagegen proteſtieren, daß verſchiedene Anſchauungen über ein und dasſelbe zu verſchiedenen Zeiten Beweiſe für völlige Unwahrhaftigkeit ſein ſollten. Ebenſo dagegen, daß der Fall Krupp, wenn er verſchieden von dem Fall Eulenburg iſt, nicht auch anders behandelt werden könnte.

Auch iſt es durchaus nicht unwahrhaftig, wenn man an der Zurechnungsfähigkeit hyſteriſcher Menſchen im großen und allgemeinen zweifelt, aber in

einem beſonderen Fall an ihre Ausſage glaubt, wenn dieſe durch Zeugnis und Beweiſe anderer, oder was Harden dafür nahm, geſtützt wird. Endlich muß es Harden doch geſtattet ſein, eine böſe Sache mehrere Jahre zu kennen, ſie aber erſt dann zu beſprechen, wenn ſie nach ſeiner Meinung ſchädlich wird.

Er hätte vielleicht beſſer getan, dies bleiben zu laſſen; aber tadeln kann ich ihn deshalb nicht. Vielleicht war Nutz und Frommen des Staates nicht ſein einziges Motiv; aber gerade ſein langes Warten ſcheint zu beweiſen, daß es das ausſchlaggebende war. Ein eigenartiger, wichtiger Fall, eine beſondere Einwirkung zwang ihn heraus. Iſt das zu tadeln? Um ein naheliegendes Beiſpiel anzuführen: War Bismarcks einziges Motiv immer nur Nutz und Frommen des Staates? Sollten nicht auch ſeine Motive manchmal etwas gemiſcht geweſen ſein?

Wenn wir, um einen Menſchen bei Lebzeiten zu verdammen, uns mit aller Ehrenhaftigkeit, den Gegner mit aller Unehre behängen und, um zu dieſem Reſultat zu kommen, Tatſachen ſo ſtark mißbrauchen, wie es hier geſchehen iſt, ſo wäre es ganz in dieſem Stile, zu ſagen: „Was für ärmliche Menſchen müſſen doch Hardens Gegner ſein!“

Aber dann würden wir an ihnen ein großes Unrecht begehen; denn wenn ihre Motive auch noch ſo gemiſcht waren — Harden hat ſie zu ſtark verärgert —, die allerbeſten Motive haben zweifellos überwogen.

Aber dieſes Beiſpiel ſollte man auch Harden zugute kommen laſſen.

Unrecht ſoll in jeder Geſtalt und jedem gegenüber — wer es auch ſei — bekämpft werden. Aber wenn einem Manne wie Maximilian Harden Unrecht angetan wird, verſteht es ſich von ſelbſt, daß wir Männer von der Feder ihm zu Hilfe eilen müſſen. Welch große Kraft iſt er doch unter uns!

Sizilianiſche Schauſpieler

Von Björn Björnſon

Ich ſaß im dunkeln Theater. Vor mir auf der Bühne lag Florenz, in Licht gebadet; über Paläſte und Häuſer ragte der Dom, und von ſeinem wunderſamen Campanile klangen große, tiefe Glockentöne über Stadt und Land. — Wir probten damals „das Lied von Florenz“ von Wilhelm Kraj. — Ich ſah mit Sehnſucht auf die Stadt am Arnofluß; ich wünſchte ſie wiederzuſehen. Dort war ich in meiner Jugend umhergegangen und hatte geträumt, die Welt wäre ſo rein blau wie der Himmel über mir.

Neulich nun ſtand ich wirklich wieder dort und ſah von der Höhe, wo der „David“ thront, hin über die in Licht gebadete Weite. Vom Turme ſchwangen ſich die Töne über Stadt und Land . . . . .

Alles, was ich kannte, alles, deſſen ich mich erinnerte und nicht erinnerte, alle Kunſteindrücke von Michelangelesker Größe und Gewalt bis zu jenen der kolibrikleinen Miniaturen, und die alte Stadt, die ſich herablaſſend unſerm geſtrigen und heutigen Anſtarren und Betreten hingab, und die Natur, die lächelte und ſich mit Sonnenflimmern in langen Linien hoch um ſie herumwiegte, — alles gleitet wie im Traume vorbei; nur ein Eindruck ſteht ſtark und wach gleich einem roten Fleck in erhellter Landſchaft: die Erinnerung an Graſſo und ſeine Künſtlerſchar, an ſie, von denen ich ſchreiben will.

Als ich Graſſos Namen auf den Plakaten las, entſann ich mich, daß mein Vater über ihn und ſeine abenteuerliche Romfahrt mit ſeiner Truppe geſchrieben hatte. Am erſten Abend war das Theater leer, am zweiten ausverkauft, an den nächſten kaum ein Platz zu bekommen, bald darauf Graſſo dekoriert. Alſo hin zu ihm! Wir telephonierten nach einer Loge; ich erzähle dies nur, weil das Eintrittsbillett ſo ungemein originell war. Wir erhielten nämlich einen großen Schlüſſel mit einem Meſſingſchild, worauf die Logennummer eingraviert war. Mit dieſem Schlüſſel gelangten wir in das Theater und in unſere Loge.

Leben war in dem Publikum, das die weiten, weißgetünchten Räume erfüllte. Die Männer, den Hut auf dem Kopf, rauchten, ſchwatzten und gaben mit den Händen plaſtiſche Erklärungen ab. Die Damen — ſchön wie ſie waren — blendeten mit Augen, Lächeln und Diamanten. Wir zogen unſere Zigarren vor; aber Zündhölzer mußten wir uns erſt beſchaffen; ich beugte mich über den Logenrand und tippte auf einen Männerhut; der Inhaber ſah auf, und noch bevor ich ihn anſprach, reichte er mir, was ich wollte; er ſah nämlich die Zigarre in meinem Munde. Ein kleines Streichorcheſter ſpielte mit viel Rhythmus, endlich ging der Vorhang auf. Wir waren in Sizilien; wir waren ohne Zutun von Dekorationen und Koſtümen dort. Sie hätten ebenſo gut vor unbemalter Leinwand ſpielen können; dieſe Menſchen machten uns klar, wohin wir ſteuerten: ſüdwärts, wo das Volksgeſchick ſich auf vulkaniſchem Grund erfüllt, wo die Sonne das Blut ſengt, wo Troſtloſigkeit liegt und vor den großen Ausbrüchen bebt.

Ein Feſt in der Oſteria. Der Schwiegerſohn der Wirtsleute huſchte hin und her und wollte, der Tanz ſolle losgehen. Die Alten waren guter Laune; aber *eine* ſtand abgewandt, freudlos, ohne Luſt, irgendwie teilzunehmen: die jüngſte, die unverheiratete Tochter. Ohne Geſten, ohne Worte, ohne Grimaſſen führte ſie uns; und wir empfanden, wohin ſie uns führte. Warum? Was ging vor? *Sie laſtete* auf dem Feſt. „Komm doch! Sei vergnügt wie wir! Tanze! Komm!" — Und ſie gab nach; der Schwager lächelte ſo gut. Aber er, der andere — der Rieſe —, der um ſie herumging und mit den Augen bettelte, der ſeinen wuchtigen Körper mit elegantem Schwung vor ihr hin und herſchwenkte, achtſam darauf, nicht zu ſchwer aufzutreten, — er bekam nicht einmal einen Blick. Daß ſie dies wagte! Wenn er böſe würde! Wie er dort allein in der Ecke ſtand und ſeine Gedanken in ſich hineinwürgte .... Nein, jetzt wollten die Leutchen nicht mehr tanzen, ſie gingen in das Haus, einen Trunk zu tun. Das Mädchen blieb zurück, auf einen Stuhl hingeſtreckt, und er, der Rieſe, ſtand weit ab von ihr und ſtierte auf ihren feinen Rücken. — Dieſe beiden waren *Graſſo* und die *Aguglia*. Ihretwegen waren wir hergekommen.

Und plötzlich befand er ſich hinter ihr; er überflutete ſie mit zärtlichen Worten, lächelnd wühlte er in ihrem wilden, ſchwarzen Haar. In dem, was folgte, war eine Fülle von Weichheit, in ſeinem Blick eine Tiefe von

Gutheit. Und er wartete, und es wurde ſtill, drückend ſtill; denn ſie — die Trollkatze — ſaß unbeweglich, und nur ihre ſchwarzen Lichter blinzelten boshaft. Da kehrte die Geſellſchaft aus Haus und Garten unter Geſang zurück — und den Sang mußte man ſich merken —, das waren helle, offene, faſt blökende Töne wie die der Araber. Tief aus dem Süden kamen dieſe Menſchen, die wir jetzt ſahen und hörten.... Der Schwager tanzte im Hopſa herum, ſagte luſtig „Addio" und war im Augenblick fort. Da lief kaum merklich ein Zucken durch ihre Glieder. Dann wurde es wieder ſtill, mit demſelben Trotzesdruck in der Stille. Und faſt an den Wänden entlang, ganz langſam zog ſich der Rieſe dem Ausgange zu; dort aber richtete er ſich auf, und aus einer Tiefe, wie ich eine ſolche nie gekannt habe, wie ich nie von einer gewußt habe, kam etwas Halbgequältes — halb Wort, halb Schrei — hervor. Sie zitterte; aber ſie verharrte in ihrer unbeweglichen Stellung. Er ſprach einiges, was ich nicht verſtand, Drohendes, Böſes; Macht lag darin, würdig eines Recken, der an das ſchlimmſte denkt, wenn er das höchſte nicht erreichen kann.

Die gewaltigen Beifallsſalven, die Menge von Hervorrufen, geworfenen Kußhänden und Blumen, von halblauten, ekſtatiſchen Schreien bildeten eine Volkskomödie für ſich; aber darüber gehen wir hinweg.

Der nächſte Akt war ſeltſam; er hatte nur ein Motiv: unerlöſtes, brennendes Begehren. In ärmlicher Stube ſaßen die Eltern und ſprachen mit den erſten beſten über die Tochter. Und als dieſe hereinkam in unfeſtlicher Kleidung, das Kopftuch über die Augen gezogen, ſodaß nur die Spitzen der Haarſträhne zu ſehen waren, und ſich mit Blumen im Arm zum Madonnenbild mit den davor angeſteckten Lichtern ſchleppte, — da war ihr bis auf das wahnſinnige, das ſie nicht erreichen konnte, alles in der Welt gleichgültig. Sie warf die Blumen von ſich, ſie fiel auf die Kniee, ohne zu beten, und die anderen in der Stube ſprachen mit ihr, von ihr. Sie wechſelte nur ihre Stellung oder ſtöhnte wie geiſtesabweſend, während Gerede und Geplapper durch die Luft ſchwirrte; die Nachbarn ſahen auf ſie wie auf eine Kranke, eine vom Teufel Beſeſſene. Ein Anfall von Weinkrampf erfaßte ſie, die Hände ſtreckte ſie empor nach etwas Unſichtbarem, das ſie nicht zu faſſen vermochte. — Schnell und leicht trat der Schwager ein; da lag ſie wie zuſammengerollt unten am Stuhl. Durch Zeichen hieß

er die andern hinausgehen; er ſprach zu ihr, das gab ihr einen innerlichen Ruck; ſie erhob ſich, wollte hinaus, fort; er ergriff ſie beim Arm, nahm ſie am Kopf, während ſie ihn erſchreckt anſtierte und lautlos ſchluchzte; ſie erbebte bei ſeiner Berührung — und ſo nah war er ihr, redete er, fragte er .... Kein Gott, kein Teufel konnte verhindern, daß das Ungeſagte wilde, lebende Worte bekam, die ihm entgegenflüſterten, ihm entgegenſiedeten: „Ich liebe, liebe, liebe — dich — dich!" — Und als er ſie endlich losließ, da ſtürzte ſie zu Boden, platt, leblos. Sein Geſichtsausdruck wurde lüſtern, begehrlich nach dem wilden Wahnſinn; er ſank vor ihr auf das Knie, küßte ſie, redete, lachte, hob ſie an ſich, bis beide daſtanden und ſich wortlos in die Augen ſtarrten. Da erklang ein Tritt. Sie ließ ſich auf einen Stuhl fallen, und er war mit einem Male weit ab von ihr am Fenſter. Der Rieſe ſtand in der Stube. — „Iſt ſie krank; dann will"... „Nein", flüſterte der andere, „laß ſie jetzt; es iſt beſſer, wenn niemand mit ihr ſpricht." Und der Rieſe ſetzte ſich fein artig hin wie ein großes Kind und ſah dumm aus. Die Eltern kamen, und der Schwager glitt mit Achſelzucken aus der Stube. Da es zur Veſper läutete, öffneten die Alten das Fenſter, und halb trug der Rieſe das Mädchen dorthin: Es ſolle mit ihm zur Mutter Gottes beten. Aber das Gebet wurde zum Fluch gegen das Geſchick; ſie warf ſich rückwärts zu Boden; ihr Körper war geſpannt wie ein ſtraffer Bogen, während ſie ſich im Krampfe ſchüttelte.

Der letzte Akt brachte den Ausbruch des Vulkans. Draußen vor dem Hauſe ſtanden die beiden Liebenden in eifrigem Geſpräch; allzu intim. Zuletzt zankten ſie ſich. Das Verhältnis war alſo gereift. Leute gingen vorbei und hörten mehr, als ſie ſollten. — Es folgten noch viele gute Szenen; aber ich will gleich zu der letzten, zu der unvergeßlichen übergehen, zu der Szene, worin der Rieſe Abrechnung fordert; Abrechnung durch einen ſeltnen Zweikampf. — Nicht ohne Handgreiflichkeiten — ſowohl gegen das Mädchen wie gegen eine Anzahl Stühle, die Purzelbaum ſchlagen mußten, — ging es ab, als es in ihm aufkochte bis zum Argwohn, daß ſie einen anderen liebe, daß dies der Grund ihrer Krankheit ſei. Mit Hohnlachen leugnet ſie; aber als der Vulkan gefährliche Lebenszeichen zu geben beginnt, ſchwört ſie voll Angſt, daß ſeiner Liebe nichts entgegenſtünde. Wie ſie da in ſeiner Umarmung verſchwand, von ſtillem Jubel umfangen! Sie hatte keine Arme, ſie ihm

um den Hals zu legen, willenlos hing ſie in den ſeinen. Er ſtürmte in das Haus; die Alten mußten unterrichtet werden. Das Preſtiſſimo, das nun folgte, war ein Wirbelwind, eine Hexenküche der Hölle in Wort und Ausbruch. Der Schwager kam; keuchend in überhaſtigem Tempo erzählte ſie ihm, was im Werke ſei; er ſchrie auf; aber hinter ihm gellt ein ſchrillerer Schrei, der Schrei ſeiner Frau, der Schweſter des Mädchens, die unbemerkt hinter ihnen geſtanden und das Ungeahnte gehört hatte. Ihr Mann ſprang zu ihr hin, den Strom von Schimpfworten zu dämmen, aber es war zu ſpät; alle waren dazugekommen, alle hatten es vernommen. Was auch die anderen — ein jeder für ſich — uns in dieſem Zyklon von Schreien, Schmerzensausbrüchen neben ſinnloſen Tränen und törichten Worten halb Unbeteiligter gaben, es war nichts gegen den Eindruck, den wir von dem Rieſen empfingen, der mit ſeiner Rache bereit ſtand, noch ohne zu reden, bewegungslos. Jäh wurde das Mädchen beiſeite geſchleudert, und er ſtürzte ſich auf deſſen Liebhaber. Alte und Junge beteiligten ſich, warfen ſich dazwiſchen, das Schreckliche zu hindern. Das war ein Hin und Zurück, eine Blitzesſchnelligkeit in den Bewegungen, wie ich es bisher nie beſſer und naturgetreuer auf einer Bühne geſehen hatte.

Aber keine Macht der Erde konnte ſich auf die Dauer dazwiſchenſtellen. Bald waren ſie aneinander wie zwei Raubtiere, und plötzlich bog ſich der Rieſe herunter und — ſtach? Nein, er biß ſeinem Gegner in das Ohr. Alle um ſie her jammerten. Der Biß in das Ohr iſt in Sizilien das Zeichen für den Kampf auf Leben und Tod; dem Meſſer fällt bei der nächſten Begegnung die Entſcheidung zu. Dann trennte ſich das Gegnerpaar. Gott ſei Dank: der Anblick der Hinrichtung ſelbſt ſollte uns erſpart bleiben. Aber — mit einem Tigerſprung ſaß der Rieſe auf den Schultern ſeines Feindes. Das Meſſer gab an der Kehle des Opfers den Reſt. Ich glaube, der Rieſe entfloh, einige ſetzten ihm nach, während das Mädchen — das junge Ding — ja, ich weiß es übrigens nicht, das Ganze ging ſo ſchnell.

Ich weiß nur: das Stück bekam ſein rotes Punktum, worauf wir alle gewartet hatten.

Bezeichnend für die Italiener iſt es, daß ſich die beiden Todfeinde beim erſten Hervorruf küßten und umarmten; ich muß geſtehen, daß dies förmlich eine Erleichterung für mich war, ſo leibhaft hatten ſie gehaßt und gemordet.

Ich habe nur — in des Wortes wahrſter Bedeutung — den roten Faden des Stückes wiedergegeben. Aber es enthielt noch viele Szenen voll Humor, feine, kleine Interieurs mit Geraune und Geſchwätz in den Ecken, ein künſtleriſches und techniſches Enſemble von ſeltner Art, eine Ausarbeitung der Details, die erfreute. Der Sprache wurde eine meiſterhafte Behandlung zuteil, mit Pointen, die „ſaßen", wo ſie ſollten, um ſie her ein leerer Raum, wo es hinpaßte.

Nach dem zweiten Akt war ich hinter die Bühne gegangen, Graſſo zu begrüßen. Die Szene glich einem Zigeunerlager, kleine Jungen ſpielten auf Verſatzſtücken Karten, ein altes Weib rauchte aus einer kurzen Pfeife, andres, nicht zum Theater gehöriges Volk trieb ſich herum. Bei dieſem Milieu erinnerte ich mich, daß die ganze Familie bei Beginn von Graſſos Erfolg zu ihm kam und ſich mit Kind und Kegel, Sack und Pack bei ihm niederließ; ſie wollte ſeinen Triumph mitgenießen. Der Familienſinn iſt hierzulande ſtark entwickelt. Im zweiten Akt ſtanden zwei kleine Mädchen völlig ungeniert draußen vor der halboffnen Tür und ſahen mit großem Intereſſe zu; die gehörten ſicher zur Familie!

Der Eindruck des Dramas war, als hätte man in einen glühenden Krater hinabgeſehen, deſſen heißer Hauch uns noch lange nachher zu umlohen ſchien.

Es war ein merkwürdiger Abend.

Aus der großen Welt / Von Baptiſt Gronow

Einleitung

Zu Anfang der ſechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lebte in Paris ein origineller alter Gentleman, genannt Captain Gronow. Er trug ſtets einen ſehr eng anſchließenden blauen Frack, an deſſen Aufſchlägen ein ganz ſchmaler Streif ſeiner blendend weißen Weſte hervorſah, und ſaß ſtundenlang am Fenſter des von ihm mitgegründeten „Petit Cercle" am Boulevard, den goldenen Stockknopf an ſeine Lippen gepreßt. Dieſe Haltung war ſo charakteriſtiſch für ihn, daß boshafte Zungen behaupteten, er ſchliefe ſogar ſo. Der alte

Herr kannte beinahe jeden Menſchen von einiger Bedeutung in ganz Europa, war ein wahrer Anekdotenborn, hatte großen Reſpekt vor den Regeln des guten Tons und dabei einen ſtarken Hang, gelegentlich recht ausgelaſſen zu werden. Er nahm an den tollſten Streichen teil, ohne dabei jemals ſeine tadelloſe Krawatte in Unordnung zu bringen, und er hätte ſich lieber eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen, als daß er im Straßenanzug in die Oper gegangen wäre.

Der Name des alten Herrn wäre gewiß längſt dem Gedächtnis der Menſchen entſchwunden, wenn er nicht gegen Ende ſeines ehrenwerten Lebens einen trefflichen Einfall gehabt hätte: er ſchrieb eine Anzahl von den Geſchichtchen und Anekdoten auf, die er jahrzehntelang mit anerkannter Meiſterſchaft erzählt hatte, und veröffentlichte im Jahre 1862 ein Bändchen unter dem Titel:

The Reminiscences and Recollections of
Captain Gronow,
being Anecdotes of the
Camp, Court, Clubs and Society
at the close of the last war with France.

Die überaus freundliche Aufnahme, die dieſe Aufzeichnungen fanden, ermutigte den Verfaſſer, noch zwei weitere Serien folgen zu laſſen, und ein vierter und letzter Band erſchien 1866, wenige Monate nach Gronows am zwanzigſten November 1865 erfolgtem Tode. Die letzten Bände beſchränkten ſich nicht auf den kurzen Zeitraum der erſten Friedensjahre, ſondern zogen die verſchiedenartigſten Ereigniſſe und Perſönlichkeiten aus den Jahren 1810 bis etwa 1860 in den Bereich ihrer Darſtellung.

Gewiß ließe ſich kaum ein Geeigneterer finden, Sittenbilder aus jener intereſſanten Zeit zu entwerfen, als Captain Gronow. Aus einer alten, im nördlichen Wales anſäſſigen, reichbegüterten Gentryfamilie ſtammend, trat Gronow als blutjunger Offizier bei der engliſchen Garde ein, er machte die letzten Feldzüge der Jahre 1813 und 1814 in Spanien und Südfrankreich mit, focht 1815 glorreich mit bei Waterloo und hatte dann in den Friedensjahren Zeit und Gelegenheit genug, in London wie in Paris als Gardedandy ſeine geſellſchaftlichen Talente zur Geltung zu bringen. Mehr wurde damals von den tapferen engliſchen Offizieren nicht verlangt. Jetzt iſt das anders geworden — meint Gronow wenigſtens.

Zu Anfang der zwanziger Jahre ſcheint er des Soldatenlebens im Frieden überdrüſſig geworden zu ſein und ſeinen Abſchied genommen zu haben. Er lebte dann viel in Paris, auf Reiſen in Italien und auch in England, ließ ſich 1832 als Liberaler ins reformierte Parlament wählen, fiel aber bei der Wiederwahl durch und zog ſich dann zu dauerndem Aufenthalt nach Paris zurück. Er heiratete hier eine Dame

vom Ballettkorps und nach deren Tod ein Fräulein de St. Pol aus einer altadeligen Familie der Bretagne.

Gronow war zeitlebens ein anſtändiger Mann und dabei kein Dummkopf; er hatte eine gute Schulbildung genoſſen, beſaß umfaſſende Kenntniſſe der modernen Sprachen, ein reges Intereſſe für ſchöne Literatur und beherrſchte die Umgangsformen der guten Geſellſchaft. Dazu kam der Beſitz eines ſtattlichen Vermögens, und ſo war es kein Wunder, daß er in den erſten Familien von Paris und London gern geſehen wurde. Seine Erzählungen, die er von dem Treiben dieſer vornehmen Geſellſchaft gibt, ſind alſo Schilderungen eines Augenzeugen, und das iſt es, was ihnen ihren unbeſchreiblichen Reiz verleiht.

Es ſind wunderbare Typen, meiſt vom großen „Jahrmarkt der Eitelkeit", die Gronow in buntem Zuge uns vorführt, Originale, wie die Welt ſie vielleicht ſo mannigfaltig und ſo zahlreich nicht wieder beiſammen ſehen wird. In der endloſen Kriegszeit war England zwanzig Jahre lang faſt ununterbrochen von dem Verkehr mit dem übrigen Europa abgeſchloſſen geweſen; da hatte großbritanniſche Originalität ſich zu höchſt abſonderlichen Blüten entwickeln können, ja, ich möchte ſagen: entwickeln müſſen. Die Gefahr lag nahe, bei der Darſtellung von vielfach ſo exzentriſchen Perſönlichkeiten ins Übertreiben zu geraten und Karikaturen zu zeichnen. Aber ganz abgeſehen davon, daß manche von den geſchilderten Charakteren der Geſchichte angehören, und daß ihre Schilderung auch durch andere literariſche Dokumente beglaubigt iſt, wird man, denke ich, beim Leſen das Gefühl haben, daß Gronow uns Menſchen von Fleiſch und Blut in allen ihren Abſonderlichkeiten vorführt. Seine Geſtalten leben vor uns; er hat die Farben nicht zu dick aufgetragen. Freilich malt er mit bunten Farben, aber es war auch eine recht bunte Welt. Man merkt ihm das innere Behagen an, mit dem er erzählt. In ſeiner Beſcheidenheit glaubt Gronow, ſich wegen der Anſpruchsloſigkeit ſeines Stils entſchuldigen zu müſſen. Er habe ſeine Geſchichten niedergekritzelt, „ſo gut er es konnte". Und er meint weiter: „Wir Soldaten ſind im allgemeinen nicht wegen literariſcher Qualitäten berühmt." Ich denke, Gronow bedurfte ſolcher Entſchuldigungen nicht, halte ihn im Gegenteil für einen Sittenſchilderer erſten Ranges, für einen Humoriſten, dem auch Ernſt und Gemüt nicht fehlen.

Die demnächſt erſcheinende deutſche Ausgabe weicht nun von dem engliſchen Originale ganz weſentlich ab. Gronow hat bunt durcheinander niedergeſchrieben, was ihm gerade ins Gedächtnis kam. Darunter waren denn auch viele Erinnerungen, beſonders an Regimentskameraden und geſellſchaftliche Bekannte, die auf ein dauerndes Intereſſe keinen Anſpruch machen können, zumal für deutſche Leſer. Ich denke, daß auch in dieſem Falle wieder einmal weniger mehr bedeutet, und habe ohne Bedenken den nach meiner Anſicht überflüſſigen Ballaſt über Bord geworfen.

Dann waren Gronows Geſchichten auf vier Bändchen verſtreut; ſchon dadurch konnte es nicht ausbleiben, daß das Zuſammengehörige auseinander geriſſen er-

ſcheint. Ob Gronow, wenn er länger gelebt hätte, ſelbſt vielleicht eine beſſere Ordnung in ſein Werk gebracht haben würde, das weiß ich natürlich nicht. Ich bin der Anſicht geweſen, daß das Buch dadurch außerordentlich gewinnen müßte, und ich glaube jetzt, wo das Buch fertig vor mir liegt, ſagen zu dürfen, daß gerade erſt in dieſer Bearbeitung klar hervortritt, welch ein Reichtum in den Aufzeichnungen des wackeren Captain Gronow ſteckt.

Möchten recht viele deutſche Leſer ſich dieſem Urteil anſchließen!

Dr. H C

Paris beim Einzug der Alliierten 1815

Ich beabſichtige im folgenden lediglich meine eigenen Eindrücke von Paris und ſeiner Umgebung wiederzugeben. Unſer Regiment rückte ſieben Tage nach der Schlacht bei Waterloo, am fünfundzwanzigſten Juni 1815, in die franzöſiſche Hauptſtadt ein. Mein Bataillon zählte nur noch etwa fünfhundert Mann, die überlebenden des Heldenkampfes vom achtzehnten Juni. Wir marſchierten über die Ebene von St. Denis bis dicht an die Batterien von Montmartre und bezogen für drei Wochen ein Biwak im Boulogner Gehölz. Der jetzt ſo ſchöne Park war damals ein wilder Wald ohne Wege, ſumpfig und ganz vernachläſſigt. Die Preußen, die neben uns biwakierten, machten ſich ein Vergnügen daraus, ſo viel Schaden anzurichten, als ſie nur irgend konnten, obgleich das nicht den geringſten militäriſchen Zweck hatte: ſie ſchlugen die ſchönſten Bäume nieder und ſteckten das Gehölz an verſchiedenen Punkten in Brand. Es lagerten damals etwa dreitauſend Mann von der engliſchen Garde in jenem Wald nebſt zehntauſend Preußen, wenn ich nicht irre. Es fand kein nennenswerter Austauſch von Höflichkeiten zwiſchen den beiden Lagern ſtatt; unſer Verkehr erſtreckte ſich nur auf rein dienſtliche Angelegenheiten, deren Beſprechung ſich zwiſchen Verbündeten in Feindesland nicht vermeiden ließ.

Ich glaube, ich war in der britiſchen Armee einer der erſten, die nach Waterloo in das Herz von Paris eindrangen. Ich betrat die Stadt durch die Porte Maillot und kam beim Triumphbogen vorbei, der damals im Bau begriffen war. In jenen Tagen enthielten die Champs Elyſées nur ein paar weit verſtreut liegende Häuſer, und auf den Fahr- und Fuß-

wegen watete man knöcheltief im Kot. Der ſchwache Verſuch einer Straßenbeleuchtung beſtand in wenigen Lampen, die an Stricken über den Straßen hingen. Hier fand ich die ſchottiſchen Regimenter in ihrem Biwak; ihre ſeltſame Uniform erregte beträchtliches Aufſehen bei den Pariſerinnen, die aber ohne Zögern erklärten, daß die Abweſenheit der Hoſen höchſt unanſtändig ſei.

Da ich in Uniform war, ſo erregte ich in hohem Maße die Neugier der Pariſer, die mich übrigens, wie ich glaube, durchaus nicht mit liebevollen Blicken betrachteten. Die Boulevards entlang fand ich hübſche, in Gärten alleinſtehende Häuſer; die Straßen waren zu beiden Seiten mit ſtattlichen Bäumen bepflanzt, von denen manche hundert Jahre alt zu ſein ſchienen. Das Pflaſter war ſehr unvollkommen, man mußte ſich ſeinen Weg erleichtern, indem man die größeren Steine ausſuchte, um daraufzutreten; übrigens verſtanden die Pariſerinnen, ſich gerade dies höchſt kokett zunutze zu machen, um ihre hübſchen Knöchel und Schuhe möglichſt vorteilhaft zu zeigen. Der Fahrweg beſtand aus nackter Erde, ſo wie Mutter Natur ſie geliefert hatte; in der Mitte beförderte eine ſchmutzige Goſſe alle Unreinlichkeiten der Stadt zum Fluß hinab. Die Leute auf den Straßen ſahen mißmutig und wie betäubt aus; hier und da bemerkte ich Gruppen von Angehörigen der höheren Stände, die augenſcheinlich die neueſten Ereigniſſe beſprachen.

Wie würde man heutzutage über Menſchen lachen, die im Koſtüm des erſten Kaiſerreiches unter uns einhergingen! Die Damen trugen ſehr enge und kurze Röcke, die unmittelbar unter dem Buſen anſetzten; ihre Hauben waren von gewaltigem Umfang und ſtanden mindeſtens einen Fuß vom Geſicht ab; einen Fächer trug faſt jede. Die Herren trugen ſackförmig weite, blaue oder ſchwarze Röcke, die bis zu den Knöcheln reichten, die Hüte waren von ungeheurer Größe und wurden am oberen Ende breiter.

In den Theatern war zu jener Zeit begreiflicherweiſe nicht viel los. Ich erinnere mich, daß ich eine Vorſtellung im Français beſuchte und bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal den berühmten Talma ſah. Der Beſuch war ſehr ſpärlich, die beſſeren Plätze des Hauſes waren faſt völlig leer.

In einem weltgeſchichtlichen Augenblick, wie es die Tage gleich nach Waterloo waren, beſchäftigte natürlich alle Gemüter, und beſonders die der leitenden Perſönlichkeiten des Landes, das große Drama, das ſich vor

ihnen abſpielte. Napoleon war nach Rochefort geflohen, die Trümmer ſeiner Armee hatten ſich hinter die Loire zurückgezogen. Noch war aber keine einzige Liſte der Toten und Verwundeten ausgegeben, und — ſchwer zu begreifen — das Regierungsblatt hatte ſogar gemeldet, daß die große kaiſerliche Armee bei Waterloo einen Sieg erfochten habe. Trotzdem waren natürlich Hunderte von Leuten in Paris, die genaue Kunde von dem Gegenteil hatten, und manche wußten auch ſchon um den Verluſt von Verwandten oder Freunden, die in der Rieſenſchlacht gefallen waren.

Ludwig der Achtzehnte zog, wenn ich mich recht erinnere, am ſechsundzwanzigſten Juli 1815 in die Tuilerien ein, und ſein Empfang durch die Pariſer war eine eigentümliche Illuſtration des wankelmütigen franzöſiſchen Nationalcharakters und des plötzlichen, oft unerklärlichen Stimmungswechſels, der in der Volksſeele Platz greift. Als der Bourbone in ſeiner alten rumpelnden Staatskutſche, begleitet von den Gardes du Corps, die Boulevards entlang fuhr, zeigte das Volk auf den Straßen und an den Fenſtern die wildeſte Freude; begeiſtert erſchollen die Rufe: Vive le Roi! Hüte und Taſchentücher wurden geſchwenkt, und weiße Bettlaken oder ſonſtige Tücher mußten als bourboniſche Flaggen dienen. Der König trug einen blauen Frack mit rotem Kragen, dazu eine weiße Weſte und einen Stülphut mit weißer Kokarde. Seine würdevolle und gutmütige Haltung ſchien der Menge zu gefallen, die er mit einem wohlwollenden Lächeln begrüßte. Ich will nicht unerwähnt laſſen, daß zwei Großwürdenträger der Kirche bei dieſer denkwürdigen Gelegenheit dem Könige gegenüber ſaßen. Der Zug zog langſam die Rue de la Paix entlang, bis er endlich die Tuilerien erreichte, wo eine Kompagnie engliſcher Garde nebſt einer Anzahl Pariſer Nationalgardiſten die Wache bezogen hatte.

Am Tage darauf hatte ich ſelbſt Wachdienſt und wurde Augenzeuge, wie der Herzog von Wellington und Lord Caſtlereagh erſchienen, dem wieder auf den Thron geſetzten Monarchen ihre Huldigung darzubringen. Ich war zufällig im Marſchallsſaal anweſend, als die erlauchten Perſönlichkeiten dieſes prachtvolle Gemach durchſchritten. Welche Ehrfurcht dem Herzog von Wellington entgegengebracht wurde, kann man daraus ſchließen, daß eine Anzahl Damen von höchſtem Rang, natürlich Anhängerinnen der rechtmäßigen Dynaſtie, eine Gaſſe bildeten, durch die der Held von Waterloo,

höfliche Redensarten mit ihnen austauſchend, hindurchſchritt. Der König erwartete den britiſchen Feldherrn im großen Empfangsſaal. Ich glaube mit gutem Grund behaupten zu dürfen, daß es in dieſer Unterredung nicht bei bloßen Palaſthöflichkeiten blieb.

Die Stellung des Herzogs war höchſt ſchwierig. In erſter Linie hatte er dem rachſüchtigen Vandalismus Blüchers und der preußiſchen Truppen zu ſteuern, die am liebſten, wenn ſie nur gekonnt hätten, die Stadt Paris dem Erdboden gleich gemacht hätten; auf der anderen Seite mußte er gegenüber dem neueingeſetzten König ſehr diplomatiſch vorgehen. Dabei waren die Vollmachten, die der Herzog von ſeiner eigenen Regierung erhalten hatte, notwendigerweiſe begrenzt.

Gegen Napoleon und deſſen Anhänger war der reſtaurierte Hof von einem Geiſt der Rachſucht beſeelt, den der Herzog beſtändig zu dämpfen ſuchte. Von Talleyrand, Fouché und einigen hohen Geiſtlichen der ultraroyaliſtiſchen Partei war ſogar der Vorſchlag gemacht, den Kaiſer Napoleon, der damals noch in Rochefort war, zu verhaften und erſchießen zu laſſen. Eifrig arbeiteten ſie an der Ausführung dieſer verbrecheriſchen, unmenſchlichen und feigen Tat gegen einen ruhmreich gefallenen Feind, der Frankreichs Fahnen glorreich durch ganz Europa geführt hatte. Sie drangen in den Herzog, der über den alten Semaphortelegraphen mit den hölzernen Armen zu verfügen hatte, er möchte ihnen dieſen zur Benutzung überlaſſen, um dieſen Befehl zu geben. Wäre nun ihr Plan gelungen, ſo wäre dies nichts weiter geweſen als ein niedriger Meuchelmord, begangen an dem Zäſar der neuen Geſchichte!

Das Palais Royal nach der Reſtauration

Man kann wohl ſagen, daß zu jener Zeit im Pariſer Palais Royal das Herz der europäiſchen Verſchwendungsſucht pulſierte. Es war die Bühne, auf der alle großen Modehelden aller Nationen ihre Rollen ſpielten; auf dieſem Fleckchen fand ſich täglich eine ungeheure Menſchenmenge zu keinem anderen Zweck zuſammen, als um der Lebenskomödie zuzuſchauen, die die Gärten, Korridore und Salons des großen, von Richelieu und Mazarin errichteten und von Philippe Egalité umgebauten Palaſtes belebte. In buntem

Gewimmel konnte man auf dem Hof des großen, rechteckigen Gebäudeblocks um die ſiebente Abendſtunde einen Schwarm von engliſchen, ruſſiſchen, öſterreichiſchen und preußiſchen Offizieren ſehen. Dazu kamen noch andere Offiziere von den alliierten Armeen und zahlloſe Fremde aus allen Weltteilen. Hier konnte man außerdem erblicken den König von Preußen mit ſeinen beiden Söhnen, die ſpäter ſelber Könige geworden ſind, die Herzoge von Naſſau und Baden und eine ganze Wolke von europäiſchen Prinzen, die ſich ganz menſchlich zu den Vergnügungen gewöhnlicher Sterblicher herabließen, in den renommierteſten Reſtaurants inkognito ſpeiſten und mit geſchminkten Sünderinnen ſchäkerten.

Die Beſchreibung eines von den Häuſern des Palais Royal wird genügen, von dieſem franzöſiſchen Pandämonium einen Begriff zu geben. Im Erdgeſchoß iſt ein Juwelierladen, wo man Diamanten, Perlen, Smaragde kaufen kann und jede Art von Damenſchmuck feil iſt, jedoch nur für ſolche, die ſehr bedeutende Summen zur Verfügung haben. Hier legte der glückliche Spieler oft einen Teil ſeines Gewinnes an und erſtand irgend einen koſtbaren Juwelenſchmuck, um ihn der oder jener Freundin zu ſchenken, die niemals mit ihm vor dem Traualtar geſtanden hatte. Neben dieſem Laden iſt eine meiſtens ſehr ſchmutzige Treppe, die zu den oberen Stockwerken führt. Unmittelbar über dem Laden befindet ſich ein Café, an deſſen Zahltiſch eine Dame ſitzt. Gewöhnlich iſt dieſe mit großen weiblichen Reizen ausgeſtattet, ſehr tief dekolletiert und trägt auf ihrem Leibe eine Sammlung von Schmuckſtücken, bei deren Anblick die Augen eines Hebräers vor Entzücken funkeln würden. Hier pflegt die Crême de la Crême der männlichen Geſellſchaft zu verkehren, ihr Eis zu löffeln oder ihre Schale Mokka zu ſchlürfen und tagelange Geſpräche, faſt ausſchließlich über Spiel und Weiber, zu führen.

Alle Gedanken der Herrenwelt ſchienen damals Tag und Nacht dem grünen Spielteppich zu gelten, und über den Eingang zu dieſem Salon hätte man Dantes berühmten Vers ſetzen können:

Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!

Der Leſer kann ſich denken, daß ich hierbei das Spielhaus im Auge habe, die ſogenannte „Hölle“ der modernen Geſellſchaft. In dem einen Zimmer war der Rouge-et-Noir-Tiſch, der von zwölf Uhr mittags an von Männern

in jedem Stadium der Spielkrankheit umringt war. Da iſt der kaum flügge gewordene junge Vogel, dem man ſoeben die erſte Feder ausgerupft hat. Er verſpürt beim Spiel noch einen angenehmen Reiz, der, wenn dieſem ein bißchen gut Glück folgt, unfehlbar von den ihn umdrängenden Schmarotzern, die ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln, ausgenutzt werden wird. Andere ſind ſchon in einem vorgeſchritteneren Stadium des Spielfiebers; ſie haben ſeit langer Zeit den größeren Teil ihrer Einkünfte verloren, ihre Beſitzungen verpfändet und ſtehen bereits in einem zu regen Verkehr mit den Juden. Dieſe Leute haben die letzte Stufe der Spielerverzweiflung noch nicht erreicht, aber ſie ſind auf dem Wege zur Verdammnis ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß ihr Leben eine beſtändige Angſt iſt, die ſie ſogar bis in ihre Träume verfolgt. Der Spieler, der einmal ſo weit gekommen iſt, lebt in einem Inferno, das er ſich ſelbſt geſchaffen hat: die Reize der Geſelligkeit, Frauenſchönheit, Kunſtgenüſſe, ja ſogar das Vergnügen eines guten Mahls vermögen ihn nicht mehr zu erfreuen, ſondern nur noch aufzuregen. Wer dem Spielteufel verfallen iſt, der gräbt beſtändig ſeinem eigenen Glück das Grab. (Schluß folgt)

In eigener Sache

Die Redaktion der Münchener Neueſten Nachrichten hat trotz des herrſchenden Karnevals Raum für eine Erwiderung auf unſeren letzten Artikel gefunden. Das iſt viel für ein Blatt, welches nach dem Feſt der heiligen drei Könige ausſchließlich von Reportern redigiert wird; und die Anſtrengung erſcheint noch größer, wenn man bedenkt, daß gerade jetzt ein ſpannender Louisprozeß die höchſten Anforderungen an die geiſtigen Fähigkeiten der Redaktion ſtellt.

Es iſt nur billig, wenn wir dem Blatte unſern innigſten Dank ausſprechen, daß es in dieſer ſchweren Zeit noch die Muße fand, uns ſo viel Belehrendes zukommen zu laſſen und uns einen Einblick in ſeine reiche Wiſſenſchaft zu gewähren.

Freilich iſt es intereſſant, wenn uns eine ſolche Autorität verſichert, daß wir ernſthafte Politik nicht zu treiben verſtehen.

Wir glaubten, daß die Parlamentarier, welche unſere Leitartikel verfaſſen, berufen ſeien, ihre Meinungen darzulegen. Daß ſie ſich nicht dazu verſtehen, für die Münchener Neueſten Nachrichten zu ſchreiben, beweiſt doch nichts gegen, ſondern ſehr vieles für ſie.

Nun zu den Belehrungen auf den Gebieten der von den Neueſten Nachrichten beherrſchten Wiſſenſchaften!

Wir hatten uns erlaubt, zu ſchreiben, daß ernſte Verwicklungen mit Frankreich wegen Marokko, oder wegen unſerer Handelsbeziehungen zu Marokko, auch aus wirtſchaftlichen Gründen töricht wären.

Denn man könne nicht einen Handel, der neunhundert Millionen umſetzt, gefährden, um ſich einen Handel zu ſichern, der bloß neun Millionen wertet.

Weil neun in neunhundert immer noch hundertmal geht, wie die Herren zugeben werden.

Natürlich gäbe es neben dieſen wirtſchaftlichen Gründen noch andere, zum Beiſpiel humane.

Aber wir erwähnten ſie nicht, weil wir den Neueſten Nachrichten verſtändlich bleiben wollten.

Auf die gewiſſermaßen rechneriſche Feſtſtellung erhalten wir nun einen Verweis und folgende Belehrung:

„Eine Halbmonatsſchrift für deutſche Kultur braucht nicht zu wiſſen, daß die Franzoſen den Handel mit Deutſchland durchaus nicht nur um unſerer ſchönen Augen willen treiben, ſondern weil ſie dabei ein ſchönes Geſchäft machen, und daß wir den Franzoſen noch um ein paar hundert Millionen mehr abkaufen, als ſie uns.“

Bleiben wir vorerſt bei dieſem Satze ſtehen und würdigen wir ſeine Durchdachtheit und alles materielle Wiſſen, welches er enthüllt!

Alſo die Franzoſen treiben den Handel mit Deutſchland nicht nur um unſerer ſchönen Augen willen? —

Das iſt ja eine ganz außerordentlich wichtige Feſtſtellung; aber ſie läßt doch noch das Nebenſächliche beſtehen, daß dieſer Handel exiſtiert.

Immerhin iſt es wichtig, zu erfahren, daß in der Redaktion der Neueſten Nachrichten ein tiefſinniger Forſcher der Frage zu Leibe geht, „warum“ Handel getrieben wird, und daß er ſchon die Löſung gefunden hat, es geſchehe nicht um ſchöner Augen willen. Die weniger geiſtig veranlagten Kaufleute

begnügen sich leider mit dem Faktum und schätzen den Handel nach gemeinen Ziffern ab.

Diese Nebensächlichkeit betreffend erklärt uns die professorale Redaktion, daß die Franzosen ein gutes Geschäft dabei machen, indem sie uns um ein paar hundert Millionen mehr verkaufen, als abkaufen.

Tja = ja! diese Franzosen!

Man könnte es beinahe glauben, wenn es uns der Redakteur der „großen" Zeitung von oben herunter sagt.

Aber ein Mißtrauischer merkt bald, daß dieser Treffliche viel zu faul war, um von seinem Drehstuhl aufzustehen und nachzuschlagen.

Für seine Leser hat er das nicht nötig, denkt der Mann und bleibt auf dem angewärmten Polster sitzen. Und schreibt: „Ein paar hundert Millionen mehr."

Allerdings beträgt der deutsche Export etwa vierhundertdreißig Millionen, der französische Import nach Deutschland vierhundertsiebzig Millionen. Aber warum sollte man dem Guten dieses bißchen Unterschied unter die Nase reiben? Papperlapapp! Freuen wir uns über die famose Art, wie er sich das mit dem Import denkt. Er meint nämlich, nur der hat den Nutzen, das gute Geschäft, der exportiert.

Man kann also Gouvernante spielen und doch nicht wissen, daß auch die Einfuhr Werte schafft und Werte umsetzt.

Zum Beispiel: Der Redakteur der Neuesten Nachrichten muß wieder einmal einen Leitartikel über das Kostümfest der Münchener Friseurgehilfen schreiben. Er geht hin und trinkt eine Flasche französischen Champagner.

Damit bereichert er nicht nur die französische Witwe Cliquot, sondern auch den deutschen Wirt, den deutschen Weinhändler, den Bundesstaat. Oder die Frau Redakteur läßt sich eine seidene Bluse machen. Der Fabrikant in Lyon erhält noch nicht ein Zehntel von dem Gelde. Der deutsche Grossist, der deutsche Detailhändler, indirekt auch der Herr Commis, dann weiter die Näherin, und, wegen des Zolles, wiederum der Staat partizipieren an dem Aufwande.

Sollten wir uns noch nicht verstehen, dann hat die Redaktion der Neuesten Nachrichten die Möglichkeit, sich anderwärts zu informieren.

Schräg gegenüber von ihrem Palais wirkt ein Käsehändler, der sie gewiß gerne in die Geheimnisse des Handels einweiht.

Weiterhin sagt uns die „große" Zeitung:

„Die Franzosen haben sich in dem guten Geschäft auch nicht beirren lassen, als die politische Spannung wegen Marokkos aufs höchste gestiegen war."

Stimmt das?

Oder war der Treffliche wieder zu faul, sich vorher zu orientieren? Und ist er im allgemeinen überzeugt, daß Spannungen für den Weltmarkt nichts bedeuten? Sein Kollege vom Handelsteil, oder jener Käsehändler mögen ihn eines Besseren belehren.

Wir haben überdies von kriegerischen Verwicklungen gesprochen; und wir glauben noch heute, daß im Falle eines Krieges dem gesamten deutschen Handel, nicht bloß dem mit Frankreich, recht bald die Luft ausgehen würde.

Ob sich dann der deutsche Unternehmungsgeist in Marokko schadlos halten könnte, scheint uns zweifelhaft.

„Aber wir haben dort eine große Zukunft", sagen die Neuesten Nachrichten und fahren also fort: „Als Columbus Amerika entdeckte, betrug dessen Handel mit Europa noch viel weniger als acht bis neun Millionen."

Wir vermuten, er betrug nicht acht Pfennige vor diesem Ereignisse. Aber Amerika mit Marokko zu vergleichen, das wäre auch dem letzten Provinzredakteur, von welchem die Neuesten Nachrichten so unkollegial denken, nicht eingefallen.

Man muß ziemlich lang Angestellter des größten süddeutschen Blattes sein, um von der Vorsehung mit solchen Einfällen begnadigt zu werden.

Verlassen wir diese ernsten Gebiete!

Es wird ja nicht gleich zum Kriege mit Frankreich kommen. Selbst wenn der Prokurist jener Dattelfirma in Casablanca noch viele Jahre in den Neuesten Nachrichten zur Attacke bläst.

Daß wir nicht für ein Marokko-Syndikat in die Schranken getreten sind, ist für andere Leute selbstverständlich.

Dabei bleibt es möglich, daß die Redaktion der Neuesten Nachrichten nicht begreift, wie man sich die unwürdige Hetze bei uns verbitten kann, ohne dem Chauvinismus oder pekuniären Interessen auf der anderen Seite das Wort zu reden.

Wir kennen verſchiedene gut geleitete Tageszeitungen, welche die franzöſiſche Marokkopolitik verurteilen. Aber ſie alle verſtehen ſich nicht dazu, aus der Sache eine deutſche Angelegenheit zu machen, gefährliche Situationen zu ſchaffen und durch Alarm-Artikel die öffentliche Meinung zu erregen.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit hält ſie von dieſem Spielen mit dem Feuer ab, und ſie verſtehen auch das Verächtliche von leeren Drohungen.

Aber freilich, dieſe Zeitungen würden ſich in dieſer, wie in jeder anderen Sache, einen Vergleich mit den Neueſten Nachrichten als beleidigend verbitten.

Von derſelben Wertſchätzung ausgehend, ſchließen wir die Diskuſſion und erlauben dem münchener Journal, unſeren Wunſch auf freundliche Beziehungen zu Frankreich als „Kinderſtubenpolitik" zu bezeichnen und ſich vor dem überraſchten Süddeutſchland als Eiſenfreſſer aufzuſpielen. Unſere Landsleute werden dieſes neue Märchen von den tapferen Schneiderlein mit Lachen aufnehmen.

Sollten ſich dieſe Herren aber einmal darüber klar werden wollen, wie man auch ohne Vorliebe für das Marokko-Syndikat ſich auf der neutralen Linie halten kann, dann brauchten ſie nur den politiſchen Teil jener Zeitungen zu ſtudieren, aus denen ſie ihre Feuilleton-Füllſel ausſchneiden.

Der März

P. S. Nichts kann die hochpolitiſche Art, mit der die Redaktion der Münchner Neueſten Nachrichten die Wirren in Marokko behandelt, treffender kennzeichnen, als die nachſtehende Notiz über das Gefecht bei Urduellah in Nummer 43 der Neueſten Nachrichten. Es wird zuerſt berichtet, daß auf Seiten der Franzoſen ſechs Mann, darunter ein Leutnant, verwundet wurden. Dazu randbemerkt die Redaktion: „Von der Größe der ruhmvollen franzöſiſchen Waffentat und der unbeſchreiblichen Heftigkeit eines vierſtündigen blutigen Kampfes kann man ſich nach der Größe des franzöſiſchen Verluſtes — ganze ſieben Verwundete, alſo alle fünfunddreißig Minuten einer — ungefähr eine Vorſtellung bilden."

Auch wer die Franzoſen nicht liebt, wird zugeben, daß kein franzöſiſches Blatt die deutſchen Kämpfe in Südweſtafrika mit ähnlicher Sachlichkeit beſprochen hat.

Die ſilberne Nacht

Erzählung von Wilhelm Fiſcher

(Schluß)

Die junge Frau neigte zuſtimmend das Haupt und ſagte: „Ich werde Ihre Dienſtleiſtung mit Dank entgegennehmen, Herr Baumeiſter.“ Georg öffnete hierauf das Käſtchen und unterſuchte es ſorgfältig, bis es ihm nach genauer Prüfung gelang, die Springfeder des geheimen Verſchluſſes zu entdecken. Der Boden ſchnellte unter dem Drucke eines unſcheinbaren, mit vielen andern vergoldeten Nagelkopfes empor, und in dem verborgenen Fache lag eine Schrift. Frau Gismunde langte raſch nach dem Papiere; dabei berührte ihre Hand die ſeine, und indem er aufblickte und ſah, daß ein Armband mit lichten Steinen das feine Gelenk umſchloß, wurde er wie von einem fremden Zauber getroffen.

Sie ſprach: „Wenn wir noch in der Zeit der frommen Helden lebten, ſo könnten wir Sie als unſern Ritter gewinnen; allein ſo müſſen wir uns begnügen, Ihnen für den heutigen Dienſt zu danken.“

„Und jetzt“, ſagte der alte Veit, „warten Sie auf mich eine Weile draußen, lieber Freund; ich komme gleich nach.“

Georg verneigte ſich vor der jungen Frau. Sie reichte ihm ihre Hand, die er mit den Lippen berührte, und er ſchritt hinaus in die Mondnacht.

Ein Hauch von zarter Lieblichkeit kam durch den Garten hergefloſſen, und entgegen ſtrömte ihm der Blumenduft wie der ſehnſüchtige Atem des Frühlings. Etwas tönte in allen Bäumen und Sträuchern wie der lautloſe Jubel der Mondnacht, die in ihrem Keimen und Blühen einen Schatz von Wonne in ſich ſchloß und von einem unbekannten Frühlingsglücke träumte. Und die Sterne blickten vom blauen Himmelsgewölbe auf all den Zauber des ſtillen Erdenblühens wie auf ein eigenes Leben traumesſelig herab. Von ferne leuchtete der weiße Strahl des Springbrunnens, in welchem tauſend Silberfunken glitzerten, und in ſein Rauſchen tönten Stimmen hinein, die ihn anmutig zu ſich zogen.

Als er näher kam, hörte er Fräulein Frida ſagen: „Ich will meinen Blumen flüſſige Mondperlen zu trinken geben; die können ſie am Tage doch nicht bekommen."

Und ſie nahm eine Gießkanne in die Hand, füllte ſie mit dem mondhellen Waſſer aus dem Becken des Springbrunnens und bewegte ſich zierlich gegen das Beet zu. Sie hielt das Köpfchen ſorgſam geneigt und begoß emſig die Blumen. Dabei konnte ſie es doch nicht verhindern, daß der Saum ihres weißen Kleides von den fallenden Tropfen benetzt und feucht wurde. Sie lachte über ihr Ungeſchick, und Staſi, die nahe ſtand, ſagte: „Das kommt einfach daher, weil Sie das Kleid nicht vorerſt geſchürzt haben, Fräulein. Und wenn auch der kleine Fuß ein bißchen mehr ſichtbar wird als ſonſt, ſo darf's doch der Mond ſehen."

„Du, Staſi, rede mir nicht zu viel vom Mond, für dich iſt er gefährlich. Du mußt immer hübſch in der Sonne gehen, daß ſie dich von allen Seiten hell und freundlich beſcheine."

Nun trat Georg hervor und ſprach: „Welch ein Glück iſt es, daß ich hier einem ſchönen Waſſerfräulein begegne, das man, wie es im Märchen heißt, immer an dem naſſen Saum ihres Kleides erkennt. Und, o Gunſt der blauen Frühlingsnacht! ich bin es, der hier im Mondenſtrahl eine ſolche goldhaarige Nixe trifft. Wenn ſie mir nur nicht gefährlich wird!"

„Ich bin ein ſchlichtes Erdenfräulein," erwiderte ſie, „und wer Sie ſind, weiß ich nun auch von unſerm Veit. Womit könnte ich Ihnen gefährlich ſein, Herr Baumeiſter?"

„Ich glaube, mit einer heimlichen Macht."

„Was iſt das?"

„Das iſt eine Macht, die vom Himmel jedem anmutigen Mädchen gegeben wird, das ſich ihr Herz ſo rein zu bewahren gewußt hat wie dieſer Brunnen hier ſein Mondlichtwaſſer."

„Das iſt recht, Herr Baumeiſter. Eine heimliche Macht, die vom Himmel kommt, gefällt mir. Aber beſitze ich ſie wirklich?"

„Würden Sie ſonſt die Blumen ſo liebreich laben, wie Sie es jetzt getan haben?"

„Dann will ich auch dem Himmel danken, daß er mir durch Sie eine ſolche geheime Botſchaft mitteilen läßt, Herr Baumeiſter."

„Und dafür ſind Sie mir gut, Fräulein Frida —?"

„Wie ſoll ich Ihnen gut ſein?"

„Wie eine Frühlingsnacht; nicht anders."

„Nein; aus der Frühlingsnacht ſpricht doch zuweilen Fremdes. Man bildet ſich ein, etwas geſagt zu haben, und es war doch nur der Frühling draußen, der geſprochen hat."

„Kann er nicht auch in uns ſein, Fräulein Frida?"

„Eine Zeitlang; denn es iſt doch das ganze Jahr nicht Frühling. Wenn er ſich aber einmal bei uns eingeniſtet hat, ſo will er das Wort für das ganze Jahr führen und iſt doch nur ein Teil desſelben."

„Aber Sie ſind ja der Frühling ſelbſt!"

„Das heißt, ich bin noch ein Mägdlein. O, wenn mir Gott das Leben ſchenkt, werde ich noch einmal ein altes Mädchen werden," ſprach ſie lächelnd.

„Frau wollen Sie ſagen!" warf Staſi vorwurfsvoll ein.

„O, wie die Braut des Herrn Birling recht hat!" rief Georg. „Wenn die Empfindungen aufblühen, wird man Frau."

„Mit Ihnen habe ich auch noch ein Wort zu reden," ſagte Staſi ſchmollend.

„Weil ich dem armen Herrn Birling einen Händedruck entwendet habe? Das iſt auch ein Verbrechen. Mehr Gutes iſt mir ja in ſeiner Geſtalt nicht zugefloſſen."

„Sie haben auch nicht mehr verdient," ſagte das Mädchen; aber ihr Erröten verbarg der Dämmer der Mondnacht.

„Dann liebt mich Gott weniger als ich ihn, wenn ich nicht mehr verdient habe."

Da ward die Geſellſchaft um einen vermehrt; das war der Major, der ſich nach dem alten Veit erkundigte, dem er noch etwas zu zeigen habe. Er erfuhr von der Tochter, daß der Alte im Gartenhauſe bei Frau Gismunde weile, und da mochte er wieder Georg für den Unterlehrer Birling halten, denn er hieß ihm kurz: „Geht und holt ihn mir — das heißt mit gütiger Erlaubnis der Frau Gismunde."

Und Georg machte ſich auf den Weg nach dem Gartenhauſe, um dem Geheiße zu willfahren. Als er aber dort das Gemach betrat, war Veit nicht mehr anweſend.

Frau Gismunde ſaß am Tiſche unter der Ampel halb abgewendet, ſodaß er ihr Antlitz nur von der Seite ſehen konnte. Das war aber ſo, daß etwas

wie ein Lichtſchein daraus emporſtieg, der ihm vor den Augen flimmerte. Sie erhob ſich bei ſeinem Nahen, kam ihm entgegen und bemerkte ſeine Verwirrung. Sie legte beide Hände auf ſeine Schultern und ſprach: „Willkommen, Herr Baumeiſter!"

Jetzt war der Lichtſchein in ihren dunklen Augen und ſtrömte in die ſeinen über. Das bemerkte ſie auch mit holdem Lächeln und entfernte ſich von ihm.

Doch wendete ſie ihm wieder ihr Antlitz zu und ſagte mit ſüß klingender Stimme:

„Ich beſitze eine kleine Inſel im blauen Meere der Adria. Wenn Sie ein geſchickter Baumeiſter werden, können Sie mir dort ein Marmorſchloß bauen. Das ſoll in die Ferne leuchten, und im Innern will ich ſchöne Statuen aufſtellen laſſen. Auch ſoll ein hoher Schrank aus eitel Glas in dem innerſten Zimmer ſtehen, der ſoll hundert Lädchen enthalten, alle übereinander und alle von Glas. In der unterſten Lade wird mein Bild liegen, gemalt auf Elfenbein; doch das wird niemand ſehen können, es ſei denn, daß er von oben herab durch alle Decken der Lädchen bis auf den Grund blickt. Und das könnte nur der Vogel mit purpurnen Flügeln ſein, der Phönix heißt und alle hundert Jahre einmal kommt. Der könnte hinab wie auf den Grund einer Frauenſeele blicken und mein Bild entdecken. Was ſagen Sie dazu, Herr Baumeiſter?"

Georg ſtand ſo verwirrt unter dem Lichtſchein ihrer Augen, daß er nur erwiderte: „Ich möchte wohl ein ſolches Schloß bauen können, aber nicht um des Schloſſes willen, ſondern um Ihretwillen, Frau Gismunde."

„Das iſt recht, Herr Baumeiſter. Und was den alten Veit betrifft, den Sie ſuchen, ſo iſt er nach den Sternen gegangen. Dort finden Sie ihn."

Und ſie reichte ihm die Hand zum Abſchied. Er neigte ſich darüber, um ſie zu küſſen; dabei berührten ſeine Lippen das Armband mit den lichten Steinen.

„O, das iſt nicht recht!" rief ſie nun mit betrübter Stimme. „Was haben Sie da getan!"

Er wollte ſich entſchuldigen; aber ſie verließ, wie von plötzlicher Angſt ergriffen, das Gemach und verſchwand durch eine Seitentür. So entfernte auch er ſich in den Garten, um den alten Veit zu ſuchen, den er hier nicht gefunden hatte.

Die Nacht trug ein ſilbernes Gewand; von dem ging aller Schimmer aus, der den Garten erhellte. Dazu funkelte ihr Sternendiadem in himmliſchem Glanze. Die jungen Blumen neigten ſich vor ihr, da ſie ihren Boten, den linden Maienwind, herab auf die Erde ſandte. Und ein Säuſeln zog durch das Laub der Bäume, das klang wie liebliche Muſik. Es kam wie von oben mit leiſem Sange und breitete ſich durch den ganzen Garten aus mit nie verklingendem Raunen, wie wenn ſilberne Wellen tropfenweiſe rinnen und dann wieder geſammelt mit feinem Halle plätſchern. Es war ein Surren und Flüſtern, als wenn aus jedem Grashalme ein ſeltſames kleines Weſen blickte und ſeine Verwunderung über dieſe ſilberne Nacht kundgäbe. So tönte es überall ſchier unhörbar und doch mit heimlich zauberhafter Gewalt.

Hoch oben im blauen Sternenwagen zog der Geiſt des Frühlings durch die Lüfte und ſegnete das Land mit Duft, Laub und Schimmer. Und die Schönheit der Mondnacht war nichts anderes als ſeine und aller Weſen Harmonie auf der blühenden Erde.

Georg fiel hinein wie in einen Strom bis über die Ohren, die ihm von den vielen Geiſterſtimmen ſchwirrten, und er trank von der ſilbernen Flut, bis das Herz davon voll wurde. So merkte er auch nicht, daß er in der Wirrnis dahinirrte, und hatte doch die Aufgabe, den alten Veit zu ſuchen, der zu den Sternen gegangen war. Das hatte Frau Gismunde geſagt. Die Sterne glänzten oben an dem blauen Gewölbe des Doms, und er war unten im Kirchenſchiff, das der Frühling als himmliſcher Baumeiſter der Schönheit auf Erden erbaut hatte.

Aber jetzt leuchtete ihm aus dämmerndem Fichtengezweige etwas entgegen, was nicht Mondlicht und Sternenſchimmer war, ſondern wie der rötliche Glanz einer Kerze oder Lampe ſchien. Er verwunderte ſich darüber, kam näher und fand, daß es ein erhöhter Rundbau war, aus deſſen Fenſtern ſich die Helligkeit über die Häupter der Fichten ausbreitete, die als andächtige Gemeinde ſtanden und nach dem Glanze emporblickten. Die Pforte war offen; er ging die Stufen hinauf, und oben in dem Hallenrund ſah er die beiden Alten mit einem großen Fernrohr beſchäftigt, das auf ſeinem Geſtell beweglich ruhte und jetzt durch eine breite Öffnung des Daches nach dem Jupiter gerichtet wurde, wie er den Worten des Majors entnahm. Er blieb vorerſt auf der Sternwarte als dritter unbemerkt; denn gar eifrig waren die

beiden Alten der Betrachtung des wunderſamen Himmelskörpers zugewendet, wobei ſie ſich von Zeit zu Zeit ablöſten und ihre Bemerkungen austauſchten.

Endlich war dem Eifer Genüge getan, und Veit ſprach:

„Ich bin zu meinen Tagen gekommen und alt geworden, aber wenn ich in den geſtirnten Himmel blicke, ſo kommt die Jugend immer wieder. Es iſt, als ob ſie dort hauſte, wo ſie noch niemand geſehen hat, der leiblich auf der Erde wandelt; und fühlt doch ein jeder, der's vermag, ihren Einfluß als den eines milden Geiſtes, der das Auge erleuchtet und das Herz erneut. In den Sternen wohnt das Leben, und wir ſind an ſie gebunden, ohne daß wir es wiſſen. — Könnte ich den Himmel nicht mehr jung betrachten, ſo hätte ich all mein Sehnen verwirkt. Denn dort fährt auf allen Straßen der Geiſt der Jugend zu Felde, der meiner Seele friſchen Odem gibt, Gottes Herrlichkeit in ſeinem nie alternden Reiche zu betrachten. — Woher ich gekommen bin, weiß ich nicht, noch, wohin ich gehen werde; aber ich weiß, daß in dem großen leuchtenden Lebensacker da droben vielfacher Same ausgeſät iſt und daß, wenn mein Leib hier in die Erde geſenkt wird, ſein Kern dort im Sternenacker neu erſprießen kann. Denn die ganze Welt iſt nur eines Geiſtes, von dem nicht ein Fünkchen, und eines Leibes, von dem nicht ein Tüpfelchen verloren gehen mag. So muß ich mich auch im Lichte wiederfinden, der ich mich im Tode verloren habe, und der Schatten der Erde muß dem Leben auf einem andern Sterne weichen, der, ſo wie dieſer hier, auch ein Kind des alleinigen Vaters iſt. — Und der da geſagt hat: in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen, unſer Herr und Heiland, er wird uns gnädiglich nach unſern Taten die Stätte bereiten, wo ich nicht wiſſen werde, wer ich bin, ſowenig, wie ich es hier weiß; und wo ich doch immer fühlen werde, daß ich die Ewigkeit in mir trage als einzig dazu geeignetes Gefäß und ihrer nie verluſtig gehen kann."

„Wahrlich, Veit, Ihr redet mir zu Gemüte, als wärt Ihr nicht der Schulmeiſter, ſondern der Pfarrer ſelbſt. Der weiß übrigens auch nicht die Stimmen auf der Orgel ſo zu führen wie Ihr, daß ſie alle, einzeln und insgeſamt, dem Herrn mit mächtiger und lieblicher Eintracht lobſingen. — Doch da fällt mir ein, daß Frau Gismunde den königlichen Stern gern ſehen möchte, und hätte ich jemanden zur Hand, ſo würde ich ihn zu ihr mit der Botſchaft ſchicken, daß der Jupiter heute beſonders hell ſteht."

Dabei fiel des Majors Blick auf Georg, der jetzt in den Lichtkreis der Lampe trat, und er ſagte: „Wie gerufen, Birling! Ihr habt wohl gehört, was ich eben geſprochen. Tuet darnach und überbringt Frau Gismunde die Botſchaft."

Daß ihn der Schulmeiſter ſchon auf ſeinen Irrtum hinſichtlich der Perſon Georgs aufmerkſam gemacht hatte, das war in dem weiten Gedächtniſſe des Majors zu Boden geſunken wie ein Stein in einem Teiche.

Georg aber machte ſich als Botſchafter getroſt auf den Weg zum Gartenhauſe und ging wieder im Mondlichtgarten dahin. Da hauſte die zarte Lieblichkeit wie eine feine Elfengeſtalt mitten unter Bäumen und Blüten und ſpann ein Netz von ſilbernen Fäden durch den Dämmer, das viel dünner war als ein Spinngewebe, und in welchem ſich die Träume eines jungen Menſchen wie Nachtfalter verfingen, ſodaß ſie nicht mehr heraus konnten. Doch erwachte das Blut in ihm heller als gewöhnlich und rauſchte mit leiſem Sange durch ſeine Adern. Der Mutwille in ihm lächelte ſich gleichſam im Spiegel der ſilbernen Nacht ſelber zu, erfreut, daß er auf ſo ſchönem Pfade wandelte; und als ein leichter Schritt ihm auf dem Kiesweg entgegenkniſterte und bald darauf an einer Biegung des Weges ein weiches Gewand ihn ſtreifte, rief er leiſe: „Halt, die Parole!"

Die erſchreckte Geſtalt, in der er das Kammermädchen Staſi zu erkennen glaubte, ſtrauchelte ein wenig, und er ſchloß ſie raſch beſonnen in die Arme, um ſie zu ſtützen. Aber er konnte ſie nicht gänzlich an ſich ziehen; denn ſie ſträubte ſich kräftig dagegen, ſodaß er nur einen Augenblick lang die zart ſchwellende Mädchenbruſt an die eigene preſſen und, da ſie ihr Antlitz jähe zur Seite gewendet hatte, nur ihre Wange mit den Lippen berühren konnte. Dabei fiel der Mondſchimmer auf den erhobenen Arm, mit dem ſie ihn zurückdrängte, um ſich der Umſchlingung zu entziehen, und er bemerkte ein Armband daran mit weißen Steinen.

In der Betroffenheit, die ihn plötzlich überkam, entſchlüpfte ihm die Geſtalt lautlos, und er ſagte ſich, daß es nicht Staſi ſei, der er ſo mutwillig die Parole auf den Lippen hatte abfangen wollen, ſondern Frau Gismunde ſelbſt.

Das Amt der Botſchaft trieb ihn aber doch vorwärts bis zum Gartenhauſe, und als er dort in das Gemach trat, ſaß Frau Gismunde am Tiſche,

mit ruhigem Antlitze über ein Schriftſtück geneigt, das ſie prüfte. Er entledigte ſich getreulich ſeines Auftrages, und Frau Gismunde hörte ihn ruhig an. Sie blätterte dabei mit der einen Hand in dem Schriftſtücke, die andere ruhte auf dem Tiſche; und er bemerkte, daß beide Gelenke über den ſchönen Händen ungeſchmückt waren und daß ſie das Armband nicht mehr trug.

Sie antwortete ihm, daß ſie dem Herrn Major danke, aber heute nacht nicht zu den Sternen gehen wolle. Sie ſprach dieſes holdſelig, wie es ihre Art war, ohne Georg anzuſehen. Aber als hätte ſie es mit innerem Auge merken können, daß Georgs Blicke an ihrem Handgelenke hafteten, erhob ſie die Stirn, ſodaß die beiden dunklen Sterne ihm groß zuglänzten, und ſprach:

„Sie ſuchen das Armband, das ich vorhin getragen habe, doch vergebens. Denn ich habe es dem Fräulein Frida geſchenkt. Das liebe Kind wird ſich davon nicht trennen, das weiß ich."

Sie ſtand auf und trat ihm näher.

„Sie möchten auch wiſſen, Herr Baumeiſter, warum ich es getan habe. Ich will es Ihnen mitteilen. Meine Altermutter hat das Armband von den Lichtalben bekommen. Die haben es geſchmiedet und aus ihrem Horte die Steine angefügt, die ſeltenen Zauber in ſich bergen. Ich ſelber habe ihn nie walten laſſen, denn mein Sinn iſt auf den Himmel gerichtet und nicht zur Erde geneigt, obgleich ich in Ehe meinem Gemahle verbunden bin, der zurzeit ferne weilt. Der Zauber iſt dergeſtalt, daß wenn ein Mann das Armband auch nur flüchtig mit den Lippen berührt, wie Sie es unverſehens getan haben, er wieder zu der Trägerin gezogen wird und zu ihr zurückkehren muß, wenn er von ihr gegangen iſt. Dem dürfte ich mich nicht ausſetzen, und da Fräulein Frida ſchon vorher oft, wie ich bemerkte, Wohlgefallen an dem Kleinode fand, ſchenkte ich es ihr. Und wenn Sie gezwungen ſein ſollten, einſt wieder hierher zurückzukehren, Herr Baumeiſter, wie ich glaube, ſo werden Sie auch die geheime Macht erkennen, die dies bewirkt. — Noch einmal: ich gehe heute nicht zu den Sternen; vielleicht ſpäter, denn ſie warten meiner, und meine Sehnſucht fliegt ihnen zu."

Ihre ganze Geſtalt ſchien von einer ſeelenreichen Anmut verklärt zu ſein, als ſie dieſes ſagte, und, wie ſchon vorher, entzog ſie ihre Erſcheinung dem jungen Manne, ehe er noch über den ſeltſamen Eindruck ihrer Rede Herr werden konnte.

Nun ging er, dem Major den Mißerfolg ſeiner Botſchaft mitzuteilen, und dachte den kürzeſten Weg zur Sternwarte einzuſchlagen, als er am Springrunnen vorbei kam. Der war ganz in Silber getaucht, und die Tropfen waren ſo durchleuchtet, daß ſie freudig herabzufallen ſchienen.

Zuerſt ſah Georg alles weiß, denn jegliches Dämmerige hielt ſich von dem Brunnen fern, der ſich ganz mit ſchneeig-weißem Lichte bekleidet hatte; aber dann unterſchied er doch ein Menſchenkind, deſſen Gewand ſich von dem Mondesäther um einen ſchattigeren Ton abhob. Dieſes hatte ſeine Hand in das flüſſige Silber getaucht und wendete jetzt die Stirne dem Nahenden zu, dem es mit einer ſchalkhaften Bewegung raſch die Tropfen in das Geſicht ſpritzte. Dabei glänzte das Armband mit den lichten Steinen an ihrem feinen Handgelenke. Fräulein Frida ſprach: „Dieſe Strafe haben Sie für Ihre Verwegenheit verdient! — Wenn ich mir ein Häuschen auf dem Limbecker Hügel bauen ließe, um von oben in die helle Welt und nach den blauen Bergen zu ſehen, ſo dürften Sie mir es allenfalls bauen, aber nicht hinein kommen. Denn Sie ſind ein Wegelagerer, Herr Baumeiſter."

„O wie glücklich bin ich, es zu ſein, Fräulein Frida!"

„Und das Gericht, fürchten Sie es ſo wenig?"

„Nein, wenn Sie die Richterin und mir milde ſind."

„Im Gegenteil, ich will recht hart gegen Sie ſein und Sie verurteilen —"

„Zu was?"

„Das weiß ich noch nicht. — Und da kommt unſer Veit. Gehen Sie ihm entgegen."

„Ich hoffe gewiß, mir meine Verzeihung noch zu holen."

„Verſuchen Sie es!" ſagte ſie mit hellem Lachen und war entſchwunden wie eine Mondlichterſcheinung, er wußte nicht wohin, und der alte Veit ſtand ſchon nahe bei ihm und ſprach: „Gehen wir."

„Und der Herr Major—?" fragte Georg.

Veit ging voran, und Georg folgte ihm. Es war ein ſonderbarer Schatten, den der Alte zurückwarf. Der Kopf bewegte ſich hin und her, als wollte er jeden Augenblick ſich vom Rumpfe loslöſen und zu einem dunklen Vogel werden, der zum blauen Nachthimmel aufſliegen konnte. Deshalb hütete ſich Georg, daraufzutreten, ſondern hielt ſich in gemeſſener Entfernung, ſodaß, als ſie zu einem Pförtchen kamen, das ins Feld führte, der Alte

ſchon einige Schritte voraus war und Georg noch innerhalb der Einfriedung ſtand.

Da ſprach eine Stimme nahebei: „Ich bin böſe auf Sie, Herr Baumeiſter;“ und wie aus dem Boden hervorgezaubert, blickte ihn das Kammermädchen an.

„Sie haben recht, Staſi“, erwiderte er. „Unrecht Gut gedeihet nicht. Ich muß, was nicht mir gehört, zurückgeben. Da haben Sie Ihren Kuß wieder.“

Er haſchte nach ihr, um dem Vorſatze eines ehrlichen Mannes die Tat nachfolgen zu laſſen. Aber ſie entſchlüpfte ihm behend und kicherte aus der Ferne: „Er bleibt Ihnen geſchenkt.“

„Dann vergelt's Gott, Staſi!“ rief er der Davoneilenden nach und holte dann mit raſchen Schritten den vorausgehenden Veit ein. Der hatte Georgs Verzögerung kaum bemerkt, denn er war tief in Gedanken verſunken. Als der junge Mann jetzt an ſeiner Seite ſchritt, hub er überaus ernſt zu reden an von dem Sternenhimmel und all den ſichtbaren Mächten und unſichtbaren Kräften, die ihm an- und innehaften. In ſolchem Geſpräche kamen ſie heim ins Dorf und trennten ſich im Hauſe, ein jeder in ſeine Stube.

Georg ſchlief nicht bald ein, ſo erfüllt war ſein Sinnen von Bildern und Geſtalten, und konnte deshalb auch nicht am frühen Morgen, wie er wollte, ſeine Fahrt fortſetzen. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als er ſich von ſeinen freundlichen Wirten verabſchiedet hatte, und mit dem Ränzel auf dem Rücken fürbaß ſchritt.

Der Weg führte zwiſchen zwei Berghängen durch die Schlucht den Wald hinan, einem Gebirgsbach entgegen, der über Felsblöcke mit grünen weißbeſchäumten Wellen abwärts rauſchte. Unten, wo der Wanderer ſchritt, lag noch die Morgenkühle; doch oben an der jenſeitigen Berglehne ſpielte es golden-grünlich durch das Fichtengezweige, und höher, über den Kamm hinweg, ſchien in ganzer Herrlichkeit der goldene Glanz des Tages ausgegoſſen. Wo ein Strahl der Sonne den Bach traf, da ſchimmerte es unter dem überhängenden Frühlingslaube holdſelig auf. Die Schlucht verengte ſich immer mehr, und der Pfad ſtieg in Windungen den Wald hinan. Georg mußte den Bach verlaſſen, der jetzt tief unter ihm rauſchte und blinkte.

Auf einmal ſah er auf dem jenſeitigen Hange zwei weibliche Geſtalten abwärts wandeln. Sie waren vom lichten Waldeszauber umfloſſen, und er erkannte in der einen die mädchenhaft ſchlanke Elfriede. Ein weißes Kleid umſchmiegte ihren Leib, und er konnte noch ein blaues Gürtelband wahrnehmen, in welchem als Schmuck eine junge Roſe ſtak. Die andere, Frau Gismunde, war dunkel gekleidet.

In dem waldesgrünen Rahmen erſchienen ſie ihm wie zwei liebliche Märchenbilder. Die jungfräuliche Elfriede mit dem ſchimmernden Blondhaare war wie das taufriſche Bild eines Maienmorgens anzuſehen und Frau Gismunde mit dem ſchönen, von dunklen Augen beglänzten Antlitze wie eine holdſelige Sommernacht. Da ſtieg der Mondlichtzauber vor ihm am ſonnenhellen Tage vom Waldesgrunde auf, er ſtieß einen Juchzer aus und ſchwenkte den Hut hinab auf das Bachgelände. Sie hörten unten den Gruß, blickten empor, und Elfriede ſchwenkte ein weißes Tüchlein zum Abſchiede; Frau Gismunde winkte mit der Hand.

Dann entſchwanden ſie unten im Walde, und Georg ſchritt oben der blauen, ſonnigen Ferne zu.

Strindbergs „Schwarze Fahnen“

Von Adolf Paul

Zu Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts jubelte man in Schweden. Strindberg war tot. Endgültig niedergerungen. Der unbequemſte und rückſichtsloſeſte Kritiker der geſellſchaftlichen Zuſtände, der unerbittliche Verkünder deſſen, was nach ſeiner Überzeugung die Wahrheit darſtellte, war endlich — und, wie man hoffte, für immer — verſtummt.

Die Fälſchung ſeiner Abſichten und die Verdrehung der Beweggründe ſeiner Tätigkeit hatten alſo geholfen.

So oft und ſo lange wurde von den herrſchenden Koterien ſeine berechtigte Oppoſition gegen ihre Einzelintereſſen als Verrat am Vaterlande, als eine

Bloßstellung der „Nation“ dem Auslande gegenüber dargestellt, daß es im Lande allgemein geglaubt wurde. Er wurde unmöglich gemacht, jede Existenzmöglichkeit wurde ihm abgeschnitten, er war moralisch und gesellschaftlich tot und stand vor der Aussicht, auch noch geistig ermordet zu werden.

Eins hatte man vergessen: daß die geistige Tätigkeit eines Menschen von seiner Bedeutung nie und nimmer eine interne Angelegenheit jenes Landes bleiben kann, wo er zufälligerweise geboren ist. Die Sache „Strindberg“ war eine internationale geworden, — und man erfuhr es.

In Berlin begann eben zu jener Zeit eine neue Zeitschrift zu erscheinen: Die Zukunft. Die erste Nummer enthielt kurz und knapp einen Brief Strindbergs an seinen in Berlin ansässigen Landsmann Ola Hansson, dem dieser einige orientierende Begleitworte beigefügt hatte. Mehr war nicht nötig.

Aus der ganzen gebildeten Welt bekam die Redaktion Zuschriften und Geld für Strindberg, der Verein Freie Bühne, der seine Stücke hier gespielt hatte, überwies ihm telegraphisch, was er für die Reise brauchte. Er kam sofort hierher und war fürs erste aus seiner Hölle heraus. Verwundet, getreten, innerlich zerrissen, aber ungebeugt und trotziger denn je.

Es soll allen Beteiligten, dem Herausgeber der Zukunft obenan, unvergessen bleiben, daß sie im letzten Augenblick eingriffen, und daß sie ihn sich selbst wiedergaben, da sie ihn vor der geistigen Zerrüttung bewahrten.

Lange dauerte es ja, ehe er sich wiederfand. An acht Jahre irrte er in Europa umher, um endlich, langsam, wieder nach dem Lande zurückzukehren, wo er seine Wurzel hatte, und wo er seine künstlerische Tätigkeit mit voller Kraft wieder aufnehmen konnte.

Die Zeit seines Exils war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Geistig hatte er sich gesammelt und gefestigt. Künstlerisch war er zurückgeblieben. Es galt jetzt, wiederaufzubauen und die ihm gebliebene Zeit noch schnell zu benutzen, um die halbfertigen oder die noch im Keime liegenden Geisteskinder auszutragen und in die Welt zu setzen.

Es kam eine Unruhe und eine Hetze über seine Produktion, die nicht immer ein Vorteil für die entstehenden Werke war.

Aber sie waren endlich da, mit ihren Fehlern und Vorzügen, groß angelegt und großzügig, und daneben eine Menge Halbausgetragenes oder geradezu

Gleichgültiges. Alle aber von einer eminenten Geisteskraft zeugend, und von dem Riesenkampf eines Titanen, um den „Mächten", die ihm zehn Jahre seiner besten Manneskraft genommen hatten, den Raub wieder abzugewinnen.

Es liegt eine herbe Tragik über dem ganzen Kampf dieses Mannes, darum, sein Menschenrecht, seine künstlerische Pflicht vollführen zu dürfen.

Daß aber auch das Satyrspiel nicht ausblieb, dafür sorgten die guten Freunde. Und Strindbergs eigner Beitrag zu der Komödie ist sein Buch: „Schwarze Fahnen".

Als Strindberg zuerst in Schweden hochkam und der kühne Neuerer und Ketzer an allem Hergebrachten begrüßt, gefeiert und bekämpft wurde, da schloß sich ihm eine kleine Gruppe von Leuten an, die durch eigne Kraft und Talent nicht emporzukommen vermochte, die deshalb an seinem Ruhm und Erfolgen mitzehren wollte und es auch redlich tat.

Vor allem Gustaf af Geijerstam, der die Geschmeidigkeit und Geschicklichkeit besaß, dafür zu sorgen, daß sein Name bei jeder Gelegenheit neben dem Strindbergs genannt wurde.

Als Strindbergs Stern dem Erlöschen nahe war, als sein Ruhm sank und er geächtet wurde, da fand man diesen Herrn und sein Grüppchen — auf der Seite der anderen. — Man betätigte wohl noch, ohne sich bloßzustellen, so gut wie möglich das kollegiale Mitleid. Geijerstam zum Beispiel schickte ihm, laut Strindbergs eigner Angabe, einen Gruß des Chefredakteurs von „Dagens Nyheter", des Herrn Vult von Steijern, nebst der Mitteilung, er „dürfe" an seiner Zeitung mitarbeiten, wenn er damit einverstanden sei, daß sein Name nicht genannt werde, — kurz, man suchte Fühlung mit ihm zu behalten, da er doch am Leben blieb, und entzog sich gleichzeitig nicht der Mannespflicht des Strebers, mit den Wölfen zu heulen.

Als Strindberg dann nach Schweden zurückkehrte, fand er seinen Heiducken Gustaf af Geijerstam als Hauptmacher in einem neuen Verlage. Dieser eilte, sich die Konjunktur zunutze zu machen, er spekulierte mit Glück in dem wiedererwachten Ruhm Strindbergs und wurde sein Manager. Die Zeitung „Dagens Nyheter" unterstützte ihn nach Kräften und hatte jetzt nichts mehr dagegen, den inzwischen zum Weltruhm gediehenen Namen Strindberg in ihren Spalten zu drucken.

Strindberg ließ ſie gewähren, ließ es zu, daß ſie nun ihre Geſchäfte dadurch machten, daß ſie für ihn arbeiteten; und jetzt quittiert er für das eine wie für das andere dadurch, daß er die geſamte Koterie, die an Gemeingefährlichkeit nichts eingebüßt hatte, in ſeinem Buche „Schwarze Fahnen" paradieren läßt.

Das Buch iſt eine Hinrichtung, wie ſie ſich grauſamer nicht denken läßt. Und den davon betroffenen, der Redaktion der oben erwähnten Zeitung, Profeſſor Karl Warburg, Geijerſtam, Ellen Key und andern, wird es ſchwer fallen, ſich von dem Schlage aufzurichten.

Aber das Buch iſt, davon abgeſehen, wohl eines der glänzendſten in der geſamten Produktion Strindbergs; es iſt nach Form wie Inhalt ein Kunſtwerk allererſten Ranges, und als ſolches weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus von Intereſſe.

Es ſchildert in glänzend hingeſtellten Szenen das Treiben jener Koterie, — ihre geſelligen Veranſtaltungen, wo ſie alles gegen alles verhetzen, ſich ſelbſt und ihre Weiber geiſtig und leiblich proſtituieren und die „heiligſten" Güter der kulturellen Menſchheit dem einen Zwecke dienlich machen: ihre eigenen kleinen „Ichs" hochzubringen und ihr Geſchäft zu machen. Einige wenige, die aus Not oder Schlaffheit mitmachen mußten, retten ſich nur dadurch, daß ſie ſich ganz von der Welt abſchließen und ſich in eine Art Kloſter zurückziehen, wo ſie, „auf Höhen wandelnd", nur noch als Zuſchauer, aus der Ferne, an dem Getriebe teilnehmen und über Ewigkeitsfragen diskutieren, ſich gegenſeitig dialogiſierte Unterſuchungen über kulturelle Fragen von tragender Bedeutung vorleſen und darüber die dort unten, im Gewühle des Kampfes ums Daſein, erhaltenen Wunden vergeſſen.

Daß dieſe „Dialoge" ſtofflich mit dem Gegenſtand des Buches wenig zu tun haben und meiſtenteils dem ſpäter erſchienenen Werke Strindbergs: „Das Blaubuch" entnommen ſind, tut nichts zur Sache.

Auch nicht, daß ſie ſämtlich die Schwäche des Strindbergſchen Dialogs überhaupt aufweiſen, eines Dialogs, wo jede Frage direkt auf eine im voraus beſtimmte Antwort zugeſpitzt iſt und alſo weder unbefangen noch natürlich ſein kann, wo man aus Frage wie aus Antwort immer nur Strindberg herushören muß und er a priori im Recht zu bleiben verſteht, ob er's nun ſei oder nicht.

Die Hauptsache ist, daß jene Szenen aus dem Klosterleben einen wohltuenden und in heiteren, hellen Farben gehaltenen Kontrast zu den übrigen Teilen des Buches abgeben, die sonst gar zu sehr schwarz in schwarz gemalt erscheinen würden. Sie sind mit dem Gehirn geschrieben, wie das ganze übrige Buch mit dem von glühendstem Haß entflammten Herzen eines echten Dichters. Und deshalb geben nicht sie dem Buche seinen hohen künstlerischen Wert, aber sie nehmen ihn ihm auch nicht. —

Daß ein solches Buch nicht geschrieben werden konnte, ohne daß man in Schweden mit den Fingern auf die Modelle zeigte, ist klar.

Die Geijerstam, Warburg, Staaf, Ellen Key, und auch Strindberg selbst, sind in ihrer Art, sich zu benehmen, zu sprechen, sich zu inszenieren, treffend gegeben; auch die Erpressungen eines Stockholmer Redakteurs und das ganze Getriebe eines modernen Revolverblattes werden mit einer Rücksichtslosigkeit sondergleichen vorgeführt und beruhen leider auch auf allgemein bekannten Tatsachen, die seinerzeit von der Presse totgeschwiegen, aber von der großen Masse um so lebhafter diskutiert wurden und noch nicht vergessen sind.

Seinen lieben Landsleuten sagt der Dichter im Laufe der Schilderung manche derbe Wahrheit, und er rechnet überhaupt mit der ganzen hinter ihm liegenden Epoche ab. Als Kulturbild aus dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts wird das Buch denn auch seine größte Bedeutung haben.

Solche Bücher haben es nicht leicht auf dieser Welt.

Ein Strindberg mußte fünf Jahre suchen, bis er einen Verleger dafür fand. Sie waren alle zu feige. Und als er schließlich einen hatte und der das Buch herausgab, wurde er offen mit dem gesellschaftlichen Boykott bedroht und kategorisch sein Austritt aus dem Verlegerverein verlangt.

Um von vornherein dem Vorwurf entgegenzutreten, es handle sich um eine Spekulation auf die Skandalsucht, wurde nur eine einmalige Auflage von zweitausend Exemplaren gedruckt. Sie war sofort vergriffen und — ein Gegenstand der wildesten Spekulation. Das Buch wird jetzt schon mit dem Vielfachen des ursprünglichen Preises bezahlt. Und die Verlagsfirma wird sich entschließen müssen, eine neue Ausgabe eben zu dem Zweck zu veranstalten, den sie durch das Zurückhalten weiterer Auflagen erreichen wollte.

Der Erfolg beim Publikum war ungewöhnlich groß. Die Kritiken lauteten in den meisten Fällen vernichtend. Die Hetze gegen den Dichter war unerhört.

In der Presse wurde sofort die Ansicht ausgesprochen, Strindberg, der im übrigen gegebene Kandidat für die schwedische Dichtergage, müsse wegen seiner „Schwarzen Fahnen" von jener Ehrung ausgeschlossen bleiben. Sie ist ihm denn auch nicht zuteil geworden.

Dem Auslande gegenüber sei es deshalb ausgesprochen, daß er eben für jenes mutige Buch, in dem er sich um sein Vaterland und sein Volk verdient gemacht hat, diese Nationalbelohnung verdient hätte.

Um so mehr, da das deutschlesende Publikum wohl kaum in der Lage sein wird, selbst zu urteilen. Man wird das Buch lesen und wird stofflich alles vorfinden, — aber der Glanz und das Kolorit der Schilderung, der schlagfertige Witz, der spezifisch Strindbergsche Humor, alles, was einem Buche Leben verleiht, — danach wird man in der Übersetzung vergebens suchen. Denn die Übersetzungen der Strindbergschen Werke sind so miserabel wie nur denkbar. Und es ist wohl kaum zu hoffen, daß darin eine Besserung eintritt.

Stärkung der Krone? / Von Gothus

Es empfiehlt sich dringend, die Kundgebungen des deutschkonservativen Delegiertentages vom elften Dezember etwas genauer zu betrachten; die dort versammelten vierhundert Herren haben aus ihren Herzen keine Mördergruben gemacht. Die kräftig ausgegebene Parole lautete: Stärkung der Krone und Erhaltung des Bewährten.

Bewährt, wenn man gewisse andere Äußerungen heranziehen darf, um dieses Wort recht zu verstehen, haben sich nach der Idee der Deutschkonservativen besonders das Dreiklassenwahlrecht in Preußen, die finanzielle Subsistenzlosigkeit des Deutschen Reiches, die Bornierung des Landvolkes durch eine bigotte Schule, endlich ein Ding, das in jenen Kreisen immer „Autorität" genannt wird, eine Kombination aus polizeilicher Bevormundung mit Vertretungslosigkeit der breiten Massen und persönlichem Regiment von oben her.

Was mit „Stärkung der Krone" innerhalb des Reiches gemeint sein soll, bedarf nun freilich der Erläuterung. Denn Wilhelm II ist bekanntlich nicht „Kaiser von Deutschland", sondern „Deutscher Kaiser", die Reichsgeschäfte werden laut Verfassung vom Kanzler geführt, „Verordnungen" und „Erlasse", die allein von der kaiserlichen Krone ausgehen, gibt es nicht. Für alle gesetzgeberischen Vorlagen an den Reichstag ist der Kanzler vom guten Willen des Bundesrats abhängig, in welchem Preußen die Majorität nicht hat, der Kaiser ist vom Bundesrat abhängig für Erklärung von Angriffskriegen, von ihm und vom Reichstag für alle Verträge mit fremden Staaten. Er kann sich einen intimeren Einfluß auf den Gang der Geschäfte nur dadurch sichern, daß er Vertrauensleute zu Kanzlern beruft und sich gut mit ihnen stellt. Jeder persönliche Eingriff ohne Vorwissen und Billigung des verantwortlichen Ratgebers ist, wie das gelegentlich hier schon ausgeführt wurde, verfassungswidrig.

Was heißt also Stärkung? Sie kann für den König von Preußen erfolgen entweder durch Verfassungsbruch, indem den Bundesstaaten ein Kampf aufgezwungen wird, wie ihn mit recht undeutschen Hintergedanken ja viele Deutschkonservative wollen und wie ihn Herr von Oldenburg öffentlich angedroht hat. Oder sie kann erfolgen an dem Punkte der Kanzlerwahl. Der Kaiser könnte, dem Bürgertum zum Trotz, nur noch rückgratlose Kreaturen zu Kanzlern machen, die sich nach Art der preußischen Minister zu Zeiten der Kabinettsräte Lombard und Beyme lediglich als Exekutivorgane monarchischen Willens zu fühlen und zu betätigen hätten. Die Feudalen — worüber sich Bülow ja so hübsch im Reichstag lustig machte — stellen sich freilich an, als ob man dem jetzigen Kaiser Mangel an Eigenwillen vorgeworfen habe. Das ist jedoch niemandem eingefallen; die „Kamarilla" genoß vielmehr den bösen Ruf, durch Pflege romantischer Größenvorstellungen den „Monarchen" gerade zur Unnachgiebigkeit schlechthin ohne Anhörung irgendwelcher Berater aufgemuntert zu haben. Und in diesem Sinne, der den Mitgliedern alter Familien mit befestigtem Grundbesitz doch recht günstig zu sein scheint, soll nun sichtbarlich auch fernerhin munter drauf los „gestärkt" werden.

Eigentlich müßte die Torheit, die darin liegt, ein Reich von einundsechzig Millionen Seelen über denselben Kamm scheren zu wollen wie den friede-

rizianischen Kleinstaat von zuletzt sechs Millionen, offen zutage liegen; und selbst er ist ja später an der Privilegienseuche recht eigentlich erkrankt und verendet. Was die Feudalen daran hindert, diese Einsicht zu suchen und auf sich wirken zu lassen, sind die großen Annehmlichkeiten von Privilegien für die Inhaber, wie sehr auch die betroffenen Völker durch sie aufgehalten werden und Schaden leiden.

Daher kehrt bei den Unbelehrbaren vom inneren Zirkel die Gesinnung des „après nous le déluge" immer wieder. Bisher sind es von europäischen Nationen, die nicht gleich Frankreich die Republik ausriefen, eigentlich nur die Engländer gewesen, die sich dem nationalen Risiko eines von unsachlichen Antrieben beherrschten Monarchismus entzogen und derartig eingerichtet haben, daß es keine Rolle mehr für sie spielt, ob ihr jeweiliger König ein Held oder ein Esel ist. Es würde dort rein gar nichts ausmachen, wenn Edward VII, was er klugerweise ja zu tun unterläßt, für den Absolutismus im Stil des vierzehnten Ludwig schwärmte; die Geschäfte werden unter allen Umständen nicht von ihm, sondern von einer Auslese gewiegter Politiker besorgt, die durch die Tradition von Jahrhunderten für ihre schweren Ämter vorgebildet werden und sich des Königs, wenn sie ihn für geschickt halten, höchstens gelegentlich als politischen Agenten bedienen. Soweit sind wir lange noch nicht. Bei uns geht es holprig, oft unter allgemeinstem Unbehagen, wenn ein intelligenter Kaiser zuviel Wert auf Initiative legt. Geradezu furchtbar kann es aber werden, sobald erst einmal völlige Inkompetenz und Leichtfertigkeit wie in einem großen Nachbarstaat mit zäher Eitelkeit an allen Prärogativen festhalten, während bewetterte Schranzen, denen außer ihrem Profit ja nichts heilig ist, immer noch weiter „stärken" möchten. Indessen führen die fortgesetzten plumpen Versuche in dieser Richtung doch vielleicht dazu, die Vorteile demokratischer Institutionen etwas lebhafter als bisher zu erörtern.

Daß die preußische Wahlrechtsreform von den Deutschkonservativen als kaum noch der Rede wert behandelt wird, liegt jedenfalls an dem Gefühl großer Sicherheit. Soweit von hohen Stellen aus diese Sicherheit etwa gewährleistet wurde, wäre das kurze Gedächtnis, das dahintersteckt, anzustaunen. Die Regierenden scheinen dann, auf ihren Lorbeeren eingeschlummert, sich einzubilden, daß nach dem Erfolg über die Roten im Ja-

nuar 1907 eine endlose Reihe von ähnlichen Siegen bevorstehe, weshalb man die Mündigsprechung der aufstrebenden Schichten in Preußen beliebig vertagen könne. Dies dürfte sich in jedem Fall als eine böse Verrechnung erweisen. Das deutsche Bürgertum wird, wenn in seinen Erwartungen inbezug auf Beseitigung gewisser Überlebtheiten betrogen, sich von der preußischen Regierung samt dem Reichskanzler abwenden und verstimmt die Radikalen aufs neue durchs Ziel gehn lassen; dann läge der alte Stein den hohen Herren wieder auf der Brust. Denn eine Gefahr muß die Sozialdemokratie so lange bleiben, als keine aufrichtigen Schritte geschehen sind, sie mit ihrem Staatsbürgertum auszusöhnen. Es ist dasselbe Dilemma wie in Belgien: die Klerikalen wollen Almosen spenden, und das Volk verlangt Rechte. Erst wenn der deutsche Arbeiterstand auch im preußischen Landtag vertreten ist, kann sich dort jene erfreuliche Entwickelung anbahnen, die in Württemberg zur Bewilligung des Landes-Budgets durch die sozialdemokratische Fraktion geführt hat. Es wird aber immer deutlicher, daß die meisten Feudalen, wenigstens in Preußen, diese Entwickelung zu einer bessern deutschen Einheit überhaupt gar nicht wünschen. Sie gleichen darin dem alten Deutschorden von Marienburg, bei dem sich die unglücklichen Littauer wiederholt zu Taufe meldeten, aber Heiden bleiben mußten, weil der Orden sonst seinen „Kreuzruf" zu verlieren fürchtete. Der Kreuzruf brachte jedes Jahr neue Kreuzfahrer und Geld ins Land. „Wirtschaft, Horatio!" So müssen auch die Sozialdemokraten Landesfeinde bleiben. Denn sobald gewisse konservative Politiker nicht mehr „das blutige Hemde schwingen" und vom Umsturz unken dürfen, ist ihr Monopol auf Rettung des Vaterlandes erloschen, ist ihre Wichtigkeit dahin, sind sie mit ihrem Latein fertig.

Die Deutschkonservativen, in ihrer hinterhaltigen Klassenpolitik, setzen sich zurzeit, kalt für die Finanznöte des Reiches, gleich dem protzenden landwirtschaftlichen Käfer des Märchens, auf ihren blanken Pfennig. „Reichserbschaftssteuer? Das ginge ja an den Beutel der Majoratsherren! Nicht zu machen!" Warum aber dürfen sie das wagen? Weil sie zurzeit im Block tatsächlich die stärksten sind, nicht nur an Zahl, sondern auch durch die ganze Konjunktur. Zur „bewährten" politischen Unfruchtbarkeit mithelfen zu sollen, dieses Ärgernis würde für uns erst aufhören, sobald die Liberalen mit den Freisinnigen im Reichstag hundertundfünfzig Mandate

kommandierten, die Konservativen entsprechend verringert wären. Es würde sich der Mühe verlohnen, bei nächster Gelegenheit zu untersuchen, um welch ein Programm von wenigen Hauptpunkten sich eine größere freiheitliche Partei mit entsprechend vermehrter Anziehungs- und Werbekraft nach rechts wie nach links wiederum sammeln könnte. Wenn die rein äußerliche Gleichheit der Konfession bereits dazu genügt, ein so eminent politisches Gebilde wie das Zentrum trotz der buntesten wirtschaftlichen Schattierung beisammenzuhalten, sollte der weltgeschichtliche Gedanke des Liberalismus unfähig dazu sein? Vermag er seine Bekenner nicht auf der vom linken Flügel erfolgreich beschrittenen Entwickelungslinie zu einer größeren Einheit vorwärtszuführen, so wäre freilich der Beweis erbracht, daß die politische Reife der Zentrumsleute die der Liberalen übertrifft. Bevor aber diese Konsolidierung nicht erfolgte, ist es eine bloße Schimäre, auf Reduzierung willkürlicher Autorität zugunsten parlamentarischer Regierung zu hoffen. In England, wo zwei große Heerlager, jedes ausgerüstet mit einem besonderen Generalstab und bis ins einzelne organisiert zum sofortigen Antritt der Macht, einander balanzieren, da sind die leitenden Parlamentarier alle zugleich in großen Verhältnissen emporgediehene Staatsmänner. Aber man übertrage die Idee des regierenden Parlaments doch einmal ernsthaft in den Alltag unserer Fraktionen. Zugegeben: die konservative Fraktion übernimmt die Zügel, dann bilden, um von den andern nur die vier größten zu nennen, der Freisinn, die Nationalliberalen, die Sozialdemokraten und das Zentrum die Opposition. Aber wenn die Konservativen glücklich gestürzt wurden? Was dann? Dann treten vier unter sich völlig uneinige Bruchteile die Herrschaft an? Sie sind ja garnicht imstande dazu, nicht für vierundzwanzig Stunden. Es würde zugehen wie bei der babylonischen Sprachverwirrung. Deshalb sollte sich der Liberalismus ein stattlicheres Haus bauen. Erst in einer wirklich großen Partei schulen sich — das Zentrum beweist es — auch die unerläßlichen diplomatischen Gaben. Solange wir nur Fraktionen aufweisen, wuchert jene Unverantwortlichkeit, die, von der Macht ausgeschlossen, bei der Pflege ihrer Prinzipien den Blick für gewisse Notwendigkeiten verliert. Angesichts bloßer Fraktionen wird es ja zum Segen, wenn die preußische Krone als Sammelpunkt administrativer Talente Stetigkeit besitzt. Wer ihre Anstößigkeiten beseitigen will, muß etwas Erhebliches zu bieten haben, er muß

regierungsfähig, fähig zur Ablösung anderer vom Posten sein; andernfalls gewänne die Mißliebige immer wieder ein gewisses Recht, das Streben nach Minderung monarchischer Autorität vor der Öffentlichkeit als ein Streben nach Minderung deutscher Aktionsfähigkeit im allgemeinen zu verklagen. Bleibt aber in Preußen die Krone aus Rücksichten auf deutsche Macht unantastbar, so werden auch fernerhin die „stärkenden" Konservativen in ihrem Schutz und Schatten nisten.

Sich temporär verhaßt zu machen, dies schöne Ziel könnten die Feudalen ja vielleicht erreichen, wenn sie sich auch ferner mit der deutschen Entwickelung so dreist wie auf dem Delegiertentag vom elften Dezember in Widerspruch setzen. Wenn sie nichts weiter betreiben als die bewußte, sehr überflüssige Nackenstärkung, die Wegdrängung der Bürgerlichen von allen besseren Offizierspfründen und Verwaltungsämtern, die Auslieferung der Schule an die Kirche, Verweigerung der Existenzmittel für das Reich und sonstigen „bewährten" Klassenhochmut, Klassenegoismus, dann dürfte der öffentliche Unwille über ihr Treiben eines Tages doch erheblichen Wind in die demokratischen Segel bringen.

Drahtlose Telegraphie und Telephonie

Von Dr. Gustav Eichhorn

Mit zehn Abbildungen

Unsere Zeit steht in dem Zeichen eines intensiven internationalen Verkehrs. Das geistige Leben des Einzelnen bildet gewissermaßen nur einen integrierenden Bestandteil eines Weltgehirns; ein bedeutsames Geschehen irgendwo auf der Erde ist fast unmittelbar darauf Gemeingut aller Menschen. Lange Zeit haben nur die Kabel, die Telegraphen- und Telephondrähte die Nervenstränge dieses Weltgehirns gebildet; seit einem Jahrzehnt dient dem gleichen Zweck auch eine Telegraphie ohne metallischen Leiter, die sogenannte drahtlose Telegraphie oder Radiotelegraphie.

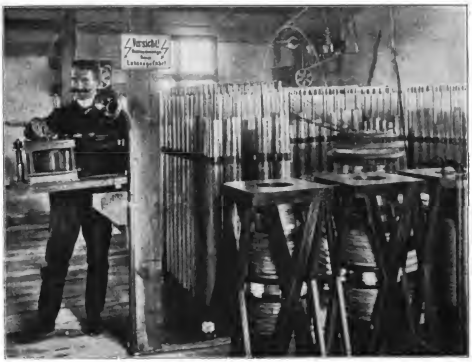


Abbildung 1

Jeder Gebildete weiß heute, daß man bei dieſem neuen Verkehrsmittel mit Hertzſchen Wellen operiert, das heißt, daß die klaſſiſchen Unterſuchungen des leider ſo früh verſtorbenen Profeſſors Heinrich Hertz über die Ausbreitung elektriſcher Kraft das eigentliche Fundament für die praktiſche drahtloſe Telegraphie vermittelſt elektriſcher Schwingungen beziehungsweiſe elektriſcher Wellen bilden. Hertz verifizierte durch ſeine Experimente die geniale Faraday-Maxwellſche elektromagnetiſche Lichttheorie, die ausſagt, daß alle Strahlungserſcheinungen elektromagnetiſchen Urſprungs ſind, daß ſie ſich im Weltäther abſpielen, daß ſie alle die gleiche enorme Ausbreitungsgeſchwindigkeit von dreihunderttauſend Kilometern in der Sekunde haben, und daß ſchließlich die verſchiedenen Erſcheinungsformen, wie Licht, ſtrahlende Wärme und Strahlen elektriſcher Kraft, ſich nur durch die Wellenlänge voneinander unterſcheiden. — Unſer Auge iſt ein elektriſcher Detektor für die ſehr kleinen Lichtwellen, während unſerem Körper für die Wahrnehmung der großen elektriſchen Wellen der drahtloſen Telegraphie ein Organ fehlt, ſodaß wir auf die Benutzung von Inſtrumenten angewieſen ſind. —

Für die Zwecke einer Telegraphie ohne Draht wurden dann die Hertzſchen Dispoſitionen unter Benützung des inzwiſchen von Branly entdeckten Kohärers, als Detektor für elektriſche Wellen, zuerſt von Marconi in die Praxis eingeführt; und es bleibt ſein unvergängliches Verdienſt, die anfänglich großen praktiſchen Schwierigkeiten überwunden und als erſter über die relativ große Entfernung von dreißig Kilometern drahtlos telegraphiert zu haben. Der eigentliche Entdecker dieſer Telegraphie vermittelſt elektriſcher Wellen bleibt trotzdem für alle Zeiten Heinrich Hertz, und nicht Marconi.

Die einfachen Anordnungen Marconis wurden auch ſehr bald von deutſchen Forſchern überholt, und ſpeziell Profeſſor Ferdinand Braun hat eine neue Epoche eingeleitet durch Einführung der ſogenannten gekoppelten Syſteme, das heißt einer Verbindung eines geſchloſſenen elektriſchen Schwingungskreiſes, der das Energiereſervoir für kräftige, lang andauernde elektriſche Schwingungen bildet, mit dem offenen freien Luftdraht, der die Energie ausſtrahlt. Um die vollſtändige theoretiſche Klarſtellung dieſer neuen Anordnungen, mit denen bis vor kurzem in der ganzen Welt ausſchließlich, auch von Marconi, drahtlos telegraphiert wurde, haben ſich beſonders die

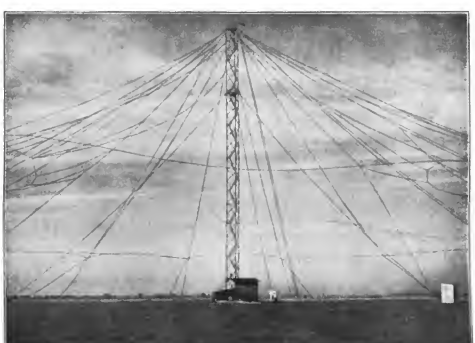


Abbildung 2

Profeſſoren Max Wien und Paul Drude verdient gemacht. In dieſer Methode, bei der die elektriſchen Wellen durch einen elektriſchen Funken ausgelöſt werden, weshalb man auch von „Funkentelegraphie" ſpricht, haben wir es nun nicht mit unaufhörlich anhaltenden Schwingungen zu tun, ſondern dieſe ſind nach jedem Funken durch Pauſen unterbrochen. Es entſtehen nur diskontinuierliche Schwingungen beziehungsweiſe Wellenzüge,

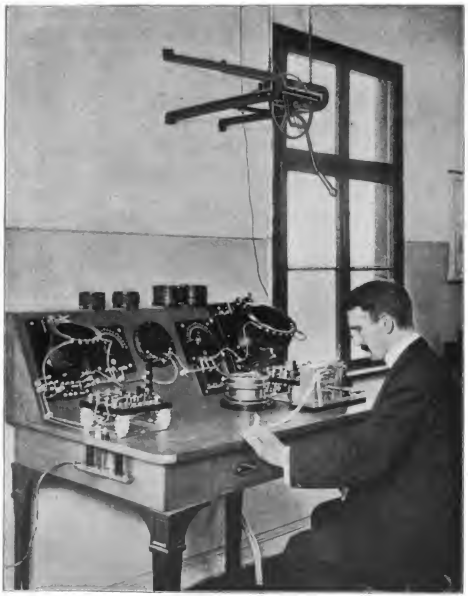


Abbildung 3

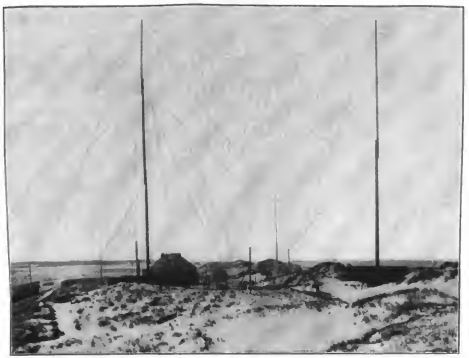


Abbildung 4

die ſich zwar ſeit jetzt zehn Jahren als ſehr brauchbar erwieſen haben, aber keineswegs das Ideal der Vollkommenheit darſtellen.

Eine neue Anregung erfolgte durch die Entdeckung von Duddell, daß in einem elektriſchen Schwingungskreis unter gewiſſen Bedingungen kontinuierliche Schwingungen entſtehen, wenn man ihn parallel zu einem Gleichſtromlichtbogen, zum Beiſpiel einer Bogenlampe, ſchaltet. Leider ſtellte ſich heraus, daß die erreichbare maximale Frequenz ſehr niedrig blieb, ſodaß dieſe neuen kontinuierlichen Schwingungen zunächſt nicht praktiſch zu verwenden waren. Dieſer übelſtand wurde erſt vor etwa zwei Jahren durch den däniſchen Ingenieur Valdemar Poulſen beſeitigt, den Erfinder des ingeniöſen magnetiſchen Telegraphons. Von den durch Poulſen zur Erzielung genügender Frequenz und Intenſität der Schwingungen angewendeten Mitteln ſei nur das hauptſächlichſte genannt: die luftdichte Einbettung des Lichtbogens in Waſſerſtoff.

Gegen die alte „Funkentelegraphie" hat die neue „Lichtbogentelegraphie" viele Vorzüge; nicht der geringſte iſt, daß dieſe kontinuierlichen, ſchwach gedämpften Schwingungen es ermöglicht haben, auch die lang erſehnte drahtloſe Telephonie auszubilden.

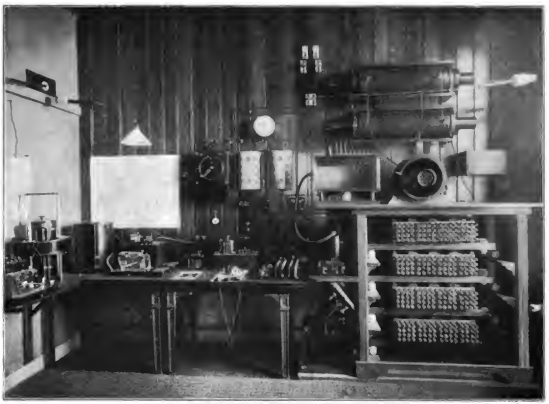


Abbildung 5

Wir wollen uns nun auf einigen größeren Stationen für drahtloſe Telegraphie umſehen, um die praktiſchen Einrichtungen und die Arbeitsweiſe des neuen Verkehrsmittels aus unmittelbarer Anſchauung noch näher kennen zu lernen.

Abbildung 1 (Seite 246) zeigt den Raum der Telefunken-Großſtation Nauen bei Berlin, wo die Schwingungsenergie erzeugt wird. Der primäre Strom einer von einer fünfunddreißigpferdigen Dampflokomobile angetriebenen Wechſelſtromdynamo wird durch die vorne ſichtbaren Hochſpannungstransformatoren auf hunderttauſend Volt hinauftransformiert. Dieſe hochgeſpannten Ströme laden die gewaltigen Leidener-Flaſchen-Batterien, die zuſammen mit Drahtſpulen den elektriſchen Schwingungskreis bilden. In der Mitte der erſten Flaſchenreihe erblickt man die ringförmige Funkenſtrecke, in der die Entladungen, die die Schwingungen einleiten, mit armdicken, weißglänzenden Funkenbändern unter donnerähnlichem Krachen vor ſich gehen. Die erzeugte Schwingungsenergie wird nun auf das offene Luftleitergebilde über-

tragen, das die ſpezifiſche Eigenſchaft hat, die Energie in den Raum zu ſtrahlen. Natürlich dient es auch zum Auffangen der elektriſchen Wellen.

Abbildung 2 (Seite 247) zeigt uns den hundert Meter hohen Turm, der ſein gewaltiges Gewicht durch eine Stahlkugel auf ein gegen die Erde iſoliertes Betonfundament überträgt. Das von ihm getragene Luftleitergebilde beſteht aus vielen verſeilten Kupferdrähten, die gleich den Rippen eines Regenſchirmes ausgeſpannt ſind und eine Fläche von ſechzigtauſend Quadratmetern bedecken.

Die Abbildung 3 (Seite 248) führt uns in den Empfängerraum. Mit der Hebelanordnung über dem Tiſch kann man das Luftleitergebilde bald an den Sender, bald an den Empfänger anlegen. Kaum hat man mit dem auf dem Tiſch montierten Morſetaſter, der eine kürzer oder länger dauernde Erregung der Schwingungskreiſe vermittelt, telegraphiert und den Hebel auf Empfang geſtellt, ſo erſcheinen auf dem Morſeſtreifen wie bei der Drahttelegraphie in Punkten und Strichen die Telegramme von einem Ort, der vielleicht Tauſende von Kilometern durch den freien Raum von uns getrennt iſt. Außer den genannten Apparaten befinden ſich auf dem Tiſch noch die erforderlichen Empfangsſchwingungskreiſe, Relais, Kohärer und ſo weiter. Der Kohärer, die eigent-

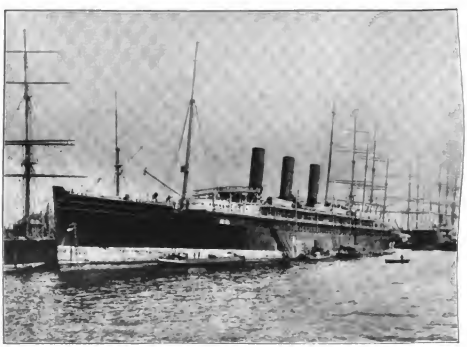


Abbildung 6

liche Seele der Empfangsanordnungen, beſteht im Prinzip aus loſem Metallpulver, das die Eigenſchaft hat, unter Einwirkung elektriſcher Wellen ſeinen elektriſchen Widerſtand zu verringern; durch leiſes Klopfen — was automatiſch geſchieht — verſetzt man ihn wieder in ſeinen urſprünglichen Zuſtand. Auf dieſe Weiſe erregen kürzere oder längere Beſtrahlungen in einem angeſchloſſenen Stromkreiſe kürzer oder länger dauernde Stromſtöße, die man auf dem Morſeſchreiber als Punkte und Striche regiſtriert.

Die Station Nauen ſteht in täglichem Verkehr mit einer Gegenſtation bei Petersburg und verſorgt neuerdings die atlantiſchen Dampfer bis auf viertauſend Kilometer Entfernung mit Zeitungsdepeſchen.

Die beiden Abbildungen 4 und 5 (Seite 249 und 250) führen uns eine andere Ausführungsform von „Telefunken"-Stationen in der Station Scheveningen vor. Alle vorher beſchriebenen Anordnungen ſind unſchwer wiederzuerkennen. Im Stationszimmer iſt rechts der Sender, links der Empfänger; in der Mitte des Tiſches erblickt man hier noch ein Telephon, durch das man in Verbindung mit einer ſogenannten Schloemilch-Zelle (ein auf elektrolytiſchen Vorgängen baſierender Detektor) die Morſezeichen auch abhören kann.

Man kann heute nicht nur ſehr große Entfernungen überbrücken, ſondern ſich auch ſehr ſcharf auf beſtimmte Frequenzen, beziehungsweiſe Wellenlängen, abſtimmen, ſodaß zwei beſtimmte Stationen miteinander ohne Störung verkehren können, auch wenn gleichzeitig noch viele andere Stationen in Tätigkeit ſind. Andrerſeits aber liegt es in der Natur der ſich nach allen Seiten ausbreitenden Schwingungen, daß jeder ſich mit geeigneten Apparaten auf wirkſame Wellenlängen einſtimmen, das heißt: die Telegramme unbefugt abfangen kann. Dagegen gibt es heute nur ein Mittel: die Benützung eines Geheimcode, wie er im ruſſiſch-japaniſchen Kriege Anwendung fand,

Abbildung 7

Abbildung 8

wo die drahtloſe Telegraphie eine große Rolle geſpielt hat. In letzter Zeit hat Profeſſor Braun allerdings mit Erfolg noch einen anderen Weg eingeſchlagen: die Ausbildung der ſogenannten „gerichteten" drahtloſen Telegraphie. Durch Erzeugung phaſenverſchobener Schwingungen wird die elektriſche Ausſtrahlung vorzugsweiſe in eine beſtimmte Richtung entſendet. Wir können auf dieſen etwas komplizierten Gegenſtand hier nicht näher eingehen. Nach einer ſpeziellen Richtung hat ſich die Radiotelegraphie (es iſt dies die amtlich angenommene Bezeichnung der Berliner internationalen Konferenz des letzten Jahres) wohl ganz unentbehrlich gemacht, nämlich für den Verkehr auf dem Meere. Schon ſeit lange ſind alle Feuerſchiffe und Lotſenſtationen mit ſolchen Einrichtungen verſehen, und es ſind dadurch ſchon viele Menſchenleben gerettet und Verluſte materieller Güter verhindert worden. Des ferneren aber ſind nicht nur, wie jeder weiß, alle Kriegsſchiffe mit Inſtallationen für den drahtloſen Verkehr ausgerüſtet, ſondern auch faſt alle größeren Paſſagierdampfer, ſodaß die Sicherheit des Seeverkehrs dadurch ganz bedeutend größer geworden iſt. Wie die Abbildung 6 (Seite 251) erkennen läßt, werden die Luftdrähte zwiſchen den Spitzen der Maſten ausgeſpannt.

Eine intereſſante Anwendung vertreten die fahrbaren Stationen der Militärbehörde. In Abbildung 7 (Seite 252) erblicken wir den ganzen Apparat auf einen leichten Wagen montiert, der den ſchnellſten Kavalleriebewegungen folgen kann und Befehle auf die Entfernung vieler Tagesmärſche vermittelt. Der Luftdraht wird hier durch Drachen oder Ballons in die Höhe geführt.

Die bereits ehrwürdige Funkentelegraphie hat ſich bewährt; aber ſchon iſt ſie nicht mehr Alleinherrſcherin, und immer mehr Boden wird ihr abgerungen durch die junge „Lichtbogentelegraphie" mit kontinuierlichen Schwingungen nach Duddell-Poulſen.

Abbildung 8 (Seite 253) zeigt uns den Poulſen-Generator für dieſe Schwingungen. Die weiße Marmorplatte bildet die Vorderſeite des luftdicht abgeſchloſſenen und von Waſſerſtoff durchſtrömten Gehäuſes, in dem ſich der Gleichſtromlichtbogen befindet; ſeitlich erblickt man noch einen Elektromagneten, der ein transverſales Magnetfeld zum Lichtbogen ſchafft, wodurch gleichfalls eine Steigerung der Frequenz und der Intenſität bei den erzeugten Schwingungen erreicht wurde. Die dicht dabei ſtehenden Apparate ſind Kondenſatoren, die mit der breiten Drahtſpule den Schwingungskreis bilden. Dieſer wird

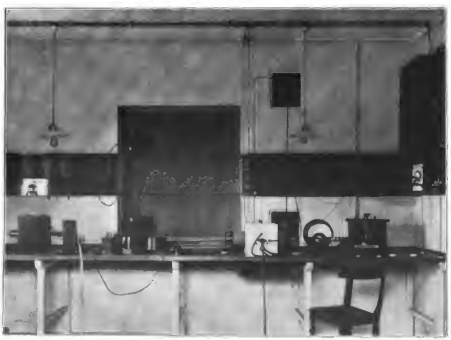


Abbildung 9

durch den parallel geschalteten Lichtbogen angeregt. Die ganze Anordnung wirkt etwa wie eine von einem stetigen Luftstrom angeblasene Orgelpfeife. Die Luftlamelle, die gegen das Labium der Pfeife strömt, hat dieselbe Funktion wie der Lichtbogen. Bemerkenswert ist, daß hier nur eine primäre Spannung von fünfhundert Volt angewendet wird gegenüber den gewaltigen primären Spannungen der Funkentelegraphie. Trotzdem wird infolge der kontinuierlichen Schwingungen die angeschlossene lange Resonanzspule (die in praxi durch den Luftdraht ersetzt ist) auf das heftigste erregt, wie es die an der Spitze der Spule auftretenden starken Ausstrahlungen erkennen lassen.

Äußerlich sind die Poulsen-Stationen nicht wesentlich verschieden von den Funkentelegraphie-Stationen. Die Abbildung 9 (Seite 254) zeigt das Innere der Großstation Lyngby bei Kopenhagen, die ich auf Einladung von Poulsen im letzten Sommer besuchte. Rechts ist der Sender, links der Empfänger. Die bisher üblichen Empfangsapparate sind auch hier anwendbar, doch führte mir Herr Poulsen auch schon seine neue ingeniöse Anordnung vor, die es gestattet, die Morsezeichen photographisch zu registrieren.

Abbildung 10

Abbildung 10 zeigt die Reproduktion eines Originaltelegramms.

Die Station Lyngby verkehrt regelmäßig mit einer Station bei Berlin (über etwa fünfhundert Kilometer) und mit der Station Cullercoats bei Newcastle in England (über etwa neunhundertfünfzig Kilometer), ferner mit überseedampfern bis auf dreitausend Kilometer Entfernung.

Wie schon erwähnt, war mit der Entdeckung der kontinuierlichen elektrischen Schwingungen auch die drahtlose Telephonie ermöglicht. Denn jetzt brauchte man nur nach bekannten Methoden durch Überlagerung von Mikrophonströmen den Lichtbogen zum Singen und Sprechen zu bringen, beziehungsweise ihn zu beeinflussen, um den ausgesandten elektrischen Wellen die menschlichen Laute aufzuprägen. Das Prinzip ist dasselbe wie bei der schon sehr alten Methode einer drahtlosen Telephonie vermittelst der Lichtschwankungen und einer darauf reagierenden Selenzelle. An der Empfangsstation für elektrische Wellen wird jetzt an Stelle der Selenzelle ein mit dem Luft-

draht und Schwingungskreisen verbundener Schloemilch-Wellendetektor benutzt, der auf die feinsten Intensitätsschwankungen der elektrischen Strahlungen reagiert und seine resultierenden Stromschwankungen in dem mit ihm verbundenen Telephon wieder in die Sprachlante umsetzt.

Man hat in jüngster Zeit große Fortschritte mit dieser drahtlosen Telephonie gemacht; so wurde kürzlich der Vortrag eines Grammophons, das auf der Station Weissensee bei Berlin aufgestellt war, deutlich auf der Station Lyngby (also über mehr als fünfhundert Kilometer) gehört.

Mit diesem Hinweis will ich meine Darstellung über Wesen und Wirken der drahtlosen Telegraphie und Telephonie beschließen, die unvergängliche Kulturdenkmale unseres arbeitsfreudigen Jahrhunderts bedeuten.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartsch

(Fortsetzung)

Jetzt, ah, jetzt! Wenn Frau Else hier wäre! Jetzt möchte er zu ihr, ihr zujauchzen: „Da! Ich war doch kein Wahnsinniger!" Sie aber war ferne, so daß er das unermeßliche Glück allein tragen mußte. Auf die Straße, ins Grüne also. Und nur sorgsam an sich halten, damit die Leute nichts ahnen! Wirklicher Geheimer Rat des mächtigen Kaisers der Deutschen! Aber sie werden es an deinen leuchtenden Zügen erkennen. Einsame Wege also. Und auf den stillsten Pfaden der sommerstillen Stadt rannte er wie ein Toller dahin. Nach Norden! Nach dem frischen, prachtvollen, herben Norden! Er wählte den Weg durch den Graben, erstieg den Rosenberg und schaute gegen Mitternacht. Verfluchte steirische Berge, die dem Blick in das weite Land der Verheißung entgegentrotzten! Wo wäre nur die Warte, von der man bis Preußen sehen könnte! Er hatte es doch geahnt. Für dieses lebenslustige, weiche, österreichische Volk war er zu hart, zu herb, zu strenge! Für diese singenden, lachenden, helläugigen Steirer, für diese Traumstadt, für diese weiche Umgebung!

Wenn nur schon die vierzehn Tage herum wären! Und dann fuhr er.

Fuhr wie im Traum. Wenn er die Augen ſchloß, vergaß er, daß er im Waggon letzter Klaſſe ſaß. Das Schlagen der Räder auf den Schienenſtößen klang wie achtfach gedoppelter Hufſchlag. In einer Goldkaroſſe mit vier Pferden fuhr er zu ſeinem Kaiſer . . .

Aber je weiter er nach Norden kam, deſto beengender wurde der Traum. Es war um die Mitte des reichen Monats Auguſt, und dennoch ſchien ihm die Gegend dürftig, wie zu hauſe hoch oben auf den Bergen. In Steiermark war es ihm ein Wunder, daß die Bahn nicht im Humus verſank; hier ſtaunte er, daß man Schwellen unter die Schienen legte, ſo hart und knapp erſchien ihm ſchon der mähriſche Boden mit ſeinen Gänſeweiden. In Schleſien wurde es viel beſſer. Das reinliche Deutſch, die in Büſche hineingedichteten Dörfer, die Windmühlen, . . . es begann alſo dennoch das Land der Poeſie. Aber nicht lange, — dann wurde die Gegend von neuem mager und karg.

Und mager und karg war, was er von den Menſchen hörte, die einſtiegen. Der Zug hielt und ging wie eine Präziſionsmaſchine, die Beamten ſtanden wie Automaten — wahrlich, ein ſicheres, durchkonſtruiertes Land! Aber ihm war eng, eng ums Herz.

Beim Umſteigen war er in eine höhere Wagenklaſſe geraten; nun ſollte er ſich die Zuſchlagskarte löſen. Von Öſterreich her verwöhnt, gab er dem Schaffner das Geld mit einer guten Zutat: der ſolle ihm das beſorgen.

Aber als ob man ihm eine glühende Kohle in die Hand gedrückt hätte, ließ der ſtreng erzogene Mann die Münzen fallen, ſo daß ſie weit hin über den Boden rollten.

„Ich wollte ſie nicht beſtechen," rief Wigram unwillig. „Ein kleiner Dienſt darf wohl bedankt werden. Liebenswürdig ſind Sie nicht."

„Zur Liebenswürdigkeit bin ich hier nicht beſtellt," ſchnarrte ihn der Bedienſtete an.

Wahrhaftig, das waren ſie alle nicht, die Menſchen in dieſem Lande. Befehl oder Bericht, Kommando oder Meldung, das waren die einzigen Laute im Bahndienſt. Und erſt, was man in den Fahrabteilen hörte: Klub; öffentliche Meinung; Rang; Beförderung . . . Und überall Uniformen. Sogar die Geiſter waren uniformiert, und die Frauenzimmer betonten ſtets mit einem fatalen Akzent das Wort und die Bedeutung: Dame. Auch eine Uniform.

Was mochte das nur sein? Dame! Es schien ihm eine Art Weib, aber von allen Seiten mit Schrauben und Verboten verwahrt und versichert.

Davon hatte er in Österreich nie gehört. Die Weiber gaben sich, wie sie waren; und war eine elegant, ruhig und graziös, so war es eben ihre Art; aber man machte kein System daraus, kein Schema.

Beredt wurden die Leute nur, wenn er sagte, daß er aus Österreich kam; dann erzählten sie ihm nämlich von Preußen. Österreich war eine Art Balkanstaat. Unschädlich, ohne Bedeutung. Das Volk ganz nett, soll früher für talentiert gegolten haben.

Und in Wigram zog sich ein leises Etwas zusammen. War das denn so? Kam es ihm nicht viel eher vor, als komme er aus dem verklärten Lande der freien, heiteren Einzelentwicklung in einen Bienenstaat, wo alle gleich tüchtig und gleich mittelmäßig waren?

Wo er hinfragte: Antworten, die voraus zu bestimmen gewesen wären; kein Wort, das einen Abweichenden verraten hätte. Überall Tüchtigkeit, Zucht, strenge Lebensführung. Überall peinliches Einzirkeln in Stand und Beruf. Diese Menschen fanden sich selbst infolge allgemeiner Geistesuniformierung bejaht und bestätigt, wo sie hinkamen. Daher eine Selbstüberschätzung, welche Wigram peinigend laut entgegenkam. Daheim dachte jeder für sich und jeder anders; es gab keine offizielle Staatsanschauung! Freilich ließ auch keiner des andern Meinung gelten, so daß in dem viel originelleren Menschenschlag Österreichs viel mehr Bescheidenheit und Achtung vor dem gänzlich verschiedenen andern lebte.

Prahlerei! Das hätte er zu Hause nie für möglich gehalten. Er dachte, die Prahler seien ausgestorben; sogar in Frankreich; da es doch viel wirksamer war, zu schweigen und andere über sich streiten zu lassen. Die aber schrieen hier ihren Kaiser, ihre Armee, ihre Beamten, ja um Gottes willen: ihre Kunst und ihren Geschmack, ihr Berlin und seine Bauten und Denkmäler aus, als wäre die Welt ein Jahrmarkt und Preußen eine Bude, die Zuschauer nötig hätte.

In banger Neugier betrat er dieses Berlin und suchte in den Straßen, die er durchschritt, nach Innerlichkeit. Er gab unendlich viel auf Architektur. Sie ist das Antlitz der Menschheit, in dem unerhört viel zu lesen ist. Schon in Graz hatte er regelmäßig ausgespuckt, so oft er an dem neuen Rathaus vorbeigekommen war.

Hier nun war alles auf Äußerlichkeit hinausgetrieben, wie wohl in den meiſten Großſtädten. Nun hatte es einmal einen wunderſchönen Spruch gegeben, noch zur Zeit der Biedermaier:

Ich bau' für mich, ſieh du für dich!

Und die Häuſer waren behaglich, familiengerecht und einladend geweſen, wie ſtillbeſcheidene Geſichter. Jetzt hieß es: Ich bau' für dich. Du! Preiſe mich!

In Wien waren doch aus älteren Tagen noch gemütliche Häuſer vorhanden; hier auch das nicht. Weil die Stadt neu iſt? Aber ſie iſt auch der Parvenu unter den großen Städten Europas; und hatte nicht Zeit zur Entwicklung von ſtill und ſtolz gewachſenen Geſchlechtern.

Wird von hier aus Deutſchlands Heil kommen? Und wenn: Wie wird es ausſehen!?

Mit ſchon unwillig zuſammengezogenem Herzen ſuchte er ſeinen Geheimrat auf . . . Da aber taute ihm, zum letztenmal in jenem Lande, die Seele!

Ein alter Herr, mit ſtrengen Zügen. Kurz in Worten, karg mit dem Ausdruck, einfach bis zur Selbſtbeherrſchung auch in der Wärme. Aber Augen! Augen! Stahlgrau, ruhig, treu und von unendlich kluger Wärme. So könnte der alte Kaiſer Wilhelm geblickt haben. Ein Herz, ein großes, reiches, verſchwiegenes Herz verſteckt hinter lauter Klugheit und Nachdenklichkeit. Der alte Herr empfing ihn ernſt, würdig und warm. Vor allem ſah er Wigram lange Zeit an. „Ich bin zufrieden, daß ich Sie ſehe", ſagte er kurz. „In Ihren Briefen galoppierte viel Temperament kreuz und quer durch alle Gedanken und überritt ſie. Aber ſeit ich Sie ſehe, glaube ich, daß Sie wiſſen, was Sie wollen."

„Ich bin jung und noch hitzig, Exzellenz", ſagte Wigram. „Das wird täglich beſſer: ich habe keine Angſt vor dem Älterwerden."

„Sollen auch nicht", ſagte der alte Herr freundlich. „Angſt vor dem Alter hat nur, was nicht reif werden kann."

Die alte Exzellenz prüfte peinlich genau alle Zeugniſſe; von jung auf.

„Sie waren ſtets ein Dickkopf", ſagte er ernſt. „Hm, hm. Es hat eine Zeit gegeben, wo das nicht geſchadet hätte. Ob Sie aber jetzt Karriere machen werden . . ."

Das ſagte er in ſich ſelbſt hinein; vielleicht wäre es ihm ſehr unangenehm geweſen, wenn er gewußt hätte, daß Wigram es gehört hatte.

„Sonst sind die Zeugnisse schön. Ich denke, wenn Seine Majestät zurückgekehrt, daß Sie gnädig gestimmt sein wird, Sie mit Nachsicht des Examens anzunehmen."

„Ich kann den Kaiser nicht sehen?" rief Wigram.

„Sind zurzeit in Koblenz."

Wigram stockte. „Ich möchte ihn nur von ferne sehen, ehe ich mich entscheide, ihm zu dienen. Es ist hier so vieles anders, als ich es mir gedacht hatte. Ich habe zu sehr die Zeiten vor fünfundzwanzig und vierzig Jahren studiert und mir daraus leider ein Bild des ehemaligen Preußens gemacht; dem ich dienen zu können glaubte . . ."

Die alte Exzellenz sah Wigram ernst und strafend an. „Das Leben", sagte sie, „wechselt; und anpassen muß sich können, was die Kraft haben soll, zu leben."

„Verzeihen mir Exzellenz gnädigst," erwiderte Wigram, „ich glaubte, noch auf Schritt und Tritt die stille Tüchtigkeit des alten Herrn zu finden."

„. . . Die stille Tüchtigkeit des alten Herrn", wiederholte der greise Beamte leise; dann stand er jäh auf. Es kämpfte in ihm. Rührung, Groll, Strenge. „Sie kommen hierher und kritteln schon", sagte er herb. „Es ist gut. Sehen Sie sich hier um, ehe wir Ihr Gesuch einreichen. Sie sollen auch unseres jungen Kaisers Majestät sehen und, wie ich hoffe, verehren lernen. Bis dahin wollen wir warten. Können Sie uns mit vollem Herzen dienen, dann werden wir diese Papiere hier wieder brauchen."

Er gab Wigram seine Zeugnisse zurück.

„Sie wollen doch nicht der Majestät nach Koblenz nachfahren?" fragte er dabei.

„Gewiß will ich das, ich brenne vor Sehnsucht, den Kaiser zu sehen . . . und zu hören."

Der alte Herr forschte mit scharfen Augen, ob da nicht Ironie laure. Aber Wigram blieb ernst und traurig, eigentlich schon resigniert.

„Gut", sagte der alte Herr endlich. „Ich will Ihnen eine Empfehlung verschaffen. Zur Parade oder zur Galerie beim Festmahl; wie es geht. Herr von Plenow!"

Eine schöne, junge Mannesfigur trat ein.

Die Exzellenz stellte vor. „Herr Doktor Wigram aus Graz, Herr Regierungsassessor von Plenow."

Um den Mund des Herrn von Plenow zuckte ein Lächeln.

„Könnten wir nicht vom Grafen Wallrode eine Empfehlung für Herrn Wigram nach Koblenz haben? Fürs Exerzierfeld oder den Bankettsaal, Tribüne, Galerie oder so was; möchte Seine Majestät sehen und hören . . ."

„Exerzierplatz wird schlecht gehen", sagte Herr von Plenow, „wegen Andrang von Uniformen. Orden wird Herr Doktor Wigram auch keine haben."

„Nein", sagte Wigram.

„Bankettsaal also eher", fuhr Plenow fort. „Aber der Herr Graf hat Besuch."

„Wen denn?"

„Oberst Trattner."

„Na, den kenne ich; gehe selbst. Warten Sie gefälligst hier, Herr Doktor?"

„Gern", sagte Wigram, und der alte Herr ging.

„Na", sagte Herr von Plenow, als sie allein waren. „Sie sind also der dolle Student gewesen?! Hören Sie mal, Sie hätten wir uns auch anders vorgestellt. Wissen Sie, als so 'ne Art von Lockenschwung, so 'n jungen Schillerbengel, Karlsschüler, oder so was!"

„Ich verstehe", lächelte Wigram finster.

„So 'ne Art von Deklamator", fuhr Herr von Plenow fort. „Aber doch properer. Wissen Sie, der Österreicher, wenn er nu sonst auch gar nischt vorstellt, ist doch 'n netter, gemütlicher Kerl; schick, hübsche Frisur, achtungswerte Weste, tanzgebügelte Hose. Na, — will nichts gesagt haben." Er schwieg und sah flüchtig an Wigram hinunter, der allerdings aussah wie Bruder Straubinger in Allerhöchster Audienz.

„Wird der alte Herr lange ausbleiben", fragte Wigram.

„Na, vor allem wird bei denen drüben an der Ähnlichkeit der Handschriften geprüft werden, ob Sie auch der Autor der drolligen Briefe sind. Wissen Sie, Vorsicht tut not. Da kommt aus dem Ausland allerlei Revolvervolk, dem das Leben unserer Majestät nicht recht genehm ist."

Wigram erschrak. „Meine Briefe sind also nicht beim Kaiser?" rief er stotternd. „Er hat sie gar nicht gelesen!?"

„Ach wo", schnodderte Herr von Plenow lachend. „Seine Maj'stät haben wichtigere Dinge zu tun, als derlei Amüsements zu lesen. Da wird das Ressort draufgeschrieben: Kultus, Volkshygiene, Unterricht, Kunst und

dergleichen, und wandert in die Ministerien zur Prüfung. Ja, Herr Wigram, zur Prüfung; so ernsthaft nimmt man in Preußen alles, was auch nur nicht gänzlich nach Holler duftet!

Na, und da hat 'n Kollege, wissen Sie, so 'n Spaßvogel, Ihren ersten Brief in 'ner fidelen Stunde unserer Exzellenz vorgelegt, zusammen mit einer rotangestrichenen Simplizissimusnummer. Alle Tollheiten muß unser alter Herr auf ihr Körnchen Ernst prüfen. Kränkt sich ohnehin genug über den Spott von den Kerls in München.

Exzellenz hat also auch Ihre Sache falsch aufgefaßt, wenn ich überhaupt berechtigt wäre, Exzellenz zu kritisieren, und hat 'nen Narren an Ihnen gefressen und befohlen, wenn wieder Briefe kommen, die sollten ihm nur vorgelegt werden.

So ist's gekommen, daß Herr Doktor Wigram heute, statt im Papierkorb" . . . Herr von Plenow richtete sich auf und betonte jedes Wort stark „. . . . leibhaftig hier im königlich preußischen Ministerium für Kultus und Unterricht empfangen und ernst genommen zu werden die Ehre hat."

Dem phantastischen Wigram wirbelte im Kopf. „Gar nicht gelesen? Mit Witzen und Hohn in den Bureaus umhergetragen! Nur durch den Ernst eines würdigen Mannes aus dem Schmutz gezogen und . . .!"

Die alte Exzellenz trat ein. „Hier ist ein Empfehlungsbrief", sagte er kurz . . . „Vielleicht sehen wir uns dennoch wieder. Ich habe die Ehre, Herr Doktor."

Wigram nahm das Schreiben, stammelte einen Dank, verbeugte sich und schied, — im Antlitz, in Lippen, Händen und über den ganzen Leib das Ameisenlaufen der Todheit aller Glieder.

Er war geistig vollkommen gelähmt. Verwundert, betrübt und ernst sah ihm der alte Herr nach, belustigt und verächtlich sein Sekretär: das alte und das junge Preußen.

Was nun folgte, sah der schon resignierte Wigram nur mehr als Epilog an, dessen Text er bereits wußte.

Er fuhr nach Koblenz, er sah den straff uniformierten Selbstbewußten und hörte ihn von dem verstorbenen, alten Herrn reden, der ihm heute, ganz anders als vor zwei Jahren, als der „Kaiser" erschien, den er sich ersehnt hätte!

„. . . uns Fürſten hat er ein Kleinod wieder emporgehoben, welches wir hoch und heilig halten mögen: das iſt das Königtum von Gottes Gnaden . . . mit ſeiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Menſch, kein Miniſter, kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürſten entbinden kann."

Wigram fuhr ſchweigend bis in die Seele nach Öſterreich zurück; alle Muskeln geſpannt vor Grübeln: wie werde ich jetzt wieder geſund?

Hinter ihm war ein Tor zugefallen. Das Tor der Gralsburg, in welcher er das geiſtige Heil geſucht und die Freiheit der Seele. Und in welcher er bloß einen, ſeit Jahrhunderten bekannten und geübten Ritus gefunden, gut für jene, welche an ihn glaubten, unfruchtbar dem einſam Denkenden.

Die Erkenntnis dieſer Tage hätte ihn zerbrochen und vielleicht in Wahnſinn geſtürzt, wenn nicht ſchon die geheime Angſt, dieſem fremden Volke zu dienen, ihn vorbereitet hätte. Und wenn das Schickſal ihm für das, was es ihm genommen, das Geſchenk der Erkenntnis gegeben hätte, daß er längſt ſeine Wurzeln geſchlagen habe.

Er fuhr nach Süden. Schon im Schwäbiſchen weitete ſich ſein Herz, ganz ſchüchtern aus der Totenſtarre auflebend. Er ſah Städte ſüddeutſcher Bürgerkraft, wie im Norden kaum das reiche Meer ſie ſo ſtolz beſchenken konnte. Er fühlte, was alles in der deutſchen Seele klingt, wenn ſie an der Sonne gedeiht. Nach der Sonne zog es ſie ja doch alle, um dort das Staunen eines Erdballes zu werden: Goten, Franken, Longobarden . . . Bayern.

Wann blühſt du wieder, ſüdliches, ſonniges Deutſchland? Du haſt lange geruht . . .

Und als er nach Öſterreich kam, da war er nicht mehr totkrank. Hier wuchſen die Blumen nach eigener Kraft, hier webte das Leben nach der Ordnung der Natur, wie im Walde. Gott ſei Dank, in dem Bienenſtaate dort wäre er erſtickt. Dieſe Erkenntnis rettete ihn vor dem Zuſammenbruch. In der Fremde erhielt er erſt ſeine Heimat geſchenkt.

Selber ſein! Für ſich zuerſt, und damit für den Staat leben. Eine freie, kecke Moral, aber eine freudige und menſchliche Moral! Kein Maſſenvolk, Menſchen nach eigener Schöpfung. Das iſt das höhere Glück, das an der Sonne gedeiht und bis ins Deutſche Reich hinein im Volke ſteckt, ſoweit

der Wein reift, und weiter noch. Darum also der geheime Zauber Österreichs bei allen Süddeutschen!

Fast schon gesund, in wehmütiger Freude, kam Wigram in Graz an und warf sich zur Ausheilung mit tausend neuen Gedanken an das Herz der reichwebenden Natur. Und er sah den stillruinenhaften Berg mitten in der Stadt, und diese Baumgänge, sie alle Mitarbeiter an einem Torentraum, der nur in Graz wunderschön war! Wie leuchteten ihm diese Höhen zu, wie öffneten sich ihm lächelnd die Täler! So schrieb er dann einen Brief voll Verehrung und Dank an den alten, strammen Exzellenzherrn in Berlin, einen Brief, der eine einzige Erklärung reuiger Liebe für sein schlechtes, zerfahrenes und doch so herrlich reiches Österreich war. „Sterben hätte ich dort draußen müssen."

Und als Frau Else zurückkam, staunte sie, wie froh und stark er war. Nun bekannte er der nachdenklichen Frau alles, wie er ein großdeutsches Reich geträumt und was er dem Kaiser zum Gaudium eines königlich preußischen Bureaus angeraten hatte, und wie er draußen, mitten in der erfolgreichen Organisation Uniform-Deutschlands die stille, lichte Größe der innerlich freien Heimat entdeckte!

Dann erschreckte er die schon erheiterte Frau mit dem Ergebnis der Philosophie, die ihn seit vierzehn gedankenheißen Tagen in den Bergen der Heimat besessen hatte:

„Der wahre Anarchist ist auch der einzig wahre Mensch!"

„Um Gottes willen!" rief sie, „da haben Sie sich was Schönes errungen."

Wigram aber lachte. „Anarchist für sich, Anarchist nach innen", beruhigte er sie. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und seid alles, was der Staat verlangt, als ganze Männer! Nach innen aber kein Gesetz als das eigene. Nichts glauben und alles prüfen. Jeder Gedanke, den ich aufnehme, muß mir fortab die eigene Punze tragen, und unumschränkter Herrscher will ich sein im Reich der mir zuwandernden Ideen. Das ist keine Philosophie für alle; und Gott verhüte, daß solche sie üben würden, die nicht bis in ihren Kern reif, gesund und geistesfroh sind. Für die Selteneren aber sei das Seltene Gesetz."

Und danach lebte er fortab.

Er war Bibliothekar geworden; eine große Gnade für diesen Menschen. Seinen Beruf erfüllte er mit stiller Freudigkeit. Er bediente jedes Besuchers

Verlangen, als ob es die eigene Sache gelte, und war universal im Verständnis und in der Auswahl des neuen Zuwachses an Literatur. Auf solch eine Stelle gehört wahrlich ein Mann, der warmherzig alles begreift; selbst den Irrtum, den Haß und die Krankheit.

Aber dann in der freien Natur, da war er sich selbst gewidmet. Das Leben dieses Menschen war umdrängt von Gedanken. Es wurde immer gewaltiger, und wie seine Bibliothek umfaßte es alle Welt und alles Streben. Er arbeitete an der Faustidee weiter, betrieb Medizin und erfand eine rücksichtslose Roßkur zur Heilung der Tuberkulose, welche mit Blasrohrschießen begann und bis ins Flügelhornblasen weiterschritt, um mit vernunftgemäßer Lungengymnastik neue, gesunde Partieen der von den meisten Menschen nur zum Teil benützten Lunge zu kräftigen und zu erschließen. Zur Konkurrenz um das neue Stadttheater legte er einen prachtvoll originellen Bauplan vor, welcher viele Bewunderer fand. Er stellte neue Grundlagen des musikalischen Unterrichtes her, wodurch Kinder das Spiel im Spielen lernen und ein Ohr für die jedem Instrument eigene Gesangsfarbe erhalten sollten. Er trieb Sozialpolitik und Geologie und brachte es bis zum Erstaunlichen in allen Arten der Künste; ausgenommen die Poesie, die sich ihm versagte, so heiß er um sie rang. Denn ihm fehlte die lustvoll lebendige Anschaulichkeit der Menschenzeichnung. Er lebte zu sehr in Ideen; Ideen blieben also auch seine Menschen.

Das Naturallgefühl war in ihm durch die Freudefahrten des kleinen Vereins derer, welche dem Leben eine Widmung gaben, so sehr vertieft worden, daß er die schwerste Probe des Philosophen bestand, wie Gold im Feuer: Einer harten, quälenden, boshaften Krankheit, welche ihn nahe am Tode vorbeiführte, sah er lächelnd zu, wie sie sich an dem zufälligen Zusammenfindsel seines Ich abmühte.

Dieser scheinbar düsterste all der Zwölf hatte die reiche Heiterkeit des Unzerstörbaren in sich. Wie ihn selbst der arge Faustihieb des höhnenden Schicksales in seine Kaisertraumwelt, ohne Nachzittern der Nerven, aufatmend die andere Welt suchen lehrte, die er bisher vergessen, so warf ihn auch die Krankheit nicht seelisch zu Boden. Er überwand sie und gesundete wieder.

Allein, von allen den Zwölfen, stand er zuletzt noch an der Seite der Frau Karminell, welche durch ein tiefes Schicksal noch tiefer nachdenklich

geworden war und für bessere und hoffnungsreichere Dinge lebte, da ihr bisheriger Beruf nur gewesen war, mit sich selbst ein herrliches Kunstwerk der gütigen Schöpfung zu vollenden.

Die zwingende und reiche Neigung, die ihn zu dieser blühenden Frau hinriß, hielt er mit starkem Verstande unterirdisch gefangen, und nie erlaubte er sich auch nur einen heißen Blick. Ja, wenn dieses herrliche Weib gestorben wäre, er hätte ihr zum ewigen Abschied, wie Michelangelo der Vittoria Colonna, wohl die Hände, nicht aber Stirn und Augen geküßt.

Darum bleibt ihr Freundschaftsverhältnis heute und weiter fort unzerstörbar bis an die Zerstörung eines der beiden Leben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In jener naturzurückverlorenen Stadt der Gärten, welche die eigentliche Heldin dieser Geschichte ist, bedeuten die Jahreszeiten neunmal mehr als in steinernen Städten und dreimal mehr als auf dem Lande, wo wenige sie beachten.

In Graz wird das Herantasten des Frühjahres, das volle, reiche Rauschen des Sommers von tausend feinfühligen Menschen mit der Innigkeit beobachtet, wie sonst nur Nachgeborene den Werdegang eines Genies verfolgen. Ein Schritt vor die Türe, und die täglich gesehene Baumwand schaut den, der sie liebt, mit immer neuen Gesichtszügen an; die Wiesenflächen antworten freudig oder verweint dem Himmelsauge, der greise Hochwald wacht blitzefordernd zu den Wolken empor, und das entsetzte Gewitterkämpfen der Bäume braust dem Wanderer bis ins Zimmer nach.

So leben sie in der naturumarmten, der grünträumenden Stadt. Keine ist mehr wie sie.

Stets ist dort der Herbst ein Ereignis. Nicht bloß, weil er, wie in anderen Städten, seine Früchte über alle Märkte schüttet, nein.

Da greift im August eine goldfarbene Hand gespenstig aus einem Kastanienbaum heraus, oder eines Morgens lächelt eine wilde Rebenranke ihr wehmütig lichtes Rot. „Da ist er schon", sagen die Leute.

Hierin setzte er sich und dorthin, der Herbst. Und alles wird von den langsam wandelnden Menschen kopfnickend bemerkt und mit der würdigen Wichtigkeit besprochen, welche solchen wehmütigen Kalenderblättern des Lebens gebührt. Denn nur dreißig, nur fünfzig, nur siebzig solcher Blätter

sind uns beschert, und mit Gedanken voller Innigkeit sollen wir das Bilderbuch Gottes betrachten, das uns so schnell, so jähe vor den wünschenden Augen zugeschlagen wird!

Das erstemal, stets im August, ruft der Herbst von den rauhen Waldbergen des Nordens ins Land: „Bald komme ich!" Sein Ruf fährt im Sturm mit herbem Duft, mit Bergreifluft grollend in die schönen Gärten, und Laub und Vögel fliegen auf, wenn rauschend die Bäume sich biegen.

Da erleben viele den leise poetischen Schauer des wiederkehrenden warmen Gewandes. Um die hellen Sommerkleider schlägt flatternd der graue Regenüberwurf: Kragen oder Mantel. Schon im August frösteln die Menschen leise und schauen ihre Bäume an, ob ihrer viele schon das rote und goldfarbene Ja sagen.

Aber dann weht von Süden aus dem Sonnenlande der Reben das milde, heilandlächelnde: „Nein, o nein. Noch nicht! Freut euch von neuem!"

Und die Gärten leuchten überirdisch in Pracht und Sonnenschein, schwere Wagen führen die Früchte des Sommers; die Kornmandeln stehen in Reihen auf den straffblonden Feldern, geduckt wie knieende Dankbeter.

Alle Seelen aber sind weit geöffnet wie die Tore der Scheuern, um einzulassen, was an Segen noch einkehren will. Denn wieder und wieder bläst der Herbst den Sturmhornton ins Land: „Ich komme!"

Da wechseln die Bäume ihr Kleid, und selbst die sonnenverklärtesten Septembertage beginnen schon das leise Lied zu summen, dessen Reime sind: Scheiden, leiden, meiden. Schon die Minnesänger haben sie einst aus den goldgelben Blättern gepflückt.

Wieviel Glück für sehnsüchtige Liebe, langsam durch solche Ewigkeitsbilder zu schreiten. Nie hätte Kantilener sich gänzlich an die seelenfressende Leidenschaft verlieren können, solange die Gottheit des blauen Himmels und der goldenen Blätter, des frostigen Todesrauschens und des ambrosischen Südhauches ihm beruhigend mit den tausend Stimmen des Allgefühles zusang: „Mein Kind, mein Kind!"

Sogar Wigram hatte die große Weichheit dieses Abscheidens zu weicher Größe gestimmt; wie er, umflüstert vom Geraune des goldenen Abschiedsfestes der Sommergeister, seine ganzen Gedankenräume zu bürgerlich stolzer Schlichtheit umbaute, das lasen wir. Begütigt waren alle.

In Wehmut saß nur Doktor Urban mit Liesegang und dem kleinen Klaus auf der leuchtenden Ries, wo ihr Gesundungsheim den ganzen Sommer fast leer gestanden. „Nun geht unsere Protektorin Sonne mit unserer Gründerin, der lauen stärkenden Luft, von uns", klagten sie, „und wir haben fast niemand in das Glück der Gesundung zurückgebracht."

Ihr Genesungsheim war nicht vom Erfolg überschüttet worden. Ein paar aus dem Verein der neuen Menschen hatten dort fast kostenlos geweilt. Die einen waren gesundet, die anderen krank geblieben, Friede und Ruhe waren unberührt im neuen Licht- und Luftheim gelassen worden; nur zu unberührt. Denn die Leidenden außerhalb des Vereines der neuen Menschen waren ausgeblieben. Mißtrauische, eifersüchtige Ärzte hatten es leicht gehabt, das von so vielen Laien beeinflußte einfache Heilverfahren als bedenklich auszurufen, und die Fanatiker des Naturheilglaubens machten den Zwist nicht besser; sie rissen und schnitten gehässig an dem Spalt zwischen sich und der Medizin, und der edle Urban hatte mehr Feinde unter den Kollegen, als er sich verdient hätte; aus lauter Freundesarbeit.

Hier brach ein bitter begrüßter Herbst herein. Guten Ruf verloren, Geld verloren, und viel, viel Hoffnung und frohen Glauben.

Das wenige Kapital war verzehrt; Doktor Urban konnte nicht noch mehr opfern, wenn er nur das stillste, bescheidenste Leben fristen wollte. Kantilener hatte alles verloren; sein Vermögen war dahin. Die anderen waren verschreckt, das schön ersonnene Unternehmen in einem kurzen Sommer gescheitert.

Kantilener, der von allen am meisten hingegeben hatte, ging mit Doktor Urban durch den Stadtpark und erfuhr, daß nichts, gar nichts geblieben sei von dem herrlichen Sonnenglauben als der Fachwerkbau des himmelblauen Hauses auf der Ries, wie Kantilener das bescheidene Gesundungsheim immer noch lächelnd nannte. So schön blickte es jetzt aus den goldenen Bäumen herab, und niemand war, der sich des Bildes freute.

„Weiß Gott, wieviel Geld dafür herausgeschlagen wird", seufzte Doktor Urban.

„Gleichgültig", lächelte Kantilener. „Es war ein wunderschöner Traum. Daß er zu schön für diese Erde war, erhebt uns doch nur. Mir ist nicht leid um den Verlust. Ich habe das meine hingegeben, nach dem Rat des

Herrn der seligen Armut, und freue mich, daß ich's tat. So viel an Geldwert auf mich fällt, nehmt Ihr als Hypothek auf das Haus. Auf eine Rückerstattung verzichte ich, und nächstes Frühjahr fangen wir mit Gottes Sonne wieder an."

Doktor Urban drückte dem seltsam befreiten, jungen Menschen die Hand, seine Augen leuchteten vor Freude. „Ein großes Geschenk, welches du mir machst", sagte er. „Nicht dein Vermögen, das ich nicht annehme, aber dein Opfer, welches gar kein Opfer ist, so gottleicht gibst du es hin: das stärkt mir den Glauben an die Menschen, und dessen bedurfte ich sehr!"

Erhoben und getröstet ging er fort nach seinem seligen, goldenen, einsamen Berg, und Kantilener schritt weiter durch die besonnten Birkenreihen und schaute auf die Kastanienwände, welche wie angelaufene Bronze irisierten, und auf die roten Buchen und die trostreich grünen Fichten, und sah, wie die Lindenblätter fielen, tanzten und spielten.

„Wie reich bin ich, solang ich euch am Herzen habe, still mitwachsende Brüder und Schwestern Bäume, und ihr anderen Erscheinungen dieser schönen Zeitlichkeit!"

Sein heller, froher Gleichmut war nicht umzubringen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dennoch. Als der Herbst den letzten Hauptsturm auf die verklärte Stadt der Gärten machte; mit dem Schluß des Oktobers, da zerriß er viele von den blühenden Ranken, welche einst die Zwölfe aneinander gefesselt hatten, da riß er nieder, was nicht tief gewurzelt, und zerbrach, was nicht ewigkeitgeweiht war!

Wigram hatte sein bitteres Aufwachen, sein Sehendwerden im schönsten Sommer durchkämpft und überstanden. Jetzt, im Monat des Abschiedes, rechnete ein anderer mit seinem Schicksal ab, der nicht lebenszäh wie der Bauernsohn von der Koralpe war.

Der unglückliche Amadé Helbig ging heim . . . nach Graz.

Wie das kam?

Er hatte zu Wien wie täglich in seinem Bureau gearbeitet. Freudlos, dumpf, gleichgültig. Dann ging er durch die gehaßten Gassen heim in sein Zimmer bei Leuten, die ihn nicht anders betrachteten als Bauernleute das Stück Nutzvieh, das sie im Stall haben. Erwerbsvermieter, die ihm Licht,

Holz und anderen Bedarf mit hohen Prozenten anrechneten, die heimlich ſeine Wäſche gebrauchten, ſeine Laden durchwühlten, ſeine Schriften in ſtumpfer Neugier und dumpfem Haß gegen den Kerl laſen, dem es nicht bei ihnen gefiel. Sollte er es nur ſagen!

Die Vermietersleute hatten einen Sohn; ihren Poldi, welcher arbeitsſcheu und praterluſtig war. Ihr Luxusſtück, für das ſie der anderen Welt Geld abnahmen. Der wieder an ihnen zehrte; der mit der inſtinktiven Unerſättlichkeit des Krebsgeſchwüres am eigenen Fleiſche fraß und kalt und mitleidlos den Alten aus dem Hauſe trug, was ſie hatten; er wußte Lade und Verſteck und brach auf, was ihm verſperrt wurde. Sein war die Welt, wie ſie der Raupe gehört.

Als er ſah, daß der Quartiergaſt ſtill, krank und freudlos war, zog er deſſen Zimmer mit in ſeine Habhaftsbegriffe. Erſt, indem er auf dem Diwan während der Kanzleiſtunden des Helbig faulenzte und den Schuft verwünſchte, der ihm zur Bosheit nicht rauche. Nie war Tabak im Hauſe!

Dann kleidete er ſich in Helbigs Wäſche. Zuletzt prüfte er den Kleiderſchrank und ſuchte ſich eine Sonntagshoſe aus.

Helbig hatte es bemerkt und ſchwieg. Er fühlte es als einen Gruß der Großſtadt an ſeine Perſon. Haß gegen Haß; was vermochte er gegen den Koloß!

Heute, da er heimkam, war Montag. Der Poldi war betrunken geweſen und hatte dann ſeit Morgen auf Helbigs Sofa den übelſchmeckenden Katzenjammer zu Tode rauchen wollen. Als Helbig in ſtiller Verdroſſenheit zurückkam, war Poldi mit dieſem Kampf ſtupiden Hinwegqualmens gegen das ſtets aufſteigende Übelbefinden noch nicht fertig; — aber die ganze Stube ſtank und brütete im Qualm von Schnaps und dichtem Tabaksbrodem.

Als nun Helbig eintrat, ſah ſich der Burſche unwillig um, erhob ſich dann träge vom Faulbett und wollte zur Türe hinaus, in welcher Helbig ſtand.

Der arme Amadé, dem es ohnehin arg in der geſchwächten Lunge ausſehen mochte, haßte nun nichts mehr als die Gewohnheit des Tabakrauchens. Schon auf der Gaſſe begriff er nie, wie ein anderer Menſch ſich das Recht nehmen könne, die holde, allgemeine, wehende Luft für die Spätergehenden zu verſtänkern.

Daß nun dieſes Laſter bis in ſein Zimmer mit gehäſſiger, breiter Rechts-

verletzung gedrungen war, ließ ihm den langverhaltenen Zorn gegen seine Ausbeuter und Beleidiger aufschießen.

Fest stand er in der Türe; nur seine Nasenflügel zitterten vor Wut.

„Machen S' net bald Platz?" fragte ihn aber der Eindringling in lässiger Verachtung und zog einen der herabfallenden Pantoffel zurecht. „I will eh furt."

„Erst entschuldigen Sie sich", sagte Helbig.

„Fallt ma net ein."

Pause, Stellung zum Kampf. Helbig war entschlossen, seiner grenzenlosen Wut alle Türen aufzureißen, und wenn er raufen, balgen, beißen sollte wie ein Bauernvieh. Hier stand ihm die Verkörperung dessen, was ihm Wien war! So blind hatte ihn die fertig mitgebrachte Abneigung gemacht.

„Hausdieb! Du entschuldigst dich!"

Der erste Griff Poldis war der gewohnte; in die Tasche, nach dem Messer. Aber er hatte es im Rausch in der gestohlenen Sonntagshose vergessen. Er blickte um sich; kein feindseliger Gegenstand in der Nähe? Eine leere Bierflasche, die griff er auf, da rannte ihn Helbig schon an, und im Augenblick lagen beide wüst verbalgt auf der Erde. Der feingebildete, hysterische Doktor und das verworfene, verzogene Kind der rohesten Unbildung hieben, stampften aufeinander los, kratzten sich und beschimpften sich; arbeitende, keuchende Brunnen, welche Schmutz über Schmutz aus sich hoben und sprudelten.

Der tobende Lärm der Wütenden hatte die Quartiergeber in jagendem Alarm herbeigeweht. Wie eine böse Sau warf sich die Frau gegen Helbig, fauchend und quiekend; oder wie ein schmutziger Lappen, dem ein lachender Hexenmeister eine Weibsseele angezaubert hat, die zu ihm passen sollte; so grotesk und unheimlich flog das Schlampstück auf den halb bewußtlosen Helbig zu, welcher in einem Höllentraum zu wirbeln glaubte. Erst unter ihren Schlägen erwachte er wieder.

Der Alte riß inzwischen seinen wüsten Leopold vom Boden empor: „Hat er dir was getan?" Der aber schäumte von neuem auf Helbig los: „Wart, du Lump, du elender, miserabler, du Jammergestell, das zünd' ich dir noch heim. Ich erstech ihn, den Lausbuben, den . . ."

Helbig erwachte. „Später, später meinethalben!" rief er ironisch. „Wenn er aus dem Zuchthaus zurückkommt!"

„Aus dem Zuchthaus! Poldi!“ kreischte die Frau.

„In das ich ihn, den Dieb, hineinbringen werde!“ schrie Helbig außer sich. „Bestohlen hat er mich. Er, ihr! Seit Monaten beobachte ich alles!“

Damit war die Hölle los. Die schmierige Bande fühlte, daß jetzt nur allergrößte, unfaßbarste Frechheit die beste Hilfe sei, und sie schrieen und lärmten das ganze Haus zusammen. Zeugen! Untersuchung! Polizei! Ehrenbeleidigung!

Kein böser Traum kann so viel wüste, schmutzlumpige, graue, fletschende, schrillende und menschenunähnliche Gestalten um den Fiebernden hexen, wie die aufgeregte Zinskaserne einer Großstadt auszuspeien vermag. Auf die Verschwörungspfiffe der alten Bettel flog ein Schwarm über die Stiegen und in die Wohnung wie der lebendig gewordene Inhalt einer Hadernstampfe. Alle haßten sie den blassen, mißvergnügt schweigsamen Menschen, der sich selber aus ihrer Welt ausgeschlossen hatte und sie seit über Jahresfrist gänzlich übersah.

Vor dem Andrang des Misthaufens von Volk, der sich in sein Zimmer entlud, wich Helbig bis an das Fenster zurück, das er aufriß, um Hilfe anzurufen. Denn eine furchtbare Welle von Bedrängnis war in seiner Brust aufgeschwollen und drängte sich zum Halse hinauf. Ein Schrei, — Hustenstöße, — und das hellrote Blut sprengte heraus.

Der Anblick des schwer Leidenden, das blutbefleckte Antlitz, brachte die Menschlicheren der wüsten Bande zur Besinnung. Sie drängten die Wütenden zurück, zur Türe hinaus.

„Aber laßt ihn doch in Ruh'! Der ist ja krank! Der gehört ins Spital!“

Ein paar Buben rannten um den Arzt, Helbig wies jede andere Hilfe mit raschem Winken ab; — das Zimmer war leer, leer, der Spuk verbrodelt, ihm selber war leicht, schwach und wohl.

(Fortsetzung folgt)

Rundschau

Die französische Armee nach dem neuen Cadregesetz

Das schon seit länger als Jahresfrist nicht nur von ganz Frankreich, sondern auch in allen militärischen Kreisen Deutschlands mit Spannung erwartete Cadregesetz, das eine neue Gliederung des Heeres bringen sollte, ist endlich der Öffentlichkeit übergeben worden. Daß das Erscheinen des neuen Gesetzes so lange hat auf sich warten lassen, findet wohl zur Genüge seine Erklärung darin, daß es den entscheidenden Stellen nicht leicht geworden sein kann, das veränderte militärische Bild Frankreichs, wie es durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit entstanden ist, ins Praktische zu übertragen und ohne Irrtümer die erforderlichen Konsequenzen zu ziehen. Begründet wird die Notwendigkeit der Neuorganisation der Armee in dem einleitenden Dekret des Gesetzentwurfes, wie schon eben kurz angedeutet, mit der durch die verkürzte Dienstpflicht herbeigeführten neuen militärischen Lage. Diese kommt nach zwei Richtungen zum Ausdruck. Die nächste Folge ist, daß sich der bisherige Friedensstand des Heeres für die Zukunft nicht mehr aufrecht erhalten läßt, sondern um fünfundvierzigtausend Mann verringert wird, also nur auf fünfhundertvierunddreißigtausend Mann festgesetzt werden kann. Und das spätere, günstigere Resultat ist, daß der Cadre der Reserveoffiziere, der zurzeit sehr schwach ist und große Lücken aufweist, sowie die Formation aller Reserven auf eine sicherere Grundlage gestellt werden soll. Der Motivenbericht fährt dann fort, daß die Verminderung des Friedenseffektivs der Armee natürlich Opfer fordere; es müßten zwar nicht, wie einige Pessimisten voreilig gemeint hätten, große Einheiten bis zum Armeekorps hinauf aufgelöst werden, dennoch aber seien die Stände bei verschiedenen Truppenteilen herabzusetzen oder sogar aufzugeben, um dafür die erforderlichen Kräfte an anderen, notwendigeren Stellen zu gewinnen.

Wie diese allgemeinen Gesichtspunkte in die Wirklichkeit übertragen sind, das lehrt ein Einblick in die Einzelheiten des neuen Organisationsgesetzes. Sie können naturgemäß an dieser Stelle nicht sämtlich besprochen werden, weil dazu der Raum einer Fachzeitschrift gehören würde. Es genügt aber zum Verständnis des Ganzen auch, wenn hier nur auf die großen Gesichtspunkte von allgemeinem Interesse etwas näher eingegangen wird, zumal die rein militärischen Veränderungen bei den verschiedenen Truppengattungen, mit Ausnahme derer bei der Artillerie, von nicht erheblicher Bedeutung sind und deshalb nur gestreift zu werden brauchen. Bei der Infanterie hat sich nämlich im großen ganzen nichts weiter geändert, als daß durch das Zusammenfassen dritter und vierter Bataillone vierzehn neue Festungsinfanterieregimenter gebildet worden sind, wodurch die bisherige Zahl von einhundertachtundfünfzig Infanterieregimentern auf einhundertdreiundsiebzig gebracht wurde. Und bei der Kavallerie sind die Neuerungen noch unerheblicher. Es wurde nur das dreizehnte Kürassierregiment in ein Dragonerregiment umgewandelt, und die fünften Schwadronen der noch verbleibenden zwölf Kürassierregimenter wurden aufgelöst. Der Be-

stand der französischen Kavallerie umfaßt daher, wie bisher, so auch in Zukunft, neunundachtzig Regimenter. Im Gegensatz zu diesen nicht großen Reformen bei der Infanterie und Kavallerie stehen, wie schon angedeutet, die im neuen Cadregesetzvorgesehenen Veränderungen bei der Artillerie. Sie bilden den Kern dieses Teils der ganzen Neuorganisation und erfordern daher einige Erläuterungen. Man war sich ja in den militärischen Kreisen Frankreichs längst einig darüber, daß eine Vermehrung der Artillerie, nachdem Deutschland die Bewaffnung mit Rohrrücklaufgeschützen durchgeführt hatte, eine zwingende Notwendigkeit geworden sei. Daher war man auch bei uns auf eine bevorstehende Verstärkung der Artillerie unserer westlichen Nachbarn vorbereitet. Man glaubte hier aber wohl, daß sie vorläufig auf die erst unlängst angeordnete Umwandlung der zwei reitenden Batterien bei jedem Korpsartillerieregiment in drei fahrende Batterien, sowie auf die drei in fahrende umgeformten Batterien des sechzehnten Fußartilleriebataillons beschränkt bleiben werde. Daß dagegen die französische Heeresleitung die Absicht habe, die Zahl ihrer Feldartillerieregimenter fast zu verdoppeln, daran hat wohl niemand gedacht. Aber das neue Cadregesetz läßt keinen Zweifel darüber. Aus bis jetzt vierzig Feldartillerieregimentern sollen demnächst fünfundsiebzig Regimenter (eins davon in Algier-Tunis) werden; fünfhundertelf Batterien von heute sollen sich einschließlich achtzehn Gebirgsbatterien zu siebenhundertzweiundsechzig Batterien entwickeln; tausendundvier neue Geschütze sind zu beschaffen. So wird in Zukunft jedes französische Armeekorps, von den zu besonderer Verwendung bestimmten Gebirgsbatterien abgesehen, sechsunddreißig Batterien mit einhundertvierundvierzig Geschützen zählen; das sechste und zwanzigste Armeekorps an der Grenze gegen Deutschland, die je drei Divisionen stark sind, werden sogar vierzig Batterien mit einhundertsechzig Geschützen haben. Das deutsche Armeekorps verfügt bekanntlich über einhundertvierundvierzig Geschütze. Diese bedeutende Vermehrung der französischen Feldartillerie, die dadurch bereits vorbereitet ist, daß die Artillerie im Herbst 1907 fünftausendzweihundert Rekruten mehr erhielt als 1906, gibt um so mehr zu denken, als die kriegsmäßige Ausbildung in dieser Waffe im Vergleich zu der bei uns wesentlich erleichtert ist, da auch die mobile Batterie ihre vier Geschütze behält und diese Geschütze schon im Frieden dauernd bespannt sind. Bei unserer Artillerie liegen ja die Verhältnisse so, daß von den fünfhundertvierundsiebzig vorhandenen Batterien im Frieden über ein Viertel nur die Bespannung für zwei Drittel der Geschütze der mobilen Batterien besitzt. Auch darin ist die französische Artillerieorganisation zum Teil besser daran als die deutsche, daß eine ganze Anzahl Batterien bereits im Frieden über sechs bespannte Munitionswagen verfügt.

Die Einzelheiten von Interesse aus dem neuen französischen Militärgesetze beziehen sich aber nicht allein auf die hier besprochenen Reformen der Truppeneinheiten und die damit verbundenen Veränderungen in der Zusammensetzung der Stäbe, der Zentralbehörden, des Generalstabes, der Intendantur, des Sanitätskorps und so weiter, sondern sie erstrecken sich insonderheit auch auf die Reorganisation des gesamten Militär-Erziehungs- und Bildungswesens. Diese Reform erscheint von ausschlaggebender Bedeutung, weil sie auf dem demokratischen Prinzip aufgebaut ist, das immer festeren Fuß in Frankreich faßt und, alle staatlichen Einrichtungen und Gesetze beherrschend, für das Offizierkorps das längst ersehnte Ziel einer unité d'origine zu erreichen hofft. Der Weg zu diesem

Ziel soll durch Errichtung von Applikationsschulen für alle Offiziere jedweder Herkunft, nach Waffengattungen geteilt, und durch Umformung der Schule von St. Cyr gebildet werden, die bis zu dieser Stunde als die Pflanzstätte des Offiziernachwuchses ausschließlich der gebildeten Stände angesehen wird. Mit anderen Worten, es werden Schulen eingerichtet werden, in denen nicht nur die aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offizieranwärter, die die Schulen von Saint Maixent (Infanterie), Saumur (Kavallerie) und von Versailles (Artillerie, Genie und Train) besucht haben, Aufnahme finden, sondern auch die Schüler von St. Cyr und Saumur. Von diesem Zeitpunkt an, der vorläufig für das Jahr 1909 in Aussicht genommen ist, wird alsdann St. Cyr nur noch den angehenden Infanterieoffizieren offen stehen. Über den Lehrplan auf den Applikationsschulen liegen noch keine näheren Angaben vor. Nur soviel steht schon fest, daß der Kursus von einjähriger Dauer sein wird, und daß das Programm und die Anforderungen auf allen Schulen übereinstimmend die gleichen sein sollen; die erreichten Leistungen entscheiden dann über das Dienstalter aller jungen Leutnants, gleichgültig, ob sie aus dem Unteroffizierstande oder aus den höheren Schulen hervorgegangen sind. Da es nun aber sehr schwer sein würde, diese weitumfassende Reform für die Schaffung eines einheitlichen Offizierkorps mit einem Schlage durchzuführen, insbesondere soweit St. Cyr in Frage kommt, so sieht das Cadregesetz, um einen Übergang zu schaffen, bereits für jetzt eine Umgestaltung dieser Schule vor. Nach den neuen Statuten soll die frühere Einteilung der Militärschüler der Infanterie in Bataillone und Kompagnien aufhören und an ihre Stelle die Gliederung in drei Brigaden treten, die je von einem Hauptmann befehligt werden; jede Brigade wiederum zerfällt in drei Abteilungen, an deren Spitze je ein Instruktionsleutnant steht. Auch die Schwadron, in welche die der Kavallerie angehörigen Zöglinge jetzt eingestellt werden, sollen fallen gelassen und wie für die Infanterieschüler durch die Einteilung in eine Brigade ersetzt werden. Den Instruktionsleutnants liegt in erster Linie ob, die militärische Ausbildung der ihnen unterstellten Zöglinge zu leiten; außerdem aber müssen sie selbst an den allgemeinen Instruktionskursen für das Lehrpersonal teilnehmen. Da nun die jungen Offizieranwärter nach dem Gesetz über die zweijährige Dienstzeit vom einunddreißigsten März 1905 bereits durch einen einjährigen Dienst bei der Truppe vorgebildet sind, ehe sie nach St. Cyr einberufen werden, fällt hier jetzt bei der militärischen Ausbildung das Exerzieren in Reih und Glied und so weiter ganz fort. An seine Stelle treten lediglich praktische Übungen, die aus den Zöglingen Lehrer und Offiziere und nicht nur Soldaten wie früher machen sollen. Der Aufenthalt in St. Cyr soll in Zukunft nur auf ein Jahr bemessen werden, worauf die Anwärter nach bestandener Prüfung zu Unterleutnants befördert werden. Infolge dieser Zeitverkürzung für die Gesamtausbildung um ein Jahr hat natürlich auch das Lehrprogramm von Grund auf geändert werden müssen; es ist vereinfacht und verkürzt worden entsprechend den Zielen, die in einem Jahr erreicht werden sollen.

Überblickt man den übrigen, hier noch nicht besprochenen Inhalt des neuen französischen Militärgesetzes und faßt das Ganze zu einem abschließenden Urteil zusammen, so kann dieses nicht anders lauten, als daß dies Gesetz vom Gesichtspunkt der Kriegsbereitschaft der Armee unserer westlichen Nachbarn von außerordentlicher Bedeutung und Tragweite

ist. Alle Neuerungen, die das Gesetz enthält, sind lediglich darauf gerichtet, die Schwierigkeiten des Überganges vom Friedensfuß des Heeres zum Kriegsstand auf ein Mindestmaß zu beschränken. Das zeigen besonders die Organisation der Infanterie und Artillerie, die hohe Zahl von eintausendsiebenhundertundvierzig Offizieren als „besondere Stäbe" in allen Waffengattungen, die im Mobilmachungsfalle sofort Kommandos bei den Reserveformationen zu übernehmen haben, sowie endlich die Ausstattung des Generalstabes mit sechshundertundvierzig Offizieren, denen wir zum Beispiel im Frieden nur dreihundert Generalstabsoffizieren gegenüberstellen können. — Es darf wohl angenommen werden, daß unsere maßgebenden Stellen diese Bedeutung der französischen Heeresreformen in vollem Umfange erkannt haben und sie nicht gering anschlagen.

von Witzleben

Morgendämmerung

Jedes Werden ist ein Vergehen und jedes Vergehen ein Werden. In diesem Kreislauf entrollen Welten. Sie kommen — sie gehen. Wo Anfang — wo Ende? Keiner weiß es zu sagen, denn alles fließt ineinander.

Alles fließt und alles verfließt, und in unendlichem Wechsel gestaltet sich Neues. Aus Widerständen und Gegenfluten reckt es sich empor, wächst, wird, ist und vergeht.

Und immer wieder gibt es Strömungen, die sich dem Neuen, dem Werdenden entgegenwerfen, denen das Seiende heilig und unantastbar und alles Kommende ein Verbrechen ist.

Nie habe ich diesen Binsenwahrheiten ernster nachsinnen müssen als in diesen Tagen.

Sie riefen: Kreuziget! weil in ihrem Sinn eine Zeit noch nicht erfüllet, ein Grenzstein noch nicht vermorscht war.

Sie riefen: Kreuziget! so wie der Winter sich aufbäumt, wenn die Vorboten des Frühlings an seine Eisfeste pochen. — Sie meinen, es könne ewig Winter bleiben und ewige Nacht, wenn es ihnen nur gelinge, die Sonne einzufangen und das Frührot zu banneu. Aber die Sonne steigt siegend empor. Der Tag kommt, und als wesenlose Schemen zerflattern die Nachtgespenster.

Bis dahin aber — — —! Und so lange sie am Werk sind, die Dunkelmänner, verdüstern sie selbst das Denken jener, die als Seher und Führer allem Volke voranleuchten sollten. So rühmt Wildenbruch in einer prächtigen Würdigung, die er im ersten Dezemberheft des „März" Björnson zuteil werden läßt, die Björnsonschen Frauengestalten und verdammt im Gegensatz dazu in schärfster Weise jene modernen Frauen, von denen er sagt, sie seien bloß noch Intellektwesen und nicht mehr das, wozu die Natur sie gemacht habe: Gefäße des tiefen, großen, geheimnis- und weisheitsvollen Lebensgefühls ....

Das ist ein schwerer Vorwurf, und wer in seinem Herzen sich der ehelichen Treue und Aufopferung ebenso verhaftet fühlt wie dem Neuen, das da werden will, der sollte solche Worte, in solchem Zusammenhang gesagt, nicht unwidersprochen hinausgehen lassen.

Gewiß sind die rührenden Gestalten einer Frau Tjälde, einer Klara Sang liebenswert und verehrungswürdig. Gewiß kann uns nichts inniger ergreifen als diese so völlig auf sich selbst verzichtende Gattenliebe, die in der Zeit der Not zur reinsten Kristallisation des mütterlichen Instinktes wird. Nichts ehrfurchtgebietender und überwältigender als diese Treue bis in den Tod. —

Unsere besten und reinsten Geister, die erlesensten unserer Dichter und Denker

haben das Weib so erschaut und haben ihm mit der Dornenkrone der Schmerzen zugleich die Gloriole der gottesmütterlichen Alliebe ums Haupt geflochten.

Und das Leben hat zu ihrem Seherwort Ja! gesagt. Von der Mutter der Gracchen über die Weiber von Weinsberg bis zu den Frauen und Jungfrauen der Befreiungskriege, wie sie Körner besingt und die Geschichte überliefert. Vom Käthchen von Heilbronn bis zu Klara Sang eine leuchtende Kette von Wahrheit und Dichtung, und ihr strahlender Mittelpunkt das hingebende, das mütterliche Weib.

Wir Frauen wollen dessen froh sein.

Froh der Wertung und Stellung, die uns der Geist der Menschheit, so wie er in seinen instinktsichersten Trägern zum Ausdruck kommt, zugewiesen hat. Doppelt froh, weil wir wissen, daß nicht Lug und Trug der Sinne, sondern daß uns die Wahrhaftigkeit unseres Lebens auf diesen Platz gestellt haben.

Ja, wir wissen das. Wir schauen in uns hinein, und wir lassen unsre Blicke rundum gehen. Und da sehen wir Tausende und Abertausende von Frauen, die dann erst ganz sie selbst wurden, wenn das Unglück zu ihnen und den Ihren kam, die ungeahnte Schätze der Liebe, des Trostes, der Aufrichtung aus schmerzzerrissenem Innern hervorbluten ließen, die aufrecht blieben, wo alles sank, Liebe hatten, wo alles haßte, Heldinnen wurden, wo alles verzweifelte.

Ja, wir wissen das! Und lehnen doch jenes Frauenideal für uns — für uns moderne Frauen ab. Lehnen es ab, weil wir mehr sind als jene! Weil wir höheren Sinn tragen als sie und mehr auf uns nehmen, als sie taten!

Heldinnen des Verzichts waren und sind sie, jener erhabenen Seelengröße, jener unauslöschlichen Liebe, die alles duldet und alles trägt. Und wollten nicht mehr und nichts anderes sein.

Wir aber sind, und wir wollen mehr. Nicht im Schatten wollen und werden wir stehen, wenn die Sonne des Glückes scheint. Da wollen wir fordernd und gleichberechtigt unsern Platz neben dem Manne einnehmen und behaupten. Sein guter Kamerad — wenn er will; sein ebenbürtiger Gegner — wenn's ihm so lieber ist. Nicht aber seine Sklavin und nicht seine Puppe.

Und in Zeiten der Not? Ja, auch da wollen wir mehr und anderes; oder nein: da wollen wir alles zugleich sein. Eine ganze Kraft setzen wir ein: zu trösten, zu lieben, zu hoffen und zu arbeiten! Zu arbeiten! Mit der Tat werden wir dem Leben antworten. Mit der Tat antworten wir schon heute!

Schaut euch doch um! Wem sind nicht Fälle geläufig, wo in der Stunde der Not Frauen nicht nur Trost und Aufrichtung, sondern Hilfe, tatkräftige Hilfe spendend, neben den Gatten getreten sind? Wer vermöchte nicht, in seinem näheren Lebenskreise auf Frauen hinzuweisen, die mit sicherem Griff das Steuer erfaßten, das der müden Hand des Mannes entsunken war, und Schiff und Mannschaft durch Brandung und Geklipp in den sichern Hafen des Gelingens führten.

Das sind die neuen Frauen, von denen kein Heldenbuch noch sang und sagte.

Um aber zu werden, was sie geworden sind, und was sie noch werden wollen, bedurften und bedürfen sie der Freiheit und der Selbstverantwortlichkeit. Sie bedürfen des Rechtes, aus eigener Kraft ihre Entschließungen zu treffen. Ihre Entschließungen in allen Dingen des Lebens und erst recht auf dem Gebiete der Sexualethik. Da ist Ibsens Frau vom Meere. Das Fremde, das Unbekannte lockt und lockt die Unfreie. Die Freigewordene aber kehrt kraft eigener Erkenntnis und freier Entschließung zu den Pflichten zurück, die zuvor mit Zentnerschwere auf ihr lasteten, und die

sie nun tragen wird wie eine schmückende Krone.

Das ist es. Nur die Huld des Freien, nur seine Liebe, nur seine Hingabe birgt Menschenwert und Menschenwürde. Nur sie ist ein königlich Geschenk, das Geber und Empfänger in gleicher Weise ehrt.

Helft uns darum, ihr, die ihr die Besten seid unter den Männern! Helft uns! Nicht frei zu werden! Dazu bedürfen wir eurer nicht. Das können wir aus eigener Kraft. Aber helfen sollt ihr uns, unserer Freiheit froh zu werden. Helfen, damit wir freudigen Herzens unsre Freiheit in euren Dienst stellen können, so wie ihr euer Wollen uns dahingebt.

Zum ersten Mal ein Geschlecht von Männern und Frauen, die Gleiche sind. Einander gleich und einander wert und demütig darum, einer dem andern zu dienen. Henriette Fürth

Der Bürgermeister von Rom

Die Welt steht auf keinen Fall mehr lang. Die Stadt der Päpste hat Herrn Ernesto Nathan zu ihrem Bürgermeister erwählt, einen Juden und gleichzeitig den früheren Großmeister aller Freimaurerlogen Italiens.

Nathan entstammt einem der ältesten Geschlechter der Judengemeinde, die schon seit Julius Cäsar im Trastevere und um die Inselbrücke des heiligen Bartholomäus ansässig, alle Stürme Roms überdauert hat. Ein Häuflein Hebräer von etwa zweihundert Hausvätern, unvermischt mit Römern und Barbaren, sah in Staub fallen die altrömische Republik, das Zäsarentum, die unermeßlich reiche Marmorstadt Rom, ein zweites fränkisches Kaisertum; aber es überlebte, unzerstörbarer als Bildsäulen von Erz, die furchtbare Nemesis der Jahrtausende. Gegen Schluß der Völkerwanderung waren diese Juden die einzigen Römer aus antiker Zeit, Überbleibsel der von Grund aus zerstörten Roma, caput mundi, während schon im sechsten Jahrhundert der Hof und Adel, die Kaufmannschaft, das Bürgertum und die Plebs so ziemlich überallhin sich geflüchtet hatten, nach Ravenna mit Honorius Anno 402, nach Byzanz, nach Sizilien, Südfrankreich und in den Orient. In den verfallenden Kaiserpalästen auf dem Palatin hausten die Bischöfe Roms und duldeten später, als sie die Macht an sich gerissen, die Anhänger der Judenschule zu ihren Füßen als „ein monumentales Symbol, welches die alttestamentliche Wurzel des Christentums darstellte."

Als zur Zeit Alexanders III Bandinelli der Rabbi Benjamin von Tudela die „Ewige Stadt" besuchte, fand er unter seinen Glaubensgenossen einflußreiche Leute, sogar am päpstlichen Hofe, und „sehr weise Rabbiner, wie Menahem, Daniel, Jehiel, Joab und Nathan." Nathan hat sein Wörterbuch Aruch Anno 1101 in Rom verfaßt; sein Vater schrieb liturgische Dichtungen. Den Juden von Rom, Salerno und Cordova, bleibt der Ruhm, als Ärzte und Handelsleute Heilkunde und Handelswissenschaft aus dem Altertum in die Neuzeit herüber gerettet zu haben. So oft die Päpste sich in gesundheitlicher oder finanzieller Bedrängnis fühlten, vertrauten sie regelmäßig ihren Leib und Schatz den Juden an. In Erkenntlichkeit für die empfangenen Dienste hat das Papsttum nie gezaudert, den Volksleidenschaften seine hebräischen Knechte zum Opfer zu bringen; als Anno 1020 ein Erdbeben die sieben Hügel schüttelte, mußte die göttliche Vorsehung durch die Hinrichtung einiger Juden versöhnt werden. Also hat es Honorius II Lambert befohlen.

Die Nachkommen des geknechteten Stammes, der, jahrhundertelang in einen finstern und feuchten Ghetto eingeschlossen, zur Warnung der „ehrbaren Christenheit“ einen gelben Hut tragen mußte, haben an ihren geistlichen Bedrängern eine noble Rache genommen.

Unter der Regierung Gregors XVI Cappellari erklärte der englische Gesandte Lord Seymour den Sturz des Kirchenstaates für unausbleiblich. Der Hof seufzte in schrecklichsten Geldnöten, der Schatz erwies sich völlig ausgeleert, und in den öffentlichen Kassen tanzten statt der goldenen Münzen die Fliegen. Die Schatzmeister Monsignor Mattei und sein Nachfolger Tosti hatten alle Kisten und Kasten, Schubladen und Beutel umgestülpt und den absoluten Finanzruin durch die Anwerbung der Fremdenregimenter, durch die Aufstellung der Militärkommission und durch die Neuordnung der päpstlichen Polizei vervollständigt; die Polizei, von begnadigten Banditen geführt, stahl wie ein Rabe. Schon hatte Pellegrino Rossi die nahe bevorstehende Revolution angekündigt, als im Augenblick der höchsten Not Amsel Rothschild aus Frankfurt am Main den Kirchenstaat rettete, indem er ihm ein bedeutendes Darlehen gewährte.

Darauf befahl Papst Gregor XVI Cappellari, daß zum Dank alsbald das Allerheiligste Altarsakrament zur öffentlichen Andacht in allen Kirchen Roms ausgestellt werden solle. Der Erretter Rothschild aber wurde zu Rom mit königlichen Ehren empfangen.

Pius IX Mastai-Ferretti fühlte sich als Grandseigneur, der etwas draufgehn ließ. Seit der Rückkehr von Gaëta stak er fortgesetzt in den ärgsten Bedrängnissen; denn allein sein Staatssekretär Giacomo Antonelli hatte aus dem Gemeinen Gut neunzig Millionen Franken in sein Privatvermögen überzuführen verstanden. So suchte denn Pio Nono Hilfe bei Rothschild, bei Tedesco in Wien und Samuel Alatri in Rom. Zum Danke dafür trat Pius IX als Großwähler für seinen finanziellen Nothelfer ein, bezeichnete den israelitischen Bankier Alatri als den „allerchristlichsten aller Wahlbewerber“ und erwirkte ihm dadurch die glänzendste Erwählung in den Gemeinderat Roms.

Leo XIII Pecci war lange Zeit als Antisemit verschrien. Die Abweisung, die er Madame Dreyfus zuteil werden ließ, muß schroff genannt werden. Dagegen verdient ein auf Doktor Lueger in Wien gemünztes Wort dieses diplomatischen Papstes bekannt zu werden. Doktor Lueger hieß damals noch nicht der allmächtige Bürgermeister von Wien, sondern galt als politische Mauserungsfigur von der Demokratie zur christlich-sozialen Partei. Als nun Doktor Lueger damals dem Kongreß der Katholiken Österreichs präsidierte, wurde ihm die energische Betonung der Rechte, der Freiheiten und der souveränen Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles durch den päpstlichen Nuntius ans Herz gelegt und die Drohung beigefügt, daß bei Unterlassung einer geharnischten Resolution zugunsten des wiederherzustellenden Kirchenstaates der Papst niemals die Intentionen derjenigen zu segnen vermöge, welche die Religion zu einer Waffe im brudermörderischen Kriege machten. „Fratricida“ lautete der Ausdruck, womit Leo damals das Treiben der Lueger-Partei belegte.

Während dieser weltkluge Herrscher im Vatikan den Bischoffsheim zu Paris, einen stillen Wohltäter in großem Stile, den Oppenheim und andere Hochfinanzer des Auslands allzeit in hohen Ehren hielt, sprach er von dem „Buddhisten“ Luigi Luzzatti aus Padua immer nur in wegwerfendem Sinne: „Dieser angebliche Finanzgelehrte ist eine absolute

Null und nur durch Reklamewind zum Ballon gebläht."

Pius X Sarto mußte als Kaplan von Tombolo mit dreißig Franken Monatsgehalt sich und seine älteste Schwester durchbringen; da taten ihm die Nebeneinnahmen wohl, die er durch Privatunterricht in einer jüdischen Familie verdiente, welche regelmäßig in der Mark Treviso ihre Sommerfrische genoß. Später als Pfarrer von Salzano schloß Papst Sarto eine intime Freundschaft mit dem Abgeordneten Leone Romanin Jacur, der sich durch seine rastlosen Bemühungen für die Kanal- und Wasserbauanlagen in der Po-Ebene und für die Verbindung des Langensees mit Mailand und Venedig bleibende Verdienste erworben hat.

Kaum hatte nun Papst Pius X von dem glänzenden Siege des antiklerikalen Blocks bei den Gemeindewahlen Roms Kenntnis erhalten, als er bei seiner Vorliebe für parteitaktische Mäcketeien sofort ein großes Tier der schwarzen Welt in sein Gespräch zog und fragte, wer wohl die größten Aussichten als Bürgermeister habe, einer der fünf Universitätsprofessoren oder ein hoher Ministerialbeamter.

„Heiligkeit — das modernste und zugkräftigste Programm hat Nathan; er will aus Rom eine schöne, gesunde und billige Weltstadt machen; Reformen an allen Ecken und Enden."

Dieser Nathan ist ein Organisationstalent! Wenn er kein Freimaurer wäre, schiene er mir besser als alle anderen.

„Aber, Heiliger Vater, bedenken Sie doch, er ist ein Jude!"

Ja, das schon — so schloß Pius X das Gespräch —, aber er ist ein Ehrenmann. Mit diesem Urteil des Papstes gehn denn auch alle Römer einig. — — — —

B

Von London nach Kalkutta in acht Tagen

(Zur Vorgeschichte des russisch-großbritannischen Übereinkommens)

Der Abschluß diplomatischer Verträge und geheimer Bündnisse zwischen einander vordem feindlich oder fremd gegenüberstehenden Staaten kommt nach einiger Zeit regelmäßig durch eine auffallende Tatsache ans Licht: Es gehen über Nacht Türen auf, die bis dahin zu Verteidigungszwecken aufs festeste geschlossen gehalten wurden.

Zwanzig Jahre lang haben sich so die Strategen Frankreichs einer direkten Verbindung von Turin über Cuneo durch die Seealpen nach Nizza mit Zähigkeit widersetzt; sie wußten zu gut, daß sie dem konzentrischen Vormarsch von fünf italienischen Armeekorps (I. Turin, II. Alessandria, III. Mailand, IV. Genua und VIII. Florenz) auf ihre beiden Hauptkäfen am Mittelmeer, Toulon und Marseille, nur die einzige, obendrein in zahllose kleine Garnisonen aufgeteilte neunundzwanzigste Division von Nizza entgegenzuwerfen vermochten. Als darum an der Jahreswende 1904/05 plötzlich das Grenztor bei Breil geöffnet wurde, enthüllte dieser Verbrüderungsakt durch den völkerverbindenden Schienenweg aller Welt ein bis dahin sorgsam gehütetes Geheimnis: Italien im Dreibund hatte aufgehört, die französische Schwesternation zu bedrohen; denn Monsieur Theophile Delcassé an der Seine war mit den Mailänder Onorevoli Emilio Visconti Venosta und Giulio Prinetti ins Reine gekommen. —

Neunzig Jahre lang bestand der moskowitisch-britische Antagonismus in Zentralasien. Seitdem das indobritische Reich durch die Unterwerfung der ganzen südlichen Halbinsel, durch die Vernichtung des Mahrattenstaates und durch

die Eroberung der Ostseite des Bengalischen Meerbusens sich um viele Tausende von Quadratmeilen und Millionen von Untertanen vergrößert, der Wert des Besitzes sich unermeßlich gesteigert hatte, sahen die Engländer mit desto größerer Besorgnis die russische Grenze sich von Norden her langsam, mitunter selbst unfreiwillig, aber stetig, gegen das Herz Asiens vorschieben. Die Bewältigung der Kaukasusvölker, die Einverleibung von dreitausend Kirgisen und das Vordringen bis Bokhara erschienen ihnen als die ersten Etappen des russischen Vormarsches gegen Indien. Kaum an den Gestaden des Mittelmeers zur Ruhe gebracht, tauchte die orientalische Frage in veränderter Gestalt tief im Innern Asiens als der unstillbare Länderhunger des russischen Bären wieder auf. Wie durch Verhängnis wurden die rivalisierenden Kolosse Großbritannien und Rußland dem Zusammenstoß auf der gewaltigen Hochbühne von Iran entgegengetrieben. „Nicht auf die Türkei haben wir unsere Blicke gerichtet," hatte der russische Kanzler Nesselrode schon 1823 dem französischen Gesandten versichert, „unsere kostbarsten Interessen ziehen uns nach Asien, nur durch Persien können wir England angreifen." —

Und heute erscheint als das erste Resultat der englisch-russischen Abmachung vom einunddreißigsten August 1907 die Nachricht, daß der Minister der Eisenbahnen und Straßen im Zarenreiche den Ausbau der siebenhundert Werst langen Eisenbahnstrecke beschloß, die als Verlängerung der transkaspischen Bahn Rußland direkt mit den indischen Grenzstationen verbindet.

Seit vierzig Jahren ist diese Linie beiderseits aufs eingehendste studiert und vorbereitet worden; von seiten Rußlands, um den Landkrieg in die reichste Kolonie Großbritanniens zu tragen, von seiten Englands, um gerade diesen Angriff auf den tödlichen Fleck der britischen Weltherrschaft abzuwehren. Und über Nacht wird aus dieser Straße des gewaltsamen Einbruchs eine Eisenbahn des Friedens und der Eintracht! Die Reise von London wird künftighin über Berlin—Warschau—Kiew—Tanganrog—Rostoff—Baku—Krasnovodsk—Kuschk—New Chamann—Kurachee nach Bombay und Kalkutta in acht Tagen zurückgelegt werden.

* * *

Im Jahre 1899 hatte der russische Gardeoffizier Lebedeff eine militärisch-politische Studie veröffentlicht, worin er die Notwendigkeit von vier Feldzügen nachwies, um Indien zu erobern. Lebedeff gelangte jedoch zu der unerwarteten Schlußfolgerung, daß ein dem Zaren tributpflichtiges indisches Reich eine unversiegliche Quelle der allergrößten Schwierigkeiten für Rußland vorstelle und dessen innere Schwächung zur Folge haben müsse. Alle Unternehmungen und Anstrengungen Rußlands in der Richtung gegen Indien könnten daher — so begehrte Lebedeff — nur den einen Zweck haben, Großbritannien zu einem für beide Teile günstigen Bündnisse zu zwingen. Lebedeffs Studie erschien den Machthabern am Himalaja so bedeutsam, daß der Vizekönig Lord Curzon in Person darüber nach London Bericht erstattete.

Ende Oktober 1900 veröffentlichte alsdann der unter dem Pseudonym „Kalchas" arbeitende Politiker in der „Fornightly Review" einen Aufsatz über Großbritanniens auswärtige Politik, der in der Frage gipfelte: „Warum dürfen wir nicht mit Rußland verhandeln?" Allein die öffentliche Meinung in den vereinigten Königreichen erwies sich damals noch so feindselig gegen Rußland, daß die Frage des klugen Kalchas ungehört verhallte. —

Können so die Herren Lebedeff und Kalchas nur als die „Vorläufer und Rufer in der Wüste“ für das spätere russisch-englische Abkommen bezeichnet werden, so darf als der geistige Vater des internationalen Schienenweges London—Baku—Kalkutta der Botschafter W. Lessar gelten, der lange Zeit zu Peking weilte. Ein Jahrzehnt lang hat dieser weitblickende Diplomat an einer Verständigung Rußlands mit Großbritannien gearbeitet, um zu einer „redlichen“ Aufteilung Asiens zwischen England und Rußland zu gelangen. Asien ist der große Weltteil schlechthin, von dem das territorial und national zerrissene und verwirrte Europa nur ein vorgeschobenes Halbinselchen bildet; über den Besitz dieser unermeßlich weiten Völkerwiege mußten sich darum die beiden Wettbewerber um die Vorherrschaft auf dieser Erde zuerst verständigen; der Rest wurde ihnen zugegeben.

Am einunddreißigsten August vorigen Jahres nun haben sich beide Teile wechselseitig und öffentlich bezeugt, daß sie einig geworden seien. Die Mühen und Schwierigkeiten waren beiderseits groß. Ihrer Herr zu werden, dazu waren nötig die Zähigkeit King Edwards, die Gewandtheit seines Botschafters, des Rt. Hon. Sir A. Nicolson in St. Petersburg und die slawische Geschmeidigkeit eines Iswolskij. Als Pflaster für die zu Mukden und bei Tschuschima erlittenen Wunden wurden dem nordischen Bären die Honigwaben von Nordpersien besonders reichlich und lecker zugeteilt. Die zentralasiatische Beute scheint „redlich“ aufgeteilt.

Daß heute Großbritannien durch den ihm völlig ergebenen Sultan von Afghanistan dem Ausbau der kurzen Eisenbahnstrecke keinen Widerstand mehr entgegensetzen läßt, das bildet die erste Probe aufs Exempel; sie beweist klipp und klar: Das Kabinett von St. James stellt den seit beinahe einem Jahrhundert gefürchteten Vorstoß des russischen Kolosses auf Indien nicht mehr in seine Rechnung; die alte Rivalität ist gefallen, das System der wechselseitigen Kompensationen von China nach Tibet, über Afghanistan und Persien bis zum Kaukasus und Armenien gestattet dem mit Japan und Frankreich verbündeten England, das Tor zu seiner indischen Schatzkammer sperrangelweit zu öffnen; der moskowitische Bär wird gleichwohl den indischen Pagoden nicht zu nahe kommen.

Nur der auf Asien bezügliche Teil des englisch-russischen Abkommens ist veröffentlicht worden. Die Vorteile, welche einem russischen Vorstoße gegen die europäische Türkei, gegen Armenien und Kleinasien englischerseits zugebilligt worden sind, entziehen sich vorerst der allgemeinen Kenntnisnahme. Bedeutsam ist nur die eine Tatsache, daß King Edward für das Jahr 1908 seinem Bruder, dem Prinzen Arthur William Patrick Albert Herzog von Connaught, den Oberbefehl über die Streitkräfte Englands im Mittelmeer und in Ägypten übertragen hat: „In Bereitschaft sein ist alles!“

* * *

Von der Weltbahn London—Berlin—Warschau—Kiew—Baku—Kuschk—Kalkutta wird noch viel die Rede sein.

Unter Ausnützung der schon bestehenden Eisenbahnstrecken kann das afghanische Mittelstück von siebenhundert Werst innerhalb kürzester Frist ausgebaut und der Weg von London bis Currachee in etwa sieben Tagen zurückgelegt werden; fünfzehn Tage und mehr nahmen bisher die schnellsten Dampfer in Anspruch, um von London über Gibraltar, Port Said und Aden nach Bombay zu gelangen.

King Edward hat mit Eröffnung dieser internationalen Bahn, die durchweg durch dicht bevölkerte, überaus fruchtbare und an Mineralschätzen reichste Länder führt, der deutschen Weltbahn über Konstantinopel nach Bagdad, Buchir und Benda-Abbas im Zuvorkommen ein Paroli gebogen und zugleich eine äußerst gefährliche Konkurrenz gemacht; an der deutschen Linie fehlen heute noch mehr als viertausend Kilometer, und diese „unsere" Bahn führt teilweise durch menschenarme Wüsteneien, die sogar nach Menschenaltern dem Verkehr nur allerdürftigste Hilfsquellen erschließen können.

Spectator alter

Glossen

Der Liberalismus im Betkämmerlein

Der Liberalismus hält von der Kirche nicht viel. Das gehört zum Stil des deutschen Liberalismus. In Gladstones England denkt man bekanntlich anders und glaubt, Denkfreiheit sei eben die Freiheit, zu denken; wie man denkt aber, das ist eine Sache für sich.

Unser Liberalismus ist jedenfalls der Kirche nicht sehr grün, und am wenigsten der Orthodoxie. Aber einen Punkt gibt es doch, an dem auch der deutsche Liberalismus von der Denkfreiheit Gebrauch macht.

Wenn nämlich ein liberaler Pastor über soziale Dinge anders denkt als der liberale Fabrikbesitzer, so nimmt sich der Liberalismus die Freiheit, orthodox zu denken und einen Eingriff des Konsistoriums in die Denkfreiheit des Pastors für äußerst wünschenswert zu halten.

In Osnabrück, dem bekannten hannöverschen Osnabrück, das durch seinen entschiedenen Liberalismus vor kurzem das orthodoxe Konsistorium von Hannover schwer geärgert hat, hatte die Leitung einer großen Fabrik eine sogenannte „gelbe Gewerkschaft" gegründet, eine jener fabrikreaktionären Gewerkschaften, die den Arbeitern für allerlei kleine Vorteilchen ihre liberale Vereinsfreiheit abkaufen, — sie stellen ihnen die Bedingung, sich von den unabhängigen Arbeiterorganisationen loszusagen.

Der tapfere Pastor Pfannkuche, ein Anhänger der Naumannschen Richtung, hatte sich gesprächsweise erlaubt zu sagen, was jeder weiß, und die Fabrikleitung natürlich am besten, daß nämlich der Arbeiter, der sich dieser Bedingung unterziehe, sich damit selbst die Hände bindet.

Hieraufhin denunziert die Fabrikleitung den Pastor beim Konsistorium. Der Pastor beantwortet die Denunziation in der einzig würdigen Weise damit, daß er die denunzierten Äußerungen öffentlich wiederholt und andere in dem Sinne hinzufügt, daß sozialdemokratische Parteiangehörigkeit keine antireligiöse oder antipatriotische Gesinnung zu bedeuten brauche. Die liberale Zeitung bringt einen gehässig gefärbten Bericht über diesen Vortrag, und auch dieser Bericht wird dem Konsistorium eingeschickt.

Wen's interessiert, der mag näheres und weiteres in der „Chronik der Christlichen Welt" nachlesen, einem unabhängig und sachlich scharf redigierten kirchlichen Nachrichtenblatt, das in Tübingen erscheint.

Den „März" interessieren ja wohl im allgemeinen kirchliche Händel nicht brennend. Wenn ich ihn aber richtig verstehe, so liegt es in der Linie des Liberalismus, den er vertritt, für Männer, die mit Unerschrockenheit ihre Selbständigkeit wahren, einzutreten, wo er sie findet.

In diesem Falle wird es vielleicht nicht weiter nötig sein, weil zu erwarten steht, daß der Pastor mit einer Beleidigung davonkommt; dafür nämlich, daß er fertig gebracht hat, was vor einigen Jahren dem Konsistorium nicht gelang: den Osnabrücker Liberalismus vor dem Konsistorium in die Kniee zu zwingen.

Franz

Die große Mörike-Ausgabe

Die von Karl Fischer besorgte große Ausgabe der Werke Mörikes (Verlag Callwey, München) liegt jetzt in sechs Bänden vollständig vor. Für alle, die den hohen Preis nicht zu scheuen brauchen, ist nun also endlich eine schöne, ja köstliche, durchaus befriedigende Ausgabe vorhanden, und wer noch keinen oder nur einen klein gedruckten und unvollständigen Mörike besitzt, braucht nun nicht mehr auf die lang gewünschte gute Ausgabe zu warten.

Am meisten interessiert bei einer Neuausgabe natürlich der „Maler Nolten". Bekanntlich hat der Dichter lange Jahre damit hingebracht, sein längst vergriffenes Jugendwerk, das er in der alten Gestalt unter keinen Umständen wieder gedruckt wissen wollte, umzuarbeiten, bei dem jahrzehntelangen Intervall eine mühevolle und eigentlich unerquickliche Arbeit, über der Mörike denn auch starb, ohne fertig oder doch ohne befriedigt zu sein. Nach seinem Tode gab sein Freund Klaiber den Nolten heraus, auf Grund zahlreicher Notizen und Korrekturen von des Dichters Hand, eine fleißige und verdienstliche Leistung, doch leider nicht frei von Willkürlichkeiten, ja Gewalttaten. Wer allzu streng darüber urteilt, den kann man freilich daran erinnern, daß Mörike selber als Herausgeber fremder Werke seinerzeit eine fast unheimliche Harmlosigkeit gezeigt hat. Seit damals existierte der Nolten nur noch in der Klaiberschen Edition, den Neudruck der ersten Ausgabe hat Mörike verboten. Als nun kürzlich seine Werke frei wurden, begann der Nolten den Herausgebern zu schaffen zu machen. Denn nicht nur verlangten viele eine Revision, sondern die Klaibersche Bearbeitung war auch noch vom Verlagsrecht geschützt. Der Nolten war frei, aber weder der ursprüngliche noch der Klaibersche durfte abgedruckt werden. Fischer ist nun mit großer Sorgfalt zu Werk gegangen und hat einen Text hergestellt, der nur die vom Dichter selbst herrührenden Änderungen und Streichungen berücksichtigt und auf eigene Zutaten gescheiterweise verzichtet. Damit haben wir einen Nolten bekommen, so gut er überhaupt herzustellen war, und wir können damit zufrieden sein. Im übrigen bringt die Ausgabe von Stücken, die in der Originalausgabe fehlten, namentlich die zwei „dramatischen Entwürfe", die Autobiographie, die Mörike 1834 beim Antritt seines Cleversulzbacher Pfarramts schrieb und von der Kanzel vorlas, die von 1839 stammende Einleitung zu einigen Schillerbriefen und die „Bruchstücke eines religiösen Romans", die von besonderem Interesse sind.

Daß die Bände groß und schön in wohltuendem Format gedruckt sind,

Papier und Einbände von prächtigem Material, freut jeden Mörikeleser, der sich früher über die mäßige Ausstattung seiner Werke geärgert hat. Der liebe, große Dichter kann sich jetzt sehen lassen, und man freut sich, daß gute Papiere und Pergamente doch nicht ganz ausschließlich für die Verse wohlhabender Anfänger und für numerierte Drucke erotischer Kuriosa zu existieren scheinen.

Hermann Hesse

Geteilter Schmerz

Die Watsche ist gefallen, ohne verbindliche Einkleidung, klar und deutlich, eine Watsche. Backpfeife nennt's der Berliner, um im Lokalton zu bleiben. Bülow hat keinen Zweifel gelassen: Wahlrecht in Preußen? Nichts zu machen.

Nun gibt es eine ganze Menge Liberale, die sich wirklich und aufrichtig darüber ärgern, die aufrichtige Demokraten sind und der Meinung, daß ein allgemeines gleiches Wahlrecht eine sehr gute, prinzipientreue Sache wäre. Und die das auch sagen. Diese ziehen natürlich die einzige Konsequenz und rufen: Weg vom Block! Werft das Ungeheuer in die Wolfsschlucht! Andere gibt's, die sich einreden, sehr freisinnige, fortschrittlich denkende Männer zu sein, denen die kulturelle Reaktion und die Geistesbedrückung einen tiefen Schmerz bedeutet, und die doch ein rein demokratisches Wahlrecht für höchst zweifelhaft halten, in Anbetracht der traurigen Kulturzustände der Massen in Deutschland, die zu einem großen Teil von katholischen, zu einem anderen großen Teil von sozialdemokratischen Pfaffen gegängelt werden, sonst wohl auch stimmen, wie der Gutsherr stimmt oder sonst wer stimmt. Diese Leute halten das Reichstagswahlrecht mit seiner ungeheuerlichen Begünstigung des platten Landes für sehr schlecht, weil in ihm die Intelligenz und die Kultur überhaupt nicht zu Worte kommt, und sind also auch bei der Ablehnung des Wahlrechtes in Preußen ziemlich gleichgültig, weil sie eine von oben einsetzende Änderung der Regierung und ihrer mittelalterlichen Maximen für viel wesenswichtiger halten als die Wahl von zwanzig Sozialdemokraten in den preußischen Landtag.

Alle diese sind ehrliche liberale Männer, trotz der verschiedenen Ansichten über Wahlrechte.

Nun gibt's aber noch eine Spielart. Die schreien in der Öffentlichkeit am allerlautesten nach dem allgemeinen, gleichen und so weiter Stimmrecht. Damit meinen sie aber, wohlgemerkt, nur das für die Staatsparlamente. Sie hüten sich aber schwer, ähnliche Ideen auch für die Stadtparlamente, in denen sie herrschen, zur Geltung kommen zu lassen. Da sind sie stockkonservativ, nicht bloß in Wahlrechtsfragen. Wie viele Großstädte von der politischen und wirtschaftlichen Rückständigkeit ihrer Leiter ein Klagelied zu singen haben, ist ja nichts Neues. Diese Leute saßen nun in einer bösen Zwicke. Wenn überall der König Demos das Wahlrecht kriegen würde, und der Himmel fiele doch nicht ein, dann würde die Sache höchst peinlich, dann müßten am Ende — gar nicht auszudenken — diese unentwegten Fortschrittler in den Städten auch .... Donnerwetter, Donnerwetter! Diese Braven sehen den Zusammenbruch der Wahlrechtsträume mit einem nassen und einem sehr heiteren Auge. Denn daß sie etwa von selber für die Städte ein „liberales" Wahlrecht einführten? Zeigen, daß sie Prinzipien haben? Gott bewahre! Sozis im Parlament, schon schlimm, aber unter den Stadtverordneten, oder im Magistrat? Schaudervoll, höchst schaudervoll!

Und solche Leute schreien nach dem allgemeinen und so weiter Wahlrecht.

Kater

Dramatische Modensalons

Es wird doch wieder einmal in absehbarer Zeit ein französisches Gastspiel kommen?

Das macht ja auch weiter nichts!

Aber liebevolle Anleitung sollte dem Publikum endlich werden, wie aus solchen Vorstellungen Gewinn — wohl selbst Vergnügen — zu schöpfen sei.

Bisher war's anders, weiß Gott! Schuld daran hat natürlich die deutsche Kritik! Immer lenkt sie die Leute vom Wesen eines Stückes unnütz ab, betont obskures Beiwerk — etwa den verbindenden Text zwischen den Toiletten.

Sogar der Autor wird verschwiegen, anstatt pikant Biographisches zu Anregung zu erzählen, wie der Dichter schon mit seinem Erstlingswerk die Hohlfalten vom Knie habe ausspringen lassen, wie er so der Bühne Frankreichs neue Wege gewiesen habe. Statt das Publikum auf solche Art sachlich vorzubereiten, wird von der hamburgischen Dramaturgie herumgeredet.

— — — — — — — — — — —

So horcht der irregeleitete Bürger, wenn auf der Bühne gesprochen wird; bedrückt und still sinnt er dann dem Phänomen der Zeitdehnung nach. — —

Anders in Paris!

Da weiß natürlich auch der Minderbemittelte, wie ein dramatischer Aufbau im modernen Stück geführt wird:

Vom schlicht-perversen Taylor-Mode, zu dem an Spannungen reichen Tea-Gown, durch die Verwicklungen des Abendmantels zur machtvollen Schlußwirkung der Balltoilette steigert sich die Handlung. So war es bis vor kurzem wenigstens. — In jüngster Zeit aber hat sich auch die Lingerie zum Rang der Hüte und Kleider fast ebenbürtig emporgeschwungen und bildet, mit ihnen vereint, eine neue Trias der dichterischen Formen. — — Meist wird nun ein fünfter Akt hinzugedichtet, der ausschließlich der Wäsche reserviert bleibt.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Streng vorgeschrieben, sozusagen im Prinzeßschnitt schon begründet, ist nur die Szenenführung des Tea-Gown-Aktes! Er muß durch leidenschaftliche Bewegtheit die Vorzüge des weichen Materials zur Geltung bringen. — Ein zu Füßen sinken, um Vergebung flehen demonstriert hier wohl am reinsten das tadellose Abfließen der Rückenfalten!

— — — — — — — — — — —

Daß man auch in Paris ab und zu den Mann nennt, der die phonetische Synthesis der Kleider zu liefern hat, ist unschwer aus einer leicht ironisierenden Galanterie der Kelten zu begreifen.

Im französischen Drama reihen sich Toiletten an den Text wie Perlen an die Schnur. — —

Wer aber wird an einer Perlenschnur — — die Schnur beachten.

Sir Galahad

Ordensregen in Preußisch-Byzanz

Und er tat die königliche Rechte auf und schüttete das Füllhorn seiner Gnade über die aus, so sich beugten ...

Ich denke nicht daran, alle Opfer des roten und schwarzen Adlers ohne weiteres mangelnden Rückgrats zu zeihen. Denn ich weiß: nicht allen bedeutet's ein Glück. Die Ordenskommission hält Musterung über Gerechte und Ungerechte. Ganz nach dem Gustus von Majestät. Und mancher sieht sich am achtzehnten Januar, allda die Gesinnungstüchtigen in Preußisch-Byzanz ihren Ehrentag haben, plötzlich mit einem Matz behaftet und

weiß nicht wie ... Auf die Dingerchen verzichte ich. Das Eiserne Kreuz für Heldentaten im Felde. Die Rettungsmedaille. Das sind Ehren, auf die man (wenn Zeichen nottun) stolz sein mag. Das andere gib denen, die sich Pflichttreue und andere Selbstverständlichkeiten im Dienst extra lohnen lassen, die Orden brauchen, um menschliche Blößen zu decken. Es gibt Beamte, die auch so denken. Wer zweifelt? Aber der Staatsbestissene kann nicht anders. Muß die Brust dem spezifischen Untertanenschmucke darbieten, und wenn er sich hundertmal (kommt vor — auch in Preußen) als Bürger fühlt. Muß dankbar die Hand des Monarchen küssen, und wenn er hundertmal mit der Regierungsweise des hohen Herrn nicht einverstanden ist. Und wenn er am Tage des Ordensregens zwischen die andern „Ritter" gestellt, es noch so klar sieht: Diese Byzantiner und Speichellecker! Unter was für Heilige bin ich geraten! Hier und dort ein menschlich Antlitz. Ein Stolz. Eine Gleichgültigkeit. Aber das Gros? Vor Gott dem Herrn sind wir alle gleich. Vor Gott dem Könige sind wir alle vom ersten Minister bis zum letzten Kutscher Lakaien. Und wie das bei jedem Wort, bei jedem Urteil, das dem Gehege der königlichen Zähne entfleucht, schon beifällig nickt und bis zum Boden dienert, noch ehe die allerhöchste Weisheit die Gestalt eines Satzes angenommen hat! Diese Gesellschaft ist mehr als gemischt. Wer kann, rettet sich. Aber der Beamte ist entschuldigt. Er akzeptiert dankend den Orden, oder er schädigt durch verfrühte Pensionierung die Seinen. Und wird so ein alter Herr dann schließlich zu Grabe getragen, dann neue „Ehrungen", die man ohne Unterschied mit Lakaien teilt. Hat man's zu führender Stellung gebracht, dann läßt sich der dankbare König beim Leichenbegängnis noch durch einen Adjutanten, oder wenn das der Ehre zu viel, wenigstens durch ein paar wohlgenährte Gäule vertreten. Die neugierigen Untertanen sehen ehrfurchterschauernd, wie dann eine absolut leere Hofequipage an der Spitze des Trauerkondukts das letzte Geleit gibt. Und dann die Orden! Das letzte Mal. Fein säuberlich als das Höchste, was der Sterbliche erreichen konnte, auf seidenem Kissen einhergetragen. Doch genug! Bei „Handlangern" ist Ordensfegen verständlich. Er spricht nicht für sie und auch nicht gegen sie ...

Anders steht's mit den Männern, die von Berufs wegen unabhängig sind. Für diese ist der Orden mehr als eine Alterszulage. Er ist — in Preußen wenigstens — ein Charakteristikum. Ist beim Freien, was der Trichinenstempel beim Schinken. Der Ordensstempel besagt: Inhaber dieses ist politisch keimfrei .. Ist's übertrieben? Nein. Denn wann bekommt ein Industrieller, ein Großkaufmann, ein Gelehrter, ein Künstler in Preußen so ein Ding? Doch nur, wenn er ... na, ihr wißt schon ... Wer's kurz und kräftig liebt, hält sich an Goethes Götz. Wer's umständlicher ausdrückt, gilt für feiner: Also die (nichtbeamteten) Ordensritter in Preußen sind die Gemeinde derer, die nicht zur Opposition gehören. Die Gemeinde der Friedsamen. Die Gemeinde der Zufriedenen. Und wenn ein Begüterter mit seinen Mitteln die Armut einer ganzen Stadt linderte und Obdachlosen ein Asyl nach dem andern baute, so ist er, wenn er gleichzeitig ein Mann der Freiheit ist, etwas, was nicht dekoriert werden darf. Und preußische Dichter, wenn sie in ihren Schöpfungen nicht den Hohenzollern Weihrauch streuen? Und unsere Gelehrten, wenn sie die Wahrheit über das höheren Orts so beliebte Kirchendogma ältesten Stiles stellen? Geruht der König sie zu kennen? Ehrt er sie, denen die Liebe des Volkes gehört? Nein. Die Ehrenzeichen denen, die sich mir unterordnen. Selbstver-

ständlich. Keiner der Lebenden vermißt den Tand. Keiner strebt heute mehr danach. Und die meisten würden sich auch bedanken. Würden, wie einst Uhland Friedrich Wilhelm IV gegenüber, das Ordenskästchen als Muster ohne Wert dem freundlichen Absender retournieren. Also nichts gleichgültiger als Ordensfragen? Stimmt. Wir alle pfeifen darauf. Pfeifen drauf, soweit wir nicht eitel sind wie Weibsvolk. Aber bei Unabhängigen sind Orden ein Charakteristikum. Das besteht.

Sie ist ein Charakteristikum. Und wer sie als Unabhängiger annimmt, für die ist's ein Merkmal. Darum sage ich: Die acht Freisinnsmänner, die sich auf das Geheiß des Preußenkönigs ins Schloß begaben, um sich von dem König just jetzt die tapfere Männerbrust mit allerhand Höflingsgeschmeiß zusammen schmücken zu lassen, sind eigentlich — bei Licht besehen — komische Figuren. Männer, die nicht besser, höchstens inkonsequenter sind als die Junker. Denn was soll das? Noch schrieen sie (mit Recht) über Volksverrat. Hielten in Versammlungen begeisternde Freiheitsreden. Der König hat von neuem die Rechte des Volkes mit Füßen getreten Der Kanzler hat im Namen des Königs, uns, den Volksvertretern aus Liebe zu den Junkern den Fehdehandschuh hingeworfen. Aber wir heben ihn auf, so wahr wir eure Abgeordneten sind. Wir sind Männer. Wir . . . Und nun dies? So friedlich? So schnell gewandelt, nur um eines „Ordens" willen? Man sage nicht, daß das eine Privatangelegenheit dieser acht Aufrechten sei. Als Parlamentarier wurden sie „ausgezeichnet". Als Parlamentarier, deren guten Willen der Kanzler mißbraucht hat. Als Parlamentarier, die das vom König herausgeforderte Volk vertreten. Wenn sie's mit ihrer Sache ehrlich meinten, wenn diese „Volksvertreter" (deutsch gesprochen) Ehre im Leibe hatten, konnten und mußten sie sich in dieser Stunde jede Dekoration verbitten. Und Bülow hat wirklich nicht so unrecht. Männern, wie diesen „Freisinnigen" schuldet ein Diplomat kaum noch Ehrlichkeit. Diese Art „Opposition" braucht man nicht ernst zu nehmen. Und die gute Sache des Freisinns bezahlt diese Eitelkeit.

So fügten als Freiheitshelden maskierte Byzantiner dem Freisinn nach der Niederlage vom zehnten Januar aus eigenen Reihen noch Schmach hinzu.

Heinrich Ilgenstein

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Die wirtschaftliche Krise und die Fortschritte des Luxus / Von Professor Guglielmo Ferrero

Als ich vor sieben Monaten von Europa abreiste, ließ ich hinter mir Wohlstand, Vertrauen und Zufriedenheit; zurückgekehrt, finde ich krisenschwere Zeiten. In Italien sind die Bankhäuser verlassen, still, gelähmt; England kämpft mit ernsten Schwierigkeiten; Frankreich sammelt sich; Deutschland ist um viele seiner Industrien besorgt. Überall, Frankreich ausgenommen, mangelt es an Kapital, und man lebt in der ständigen Angst, daß der Sturm, der unlängst Nordamerika verheerte, von heute auf morgen auch zu uns heranbrausen könnte.

Werden die Nationalökonomen nach der Ursache der Krise gefragt, so antworten sie, daß die Krise in der Unzulänglichkeit des Kapitals zu suchen sei, sowie in den Kniffen und Kunstgriffen, mit denen die Banken und Private die Krise zu verdecken suchen. Die Industriellen, die Kaufleute, die Spekulanten von Beruf und die Dilettanten der Spekulation, deren Zahl in allen Klassen bedeutend wächst, haben sich, berauscht vom Erfolge, in zu viele Unternehmungen gestürzt; und zwar blindlings, mit wahllos geborgtem Gelde, ohne sich von den schweren Bedingungen, von den überaus hohen Zinsen zurückhalten zu lassen. Die Banken ihrerseits haben der Industrie und der Spekulation nicht nur ihre eigenen Kapitalien geborgt, sondern auch die bei ihnen in Kontokorrent deponierten Gelder: jene Gelder, die nur zur Diskontierung von Wechseln, für höchstens sechsmonatliche Darlehen verwendet werden sollten. Jede Bank ist verpflichtet, die bei ihr deponierten Gelder innerhalb weniger Tage zurückzubezahlen. Verwendet ein Bankhaus solche Gelder für Darlehen, die der Natur der Sache nach einige Jahre dauern müssen, so balanciert es mitsamt seiner Kundschaft am Rande des Abgrundes. Was würde geschehen, wenn die Deponenten sich plötzlich in Massen am Schalter der Bank präsentierten, um ihr Guthaben zu entnehmen? Das, sagen die Nationalökonomen, was in Amerika geschah, was sich in geringerem Maße in Italien ereignete, was in höherem oder geringerem Grade viele Länder

Europas bedroht. Die Banken reklamieren die den Spekulanten und der Industrie geliehenen Gelder; und deshalb fallieren die Industrien oder müssen sich sammeln, ihre Produktion einschränken und Arbeiter entlassen; die Spekulanten sehen sich gezwungen, die Aktien augenblicklich und zu den niedrigsten Preisen zu verkaufen, die sie in der Hoffnung auf hohen Verdienst mit geborgtem Gelde erstanden hatten.

So reden die Nationalökonomen. Das große Publikum aber versteht nicht immer vollständig, was sie sagen; denn leicht kann es bei ihm eine Verwirrung geben, wenn es die krummen Wege und Umwege betrachtet, auf denen das Geld durch die Welt zirkuliert, wenn es von den Banken in den Handel, die Industrie, die Familien fließt, um in die Banken zurückzukehren und den Kreislauf von neuem zu beginnen. Trotzdem sind die wirtschaftlichen Phänomene, die der Nationalökonom in seiner etwas geheimnisvollen und dunkeln Sprache erwähnt, Lebenserscheinungen, deren Ursprung in der menschlichen Seele, in ihren Leidenschaften, ihren Illusionen und Berechnungen zu suchen ist. Es ist kein Zufall, daß in der Sprache der lateinischen Völker das Wort „Spekulation" zwei Bedeutungen besitzt: die Bestrebung, den wirtschaftlichen Wert der Dinge an sich zu entdecken, und die Bestrebung, das Rätsel des Weltalls zu durchdringen. Diese doppelte Bedeutung des Wortes beweist, daß Handel und Industrie, genau so wie Wissenschaft und Philosophie, Erscheinungen des menschlichen Geistes sind. Die verworrene Schlußfolgerung der Nationalökonomen läßt sich also in eine glatte, einfache, verständliche Sprache fassen, die Sprache, die zum Studium der moralischen und psychologischen Erscheinungen benützt wird. Davon bin ich überzeugt!

Die Krise, die über Europa und Nordamerika braust, entspringt teilweise aus einer sich rapid über die beiden Weltteile verbreitenden ungesunden Neigung der Menschen: der Verschwendungssucht. Es wird heutzutage in der Welt zu viel ausgegeben und zu wenig gespart. Vor allem aus diesem Grunde folgt dem zum Teile sichtbaren Wohlstande der früheren Jahre die jetzige Zeit der Krisen.

Diese Erscheinung hat einen solchen Umfang und solche Bedeutung, daß sie eine rasche und kurze Prüfung verdient. Vor allem sind es die Staaten, die zweifelsohne das Beispiel zu solcher Verschwendung gegeben haben.

überall, in Amerika wie in Europa, vermehren die Staaten seit dreißig Jahren alljährlich ihre Ausgaben für Bewaffnung, Kriegsführung, Bildungszwecke, um Wissenschaft und Kunst zu heben, um die Städte in hygienischer Beziehung zu verbessern, um Eisenbahnen und Straßen zu bauen. Es genügt, zu sagen, daß Frankreich heute doppelt so viel als im Jahre 1870 verausgabt, obgleich seine Bevölkerung nur um ein Achtel gewachsen ist. Und Frankreich ist einer der am sparsamsten verwalteten Staaten Europas. Wie es in den andern zugeht, läßt sich denken! Europa und Amerika stellen nach und nach unter verschiedenen Vorwänden jene verschwenderischen öffentlichen Finanzbudgets wieder auf, worin die verschiedenen Monarchien des achtzehnten Jahrhunderts so viel Hervorragendes leisteten, und womit sie ihre Völker ruinierten, indem sie zum Schlusse die französische Revolution herbeiführten. Heute scheinen auch die Regierungen, die in direktester Linie von der Revolution abstammen, die Traditionen der zerstörten Regimes wieder aufnehmen zu wollen. Die Völker merken es aber nicht oder geben sich damit zufrieden. Jede Nation ist heute ein Danaiden-Faß, und der Staat muß sich, gleich Jupiter, in einen Goldregen verwandeln, um zu gefallen. Nur wenige aufgeklärte Geister zählen mit einer gewissen Unruhe die enormen Reichtümer, die jährlich von den Bilanzen der Staaten verschlungen werden.

Die moderne Welt hat den Begriff dessen, was die tatsächliche Zerstörung und die tatsächliche Erschaffung der Reichtümer bedeutet, so sehr verloren, daß sie sich fortwährend darüber wundert, daß die zerstörten Reichtümer nicht mehr da sind. Sie scheint zu glauben, daß sie von Rechts wegen noch da sein sollten. Wie viele Leute staunten und betrachteten es als unerklärliche Überraschung, daß die Welt heute so knapp bei Geld ist, mitten in den Wohlstandsillusionen, deren sie sich noch vor sechs Monaten erfreute! Fast jedermann hat vergessen, daß von 1897—1907 sechs Kriege geführt wurden: zwischen Griechenland und der Türkei, zwischen Amerika und Spanien, Amerika auf den Philippinen, Europa in China, England in Transvaal und Rußland mit Japan; sechs Kriege, die mindestens zwanzig Milliarden Mark gekostet haben. Wer wußte, daß dieser zerstörte Reichtum nicht mehr existiert und von neuem ersetzt werden muß, der erwartete eine Krise wie die jetzige als unvermeidliche Folge der riesenhaften Geldverschwendung auf so vielen Schlachtfeldern.

* * *

Die Krise aber mußte umso schneller einsetzen und umso stärker einschlagen, weil die modernen Staaten nicht zum Kriegführen allein so viel ausgegeben haben. Den überall übermächtig gewachsenen Militärausgaben muß gleichfalls Rechnung getragen werden. Desgleichen den Ausgaben für Bildungszwecke, den hygienischen, denen für Straßen und öffentliche Arbeiten. Das alles ist maßlos gewachsen. . . . Es ist wahr, daß sich viele dieser Ausgaben rentieren werden; aber erst in der Zukunft. Die nützlichsten öffentlichen Ausgaben, die als Quelle des Lebens, der Wissenschaft, des Reichtums betrachtet werden können, erweisen sich nicht sofort als ertragreich, sondern erst nach einiger Zeit. Die Völker Amerikas und Europas sind heute alle damit beschäftigt, neue Quellen des Lebens, der Wissenschaft und des Reichtums zu erschließen: sie können wohl hoffen, binnen zwanzig oder dreißig Jahren die Früchte ihrer Saat zu ernten; gegenwärtig aber müssen sie das Betriebskapital vorschießen und mit Geduld abwarten. Schließlich kommt zu der Vermehrung der öffentlichen Ausgaben noch die der persönlichen Ausgaben hinzu, die vielleicht noch größer ist. Nicht nur ist die Bevölkerung beinahe in ganz Europa gewachsen; auch die Lebensansprüche beinahe aller Klassen haben sich bedeutend vermehrt.

Wir sprechen nicht von Nord- und Südamerika, wo die Menschen seit dem Ursprung ihrer Geschichte immer großzügig gelebt haben; aber auch in Europa, bei den Nationen, die seit Jahrhunderten an ein einfaches, sparsames Leben gewohnt waren, wie in Italien, der Schweiz und in Deutschland, verbreiten sich Verschwendung und Luxus sogar in den unteren Klassen, die man gewöhnlich „arm" nennt. Ich habe gelegentlich meiner jüngsten Reise in Südamerika bemerkt, daß dort viele Leute glauben, das Volk lebe in Europa noch so elend wie vor fünfzig Jahren, zufrieden mit einer Hütte und einem Stück Brot. Welch ein Irrtum!

Lebensmittel und Ausgaben haben sich überall verdoppelt und verdreifacht. Vor zwanzig Jahren floh, vom Hunger getrieben, ein elendes Volk von Bettlern auf alten und schmutzigen Dampfern nach der neuen Welt, um Brot zu suchen. Heute reisen, wenn auch nicht alle, so doch viele Emigranten, versehen mit etwas Geld, mit einer gewissen Ausstattung, wenn auch nicht elegant gekleidet, so doch nicht mehr mit Lumpen bedeckt, und suchen sich für ihre Reise sorgfältig einen schnellen, bequemen und sicheren Ozean-

dampfer aus. Sie gehen nicht mehr, wenigstens die nicht, die aus Italien kommen, nur einfach das tägliche Brot zu suchen: denn das würden sie auch in ihrer Heimat finden. Sie gehen, um in einigen Jahren einen kleinen Schatz, fünf- oder zehntausend Lire, für die Heimkehr zu ersparen; sie gehen, um dort, wo er noch vorhanden ist, billigen Boden zu erwerben. Wo es keine Aussicht gibt, zu sparen oder billigen Boden zu kaufen, landen sie nicht. In ganz Europa, in den Städten wie auf dem Lande, beanspruchte das Volk größere und bequemere Behausungen; es will mehr und besser essen; will sich eleganter kleiden, gewöhnt sich daran, Likör zu trinken und zu rauchen. Durch die einfache Vermehrung der Konsumenten allein hätten so viele Industrien in letzter Zeit nicht in so hohem Maße fortschreiten können. Die Ursache liegt darin, daß heute jedermann mehr konsumiert als ein Mensch in gleicher Lebenslage vor einem halben Jahrhundert. Die mittleren und höheren Klassen haben ihren Luxus natürlich noch mehr als das Volk vermehrt. Man findet heute nicht mehr, wie vor einem halben Jahrhundert, nur einige außerordentlich reiche Familien, die Millionen um sich sammeln; außerordentlich gewachsen ist die Zahl der Familien, die glanzvoll leben, umgeben von allen Bequemlichkeiten und allem Wohlbehagen, die die Industrie für Geld liefern kann.

Dieses allgemeine Streben nach einem üppigeren und reicheren Leben erklärt, weshalb seit zwanzig Jahren die Bewunderung für Amerika in Europa so zugenommen hat. Europa besitzt noch den Vorrang in allem, was die Quintessenz der Zivilisation bildet: von der Wissenschaft bis zur Kunst, von der Politik bis zum sozialen Leben, von der Industrie bis zum Handel. Es konnte diesen Vorrang jedoch nur dadurch erhalten, daß es sich zu einem Leben voll harter und andauernder Arbeit, voll spartanischer Einfachheit bequemte. Viele Tatsachen deuten an, daß Europa dieser spartanischen Einfachheit müde ist; deswegen bewundert es Amerika, wo weniger Kenntnisse, weniger Kunst, dafür aber allgemein eine üppigere und glänzendere Lebensauffassung zu finden ist.

* * *

Hier dürfte der Leser einen Einwand erheben. Er sagt mir: „Haben Sie nicht selbst als Grundlage Ihrer Geschichte Roms die Idee aufgestellt, daß die Vermehrung der Bedürfnisse von Generation zu Generation ein

ewiges Gesetz der Geschichte bildet; daß die neue Generation, im Besitze des von den vorhergehenden eroberten Wohlstandes, ihr eigenes Wissen, ihren eigenen Reichtum, ihre eigenen Genüsse immer vermehren wollen? Darin besteht gerade der Fortschritt nach der optimistischen Auffassung des Lebens, die wir der alten pessimistischen Auffassung der Korruption entgegenstellen, wovon die antike Philosophie und Literatur erfüllt sind."

Ja, gewiß! Aber die Krise, die heute in der Welt wütet, beweist, daß das Wachsen zu schnell ging. Der Wunsch, mehr zu besitzen, um mehr konsumieren zu können, ist gerechtfertigt; aber mehr besitzen und mehr konsumieren, das ist nicht möglich, wenn der Reichtum nicht im entsprechenden Verhältnis wächst; deshalb ist es nötig, jedes Jahr einen Teil der geschaffenen Reichtümer nicht dazu zu verwenden, gegenwärtige Bedürfnisse und Wünsche zu erfüllen, sondern dazu, wieder neue Reichtümer zu schaffen, mit denen die Bedürfnisse und Wünsche der Zukunft gedeckt werden können. Das nenne ich Sparen und Kapitalisieren.

Stellt der Nationalökonom den Satz auf, daß in einem gewissen Augenblick das Kapital für Industrie und Handel nicht mehr zureichend ist, so kann der Moralist dies so ausdrücken, daß die Menschen nicht verstanden haben, ihre Ungeduld zu zähmen, und daß sie den geschaffenen Reichtum sofort zu genießen trachten, der notwendig ist, um die Produktion genügend zu vermehren. Leroy-Beaulieu versuchte diesen Mangel an Kapital in Zahlen zu präzisieren; er kalkulierte, daß Europa und Amerika jedes Jahr ungefähr acht Milliarden ersparen, wogegen sie jährlich elf Milliarden kapitalisieren sollten, um die Produktion im Verhältnis zum Anwachsen der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse zu vermehren.

Die pessimistische Lehre der Alten über die Korruption ist also heute noch teilweise richtig; der Luxus, der die Welt überflutet, ist zum großen Teile Fortschritt, basiert auf dem gesunden Wunsch, durch Arbeit einen größeren Wohlstand zu erobern. Er ist aber auch, wie die Alten sagten, Korruption, Sucht nach zu leichtem Verdienst, ein zu ungeduldiges Drängen nach Vergnügen. Viele Reichtümer werden heute in Festlichkeiten, in Schmuck, in Vergnügen, in kostbaren Kriegsmitteln, in politischen Abenteuern, in öffentlichem und privatem Luxus vergeudet, die besser dazu dienen würden, in verlassenen Gegenden Straßen zu bauen, noch brachliegendes Land zu kul-

tivieren, die Induſtrie zu heben, die neuen Generationen beſſer zu erziehen, die noch ſo rohen Sitten eines recht großen Teiles der Menſchheit zu verfeinern. Die jetzige Kriſe iſt ein natürliches und heilſames Vorgehen der Dinge, das die Menſchen mit Gewalt zwingt, zu tun, was ſie aus Weisheit und Einſicht nicht von ſelbſt zu tun imſtande waren.

Die jetzige Kriſe war notwendig; um ſo notwendiger, als in den letzten zehn Jahren Europa und Amerika faſt gänzlich vergaßen, daß die Sparſamkeit eine durchaus nötige Bedingung für wirtſchaftlichen Fortſchritt bedeutet. In der Welt von heute gibt es noch eine Nation, die mehr erſpart, als ſie für ſich allein braucht: das iſt Frankreich. Dank Frankreich und den immenſen Kapitalien, die es angehäuft hat, wird die jetzige Kriſe weniger hart und weniger andauernd ſein; die Verſchwender werden die Folgen ihrer Irrtümer weniger empfinden, und alle erkennen es heute als ein großes Glück für die moderne Ziviliſation, daß mitten in der allgemeinen Verſchwendung wenigſtens eine Nation die Tugend der Sparſamkeit immer noch ſo hoch hielt. Und doch: ſeit einiger Zeit fing man ſogar in Frankreich an, dieſe Sparſamkeit und die Traditionen und Sitten, die ſie ermöglichen, beinahe als Laſter zu betrachten. Man gewöhnte ſich daran, im Gegenſatze zu der Mäßigkeit, der Vorſicht, dem Spargeiſt, welche die Merkmale des franzöſiſchen Bürgertumes ſowohl im Geſchäft wie im Leben bilden, den Glanz, die Freigebigkeit, den abenteuerlichen Geiſt der Nordamerikaner zu ſetzen.

Das iſt an und für ſich nicht befremdend. Die Verſchwender liebten die Sparſamen immer nur wenig, wie die Sparſamen die Verſchwender immer verachtet haben. Die Juden wurden früher ſo ſehr gehaßt, weil ſie vor allem zu ſparen verſtanden, und zwar gerade zu den Zeiten, wo die Ariſtokratie ihre Erbgüter toll vergeudete und ſich mit Schulden belaſtete. Inmitten der allgemeinen Verſchwendung mußte die ſparſamſte Nation Europas ungefähr wie ſeinerzeit die Juden beurteilt werden.

Und doch iſt der Augenblick gekommen, wo die nordamerikaniſche Kühnheit die Hilfe der franzöſiſchen Vorſicht und der Erſparniſſe, die ſie zu ſammeln verſtand, erbitten muß. Dies iſt eine heilſame Lektion, welche die Dinge heute den Menſchen geben. Hoffen wir, daß ſie von Nutzen ſein wird, wenn ſie jeden daran erinnert, daß die Kühnheit allein aus dem Nichts keine

Reichtümer ſchaffen kann. Daß ſie in der Welt zwar notwendig iſt, daß ſie aber allein nichts erreicht, wenn Sparſamkeit und Vorſicht ihr nicht die nötigen Mittel liefern, ihr Werk mit der größtmöglichen Erfolgschance zu unternehmen.

Ausſtellung älterer engliſcher Kunſt in der Königlichen Akademie der Künſte zu Berlin

Von Sabine Lepſius

Mit fünf Abbildungen*)

Eine große, ragende Welle triumphierender Kunſt und erleſenen Geſchmackes hat unſeren märkiſchen Sand befeuchtet! In der Berliner Akademie iſt eine Ausſtellung engliſcher Bilder aus Privatbeſitz veranſtaltet worden, welche aus ganz Deutſchland Gäſte herbeilockt. Maler nicht nur, ſondern Genießende, Kunſtkenner und -liebhaber aller Art.

Welch eine Chance! Bilder, um deretwillen man eine Reiſe nach England unternehmen müßte — mit guten Empfehlungen ausgeſtattet, die nicht einmal immer zum Ziele führen —, finden wir hier in Berlin in der wundervollen Beleuchtung der Akademieſäle vereinigt.

Chance — oder beſſer Bereitwilligkeit ſowohl auf ſeiten der Beſitzer drüben in England, die den grandioſen Mut hatten, die Bilder herzugeben, als auch bei dem deutſchen Fürſprecher Grafen Seckendorff. Endlich Energie und Enthuſiasmus für die Aufgabe bei den Präſidenten Arthur Kampf und Ludwig Juſti hat uns ermöglicht, die Werke nun von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

Der Vorſaal der Akademie, mit einigen gemalten Phraſen (ſelbſt hiſtoriſch nicht genießbar) iſt wie ein Ausdruck der Zeit des Wartens der Dinge, die

*) Abgedruckt mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin, in deren Verlag auf Veranlaſſung der Kgl. Akademie der Künſte in Berlin ein großes Sammelwerk über die Ausſtellung erſcheint.

da kommen ſollen — und welche uns dann auch in dem erſten großen Saal entgegenſtrahlen.

Gainsborough, Reynolds, immer wieder drängt es zum Vergleich — doch nicht zum gegenſeitigen Schaden, ſondern zur Steigerung des einen durch den andern.

Reynolds, hervorgegangen aus der ſouveränen Beherrſchung des Handwerks. Eine Malerei, die immer gehorcht, da wo es gilt, Kraft, Schönheit,

Reynolds, Lady Caroline Price
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin)

Gainsborough, Miß Sparrow
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin)

Bedeutung, wo immer ſie liegen mag, auszudrücken. Eine Malerei, jedem rein maleriſchen Problem gewachſen, das ſie ſich ſtellt. Ein großer Künſtler mit nahen Zielen, die immer erreicht wurden.

Seine Geſtalten ſind durchaus konſtruktiv, anatomiſch unantaſtbar; ſeine Pſychologie findet ihre Grenzen nur in denen der Perſönlichkeit, die er darſtellt. Sie wächſt mit der Bedeutung des Porträtierten, von dem er alſo in gewiſſer Weiſe abhängig iſt. — Die Technik erinnert manchmal ſogar

an Frans Halsſche Kühnheit und Spontanität. — Sie iſt vollkommen und alſo verwandt mit aller Technik größeſter Maler. —

Reynolds beſitzt die wundervolle Verſchmelzung des Wirklichkeitsſinns mit der Kraft des Stils.

Die Herzogin von Devonſhire mit ihrer Tochter iſt ein ſchlagendes Beiſpiel für dieſe Verſchmelzung. Nicht die Diſtance der anderthalb Jahrhunderte iſt es, nicht der gepuderte Haaraufbau und die Tracht der Zeit, was uns das Gefühl des Stils gibt; denn ſobald ein Geringerer es darſtellt, wirkt es eher lächerlich, wie zum Beiſpiel auf dem großen Porträt der Mrs. Lee Harvey und Kind von dem ſonſt oft reizvollen Raeburn, der aber hier von einer unerträglichen Sentimentalität überfließt; oder auf dem Romney'ſchen Knabenporträt des jungen Lord Burgherſh in deſſen

Reynolds, Die Herzogin von Devonſhire mit ihrer Tochter
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin)

schlotterndem gelbem Anzug nicht einmal ein mannequin, geschweige denn ein menschlicher Körper existiert, und dessen ältlich-mangelhafter Knabentypus eine unwillkürliche Komik besitzt. —

Die Stilkraft aber ist in Reynolds selbst. Wir erkennen jeden Großen an seinem Stil, wie wir jeden Kleinen an seiner Manier erkennen.

* * *

Anders Gainsborough — er ist nicht aus dem Handwerk gewachsen, er gehört zu den Malerpoeten.

Hervorgegangen aus der Landschaft, hat er sich allmählich zur Darstellung des Menschen bequemt. Er wurde dazu verlockt durch seine „Entdecker" und Freunde, mit denen er dann später wegen eines Besitzstreites um ein köstliches Musikinstrument zerfiel. — Dann aber wurde er zum Verkünder vornehmer Frauenschönheit.

Es ist einmal gesagt worden, daß zur Lady mindestens drei Generationen gehörten. Nun, dann haben die Ladys des Gainsborough wohl mehr als dreimal drei Generationen!

Jedes Bild von Gainsborough ist wie ein Gedicht an die Frau, die er malte. Es ist eine poetische Abstraktion der Dargestellten. Wirklichkeitssinn besitzt er nicht. — Schultern zum Beispiel stören ihn, also schneidet er sie ab, unbedingt, skrupellos, er mag sie nun einmal nicht!

Er malt wie aus dem Gedächtnis: nur die Essenz der Dinge, nur die Handhaben für die Erinnerung, an denen sich die Wirklichkeit in der Phantasie wieder aufbaut. —

Sein Gedächtnis für das Wesentliche ist so künstlerisch, daß es ihm auch angesichts der Natur gelingt, das Unwesentliche zu übersehen. —

Mit einer vorgefaßten Meinung geht er an die Natur; sie ist a priori in ihm vorhanden — so daß er in ihr nichts sieht, als was er selbst als Vorstellung von ihr in sich trug. —

Dieser Umweg, den alle Natur durch die Poetenseele Gainsboroughs machen mußte, gibt ihm seinen Zauber, seine Erlesenheit — und auch seinen Stil.

Wenn man auch glauben will, daß es einmal Wesen von einem annähernden ladyhaften Schmelz gegeben hat, so mußte doch in Gainsborough die unerschütterliche Vornehmheit selbst sein, um darzustellen, was durch ein

Raeburn, Mrs. Mackenzie
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin)

allergeringſtes Schwanken in der Unfehlbarkeit des Taktes zerronnen wäre. Wer eine Lady darſtellen will, muß allerdings ſelbſt ein Gentleman ſein.

Die Ausſtellung iſt eine Art Hohn auf das Dogma der Gleichgültigkeit des in der Malerei dargeſtellten Gegenſtandes.

Dieſes allermodernſte Dogma enthält den Glauben an die Möglichkeit rein optiſchen Sehens in der Kunſt.

Es gibt jedoch genügende Beweise dafür, daß der betrachtende Mensch die Ideenassoziationen, die von dem gemalten Gegenstande ausgehen, nicht abweisen kann. Beispiel: Man vermischt auf Stilleben nicht Bücher oder Stoffe und Eßwaren. Man hat sogar ein immer waches Gefühl für den Aggregatzustand gemalter Gegenstände und würde nicht etwas Klebriges in die Nähe eines Pelzes bringen.

Auch im Bilde würde man den Hals einer Dame nicht mit den übrigens sehr hübschen Knoblauchblüten schmücken.

Den englischen Künstlern, deren Bilder hier ausgestellt sind, jedenfalls ist der Gegenstand nicht gleichgültig. — Mit welchem Genuß an der Schönheit hat Gainsborough das Porträt des Viscount Ligonier gemalt. — Ohne glatt oder konventionell zu werden, ist es ihm gelungen, sogar den verpönten „schönen Mann" in seiner königlichen Haltung darzustellen. Hier erreicht er einen Grad aparter Vornehmheit im Ausdruck, wie er in der Malerei ganz selten zu verzeichnen ist.

Gleichviel, ob Mann oder Weib, alt oder jung, — die Gainsboroughschen Gestalten umschwebt jener luxuriöse Reiz der späten Menschenblüten, deren Lebenswerk die Pflege und ästhetische Vervollkommnung ihrer eigenen Person und dessen ist, was zu ihnen gehört.

Die Hände dieser Frauen sind wie Ornamente oder Orchideen — schön und träge, unfähig, zuzufassen, und selbst im Halten von Fächern, Musikinstrumenten, Kindern unsicher und untüchtig.

Sie schweben durch das Leben, dessen Höhen und Tiefen sie nicht ahnen. Sie weinen nur so viel Tränen, als in einem kleinen Spitzentaschentuch Platz haben, und lachen nicht herzlicher, als ihnen gut steht. Sie reagieren mit kleinen Seufzern, spielen mit Hündchen, und was auch geschieht, ob ihr Cavaliere servente rodgeschossen wird, oder ihr Schloß in Flammen aufgeht, ihre Haartracht bleibt immer in tadelloser Ordnung.

Das Elementare liegt hinter ihnen wie eine vergessene Vorstufe zu der Menschheit Höhen. Hier liegt der Reiz und der Mangel Gainsboroughscher Gestalten, der Reiz und Mangel seiner künstlerischen Konzeption sowie der „Lady" überhaupt. — Es kommt immer ein Moment, wo es uns ermüdet, wie sie so lächelnd und glatt an den Schaudern des Lebens und des Todes vorübergleitet. —

* * *

Die engliſche Malerei wird hie und da eine Kunſt von zweiter Hand genannt. — Sie iſt es nur, inſoweit alle Renaiſſance von zweiter Hand iſt. Es iſt ein Irrtum, zu glauben, daß irgendein Künſtler ſich neu wie Adam der Natur gegenüberſtellen könne und ſeine Anregung allein aus ihr ziehen müſſe. Jeder ſteht auf dem Kopfe ſeines Vorgängers und trägt unbewußt oder bewußt die Traditionen mit ſich umher, die in jedem Falle ſtark wirken; ſei es da-

Gainsborough, Maſter Jonathan Buttall („The blue boy“
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin)

durch, daß er sie nicht verlassen kann, oder dadurch, daß er, ihrer immerwährenden Gegenwart überdrüssig, in ihr Gegenteil verfällt und tendenziös „anders" zu sein sich bemüht.

Gainsborough ist allerdings ohne Van Dyk ebenso undenkbar wie Manet ohne Velasquez; dennoch kann man ihre Kunst nicht eine von zweiter Hand nennen. — Es hat sich in ihnen die Anschauung alter Kunst zu einem Eigenen umgeschaffen und erneuert durch die Auslese, die sie selbst kraft ihres persönlichen Temperaments in der Natur trafen.

* * *

Es ist immer eine Unritterlichkeit, Künstler nach ihren mißlungenen Werken zu beurteilen; sie sollten vielmehr „dem Schutze des Publikums empfohlen" sein. — So der gelbe Knabe von Romney und die übersüßliche Mutter Raeburns. Von beiden Künstlern sind so starke und entzückende Werke zu sehen, daß man diese andern gerne vergißt. — Zum Beispiel das Bild eines kleinen Kindes an einem roten Stuhl stehend von Romney von köstlichem Geschmack, oder Raeburns herrliches Porträt einer alten Dame mit fein gesehenem schwarzen Seidenstoff in herbstem Gegensatz zu der hellen Haube. — Oder das Bild seiner Frau oder — — — — — — — — — es würde zu weit führen, alle diese Perlen aufzureihen.

* * *

Lawrence, der in Reproduktionen durch seinen immer geistvollen Umriß noch zu den allzeit gepriesenen englischen Porträtisten zu gehören scheint, entpuppt sich hier, wo uns keines seiner Mittel und Mittelchen erspart bleibt, als der Heraufbeschwörer aller seicht-malerischen Geschmacklosigkeiten, an denen das vorige Jahrhundert krankte. Er ist in der Malersprache der erste „Kitschmaler". Süßlich, gewandt, geleckt, immer gefällig und um so gewissenloser, als er doch die Fähigkeit hatte, uns einen Metternich überzeugend zu überliefern. Er malte nicht wie alle echten und starken Künstler, um sich und seine Anschauung auszuleben, zu der er dann das Publikum allmählich heranzog, sondern er verkörpert den Geschmack des Publikums zweiten Ranges, zu dessen minderer Vorstellung von Darstellbarkeit er sich so anhaltend herabneigte, daß sie ihm selbst zu eigen wurde und er auch noch für die Nachwelt das

Gesicht eines sicher in sich ruhenden Meisters verlor und zum Handlanger eines für äußerliche Effekte begeisterten Publikums geworden ist.

Ein Wort noch über das „Publikum" jener Zeit. Hoch über denen, die einem Blender wie Lawrence zujubelten, existierte eine Elitegesellschaft des weniger populären Geschmackes, die Romney und Raeburn würdigte, Reynolds oder Gainsborough aber liebte. — Diese Elitegesellschaft besaß eine unvergleichliche Geschmackskultur, die nur in einem Lande entstehen konnte, wo man so viel Sinn für Gleichartigkeit besitzt, wie er auch noch in dem heutigen England vorhanden ist.

Durch viele Generationen wurde an der Vervollkommnung eines bestimmten gesellschaftlichen Ideals gearbeitet; im Gegensatz zu barbarischeren Nationen, bei denen der einzelne immer wieder mit dem Chaos beginnt, um dann allmählich so geformt zu werden, wie es ihm bei Erhaltung seiner Originalität eben möglich ist. Für den Ausnahmemenschen ist diese Art der immer wieder von vorne beginnenden Entwickelung gewiß jeder anderen überlegen. Bei den Mittleren jedoch erweckt sie „Furcht und Mitleid."

Eine Individualität glückt nur selten, ein Typus fast immer.

Wie bevorzugt waren die Maler jener Zeit, da sie diese sicheren und hochentwickelten Typen vor Augen hatten, deren Gesten vorgeschrieben waren, deren Toilette mit dem äußersten Raffinement nach der nur leise angedeuteten Individualität des Dargestellten modifiziert werden konnte. Das in seinem Gefühl noch nicht durch die Photographie beirrte Publikum wußte es zu schätzen, wenn der Maler sie — wie Gainsborough und Reynolds dies immer taten — in der Darstellung erhöhte.

Der alltäglichen Zufälligkeiten gibt es unzählige, der künstlerischen Notwendigkeiten für jeden Künstler nur eine einzige.

Diese eine einzige fand Reynolds in seinem starken Naturgefühl, Gainsborough in seiner Traumsicherheit jedem Typus und jeder Individualität gegenüber heraus, und sie wurde ihm von einem nicht genug zu rühmenden künstlerisch gerichteten Hofe sowie von einem Publikum geglaubt, das durch seine Schönheit und Kultur fast ebensoviel zu dem Entstehen dieser schmückenden, festlichen Bilder beigetragen hat wie die Künstler selbst, die für alle Zeiten ein Vorbild veredelten Geschmackes und künstlerischer Kultur bleiben werden.

Münchens Niedergang als Theaterſtadt

Von Kurt Aram

Berlin hat zwei Millionen Einwohner und gut und gern ein Dutzend Theater, in denen mit Eifer Komödie geſpielt wird. München beſitzt eine halbe Million Einwohner und zwei Theater, die für das Schauſpiel ernſtlich in Betracht kommen. Unter dem Dutzend berliner Theater befinden ſich mehrere, an denen wirklich gut Theater geſpielt wird. In München kann man das zurzeit von keiner der beiden Bühnen ſagen. Die drittgrößte Stadt Deutſchlands bedeutet im Augenblick für das Theater gar nichts. Die beiden münchener Theater zeigen nicht mehr die geringſte dramatiſche Initiative; und wenn ſich das eine der beiden doch einmal zu einer Uraufführung entſchließt, ſo kommt das in letzter Zeit regelmäßig einem künſtleriſchen Fiasko gleich.

Am Hoftheater wirkt ein Intendant, der vom Theater nichts verſteht. Das wäre noch zu ertragen. Aber es wirkt neben ihm als Dramaturg und Regiſſeur ein Mann, der noch nie eine Gelegenheit nutzte, um zu beweiſen, daß er wenigſtens etwas verſteht. Und wenn uns von den Darſtellern noch die zwei, drei verlaſſen haben, die für das Schauſpiel von größerer Wichtigkeit ſind, und das geſchieht in dieſem und dem nächſten Jahr, ſo bleibt ein Enſemble zurück, das zum guten Teil aus altgedienten Kräften beſteht, die für Zweitbeſetzungen gut ſein mögen. Der Reſt iſt Schweigen. Bis auf Fräulein Loſſen und Fräulein Rottmann. Von Fräulein Loſſen verſpricht ſich jeder viel, der etwas vom Theater verſteht. Ihr fehlt nur die verſtändige Leitung eines tüchtigen Regiſſeurs. Berlin beſitzt ſie. Deshalb würde Fräulein Loſſen es in Berlin zu etwas bringen. Von München läßt ſich das nicht für dieſe Darſtellerin erhoffen. Als Fräulein Rottmann zu uns kam, ſchien ſie nicht im geringſten mit ihrem hier ſchon wirkenden Bruder verwandt zu ſein. Eine rechte Beruhigung für jeden Theaterfreund. Seit einiger Zeit aber läßt ſich dieſe Verwandtſchaft nicht mehr leugnen. Dies bewirkt, daß Fräulein Rottmann neuerdings wohl wild und tumultuös erſcheint, ſich aber

nicht zu irgendwelcher edeln und erhabenen Größe einer rechten Heroine aufschwingen kann. Jedoch auch diese Bande des Bluts ließen sich von einem Regisseur, der danach ist, wahrscheinlich wieder zerreißen. Der leitende Regisseur ist leider nicht danach. Seine menschlichen und bürgerlichen Tugenden mögen respektabel sein. Sie gehen mich hier nichts an. Theaterblut besitzt er jedenfalls nicht. Theaterblut zeigt zum Beispiel schon von Jugend auf eine Neigung für Richard III. Wer unter uns je fürs Theater schwärmte, kannte Richard III längst, hat ihn wohl schon als Primaner halb auswendig gelernt. Von dem leitenden Regisseur des münchener Hoftheaters aber geht die Rede, er habe, bis er nach München kam, Richard III weder gesehen noch auch nur gelesen. Nicht einmal für einen Intendanten bedeutet das eine Schande. Für einen Regisseur aber ist es ein Manko. Kein bürgerliches, aber ein schweres, berufliches Manko.

Jedes Hoftheater ist an sich schon eine bureaukratische Institution, was dem Wesen des Theaters durchaus entgegengesetzt ist. Bei jedem Hoftheater können sich Regisseure und Darsteller wie die kleinen Beamten eines Ministeriums Rechte und Titel ersitzen. Deshalb braucht jedes Hoftheater nichts nötiger als einige antibureaukratische Naturen, soll es nicht versauern. Namentlich der leitende Regisseur muß ein antibureaukratisches Temperament besitzen, denn er vor allem ist der Mann, von dem man erwarten muß, daß er die Karre vorwärts schiebt. Nichts dergleichen hat der jetzige leitende Regisseur getan. Das kommt davon, wenn man sich bei einer Eisenbahnfahrt von einem Regisseur Max Reinhardts in solchen Dingen beraten läßt. Das ist immer gefährlich. Erstens weil man zwischen Berlin und München überhaupt nicht eine Stunde fahren kann, ohne mit einem der vielen Reinhardtschen Regisseure zusammenzutreffen. Und weil zweitens nie ein Regisseur einen Kollegen über den grünen Klee lobt, wenn er etwas taugt. Wenn aber auch andere berliner Fachleute einen solchen Mann loben, ist doppelte Vorsicht geboten. Berlin ist zurzeit unbedingt die erste deutsche Theaterstadt. Dort lobt man einen tüchtigen Regisseur sicher nicht, wenn ihn ein auswärtiger Intendant wegschnappen kann. Naivität steht Kindern und jungen Mädchen sehr anmutig zu Gesicht, einem Theaterintendanten nicht.

Die Folge von dem allen ist dann etwa jene Faustvorstellung, bei der Herr Rottmann den Faust und Herr Wohlmuth den Mephisto spielte. Das liest

sich ohne Herzklopfen, läßt sich aber nicht ohne Krämpfe mitansehn. Herr Rottmann ist ein harmloser, kleiner Chargenspieler mit großem Stimmaufwand und seltsam altmodisch anmutenden Kothurnmanieren. Herr Wohlmuth soll einmal ein tüchtiger Charakterspieler gewesen sein. Damals kannte ich ihn noch nicht. Als Mephisto ist er heute eine Lächerlichkeit.

Doch, der zurzeit leitende Regisseur geht. Wer kommt? Herr Kilian. Die Hofbühne braucht neben ihrem Intendanten einen Regisseur, der mit Haut und Haaren Theatermensch ist, dem die Bretter über alles gehen, der eine antibureaukratische Natur ist, und wer kommt? Ein Philologe. Einer, der Shakespeare bearbeitet und die Wallenstein-Trilogie um einige tausend Verse köpft, damit ein abendfüllendes Stück daraus werde. Eine echte Philologentat. Man muß kein Schillerenthusiast sein und kann solch Unterfangen doch schändlich finden. Herr Kilian mag an zweiter Stelle sehr heilsam und nützlich sein. Als philologischer Bremser sozusagen. Das Münchener Hoftheater aber hat Bremser mehr als genug. Es braucht einen Führer.

Aber es gab an diesem Theater doch immer wieder sehr schöne Ibsenaufführungen? Gewiß. Jedoch, wie wird es damit werden, wenn erst auch Herr Heine und Herr Monnard fort sind? Es gibt in der Welt wahrscheinlich Ersatz für sie, wohl auch noch reichlich größere Schauspieler. Ob die aber, wie die Verhältnisse eben liegen, gerade nach München gehen? Das darf bezweifelt werden.

Bliebe also das Schauspielhaus. Auch dies Theater ist ganz erstaunlich zurückgegangen. Die Privattheater haben vor den Hofbühnen einen großen Vorteil voraus: sie können sich alle vier, fünf Jahre in ihrem Personal verjüngen. Dadurch kommt neues Leben und frisches Blut in den ganzen Betrieb. Unser Schauspielhaus aber geriert sich nachgerade wie eine Hofbühne. Es gibt bei ihm schon eine ganze Reihe von Darstellern, die sich das Recht ersessen haben, ewig hier zu bleiben. Altgediente Kräfte, die stagnieren und das ganze Unternehmen zum Stagnieren verurteilen. Ein Privattheater verträgt das noch viel schlechter als eine Hofbühne. Was an neuen Kräften hinzukommt, hat entweder Talent und sucht sich dann möglichst bald einen größeren Wirkungskreis, oder es hat kein Talent und bleibt und ersitzt sich bald das Recht, ewig zu bleiben. An diesem Zustand muß jedes Privattheater mit der Zeit zugrunde gehen.

Dazu kommt noch die neue Marotte, Klaſſikervorſtellungen à la Reinhardt zu inſzenieren, wobei aber nur Klaſſikervorſtellungen einer recht mittelmäßigen Provinzbühne herauskommen, wenn nur die eigenen Kräfte mitwirken. Das zeigte die letzte Shakeſpeareaufführung deutlich genug. Da gehe ich denn doch immer noch lieber ins Hoftheater. Und mit den neuen Inſzenierungskünſten war es auch nicht weit her. Nicht einmal die Bäume beraubte man ihrer natürlichen Tücke, ſo daß ſie im Mondenſchein ihren Schatten ungehindert direkt an den Himmel warfen, was außerordentlich „natürlich" wirkte. Damit kann man in der Tat in ganz Deutſchland von ſich reden machen. Aber ſeinen künſtleriſchen Leumund beſſert man ſo nicht. Die Direktion muß eine Art Größenwahn befallen haben, da ſie ſich an Shakeſpeare wagte. Wahrſcheinlich nährt ſich der Boden, auf dem dieſer Größenwahn erwuchs, von der Erkenntnis: Das Hoftheater ſpielt die Klaſſiker nicht gut, aber wenn ich ſie ſchlecht ſpiele, ſind ſie immer noch beſſer, denn ich kann mildernde Umſtände beanſpruchen. Tue ich doch an ſich ſchon etwas Beſonderes, wenn ich Klaſſiker ſpiele, ganz einerlei, was dabei herauskommt. — Wer weiß, welche Sprünge die Phantaſie gerade beim Theater macht, der weiß auch, daß der Weg von ſolcher Erwägung bis zum Größenwahn nicht weit iſt. Man braucht dann nur noch die Aufgaben zu vernachläſſigen, die der Bühne zu ihrem Anſehen verhalfen, wie es beim Schauſpielhaus geſchieht, und bis zum Ruin iſt es nicht mehr allzu weit.

Was kann aus dieſem troſtloſen Zuſtand heraushelfen? Nur eins, die Angſt vor Konkurrenz. Unſere beiden Schaubühnen haben ſich ſo eingerichtet, daß keine von der andern etwas zu fürchten hat. Sie ſind einander lieb und wert. Das Volkstheater hat nicht die Mittel und deshalb ſchon nicht die geringſte Möglichkeit, dies ſatte Behagen zu ſtören. Ein dritter, ein Konkurrent muß herbei.

Da käme alſo zunächſt das „Künſtlertheater" auf unſerer diesjährigen Ausſtellung in Betracht. Für dies Theater iſt vor allem wieder einmal ein neuer „Typ" gefunden worden. Im allgemeinen gilt das ſchöne Wort: zu einem neuen Typ gehört nur noch ein alter Depp, der das Geld gibt, und das Unglück iſt fertig. Wie es ſich damit in unſerem ſpeziellen Fall verhält, kann erſt die Zukunft lehren. Jedenfalls iſt es an ſich kein glücklicher Gedanke, ein Theater mit ernſten, künſtleriſchen Abſichten in eine Ausſtellung hineinzupflanzen.

Es gehört verzweifelt viel Idealismus dazu, wenn man glaubt, die Leute, die mehrere Stunden auf der Ausſtellung verbracht haben, befänden ſich in der geiſtigen Verfaſſung, ſich noch ſchnell etwa den „Fauſt" anzuhören. Die Leute ſind müde und abgeſpannt. Vielleicht gehen ſie dann ganz gerne in ein Variété. Aber an den Erfolg eines Künſtlertheaters auf einer Ausſtellung glaube ich nicht. Fauſts Oſterglocken und Militär- und Karuſſelmuſik harmonieren zu ſchlecht miteinander. Ferner ſcheint das Typiſche an dem neuen Theatertyp vor allem darin zu beſtehen, daß die Bühne nicht tief iſt. Die Bühnenbilder ſollen dadurch reliefartig wirken. Das iſt der Traum der Reformer, die von der bildenden Kunſt, aber nicht vom Theater ausgehen. Die Verwirklichung dieſes Traumes mag dem Theater viele ſzeniſche Anregungen bringen, mehr aber ſchwerlich. Wenn in unſerem Fall die Bühne nur nicht räumlich ſo beſchränkt iſt, daß die Reliefwirkung bei Fauſt etwa nicht natürlich, ſondern gezwungen und komiſch herauskommt! Hat zum Beiſpiel eine größere Anzahl von Perſonen auf einer ſolchen Bühne zu tun, ſo können ſie ſich eventuell nur deshalb nicht en face, ſondern immer nur als Relief zeigen, weil ſie ſonſt einfach keinen Platz haben. Damit wäre nicht der Kunſt, ſondern nur der unfreiwilligen Komik ein Dienſt geleiſtet. Aber die Freunde ſolcher Reformen ſind ja auch zugleich die Freunde eines vereinfachten, ſtiliſierten Bühnenbildes. Man geſtaltet dann den Oſterſpaziergang etwa ſo: Im Hintergrund eine Stadtmauer oder dergleichen, hinter der drei hübſche, nach allen Regeln der Mathematik verteilte Bäumchen hervorragen. Damit wäre die Natur markiert, oder wenn man lieber will: ſtiliſiert. Vor dieſer Mauer her gehen von rechts die redenden Perſonen nach links vorüber und ſagen derweil ihr Teil. Schön. Es fragt ſich nur, ob das ſtiliſiert oder ob es nur dürftig wirkt. Die Bühne zu Shakeſpeares Zeit war aus N o t primitiv. Es fragt ſich nur, ob eine Stiliſierung des Oſterſpaziergangs, wie ſie eben ſkizziert wurde, nicht auch nur aus der N o t geboren wurde, weil nämlich kein Platz da iſt. Man nennt dann ſtiliſiert, was in Wirklichkeit nur primitive Not iſt. Man hebt dadurch nicht die Kunſt der Inſzenierung, ſondern macht ſie arm und eng. Das ergäbe dann das Inſzenierungsniveau einer Schmiere, nur in modern-künſtleriſcher Aufmachung. Auch das ſoll uns recht ſein, wenn wir nur über der Güte der ſchauſpieleriſchen Leiſtungen die innere Armut der Inſzenierung vergeſſen, die ſich aufs Stiliſieren nicht aus innerem Drang ver-

legt, sondern aus äußerer Not, weil es bei der Reliefbühne nun einmal nicht anders geht. Die Güte der schauspielerischen Leistungen aber hängt vom Schauspieler und vom Regisseur ab. Die Schauspieler des Künstlertheaters werden in der Hauptsache mit den Schauspielern des Hoftheaters identisch sein. So bekommen wir am Ende wieder Herrn Rottmann als Faust vorgesetzt? Ich glaube nicht, daß seine Leistung durch eine Reliefbühne wesentlich besser wird. Ich denke mir, im günstigsten Fall wird Herr Heine den Mephisto spielen. Gewiß eine interessante Leistung, auf die man sich freuen kann. Aber nicht Mephisto allein, nicht einmal Mephisto und Gretchen zusammen machen den Faust. Woher aber soll man in München einen Faust nehmen? Es gibt keinen. Doch das scheint einem Regisseur von heute, der immer mehr Dekorateur wird, wenig Kopfschmerzen zu bereiten. Früher gehörte es zu einem brauchbaren Regisseur, daß er nicht nur das Szenenbild beherrschte, sondern auch eine innere Anschauung von den auftretenden Charakteren besaß. Er mußte eine so deutliche Vorstellung von jedem Charakter haben, daß er sofort hinter jeder Person, um im Schauspielerjargon zu reden, die Charge sah, aus der sie wächst. Es gibt keine Figur auf dem Theater, die für den Darsteller nicht aus einer Charge herauswächst, wenn dieser altmodische Ausdruck auch verpönt ist. Früher war es daher für einen Regisseur nicht die wichtigste Frage, wie statte ich das Ruhegemach der Desdemona aus, sondern woher nehme ich den besten Charakterspieler für den Othello, und lasse ich den Jago vom Bonvivant oder vom Intriganten spielen. (Man nimmt übrigens dummerweise meist den Intriganten statt den Bonvivant.) Heute aber geht man an eine Faustinszenierung, ohne einen guten Faust zu haben. Man denkt offenbar, der wird sich schon finden, und wenn er sich nicht findet, so zeigen wir wenigstens die Reliefbühne, und daß unsere talentvollen Maler geschmackvolle Bühnenbilder schaffen und stilisieren können. Als ob wir zum Beweis dafür ein neues Theater brauchten!

Malerische Anregungen wird uns das Künstlertheater geben können. Vielleicht werden auch einige Stücke, die zum Genre neigen, wie etwa Kleists zerbrochener Krug und Kotzebues Kleinstädter, sehr hübsch herauskommen. Aber um das zu erreichen, ist eigentlich all der neue Aufwand nicht nötig.

Mir scheint, Herr Stollberg braucht sich nicht zu beunruhigen. Als ernsthafte Konkurrenz kann das Künstlertheater für ihn schwerlich in Betracht

kommen. Das Hoftheater aber hat noch weniger Anlaß zur Furcht. Es schickt seine eigenen Truppen in den Kampf und markiert so nicht ungeschickt eine Schlacht. Aber diese Truppen werden schon nicht so dumm sein, dem Hoftheater im Künstlertheater eine Niederlage zu bereiten. Man begreift, warum Herrn von Speidel militärische Tugenden nachgerühmt werden.

All den Schlendrian, all den Marasmus kann nur die Angst vor einem ernsthaften Konkurrenten beseitigen. Deshalb wäre München ein neues Theater zu wünschen. Es wäre ja nicht notwendig, daß an seiner Spitze ein militärischer Geist stände. Es wäre auch nicht schade, wenn die geistige Leitung eines solchen Unternehmens in diesem und jenem die des Schauspielhauses überträfe. Auch halte ich es durchaus nicht für unmöglich, derlei zu finden. Aber das Geld? In Berlin ist trotz der vielen Theater immer wieder Geld für neue Theater zu finden. Sollte in München nicht das Geld für ein drittes Theater aufzutreiben sein? Und wenn es sich nicht fände, weshalb sollte es sich ein tüchtiger Mann nicht in Berlin besorgen? Es wäre sogar ein recht hübscher Gedanke, wenn München mit berliner Geld als Theaterstadt wieder beachtenswert und konkurrenzfähig würde.

Märzbriefe / Von Jacob Schaffner

3

(Vom Sport. — Von Berlin)

Hochgeliebte Frau Eva,

der Winter hat uns genarrt. Als Du im Schnellzug wegfuhrst, regnete es; und Du warst kaum wieder in Deinem Berlin, und ich hatte nur eben resigniert die kurze Hose ausgezogen und weggehängt, da begann es wieder zu schneien, machte einen Matsch und gefror darüber, und jetzt haben wir wieder das ganze Land voll Schlittenbahnen und Skifelder und Schlittschuheis. Aber du bist nicht mehr da, und so mag ich auch nicht mittun. Statt dessen setze ich mich hin und bringe meine Maschine zum Singen, von Deiner Güte und Schönheit und vom schönen Sport und von Deinem einzigen Berlin, das da weit droben in seinem

Norden um Dich her donnert und blitzt. Du sagtest: „Man vernimmt nichts mehr von ihm. Aber es ist kein Wunder, er ist von seinem besseren Teil fern. Ich muß ihm wieder einen lebendigen Odem einblasen!" Und da schwangst du Deine mutwillige Gerte um einen ungeliebten Kopf und eiltest, einem desto geliebteren sozusagen wieder auf die Beine zu helfen. Und jetzt lebe ich wieder. Ich rauche wie ein Berg. Mein Herz schlägt aus, acht Wochen vor dem Frühling her. Meine Eingeweide blühen. Und mein Kopf grünt wie eine Wiese. Schönste, erlesenste Frau, das soll nicht vergessen werden, wie Du in das Klappern meiner Maschine ungehört hereintratest und mir eine Weile über die Schulter zusahst und ich Dich dann plötzlich am Duft merkte. Was tat ich da, und was für ein Gesicht machte ich? Ich wollte Dich immer danach fragen die ganze Zeit, und immer trat der unbegreifliche Reiz Deiner Gegenwart dazwischen, und es gab etwas anderes.

Aber Lob und Preis sei Dir und ein ganzes lachendes Antlitz voll Dank. Und zwei riesengroße Hände voll Segen über Dich, Gottesbefreierin. Denn wie fandest Du mich? Gebunden, verstrickt und verlassen im dunkelsten Verlies der Melancholie, wo die Ratten der Philosophien an den Wurzeln des Lebens nagen und die Fledermäuse der Mystik das Dunkel mit geheimnisvollem Stumpfsinn beleben. Du tatest meine Verandatüre auf, daß das schöne kalte Winterlicht und die mutige Januarkälte mit einem ganzen Wald von Wintermelodien in meine zärtliche Stubenwärme hereinströmte und auf eine geheime Weise brauste, daß man sich wunderte und angefangen hätte, sich zu besinnen, wenn Du es einem nicht schnell überflüssig gemacht hättest. Du lachtest — und wenn Du so lachst, mit allen Deinen Glocken, so muß ich immer schlucken wie vor einer Schüssel voll Apfelmus mit Zimmet — und standest in Deinem blauen Reisekleid und den lichten Wangen darüber da wie die leibhafte jüngste Tochter oder Nichte des verschollenen Königs Winter. Und du sagtest — und wurdest ein wenig ernst dabei: „Karlemann", sagtest Du: „Immer hinaus sehen, nicht hinein. Drin ist nur Aufgang und Untergang, und wir verstehen uns auf keins von beiden. Aber draußen ist die Gegenwart und eine Menge Wirklichkeit!" Dann tratest Du an meinen Schreibtisch und klapptest mir alle dreizehn aufgeschlagenen Bücher nacheinander zu, stülptest den Kasten über meine Maschine

und gabſt allen Geiſtern in meinem Namen Urlaub. Und befahlſt Kniehoſen und Fauſthandſchuhe und die weiße Schneejacke. Was machten wir jetzt zuerſt? Schlittſchuhlaufen? Bitte, nein. Schlittſchuhlaufen war für Primaner und Backfiſche. Und für heimliche Liebesleutchen. Und für Brautleute unter Aufſicht. Auf einer geſpritzten Sportwieſe. Oder gab es hier herum fünf Kilometer freies Eis? Nein. Aber Schlittenbahnen von ähnlicher Länge. Dort hinterm Berg hinunter.

Geliebte Frau Eva, ich bleibe dabei: Du biſt ſchuld, daß wir das erſtemal purzelten. Ich ſpüre doch vorn am Steuer, wenn ſich hinten eins nicht ruhig hält. Aber es war göttlich, vornehmlich, weil Du mir in die Arme flogſt dabei. Ich begreife nur den Hergang nicht recht. Ich überſchlug mich doch zweimal im Schnee: wo kamſt dann Du noch ſo ſpät her? Weißt Du, und unſer Schlitten machte ſich davon, den Berg hinunter wie ein Hund mit der Leine hinterher; man hätte darauf ſchwören mögen, er ſchielte zurück. Aber vom Purzelbaum waren mir alle philoſophiſchen Syſteme im Kopf voneinander gefallen. Und vom Gelächter hinter dem tollen Schlitten drein fielen mir die erſten zehn Jahre vom Rücken; es waren aber immer noch fünfzig ſtatt dreißig. Du ſtampfteſt Dir den Schnee von den zierlichen Füßen, und ich lief den Schlitten holen; der hatte ſich mit den Hörnern in einem Buſch am Weg gefangen wie weiland Abrahams Widder. Und weiter ging's den Berg hinunter, erſt noch ein wenig zurückhaltend, aber bald wieder mit Schnellzugsgeſchwindigkeit. Ha! wie einem die Augen im Kopf munter wurden! Da gab es ganz andere Dinge zu leſen als Buchſtaben. Man ſpürte ſie ordentlich ſich dem Licht entgegenrecken, auf roſenroten Stöckchen wie Schneckenaugen. Alte, halbvergeſſene Naturinſtinkte wurden plötzlich wieder wach. Achtung! Hopp! Eine Bodenwelle. Man zog die Schultern ein. Und jetzt ſpannte man ſich zuſammen wie einen Bogen, weil eine Kurve kam. Sssss! ſauſte der Wind. Silbern flogen links die Felſen vorbei. Und drunten ſtand der winterliche Wald. Er dröhnte. Wovon dröhnte er? Von den Holzhauern, die Bäume fällten. Weit vor uns den Berg, der jetzt mit den weißen Hängen aufſteigt über dem Dorf in der Tiefe — ſiehſt Du ihn? — den wollen wir morgen mit unſern Skiern verſuchen.

Das eine iſt ethiſch, und das andere iſt ſchön. Wenn wir ſagen: „Sport!", ſo haben wir vieles in einem Laut, Ethiſches und Schönes. Aber was man

nicht wiſſen kann, davon iſt nichts dabei. Nein, der Menſch iſt doch kein rein geiſtiges Weſen. überhaupt, reiner Geiſt, was iſt das? Nichts. Die Widerſtände machen uns ſchön und wert. Wenn Du vor mir her auf Deinen Skiern einen beſchneiten Abhang hinabfliegſt, ſo verwalte ich einen Reichtum der allergewiſſeſten Gewißheiten. Die ernſte Neigung des Abhanges gibt mir eine Anſchauung der Ewigkeit. Die hohe Folge der weißen Kuppen und der ragenden Gipfel dahinter bringt mir den Begriff Unendlichkeit gefühlsmäßig nahe. Wenn ich ſehe, wie Du beim Skilauf dieſelbe und elegante Frau biſt wie im Theaterfoyer, ſo weiß ich viel von der Abſolutheit und Unveränderlichkeit eines Weſens. Wenn Du dich im Angeſicht der ewigen Berge mit Deinem gleichmütig graziöſen Frauentakt unentwegt weiterbewegſt und ſtill und klug immerfort Deiner Melodie nachgehſt, ſo bekomme ich auch eine Ahnung davon, was das iſt, eine Seele. Und faſſe ich Dich mit Berg und Wald und Wolke zuſammen in einen geſtillten andächtigen Blick, ſo habe ich auch auf einen Moment den Menſchen. Süße Frau, freilich haſt Du recht. Was hilft mir alle Ethik? Entweder ſie verdammt mich, oder ich verdamme ſie. Gut ſein iſt alles. Und das lernt man nicht mit dem Kopf, ſondern wie das Waſſer, das ſeinen See füllt, mit dem Gefühl. Die Harmonie! Darin liegt's. Du haſt ſie. Und Du biſt gut. Ich war's auch, ſolang ich in Deinem frommen Schiff den Wohllaut der Natur wie ein Meer befuhr. Ach, wir ſuchen Ausblickspunkte, Einblickspunkte, und iſt doch kein beſſerer, als auf dem wir mit feſten Füßen ſtehen.

Aber noch etwas über den Sport, das mir inzwiſchen beigekommen iſt. Sport iſt Sammlung. Sammlung zerſtreuter und enttäuſchter Kräfte. Wir haben deren viele allerorten. Sport gegen Eremitentum. Wahrſcheinlich liegt uns zurzeit nichts Wichtigeres ob, als zu ſammeln. Das iſt die ſoziale Miſſion des Sports.

Vielleicht iſt er auch eine Kur gegen den (modernen) Dilettantismus.

Liebe ſchöne Frau, werde ich dieſen Sommer mit Dir Tennis ſpielen und ſegeln?

Und jetzt zierſt Du wieder Dein ſchönes Berlin und läßt Deine Equipage durch den Tiergarten rollen, und alle Leute ſehen zu Dir hinein und denken: „Das iſt eine freudige und feine Frau, die da drinnen ſitzt!" Manche ſagen's auch laut. Aber Du kümmerſt Dich nicht um ſie, ſondern denkſt an Deine

Einkäufe, die Du nachher machen willst. Und dazwischen auch ein wenig an Deinen Karlemann. Dein Kutscher knallt mit der Peitsche, daß die Straße immer schön frei ist für Dich und Deine beiden Goldfüchse. Der Neue See ist jetzt wieder zugefroren und wimmelt von Schlittschuhläufern aller Grade und Alter. Du wendest ihnen einen flüchtigen Blick zu zwischen den fünfhundertjährigen Bäumen hindurch. Dann kommt der große Stern mit der bronzenen Hofjagd in der Runde und dem ewigen Sankt Hubertus vor dem stummen Hirschprediger. Rechts zwischen den Bäumen hält die Walküre auf ihrem Pferd. Wieder links weißt Du das kleine Sodoma der volksvergnüglichen Zelte und Konzertgärten; aber Du siehst nicht hin. Seitdem ich Dich kannte, tat ich's auch nicht mehr. Aber jetzt wollt' ich ihnen doch heimlich zunicken, wenn ich nur wieder durch Deinen und des Kaisers schönen Tiergarten lustwandeln dürfte. Der Kaiser, da kommt er auch schon angeritten mit seiner vornehmen Frau Kaiserin an der Seite und drei jungen Söhnen hinter sich. Er wendet sich halb zurück und sagt etwas, und alle lachen, aber die Söhne nur zerstreut und höflich, denn sie schauen in Dein Wagenfenster. Die Siegesallee blinkt auf mit ihren hundert marmornen Fürsten und Königen. Vom untern Ende winkt der Rolandsbrunnen und vom obern die Siegessäule. Dort dehnt sich auch der Königsplatz, und noch eine Minute, so wendest Du Deine schönen Augen die Sommerstraße hinauf und blickst auf das Reichstaggebäude mit der goldbelebten Kuppel und dem gelassenen Trotz der vier Eckürme. Aber das figurenwuchtige Bismarckdenkmal davor kannst Du nicht sehen, da müßtest Du schon Deinen Kutscher umfahren lassen. Bereits rollte Dein elegantes Gefährt dem Brandenburgertor zu, das mit dem Edelmut seines antiken Gleichmaßes groß und dauerwert vor Deinem Kutscher auftragt. Die Hufe Deiner Pferde donnern silbern durch die Torwölbung. Dann tut sich die lichte Freiheit des Pariserplatzes vor ihnen auf, aus der breit und reich zwischen vielfachen Ufern der Rhein und Mississippi des bedeutenden Lebens sich ergießt. Unter den Linden! Die Herzschlagader der preußisch-deutschen Geschichte. Der Triumphweg der siegreichen Heere, vaterländischer und feindlicher. Die schimmernde Spielbahn des Neujahrskorsos. Und wenn die bekrönten Equipagen zum Schloß fahren, wo das alljährliche Ordensfest wieder aufgeglüht ist: ach, wie vornehm blicken da die Lakaien! Und wie

mutig ſtampfen die Roſſe! Hinter den Fenſtern glänzen Uniformen und leuchten rote Wangen in Wolken von Pelz und Spitzen, und manchmal ſchimmert ein weißer Arm auf, wenn eine Hand nach geſchmücktem Haar auffliegt.

Aber Du lächelſt und gleiteſt ſchon bei Kranzler vorbei, wo der philoſophiſch mokante Nachmittagskaffee auf der kleinen Terraſſe getrunken werden kann. Vor dem hiſtoriſchen Café Bauer grüßt Dich jemand. Du fährſt alſo immer noch nicht die Friedrichſtraße hinauf, ſondern am alten Fritz vorbei, weil es beſſer ausgibt im Tempo und im Anſehen, und mitten zwiſchen die wohlerwogene Harmonie der Königspaläſte, Dome, Theater und Ruhmeshallen. Als ich noch um Dich her im Lichte wandelte, da ließeſt Du etwa beim alten Fritz einen dunkeln Pfennig aus dem Wagenfenſter auf den Aſphalt gleiten, wenn ich Dich an einem gewiſſen Ort auf eine gewiſſe Weiſe ſchnell ſehen durfte, und ein Zweipfennigſtück, wenn es einen Feſttag geben konnte. Ich habe ſie alle aufgehoben, und weil Du neulich Dein gutes Herz übermäßig rühmteſt, zähle ich ſie jetzt nach. Liebe Eva, elf Pfennige und vier Zweipfennigſtücke. Von einem ganzen langen Winter und Vorfrühling.

Inzwiſchen biſt Du mir beim königlichen Schloß aus den Augen gekommen. Ich weiß, nun fährſt Du um den königlichen Marſtall herum und dann über den Spittelmarkt in die Leipzigerſtraße. Ich nehme an, Du haſt mir einen Pfennig fallen laſſen mit der Jahreszahl 1875. Mithin darf ich Dich um fünf Uhr bei Wertheim im Erfriſchungsraum ſehen. Nur ſehen. Ich darf auch in Deine Nähe ſitzen und Dich betrachten und Dir zu Deiner Schokolade ein leichtes Leben wünſchen in Gedanken. Vielleicht läßt Du mir Dein ſpitzenbeſetztes Taſchentüchelchen liegen oder einen Handſchuh, wie ich Dich gebeten habe, daß doch was von Dir bei mir zu Hauſe iſt. Möbius nennt das Fetiſchismus, aber es iſt mir piepe. Wer es nicht begreift, der iſt ein Eſel.

Es iſt drei Uhr vorbei, und ſo will ich mich noch ein wenig in Deinem königlichen Berlin umtreiben. Ich komme an die Spree.

Hier grüßt mich das bekannte Ufer, wo im Herbſt die Appelkähne liegen, Bord bei Bord, rot, gelb und auch grün, daß einem das Herz torflügelweit aufgeht vor der „vielen Maſſe“ (Dein Wort!) Herbſtſegen. Breit und feſt und tief im Waſſer fahren ſie hinter ihren Schleppern unter dem königlichen

Schloß vorbei, und die Schiffer sehen hinauf zu den hohen Fenstern, und ihr breites, festes Märkerherz fährt allezeit tief und mit Wünschen wohlgeladen in der schönen breiten Flut der Vaterlandsliebe mit Gott für den König, der da im Schloß residiert, und für den Kronprinzen. Und so hält es der Pommer, und so hält es der Berliner. Es ist wahr, der Berliner ist mit dem Redzeug immer frisch bei der Hand und oft sogar vor der Hand voraus. Aber das ist nur eine andere Art des Zungenschlages. Und wenn er kritisiert, so ist er ein ebenso guter Kerl wie der gute Bello, der an der Blume riecht und niesen muß. Denn wenn er wo den Kaiser oder seinen Sohn zu sehen kriegt, so muß er ebenso notwendig den Hut schwenken und Hurrah! rufen. Ist er also nicht ein guter Kerl? O ihr Süddeutschen und ihr Österreicher und ihr lieben Schweizer, laßt es euch von mir sagen und laßt euch von mir den Floh aus dem bangen Ohr nehmen. Denn erstens gibt es in Berlin nicht mehr echte Berliner, als in einem ganz kleinen Provinzstädtchen Platz haben, und etwa zehnmal soviel Israel. Und zweitens ist die Mischung der Charaktere kein bißchen lausiger als in München oder Wien oder Bern. Nur daß die Superlative ein wenig laut werden, weil sie in Menge vorhanden sind. Zum Beispiel, zwei Millionen Einwohner auf sechzig Quadratkilometer: das ist ein Superlativ. Geistige Metropole: das ist auch einer. Freilich, wer hält sie wach? Die hellen Köpfe aus den Provinzen. Wirtschaftlicher Brennpunkt: wieder ein Superlativ. Berliner Kunstausstellung, Berliner Verlag, Berliner Theater, Berliner Große Elektrizitätsgesellschaft, Berliner Hoch- und Untergrundbahn, Berliner Stadtbahn, Berliner Konzerte, Berliner Museen, Berliner Straßenbauwesen, Berliner Architektur, Berliner Hinz und Berliner Kunz: alles Superlative. Das Gemeinwesen Berlin ist der Superlativ der deutschen Tat und der deutschen Sammlung, Deutschland in höchster Potenz, der Kernstern des deutschen Weltnebels. Made in Germany. In Berlin sieht man, was man in Deutschland kann. Der Pariser prahlt auch nicht wenig, weil er weiß, was er leistet und bewegt. Und der Krähwinkler prahlt ebenfalls, aber er leistet nichts, als Infanteristen für den König, und hat leider nichts zu bewegen, als den Mist aus dem Stall.

Wenn ich wütend bin, so komme ich ins Laufen und vergesse allerlei. Zum Beispiel ein Rendezvous. Ich sehe auf die Uhr: Dreiviertel Fünf.

Ich orientiere mich. Stralauerplatz, eine Stunde von Wertheim entfernt. Aber ich bin nicht verlegen. Nämlich da scheint die Wintersonne in die weitausblickenden Fenster des Stralauer Hochbahnhofes, und ich steige kurzentschlossen die Treppe hinauf. Unterwegs ziehe ich einem Automaten für zwanzig Pfennige ein Billet aus der Brust. In Dachhöhe über der Straße trete ich in einen schönen langen, gelben elektrischen Wagen, der gerade in seinem Zug hergesaust kommt und nur eine halbe Minute sehr ungeduldig hält. Und los geht's mit mir wie in Sturm und Gewitter. Immer in Haushöhe über der Straße. Ich sehe den Berlinern in aller Geschwindigkeit durch die Fenster auf Tisch und Bett. Dort spielt eine Tochter Klavier. Hier wird ein Brief geschrieben. Ein Bureau voll Schreiber fliegt vorbei. Eine Stube voll Kaffeefreundinnen hinterher. Unten kriechen die Droschken die Straßen entlang. Ich schwebe schon über der Spree und sehe weithin die Wasserfreie hinauf und hinab. Ostwärts in Nebelferne öffnet sich das flache Land. Rings nur Berlin. Ein atlantischer Ozean von Häusern und Straßen. Westwärts grüßt der Dom her aus Dunst und Dampf, fern, wie aus einer andern Stadt. Dahinter steht die Abendsonne. Brücke hinter Brücke liegt über der hellen Wasserstraße der Spree. Aufwärts und abwärts ziehen Schiffszüge. Ich schwanke in meiner Höhe. Ich donnere. Ich blitze auch. In meinem Wagen fliegen Feuerbrände durcheinander vom Sonnenuntergang. Nun rasen wir an einer Kirche vorbei. Ich kann ihr aufs Dach sehen. Aber sieh' doch, vorn linksher in der freien Luft zieht sich der dunkle Bogen einer zweiten Bahn herbei, hochgestützt und kühn, und noch einmal um den Betrag eines kleinen Hauses höher als die unsre. Doch wir beginnen zu steigen, merke ich. Unsre Fensterausschnitte stehen schräg gegen den Himmel. Ein Gegenzug wetterleuchtet an uns vorbei. Über uns donnert ein anderer in unsrer Richtung vor uns her. Aber es dauert nicht mehr lange, so fliegen wir auf seiner Höhe. Unten tut sich eine beispiellos tätige Weite auf, ein rauchendes Strombett, ein Nil-Delta aus Stahl und Eisen: der Anhalter Bahnhof. Eine Provinz von einem Bahnhof. Dicht nebeneinander und leuchtend unterm Nachglühen des Abendrots Geleise bei Geleise, wie Telegraphendrähte überm Hauptpostamt. Und darauf für jede Stadt des Reiches ein Zug. Wie Weberschiffe schießen Lokomotiven hin und her. Und gerade blitzen über die ganze Weite die elek-

triſchen Bogenlampen auf und die fünftauſend Signallichter, rot, grün und weiß. Wir müſſen von unten betrachtet ausſehen wie ein gelbes Sturmwölkchen vorm Sturm. Indeſſen haben wir auch die Weite überflogen, und die Bahn ſenkt ſich. Auffallend ſenkt ſie ſich. Wir fahren ſchräg an den Häuſern hinunter. Jetzt ſind wir zu ebener Erde angelangt. Und nun verſinken wir ſchon in Kellertiefe. Der Zug donnert. Der Zug kreiſcht. Der Zug ſingt. Irgendein ziemlich gottloſes Lied ſingt er. Es iſt ſo gut, als raſten wir durch den Bauch der Erde, ſo finſter iſt es vor den Fenſtern draußen. Aber da kommt Helligkeit auf. Sie mehrt ſich. Die Wände weichen. Der Raum weitet ſich. Wir fahren in den Potsdamer Untergrundbahnhof ein.

Ich habe den wildbelebten Potsdamerplatz wieder mit Glück und gutem Erfolg überſchritten, und nun grüßt mich von der Leipzigerſtraße her der ſchöne Wertheimbau. Ich laſſe wieder wohlgefällig und auf eine Art liebkoſend meine Augen an ſeiner erbaulichen Gliederung niedergleiten, wie an den Falten eines wohlgelungenen Frauenkleides. Dann nimmt mich der Völkermarkt des Weltgeſchäftes auf, das ſeine Seele ausmacht. Eine volltönige und vielverwaltende Großfrauenſeele. Ich ſchwimme wieder gelaſſen von Raum zu Raum. Bei Wertheim merke ich nie etwas von Haſt an mir. Nur Zufriedenheit. Es wird verkauft und gekauft im großen Stil, und jedermann bezahlt bar. Darin liegt entſchieden Beruhigung. Daneben kann ich an Aſien denken und an Amerika und an alle Länder und Weltteile, die hier mit Produkten Markt halten. Ich gehe den Weg der Waren zurück und ſehe Beduinenkarawanen und Elefantenpoſten und Maultierzüge. Ich habe wieder viele Fäden in der Hand. Aber wie ich meine, die rote Wüſtenſonne geht mir auf, ſo iſt es beim beſſern Zuſehen das freudige Wunder Deines Winterhutes, Eva. Meine Augen verneigen ſich vor Dir und küſſen den Saum Deines Daſeins. In den Deinen glänzt der ſtille Abendmond Deiner Güte auf, und um Deine Lippen bemerke ich den ſanften Schwung der Liebe. Wahrſcheinlich läßt Du mir jetzt Deinen Handſchuh liegen.

Sei gegrüßt! Sei gegrüßt!

Karlemann

Der Tod des Bruders Antonio

Von Hermann Heſſe

Hochzuverehrende Dame und liebe Schweſter in Jeſu! Eurer mir zugekommenen Bitte gemäß ſchreibe ich Euch im gegenwärtigen Briefe jene Dinge, von welchen Ihr zu hören wünſchet, ohne mich der Mühe gereuen zu laſſen. Denn zwar ſeid Ihr mir, wie Ihr wohl wiſſet, durchaus unbekannt; jedoch muß ich glauben, Ihr habet in früheren Zeiten den Entſchlafenen wohl gekannt, und ſo möget Ihr dieſes mit Nachſicht für meine Schwachheit und geringe Schreiberkunſt leſen und bedenken.

Viele Menſchen trifft der Tod, welchen der ſelige Poverello unſern lieben Bruder nannte, als eine leichte und willige Beute an. Andre, und unter ihnen ſind manche fromme ſowohl wie mutige Leute, ergeben ſich ihm nur nach hartem Kampfe und wider ihren Willen wie einem nicht genug zu haſſenden Feinde. Unter dieſe zählt mein verehrter Mitbruder Antonio, deſſen Hinſcheiden mich mit tiefem Grauen und mit einem ſolchen Erſtaunen erfüllte, daß ich keines ſeiner Worte und keine Falte ſeines Geſichtes noch eine Bewegung ſeiner Hände vergeſſen habe.

Freilich habe ich den Augenblick ſeines Sterbens nicht geſehen, wohl aber verweilte ich bis ganz kurz zuvor an ſeinem Lager. Ich will alles das, was ich davon weiß, aufſchreiben und Euch fleißig berichten. Auch hindert mich meine wahrhafte Verehrung für den Seligen nicht, denn ich bin nach vielem Nachdenken zu dem ſicheren Glauben gekommen, daß Antonio eines löblichen Todes geſtorben und von Gott in Gnaden als ein treuer Knecht empfangen worden ſei.

Es geſchah an einem kühlen Morgen, und ſind ſeither vier Monate vergangen, daß ein Bote des Bruders Antonio zu mir kam und mir zurief: Erhebe dich flugs und eile, denn unſer Vater Antonio liegt auf den Tod und wird nicht viele Stunden mehr leben. Da erſchrak ich, ergriff meinen Stab und folgte dem Manne in großer Eile über den Berg. Der Weg iſt weit, auch ſteil und beſchwerlich, und wir wanderten ſechs Stunden, ehe wir raſteten, und nochmals zwei Stunden, während Trauer und große Unruhe unſere Herzen bedrängte, ſodaß keiner mehr als einige unbedeutende Worte reden mochte. Und der Bote, welcher zuvor die halbe Nacht durchlaufen hatte, um mich zu holen, ermattete ſo ſehr, daß ich ihn am Wege ließ und allein das Ziel erreichte. So raſch, als wäre ich um viele Jahre jünger, erklomm ich den Hügel unſeres Bruders und fand ihn in ſeiner Hütte auf dem Lager ſchlafend. Er lag ruhig, atmete ſchwächlich, und ſein Angeſicht war vom Tode gezeichnet. Da ſetzte ich mich neben das Bett, ergriff ſeine rechte Hand mit Vorſicht und hütete ſeiner. Nun ich aber hoch bejahrt und müden Leibes von der weiten Fußreiſe war, geſchah es mir, daß ich entſchlummerte und wohl eine Stunde verging, bis ich wieder erwachte. Und ſiehe, da hielt der Kranke meine Hand und hatte die Augen nach mir gerichtet, redete aber nichts. Ich war beſchämt, weil ich geſchlafen hatte, und ſehr beklommen.

„Bruder Antonio," ſagte ich, „ſiehe ich bin gekommen, um Abſchied von dir zu nehmen. Selig biſt du, der du Gottes Thron ſo nahe ſiehſt."

Antonio ſchwieg ſtille und lächelte auf eine beſondere Weiſe, als glaubte er meinen Worten nicht. Ich meinte nun, er ſpotte meines Schlafes, demütigte mich daher und bat um ſeine Verzeihung, fragte auch, welcherlei Dienſt ich ihm erweiſen könnte.

„Öffne die Türe weit!" ſagte er zu mir. Und ich tat, wie er befohlen hatte. Und da er wieder ſchwieg, fragte ich nochmals, welcherlei Dienſt er von mir begehre.

„Öffne auch das Dach!" erwiderte er, indem er nach oben deutete. Und ich ging aus der Hütte und hob zwei Bretter aus ihrem Dache und war voll Verwunderns, was dies bedeuten ſollte. Als ich wieder an ſein Lager trat, hingen ſeine Blicke an der Öffnung des Daches. Nun lächelte er wieder auf jene wunderliche Art.

„Ich habe in ſechs Tagen den Himmel nicht geſehen", rief er mir entgegen und bat, ich möge wieder neben ihm ſitzen. Ich willfahrte ſogleich, und er begann nun plötzlich laut und gewaltig zu reden. Seine Augen glänzten wie große Lichter, und ſeine Hände bewegten ſich wie die Hände eines Mannes, der zu einer großen Volksmenge redet. Und ſeine Worte waren dieſe:

„Ihr, die ihr vom Leben und vom Tode ſprechet, was wiſſet ihr denn? Und welcher von euch iſt ſchon einmal des bitteren Todes geſtorben, daß er ihn möge kennen? Aber ihr wiſſet auch wenig vom Leben, denn eure Augen ſind trüb und eure Sinne faul. Ich aber weiß, was das Leben ſei, denn mein Auge iſt hell geweſen, und heute ſteht der Tod an meinem Lager. Ich weiß, wie groß und voll von Wundern die Erde iſt und wie ſchön und grauſam das Meer. Und wahrlich, der ſchmale Strahl, der die Sonne hierher in meine Hütte ſendet, iſt mir mehr Freude, als ich je an Menſchen gehabt habe.

O ſüße Sonne! O weiter Raum der Ferne! O ihr Berge, auf denen ich ſtand, und ihr Bäche, aus denen ich getrunken habe! O meine ferne Heimat und o du, meine Jugend!

Ihr armen, unſeligen Menſchen, wie läuft euer Leben ſpärlich und ohne Wonne hin gleich einem trüben, ſchmalen Gewäſſer, das vor ſeiner Zeit im Sand verendet! O öffnet doch eure Augen und nehmet wahr, wie wunderſam und köſtlich die Erde iſt, auf welcher ihr wohnet! O ſchauet doch, wie ſanft und geheimnisvoll ein Tal iſt, das der Mond beſcheint, und wie voll Glanzes das Meer, aus welchem die Sonne ſich erhebt!"

Mir erſchien dieſe Rede ſonderbar, und ich beſorgte, mein Bruder möchte die Augen ſchließen, ohne Gottes Namen im Munde zu haben. Daher ſtieß ich ihn leiſe an und winkte ihm mit der Hand. Er aber ſchwieg eine kleine Zeit und lächelte, dann ſprach er mit ſehr leiſer Stimme zu mir:

„Bruder Gennaro, auf deinem heutigen Gange biſt du über den Rücken des Hügels gekommen, von deſſen Höhe man zugleich das Meer und das große Schneegebirge erblicken kann. Es ſteht ein Ahornbaum an jener Stelle und ein Bildnis der heiligen Mutter der Schmerzen. Kennſt du jene Stelle?"

Da ich bejahte, fuhr er fort: „Gut, Du kennſt ſie. Du haſt vielleicht manchmal von dort aus die Sturmwinde über die See herziehen ſehen, und über den fernen weißen Bergen den blauen Luftraum und die lichten Wolken.

Und du ſaheſt den Ahornbaum und lageſt ruhend in ſeinem runden Schatten. Und du atmeteſt den Geruch ſeiner Blätter und die Luft des Meeres, und deine Blicke wanderten dir voraus, die ſchönen, hellen Wieſen hinabwärts."

„Ja," ſagte ich, „es iſt alles ſo, wie du mir da ſagſt, und ich habe dieſes alles oft geſehen."

„Es iſt gut", ſprach Antonio. „Nun ſiehe, alle dieſe Dinge werde ich nie mehr erblicken, weder die Berge noch den Ahornbaum, noch auch das Meer oder die hellen Wieſen."

„So iſt es," antwortete ich, „du wirſt nicht mehr an jenen Ort kommen, ſondern du wirſt zu den Engeln Gottes eingehen."

„Und die Stadt, in der ich geboren wurde," fuhr er fort, „und unſern Strom und all dieſes werde ich nie mehr ſehen?"

„Nein," ſagte ich wieder, „denn Gott will es ſo."

„O mein Bruder," ſchrie er nun laut, „jenen Strom und den blauen Himmel und alle dieſe ſchönen und köſtlichen Dinge der Erde liebe ich mehr als dich und alle Menſchen und als alle Engel Gottes!"

Da erſchrak mein Herz ſo ſehr, daß ich bleich wurde, und ich ſank auf meine Kniee nieder und betete zu Gott. Dann erhob ich mich und ſprach zu dem Kranken: „Ich habe nicht gehört, was du ſagteſt. Aber ich flehe dich an, ſage mir, daß du Gott mehr liebſt als alle Meere und köſtlichen Dinge dieſer Erde!"

Und er neigte ſich ein wenig; da ſah ich, daß ſeine Augen voll von Tränen ſtanden. Und er ſprach: „Herr Gott, ich liebe dich mehr denn mein eigenes Leben, ſei meiner Seele gnädig."

Darauf wurde er gar ſtille, und ich ſaß neben ihm, und wir weinten und ſeufzten, bis die Sonne aus der Hütte wich. Als dies geſchah, ſchrie er nochmals überaus heftig und reckte die Arme aus. Ich glaubte, es nehme ein Ende mit ihm, und gab ihm das heilige Sakrament. Er verharrte ſchweigend in großer Demut, dankte mir auch hernach mit herzlichen Worten. Alsdann bat er mich, hinwegzugehen.

„Gehe nun," ſprach er, „mein lieber Bruder; man wird dich drüben vermiſſen. Laß mich allein ſterben; denn ich weiß, du würdeſt von dieſer Stunde an den Tod fürchten wie ein Feuer. Laß mich dich ſegnen!"

Er ſegnete mich mit großer Inbrunſt und küßte mich, wie ein Vater ſeinen Sohn, obwohl er nur wenig älter war als ich. Und ich ließ ihn, weil er es ſo wollte, und ging meines Weges zurück. Meine Seele war aber voll Zagens, und mein Herz brach von Trauer und Beklemmung. Unter Beten und Seufzen ſchritt ich meine Straße, und da ich den Ahornbaum erreichte und das Meer vom aufgehenden Monde glänzen ſah, übermannte mich meine Trübſal, daß ich zur Erde fiel und lange liegend verharrte wie ein Erſchlagener. Indem ich mich aber wieder von der Erde erhob, ſah ich die weiten Täler diesſeits und jenſeits in weißem Lichte und den Himmel voll von Sternen ſtehen.

Seit derſelben Stunde habe ich des teuren Bruders Antonio niemals vergeſſen, vielmehr häufig ſeiner Reden und alles deſſen gedacht, was ich von ſeinem Wandel und Gemüte wußte. Dabei erſah ich die unerſchöpfliche Macht und Liebe Gottes, welcher dieſen Antonio zu einem ſeligen Weiſen gemacht hat. Denn vordem war derſelbe nicht nur ein wohlhabender Edelmann und Schwelger, ſondern auch ein Dichter und wohlbekannter Freund weltlicher Wiſſenſchaft, ja ſelbſt des Griechiſchen und vieler anderer Künſte mächtig, deren unſre arme Seele nicht bedarf. So ſoll er in ſündhafter Liebe zu einer vornehmen Frau geſtanden ſein und derſelben ein ganzes Büchlein lateiniſcher Verſe gewidmet haben. Auch zu der Zeit, da ich ihn ſchon kannte und wegen ſeiner Frömmigkeit und Weisheit hoch verehrte, redete er mehrere Male nach Art der Dichter, gleichſam verzückt, und ſprach zu Bergen und Winden, als wären ſie einer Seele teilhaftig. Und einmal verwies ich ihn deſſen mit Beſcheidenheit als eines unheiligen, ja heidniſchen Weſens. Da lachte er unerſchrocken und ſagte: „Weißt du denn nicht, daß der Poverello alle dieſe Dinge unſre Geſchwiſter nennt, und daß er ſelbſt den Vögeln und anderen Tieren gepredigt hat? Wahrlich, ich weiß, daß jedes Gras auf dem Felde heilig und Gott teuer iſt. Und auch die Fiſche, welche doch ſtumm ſind und unter dem Waſſer hauſen, ſind ihm lieb, und der heilige Mann, deſſen Namen ich trage, hat ihnen das Evangelium gepredigt."

Auf ſolche Weiſe war ſein Herz, welches gegen Menſchen ſich manchmal hart und ſtrenge erwies, jeglicher Art von natürlichen und anmutigen Dingen zugeneigt, wie er denn auch alle Tiere und ſelbſt die kleinen Fliegen und Käfer heilig nannte und mit großer Schonung behandelt hat. Denn er ſagte einmal: „Wenn du einem Menſchen wehe tuſt, ſo kann er dafür Rache nehmen

oder kann dir verzeihen. Die unſchuldigen Pflanzen und Tiere aber ſind von Gott in des Menſchen Hand gegeben, daß er ſie liebe und mit ihnen wie mit ſchwächeren Geſchwiſtern lebe. Wenn du einem Menſchen Liebes erweiſeſt, ſo bezahlt dich dafür ſein Dank und ſeine Liebe; wenn du aber einen Käfer, Fiſch oder Vogel oder ein Gewächs oder Geſträuche verſchonſt, ja ihm Liebe zeigſt, ſo tuſt du es Gott. Und wenn du als ein fromm geſtorbener Chriſt und Prediger vor ihm ſtehſt, ſo wird er vielleicht dich fragen: Warum denn haſt du dieſen Wurm zertreten? Warum haſt du dieſe Blume abgebrochen und weggeworfen? Warum haſt du dieſen Zweig geknickt? Dies alles haſt du mir getan."

Vor mehr als zehn Jahren verfaßte Antonio ein ſehr langes und ſchönes Gedicht über die Bienen und ihre Weiſe, wie ſie in Völkern zuſammenleben und auf merkwürdige Art den Honig zubereiten. Dies hat er ſelbſt mir vorgeleſen, und ich bewunderte die Wahrhaftigkeit und Schönheit ſeiner Worte ſehr. Als ich ihn aber ein andermal fragte, warum er — da doch Gott ihn zu einem Dichter geſchaffen habe — nicht lieber das Leiden des Erlöſers oder das Leben der ſeligen Väter beſungen habe, da ward er ſehr ernſt und verwies mir meine Rede. „Denn ſiehe," ſagte er, „wie ſollte ich es wagen, Gott und ſeine heiligen Namen in Verſen zu beſchreiben, da mir das kleinſte ſeiner Werke, gleich jenen Bienen, ſo wunderbar und ſchwer zu begreifen iſt."

Genug jedoch hiervon. Ihr wollet vom Hinſcheiden des Antonio vernehmen, ſo ſchreibe ich denn hierüber noch das Wenige auf, das mir nachträglich zu Ohren kam.

Kurze Zeit, nachdem ich den Sterbenden verlaſſen hatte, wie es ſein eigener Befehl geweſen war, beſuchte ihn ein Ziegenhirte aus Torre, und dieſer iſt bis zum Tode unſeres Bruders bei ſelbigem geblieben. Er fand ihn ſehr entkräftet, aber mit offenen Augen liegend, und da er ihn fragte, welcherlei Dienſt er ihm erweiſen könnte, dankte ihm Bruder Antonio mit ſchwacher Stimme, jedoch ohne irgendeine Hilfeleiſtung zu begehren. Und nach einer Weile begann er ſehr leiſe zu ſprechen bei vollem Bewußtſein. Er fragte nämlich dieſen Hirten nach ſeiner Herde, und zwar ſowohl nach der Zahl ſeiner Ziegenböcke als nach deren Namen, Alter und Art, nicht anders als ein Hirte mit ſeinesgleichen redet. Darauf fragte er: „Haſt du auch junge

Zicklein in deiner Herde?" Welches der Hirt bejahte, und jener nannte ihm verſchiedene Kräuter als Heilmittel für junge Tiere, wenn ſie krank ſind. Und einige von den Kräutern waren dem Ziegenhirten bekannt, einige aber nicht, und dieſe beſchrieb ihm der Sterbende mit äußerſter Deutlichkeit.

„Vergiß nicht," ſagte er, „daß alle dieſe Tierlein, ſie ſeien noch ſo gering, von Gott geſchaffen und lebendige Wunder ſeiner Güte ſind. Ihnen mußt du Liebes antun, nicht mir, denn ſieh, ich bin ein zerbrochenes Gefäß, und mein Leben entrinnt als durch eine unheilbare Lücke. Du ſollſt aber jeden Tag deines Lebens an mich denken, damit du deines Lebens froh ſeieſt, ſo lange es währt. Denn einſt wird auch deine Kraft verſiegen, und du wirſt den Tod ſchmecken, welcher bitterer iſt, als irgendein Gedanke denken mag. So ſchwer dein Leben ſein möge, Freund, noch viel ſchwerer und ſchrecklicher iſt der Tod. Dieſes wiſſe und freue dich deiner Tage, ſolange du des Lebens genießeſt."

Dann ruhte er lang, und ſeine Kräfte entflohen. Doch redete er noch einmal, und zwar dieſe ſeltſamen Worte: „Wer eine Frau begehrt und lieb hat, und er weiß nicht, ob ſie ihn wieder begehre, der leidet und hat böſe Tage, und jeder Mann erfährt dieſes an ſeinem Herzen. Wer aber Gott begehrt und Gott lieb hat, der leidet ſchwerer, und ſein Leiden endet nicht, da er niemals weiß, ob er der Liebe Gottes gewiß ſei."

Nach dieſem ſprach er nichts mehr. Der Hirt aber erzählt, der Selige habe mit immer klareren Augen um ſich geblickt, auch ſeine eigene Hand eindringlich und gleichſam verwundert betrachtet und dann öftere Male ſtill genickt. Dann habe er auf eine unbeſchreiblich gütige und traurigmachende Weiſe gelächelt und ſei bald hernach verſchieden. Möge er in Frieden ruhen!

Mehr weiß ich über dieſen Gegenſtand nicht zu berichten. Nehmet dies Wenige mit Güte an und Gott ſegne Euch! Dieſes wünſcht Euer Diener und Bruder in Jeſu

Fra Gennaro

Streifzüge eines Amerikaners durch die politischen Probleme des europäischen Kontinents

Von Frank A. Vanderlip
Vize-Präsident der National-City-Bank in New York

Wir brauchen nicht allzuweit zurückzugehen, um uns der Zeit zu erinnern, wo die Weltpolitik den Amerikaner noch recht wenig interessierte. Fragen der europäischen Politik, Ziele des nationalen Ehrgeizes anderer waren für den Durchschnittsamerikaner ohne jedes praktische Interesse. Ein europäischer Krieg bedeutete für uns nur soviel, daß wir mehr Getreide und sonstigen Proviant verkaufen konnten, und wir lasen mit größerem Interesse Kursberichte als die Behandlung der Fragen, die für Nationen ein Zündstoff zum Kriege sein könnten.

Die militärischen und industriellen Fortschritte der allerletzten Jahre brachten manche weitgreifende Umwälzungen. Wir haben den Platz der ersten Industrienation von der Welt eingenommen und stehen dem unvermeidlichen Geschick gegenüber, mit der Industrie der übrigen Welt in Wettkampf zu treten. Alle Fragen, die auf die Machtstellung der übrigen Industrieländer von Einfluß sind, welche uns auf dem Weltmarkt begegnen, werden nun von praktischer Wichtigkeit für jeden Amerikaner. Sogar der Farmerjunge, der Krämerlehrling, der kaufmännische Angestellte, jeder Arbeiter muß von jetzt an in ein näheres persönliches Verhältnis zu den Problemen und Zielen der europäischen Politik treten, weil die politische Lage Europas unsere Großindustriellen unmittelbar berührt, und weil ihre Erfolge und ihre Schwierigkeiten einen immer steigenden Einfluß auf die Nettoerträge der Tagesarbeit jedes Durchschnittsamerikaners haben.

In den Vereinigten Staaten ist the business of government the government of business. Die Fragen, die vor den Kongreß kommen, stehen fast alle zu geschäftlichen Angelegenheiten in Beziehung. Der Kongreß

ist der Aufsichtsrat einer ungeheuern Aktiengesellschaft, die Probleme, die ihn beschäftigen, sind Geschäftsprobleme, und außerhalb seiner Tätigkeit als Regierungsmaschine pflegt er in erster Linie wieder Geschäftsinteressen. Es gibt nicht ein Mitglied beider Häuser, das sich nicht mit einer gewissen Berechtigung einen Geschäftsmann nennen dürfte. Die Hauptaufgabe der Gesetzgebung ist das kommerzielle und industrielle Gedeihen der Nation.

In Europa ist der Amerikaner zuerst ganz betroffen durch die Entdeckung, wie wenig Geschäftsmänner Sitze in den Parlamenten einnehmen. Wirtschaftliche Fragen stehen zurück hinter den Fragen der Klassenprivilegien, der Rassenherrschaft, des Rassenkampfes, der kirchlichen Autorität, der Stellenbesetzung und der Machtvererbung. Die Programme der Gesetzgeber wenden sich an Gefühle: Rassen-, Religions-, Klassen-, Parteigefühle, an dynastische Hoffnungen. Es gibt kein Parteiprogramm, das seine Anhänger für oder gegen irgendeine kommerzielle Maßnahme zu einer festen Einheit verbände. Man ist erstaunt über die große Zahl von politischen Kontroversen, denen eine ganze Nation die intensivste Aufmerksamkeit schenkt, die aber nicht das geringste mit der wirtschaftlichen Lage der Wähler zu tun haben. Der europäische Geschäftsmann kümmert sich nicht um Politik; auch scheint man sich in politischen Versammlungen nicht allzusehr nach ihm zu sehnen. Von den dreihundert Mitgliedern des französischen Senats stehen nur vierzig irgendwie zum Handel oder der Industrie in Beziehung. Unter den Deputierten ist der Geschäftsmann fast ganz unbekannt. Im Reichstag zu Berlin sind die Geschäftsinteressen besser vertreten. Aber in den parlamentarischen Körperschaften zu Wien und Budapest, wo eine gesunde handelspolitische Gesetzgebung so nötig wäre wie sonst nirgends in Europa, hört man nur endlose Streitereien über Rassenfragen. Die vernünftige konservative Stimme des erfahrenen Geschäftsmannes hört man in der Tat selten unter den verschiedenen Zungen in Wien, die sich auf keinen einzigen Satz einigen können, es sei denn auf parlamentarische Obstruktion.

Die europäischen Parlamente sind auch viel weniger Volksvertretungen als das unsrige. Kaiser Wilhelms Ausflüge in die Weltpolitik würden wohl ziemlich kräftig gedämpft werden, wenn seine Handlungen der Kontrolle eines Reichstages unterlägen, der wirklich eine Vertretung der Majorität des Volkswillens wäre. In Frankreich sehen die besten Elemente der

Bevölkerung die Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten fast als sündhaft an. Frankreich bietet das Schauspiel einer ruhigen Nation mit einem aufgeregten Parlament.

Keine andere Sprache wäre imstande, einen solchen Reichtum von Schimpfnamen hervorzubringen, wie er den hysterischen Tschechen, Kroaten und dem Dutzend sonstiger Rassen im Wiener Parlament zur Verfügung steht. Viele dieser hervorragenden Staatsmänner betrachten es als den höchsten politischen Erfolg, wenn sie jede gesetzgeberische Aktion unmöglich machen. In der italienischen Kammer ist die öffentliche Beschimpfung zu einer so raffinierten Kunst entwickelt, daß nur die kühnsten und abgehärtetsten Staatsmänner es über sich bringen können, in Italien ein Amt zu bekleiden. Was Charakter, intellektuelle Höhe, Methoden, Würde und die Unverfälschtheit anlangt, mit der jeder einzelne das Volk repräsentiert, kann sich kein Parlament auf dem europäischen Kontinent mit dem Kongreß der Vereinigten Staaten oder auch dem britischen Parlament messen, das noch am ehesten dem unsrigen gleicht.

In einem Parlament, das etwas leisten will, muß es eine Regierungspartei und eine festgeschlossene Opposition geben — zwei Parteien mit genau sichtbaren Abgrenzungslinien. Aber auf dem Kontinent sind diese Vorbedingungen nirgends erfüllt: anstatt der zwei Parteien viele Gruppen, und die Unterscheidungsgrenzen zwischen diesen einzelnen Gruppen entbehren gewöhnlich des Vorzugs der Klarheit. Ein Amerikaner ist ganz betroffen über die offenkundige Tatsache, daß die Hauptidee, welche die einzelnen Glieder einer Gruppe zusammenhält, selten ein wirtschaftliches Programm ist. In mancher Beziehung bildet Deutschland eine Ausnahme. Nirgendwo sonst in der Welt kann man eine so scharf ausgesprochene Parteidisziplin finden wie in der sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Aber sonst ist das Band, das die einzelnen Gruppen umschließt, sehr locker. Gewöhnlich beruht es auf der Rasse oder auf einem Gefühl, oder man läßt sich von irgendeinem politischen Führer treiben; Pläne jedoch, die eine gesunde, wirtschaftspolitische Gesetzgebung und eine industrielle und kommerzielle Entwicklung der Nation bezwecken, scheinen nirgendwo in Europa genügend wichtige Gründe zu sein, eine politische Partei beieinander zu halten.

Ein Problem gibt es, das fast in jedem Lande Europas eine Rolle spielt,

und von dem wir in Amerika glücklicherweise ganz verschont geblieben sind. Es ist die Regelung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat. In Frankreich hat diese eine Frage jahrelang das gesamte politische Leben absorbiert; in Italien untergraben die gespannten Beziehungen zwischen Vatikan und Quirinal die Wurzeln des politischen Lebens und haben lange Zeit die nationale Entwicklung aufgehalten. Sie stehen bei jeder Neuwahl und jeder Parlamentsitzung an Wichtigkeit obenan.*)

Politische Stabilität ist die unbedingte Voraussetzung für eine industrielle Entwicklung. Wo die Energie eines Volkes beständig darauf abgelenkt wird, politische Kämpfe auszufechten, fehlt die Grundlage, auf der das Gebäude des Handels sich aufbauen kann. Es wird allgemein anerkannt, daß die Stabilität in unserer eigenen Politik ein außerordentlich wichtiger Faktor für unsere Entwicklung gewesen ist. Seit der Zar den Anstoß zu der Schiedsgerichtsbewegung gegeben hat, ist nach dieser Richtung hin schon viel geschehen: Verträge sind zwischen England und Frankreich, Frankreich und Italien, Schweden und Dänemark geschlossen worden, wenn diese Verträge auch wenig mehr sind als die Bekundung des guten Willens der Nationen. In Frankreich hat die Schiedsgerichtsbewegung die stärkste Vitalität dank den erfolgreichen Bemühungen des Barons d'Estournelles de Constant. Hinter ihm stehen mehr als hundert Deputierte, eine ziemlich kompakte Macht für die gute Sache. Er denkt äußerst pessimistisch über die finanzielle Zukunft der europäischen Nationen, wenn durch die wachsenden Ausgaben für militärische Rüstungen das Budget immer mehr belastet und die Staatsschuld vergrößert wird. Als er mit mir von dem Ruin sprach, den er voraussieht, und von der Gewißheit, daß mit der Zeit ein Krieg kommen müsse, wenn die wachsenden Rüstungen die Leistungsfähigkeit der Nationen übersteigen würden, da machte nicht bloß sein überwältigender Ernst sondern auch die Wucht seiner Beweisführung und die Größe der Gefahr, die er voraussah, einen ungeheuern Eindruck auf mich. Und wenn man sich das Budget und den Rechnungsbericht des französischen Finanzministers ansieht, ist es nicht mehr so erstaunlich, daß ein Franzose diese Gefahr besonders scharf und nahe sieht. Seine Bemühungen um das Zustandekommen des englisch-fran-

*) Und in Deutschland? Die Redaktion

zösischen Bündnisses sind von solchem Erfolg gekrönt worden, daß sie ihm den Namen eines Staatsmannes eingetragen haben.

Die große diplomatische Bedeutung, die man in Europa Monarchenbesuchen beilegt, und der tatsächliche Einfluß, den sie auf die öffentliche Meinung ganzer Nationen ausüben, ist einem amerikanischen Beobachter ganz unbegreiflich. Der Höflichkeitsaustausch zwischen dem König von England und dem Präsidenten von Frankreich, die Besuche des italienischen Königs in Frankreich und Deutschland haben das nationale Fühlen der betreffenden Nationen herzlicher gestaltet, und als eine geplante Romreise des Zaren nicht zustande kam, schrieben die europäischen Journalisten endlose Spalten über die Gründe dieser Änderung in dem Reiseplan eines Herrschers.

Zweifellos gewinnt die Friedensbewegung an Stärke; aber das ist immer noch eine Fesselung der Krieger mit Zwirnsfäden. Niemand glaubt auch nur einen Augenblick lang, daß eine der Haager Schiedsgerichtsabmachungen eine kriegerische Aktion verhindern könnte, wenn ein Herrscher oder ein Volk einmal überschäumt. Ich habe viele Staatsmänner und führende Geister in Industrie und Handel gesprochen, aber niemals hörte ich auch nur eine Stimme, die es für möglich hielt, daß die europäischen Großmächte in der nächsten Zukunft abrüsten oder die Ausgaben für Militär und Flotte verringern könnten. Es ist wahr: die deutschen Sozialdemokraten haben die Reduzierung solcher Ausgaben in ihrem politischen Programm wohl an erster Stelle stehen, aber in derselben Rede, in der Bebel die Regierung ihres Militarismus wegen anklagt, tadelt er sie, daß sie nichts tut, die aggressive russische Politik zurückzudämmen. Wenige Ereignisse in Europa können mit größerer Gewißheit vorausgesagt werden, als daß die Aufwendungen für Verteidigung und Schaffung einer starken Angriffsmacht noch lange weitersteigen werden. Den Bankerott Europas, den solche Männer wie der Baron de Constant vorausehen, kann ein Dilletant der Statistik sehr leicht vordemonstrieren. Er braucht dazu nur ein paar Budgets und einen kurzen Bleistift. Aber ein so leichtes Rechenexempel muß doch nicht immer stimmen, und ich glaube, daß es nicht stimmt. Es ist natürlich, daß man in Frankreich am pessimistischsten über die Zukunft der europäischen Großmächte denkt, denn Frankreich hat die unvergleichlich größte Staatsschuld der Welt, rund zweiunddreißigtausendfünfhundert Millionen Franken — jeder Wähler ist

für viertausendzweihundertzwanzig Franken Nationalschuld verantwortlich —, und diese Schuld wächst unaufhörlich.

Kein Wunder, wenn eine solche Summe jede Vorstellungskraft übersteigt. Nur der unvergleichliche Wohlstand des französischen Volkes macht es möglich, daß der einheimische Markt diese riesigen Rententitres aufnimmt, eine Erbschaft, die jeder Finanzminister testamentarisch seinem Nachfolger hinterläßt. Die Budgetdefizits der Friedensjahre haben die Schuld fast ebenso vermehrt wie das Kriegsunglück.

Ich möchte keineswegs vorschnell über die politische Zukunft Europas urteilen. Die Fragen sind zu kompliziert, der wichtigen Unterströmungen sind zu viele, als daß ein zufälliger Beobachter zu einer mehr als oberflächlichen Schlußfolgerung kommen könnte. Ich hatte jedoch den Vorzug, in allen Hauptstädten Europas mit den im geschäftlichen wie im Staatsleben bedeutendsten Männern zusammenzukommen, und meine Meinung setzt sich aus den Ansichten jener Männer zusammen, die mir der Beachtung wert erscheinen. Und der Gesamteindruck, den ich diesen Interviews verdanke, ist der Glaube an eine politische Stabilität, der feste Glaube an die Unwahrscheinlichkeit einer nahe bevorstehenden Umwälzung der Gesellschaft. Die Sozialdemokraten mögen Triumphe errungen haben, es mögen Parteien erstehen, die gegen die bestehende Staatsform ankämpfen, die Belastung des Volkes durch die Ausgaben für Heer und Flotte mag drückend sein, — und doch, wenn man sich eine Nation nach der anderen ansieht und ihre Stellung im europäischen Konzert betrachtet, so wird, glaube ich, der praktisch denkende Mann zu dem Schlusse kommen, daß Europa noch viele, viele Jahre auf dem Wege weiterschreiten wird, den es bisher gegangen ist.

Wenn zum Beispiel jemand mit einem einzigen Satze die politischen Bestrebungen, das wirkliche Wesen des lebendigen politischen Lebens in Deutschland zum Ausdruck bringen wollte, müßte er sagen: man will das Wort „Wahrheit" in die deutsche Verfassung schreiben. Gewiß gibt es auch hier politischen Fortschritt, Fortschritt in der Richtung auf individuelle Freiheit und politische Gleichheit; und die deutsche Verfassung enthält viele schönklingende Garantien für Freiheit und Gleichheit, — in Wirklichkeit aber hat sie dem gewöhnlichen deutschen Bürger weder Freiheit noch Gleichheit zu verschaffen gewußt. Das politische Leben Deutschlands hat vielleicht ein un-

mittelbareres praktisches Interesse für den amerikanischen Durchschnittsbürger als das irgendeiner anderen Nation des europäischen Kontinents; denn an vielen seiner politischen Fragen und seiner gesetzgeberischen Maßnahmen sind wir unmittelbar interessiert: wegen der Zollschranken, die Deutschland zur Abwehr unseres Lebensmittelexports errichtet, wegen seiner Volkserziehung und seiner sozialen Gesetzgebung, einer Gesetzgebung, die den ausgesprochensten unmittelbaren Einfluß auf seine Stärke als Industrieproduzent hat.

Im nationalen Leben Deutschlands besteht ein unüberbrückbarer Konflikt: es will eine große Agrikulturnation sein und zu gleicher Zeit eine große Industrienation. Der Agrarier muß einem widerspenstigen, kargen Boden abringen, was in seinen Kräften steht, die Industrie will in einem Lande blühen, das sich von Natur aus nicht besonders dafür eignet, und in dem das Rohmaterial nicht billig ist. Erst seit einer Generation haben Deutschlands industrielle Ambitionen internationale Bedeutung gewonnen, aber in dieser kurzen Zeit haben fast alle lebendigen Ströme der Entwickelung Deutschlands ihren Lauf nach der Richtung des Industrialismus hin genommen. Die Industrie hat den Ackerbau eingeholt, und heute stehen sich die beiden Lager gleich stark gegenüber. Der große Fortschritt, den die Industrie errang, erscheint der agrarischen Hälfte der Nation als eine große Ungerechtigkeit, und die Hoffnungen und Bemühungen der industriellen Hälfte erscheinen den Agrariern als Streben nach noch größeren Ungerechtigkeiten. Der Gutsherr sieht in dem Industriellen und Kaufmann nur einen unliebsamen Konkurrenten um Arbeitskräfte. Die Fabrik lockt die Arbeiter von seinen Feldern. Eisenbahnen und Dampfschiffe, so denkt der Rittergutsbesitzer, seien Teufelserfindungen, weil sie die Getreidefelder von Argentinien und Amerika, die stärkste Konkurrenz, neben seinen eigenen Sand- und Moorboden setzen. Seine einzige Hoffnung war bisher, daß sich Deutschland vor der Lebensmittelproduktion anderer Länder verschließe, und daß er so vom Staate immer höhere Schutzzölle herausschlüge. Dieser Antagonismus des Rittergutsbesitzers und seine Klagen sind indessen keineswegs unbegründet; er hat eine böse Zeit durchzumachen, der Gang der Ereignisse hat seine wirtschaftliche Position immer schwieriger gestaltet. Dadurch, daß er ungemein hohe Steuern auf die Lebensmittel des deutschen Arbeiters legte, verbesserte er seine Lage, aber er hat sich nicht von der scharfen Konkurrenz befreit, so erschwert diese auch erscheint. Wenn er seine

frühere Stellung, seinen früheren Einfluß mit dem jetzigen vergleicht, dann beschleicht Bitterkeit sein Herz gegen das neue industrielle Regime, gegen die neue Geldaristokratie. Denkt man an die historisch gewordene Stellung der landbesitzenden Klassen, so erscheint die Anschauung des Rittergutsbesitzers nicht so sehr unnatürlich. Durch die ganze deutsche Geschichte hindurch haben die Junker die Offiziere für die Armee geliefert und diese zu Ruhm und Sieg geführt; sie lieferten die Staatsmänner, sie waren die Klasse, die das Land beherrschte. Nun ist die neue Industrie gegenüber den geringen Löhnen, die der Rittergutsbesitzer dem Landarbeiter bot, erfolgreich in den Wettbewerb um die Arbeitskräfte eingetreten. Die früheren Arbeiter des Rittergutsbesitzers, mit denen er noch fast ebenso schaltete, wie seine feudalen Ahnherrn taten, verließen nicht nur ihre armseligen Hütten und ihre Äcker, sondern organisierten sich noch überdies in den Städten zu einer politischen Macht und schrieen ihn an: „Brotwucherer!" Ihre sehr bestimmten Forderungen auf billiges Brot sind der beständige Kriegsruf zum Kampfe gegen den Schutzzoll, den einzigen Rettungsanker, der dem Junker übrig blieb. Und derselbe Industrialismus, der den Aristokraten empfindlich am Geldbeutel trifft, verwundet ihn auch in seinem Stolze; eine neue Aristokratie ersteht, eine neue Klasse von Machthabern, deren Macht und Stellung nach dem Reichtum gemessen wird, und sie beginnt schon mit Erfolg den traditionellen Einfluß des Junkers zu verdrängen und seine Macht zu unterminieren. Hand in Hand mit diesem prosperierenden Industrialismus geht der Klassenhaß, der Ruf nach Beschneidung der adeligen Privilegien, nach größeren politischen Rechten und größerer individueller Freiheit.

Wenn man nur ein bißchen tiefer in die politische Situation Deutschlands hineinblickt, ist man überrascht, wie wenig von politischer Gleichheit und Freiheit man hier findet. In einer Generation ist Deutschland zu einer politischen und ökonomischen Großmacht geworden; aber ein wirklicher innerer Fortschritt, was Freiheit anlangt, ist dabei nicht erfolgt. Der „Verfassungsstaat" ist nur Schein und Vorspiegelung, nicht Wirklichkeit. Der Reichstag hatte zu Anfang herzlich wenig Einfluß auf die Initiative der Gesetzgebung und ist gezwungen, mit einem Ministerium zu arbeiten, das ihm gegenüber nicht im geringsten verantwortlich, das in seinem Bestande nur von der Gunst des Monarchen abhängig ist. Anstatt die entscheidende Macht zu haben, wie sie einer Volks-

vertretung zukäme, hat der Reichstag ein gut Teil seiner Kontrolle über die Ausgaben eingebüßt, er hat sich auch die Verfügung über die Staatseinkünfte beschneiden lassen, als er einem straffen und verzwickten Steuersystem zustimmte, das in seinen Einzelheiten auch nach den Wünschen der Majorität nicht biegsam genug ist.

Deutschland wird von einer Bureaukratie regiert, und das in mancher Beziehung besser als irgendein anderes Land der Erde, denn zweifellos besitzt das deutsche Regierungssystem die beste Bureaukratie, die peinlichst ehrlich und arbeitsamer und pflichttreuer als das Beamtenmaterial ist, das irgendeine andere Regierung aufweisen kann. Aber das nennt man nicht Volksregierung. Die Samenkörner der Sehnsucht nach einer Volksregierung sind schon vor langer Zeit in den deutschen Boden gesät worden, und es ist ein Ausdruck dieser Sehnsucht, daß die Partei der Sozialdemokraten drei Millionen Stimmen zählt — ein Drittel der Gesamtstimmenzahl aller Wähler. Das erstaunliche Wachstum und die alles mitreißenden Siege dieser Partei sind kein Spiegelbild der deutschen Parteiverhältnisse, es sind die Stimmen der Kritik über die Staatsausgaben und des Unwillens über die Ungerechtigkeit der Wahlkreiseinteilung für den Reichstag. Unter ihnen sind die Stimmen der Partei des Protestes gegen manche bestehende Verhältnisse, die jedoch den Fortbestand des Staates nicht bedrohen will; es sind die Leute, die die wachsende Macht und Verantwortlichkeit ernüchtert hat, und deren Programm in der Hauptsache derart ist, daß der durchschnittliche amerikanische Wähler es als eine Verkündigung der Grundprinzipien politischer Gleichheit und einer guten Regierung betrachten würde.

Die große Welle des Sozialismus, die Deutschland überschwemmt, ist in Wirklichkeit nur eine Welle des Liberalismus. Die Grundlagen des Staates werden durch sie keineswegs erschüttert. Die meisten Forderungen der siegreichen sozialdemokratischen Partei sind derart, daß sie nur zu einer gesteigerten industriellen Leistungsfähigkeit führen würden, wenn die Partei noch weitere Fortschritte machen sollte.

Deutschland ist das Land, das wir mit dem größten Interesse beobachten müssen, es ist das Feld, wo eine politische Entwickelung, die sicher einmal kommen muß, sich zuerst zeigen wird; aber diese Entwickelung wird nur eine stärkere und bessere Regierung bringen und keine Zeichen an sich tragen, die den Fort-

beſtand des Staates bedrohen. Es gibt manche praktiſche Errungenſchaften in Deutſchland, um die wir es beneiden könnten: die Unterſtützung, die die deutſche Regierung der Induſtrie zuteil werden läßt, den Einfluß, den ſie auf das kommerzielle Leben ausübt, die Gründlichkeit und Ehrlichkeit in der Verwaltung und die tatſächlichen Vorteile, die jeder Bürger hier genießt. Welcher revolutionäre Umſchwung dort auch immer in der Zukunft eintreten mag, er wird nur eine wirkſamere Hilfe für die Induſtrie ſein; welche Modifikationen ſich auch im nationalen Leben ausbilden mögen — und deren werden nicht wenige ſein —, ſie alle werden als Endreſultat eine beſſere Regierung und eine Stärkung des induſtriellen Gebäudes haben. Groß iſt Deutſchland als Konkurrent in der Induſtrie, dies Land iſt weitaus der größte Rivale Amerikas. Die kommenden Jahre werden es noch größer machen.

Nahrung, Kleidung, Liebe und die Rechte der Natur / Von Fr. Erhard

Ehe man ſo vieldeutige und verſchwommene Ausdrücke, wie Natur und Rechte, gebraucht, muß man erklären, was man darunter verſteht. Die äußeren Umſtände, unter denen die Natur uns hat zu Menſchen werden und die längſte Zeit der weiteren Entwicklung verbringen laſſen, will ſie beibehalten haben; ſie betrachtet das gewiſſermaßen als ihr Recht und hält ſich für befugt, den, der davon abweicht, durch Strafen zum Gehorſam zu bringen. Je weiter die Menſchen ſich von jenen Bedingungen entfernen, deſto ſchlimmere Folgen läßt ſie eintreten; und den Spielraum, innerhalb deſſen ſie dem Menſchen geſtattet, ſich das Leben anders, und beſonders leichter, zu geſtalten, hat ſie ſehr eng geſteckt.

Unſere äffiſchen Vorfahren lebten ohne Zweifel von ähnlicher Nahrung wie die Affen heute noch, auch als ſie ſchon auf dem Wege waren, Menſchen zu werden. Was aber frißt ein Affe: Blätter, Früchte und mehlhaltige

Körner, als Zukoſt kleines Ungeziefer, wie er es auf den Bäumen und im Gras erwiſcht, auch wohl Eier und junge Vögel; er iſt alſo Pflanzen- und Körnerfreſſer mit einer gelegentlichen Zugabe von etwas tieriſchem Eiweiß. Ähnlich leben noch die primitivſten Völker und befinden ſich wohl dabei. Der erſte Schritt, den die Menſchen taten, ſich das Leben bequemer zu machen, war der Gebrauch des Feuers, der den Zähnen und Verdauungsorganen die Arbeit erleichterte und manches genießbar machte, was vorher nur eine notdürftige Nahrung war. Das Feuer hat uns die Natur verziehen, das Kochen ſchadet nicht, vorausgeſetzt nur, daß wir nun nicht alle Nahrung zu Brei reduzieren und Zähne, Darm und Verdauungsdrüſen an ihrer Untätigkeit zugrunde gehen laſſen. Danach fingen die Menſchen an, die Grasarten, die kleine Körnchen trugen, anzubauen und zu veredeln, ſodaß allmählich unſer Korn: Gerſte, Weizen und Reis daraus wurden. Das hatte den Vorteil, daß man Nahrung aufſparen konnte für die Zeit, in der nichts reifte (was mit Früchten, Wurzeln und Blättern nur ſehr mangelhaft möglich war), und daß man mit dem haltbaren Getreide Handel treiben und Gegenden, die wenig ergiebig waren, bewohnbar machen konnte. Als aber das Getreide anfing, die vorherrſchende Nahrung zu werden, hatte man den erſten bedeutungsvollen Schritt zur Abweichung von der angeſtammten Nahrung getan. Von Gemüſen und Früchten bekommt niemand die Fettleibigkeit, die auch ſchon eine Krankheit iſt, wohl aber von Brei und Brot.

Solange die Waffen und Werkzeuge primitiv waren, konnte die Jagd und Fiſcherei nicht mehr als einen gelegentlichen Leckerbiſſen liefern, und die Gewohnheit, anderer Tiere Verdauungsorgane für uns arbeiten zu laſſen, blieb in engen Grenzen. Die Not der nördlichen Gegenden zwang die Menſchen zur Vervollkommnung der Hilfsmittel, mit denen man der Tiere habhaft wird, und nun zeigte ſich, daß man dort faſt ausſchließlich von Fleiſch und tieriſchem Fett leben kann, ohne die Geſundheit zu ſchädigen, vorausgeſetzt, daß durch Kälte, harte Arbeit und den Mangel, der öfters ungebeten eintritt, der Stoffwechſel auf einem hohen Grade der Lebhaftigkeit erhalten wird. Die vorherrſchende Fleiſchdiät (zu der ſpäterhin der Alkohol hinzutrat) wurde aber denen, die ſie befolgten, zur dauernden Gewohnheit und wurde auch beibehalten, als an die Stelle von Krieg und Jagd eine ruhigere Lebensweiſe trat; daher ſtammen die Geſchlechter der Gallen- und

Leberbeschwerden, der ewigen Magenkatarrhe und Gemütsverstimmungen, die besonders den Angelsachsen das Leben sauer machen.

Folgenschwerer als die Vervollkommnung der Jagd war der Einfall, erjagtes Wild bis zum Gebrauch lebend zu erhalten. Dabei zeigte sich, daß es sich in der Gefangenschaft fortpflanzt und so jederzeit ein bequemes Nahrungsmittel bereit hält in Gestalt von Fleisch, Milch und Eiern. Als man nun gar durch Zucht erreichte, daß Kühe und Hühner an Hervorbringung der für die eigenen Jungen best.mmten Nahrung das Mehrfache der natürlichen Produktion leisteten, wurde die Herbeischaffung der Nahrung immer mühelofer, aber auch — zum großen Schaden der Gesundheit — die bei der Assimilation dem Körper zugemutete Arbeit immer geringer. Wer vernünftig war, brauchte die neuen Errungenschaften nur als Zukost und als Aushilfe in Zeiten, in denen nichts reifte; aber die Möglichkeit war nun vorhanden, sich nur von Stoffen zu ernähren, die für Embryonen und junge Tiere mit schwachen Verdauungsorganen bestimmt sind.

So wurde den Eingeweiden ihre Arbeit mehr und mehr abgenommen, und sie reagierten darauf und schränkten ihre Leistungsfähigkeit auf das notdürftigste ein. Waren sie früher nur imstande, ihre Funktionen zu erfüllen, wenn ihnen kräftige Arbeit und reichliche frische Luft zu Hilfe kamen, so konnten sie jetzt mit Hilfe der neuen Nahrungsmittel allerdings auch einen Stubenhocker vor Abmagerung schützen, aber auf Kosten der Gesundheit und Widerstandsfähigkeit, des Behagens und der guten Stimmung. War in früheren Zeiten die Hungersnot die hauptsächliche Krankheit, so nahmen jetzt die Krankheiten an Häufigkeit und Verschiedenheit rasch zu.

Ganz neuerdings ist man nun mit raschen Schritten auf demselben Wege weitergegangen und glaubt dem Körper Gutes zu tun, indem man ihm die Nahrung möglichst in anverdautem Zustand verabreicht. Das Pepton, mit dem man lange Zeit schwache Magen fütterte, ist vorverdautes Eiweiß, das Mehl führt man in Malz über, man zerlegt die Nährmittel in ihre Bestandteile und leimt sie nach einem neuen Plane wieder zusammen, wobei man bald diesen, bald jenen für den wichtigsten erklärt. So kommen die schönen Nähr- und Stärkungsmittel, die „nervenstärkenden" Ernährungen und so weiter mit ihren phantastischen Namen zustande, die die Annoncenblätter füllen und viel Geld in Bewegung halten. Nur die Fette hat man bis jetzt in Ruhe

gelaſſen, weil die Beſtandteile, in die ſie im Körper zerfallen, ſo ekelerregend ſind, daß man ſie ihm einzeln nicht anzubieten wagt.

Je mehr man aber den Verdauungsorganen die Arbeit abnimmt, deſto ſchwächer und einſeitiger werden ſie, und da man auf dieſem Wege nicht unbegrenzt weitergehen kann, ſo hilft nichts als die Umkehr; nicht etwa bis zum Anfang, wie die meinen, die ſich nun bloß noch von rohen Wurzeln und Kräutern nähren wollen, ſondern nur eine gewiſſe Strecke. Wir brauchen noch lange keine Vegetarianer zu werden deshalb, weil eine Anzahl Menſchen das tieriſche Eiweiß nicht vertragen und es deshalb auch den übrigen nicht gönnen wollen. Wir brauchen keine ausgeklügelten Speiſezettel, keine Berechnung der Nahrung auf Kalorien, denn wir ſind keine Öfen; es tut uns auch nicht not, daß uns alle Jahre ein neues Nahrungsevangelium verkündet wird. Wie die Juden ſich alljährlich daran erinnern, daß ihre Vorväter Mazzen und Kräuter aßen, ſo genügt es für uns, nicht zu vergeſſen, wovon die Affen ſich nähren. Denn, mögen ſich dieſe Vettern auch ſonſt des hohen Aufſchwungs, den wir genommen haben, durch ihren Konſervatismus unwürdig gezeigt haben, ſo ſind ſie doch die getreuen Bewahrer der ehrwürdigen Tradition aus jener Zeit, wo die Spaltung in der Familie noch nicht aufgetreten war.

Wie die urſprüngliche Nahrung den Menſchen zu ſchwer zu verdauen war, ſo waren ihnen auch Hitze und Kälte, Wind und Regen und körperliche Anſtrengungen zu viel, und ſie ſuchten ſich ihnen mehr und mehr zu entziehen. Sie wußten nicht, daß die Luft- und Temperatureinflüſſe zur Geſundheit nötig ſind, und daß man ſie nicht ohne Schaden über ein gewiſſes Maß hinaus beſeitigt. Ratlos ſtanden ſie ſpäter vor ihrer Empfindlichkeit, ihrer geringen Körper- und Verdauungskraft und ihren neuen Krankheiten und begriffen nicht, woher ſie kämen, da ſie doch wohlgenährt und gegen Hitze und Kälte geſchützt wären. Findige Leute kamen allmählich dahinter, daß man dieſer Erſchlaffung bis zu einem gewiſſen Grade dadurch abhelfen kann, daß man ſich maſſieren läßt, nackt in Regen und Schnee umherläuft, ſich von allerlei Seiten mit kaltem Waſſer begießt und ſich in Salz- und anderen ungewöhnlichen Wäſſern badet. Sie machten aus dieſer Erfindung ein gutes Geſchäft und proteſtierten laut gegen die Behauptung, daß das alles nur teure und mangel-

hafte Surrogate seien für die Einflüsse von Luft und Licht, Kälte und Wärme und körperlicher Arbeit, die den, der sich nicht gegen sie verschließt, ganz von selbst gesund und leistungsfähig erhalten.

Auch in diesen Dingen können und brauchen wir nicht ganz auf die ersten Zeiten der Menschheit zurückzugehen, brauchen uns nicht der Kleidung zeitweise ganz zu entledigen und verwickelte Regeln aufzustellen, wie und womit man sich kleiden solle. Da uns der Haarpelz verloren gegangen ist, so müssen wir ihn durch Kleidung ersetzen und im Winter das Feuer als Wärmequelle gebrauchen; das beste Erwärmungsmittel aber bleibt immer die Bewegung und der durch sie in lebhaftem Gang erhaltene Stoffwechsel. Auch der Sommerhitze brauchen wir uns so wenig schutzlos auszusetzen, wie die freilebenden Tiere es tun, aber je mehr Sonne und Licht wir auf uns einwirken lassen innerhalb der Grenzen, die unsere Organisation uns setzt, desto besser ist es für Gesundheit und Wohlbefinden. Dabei bleibt es ein Notbehelf, wenn wir elf Monate ungesund leben und von einem Absolution von unsern Sünden erwarten. Die Natur will, daß wir jederzeit unsern reichlichen Anteil an den Vorgängen der Atmosphäre nehmen, und rächt sich bitter, wenn wir uns ihnen entziehen.

Da ist noch ein anderes Gebiet, in dem sich das Suchen von Bequemlichkeit und Genuß über das von der Natur gebotene Maß hinaus bitter rächt. Der primitive Mensch ist in geschlechtlicher Beziehung im allgemeinen so kühl, daß er besondere Veranstaltungen braucht, um sich zeitweise aus dieser Kälte herauszureißen. Je mehr er zu einer körperlich mühelosen Tätigkeit und zu reichlicher, besonders Fleischernährung, übergeht, desto regsamer wird er in besagter Beziehung, aber auf Kosten seiner Kraft und Gesundheit. Daß hier ein enger Zusammenhang besteht, erhellt aus der Enthaltsamkeit, die von alters her mit Recht denen vorgeschrieben ist, die sich für starke körperliche Leistungen vorbereiten. Immerhin läßt sich für den Mann mit gutem Willen eine Annäherung an natürliche Verhältnisse herstellen, viel schwieriger ist es für die Frau. Die Natur hat die menschenfreundliche Einrichtung getroffen, daß die stillende Mutter einstweilen vor Kindersegen bewahrt ist, aber sie nimmt diese Pflicht aus Bequemlichkeit oder Unfähigkeit meist nicht so gründlich auf sich, daß ihr dieser Schutz zuteil wird. Manche Völker

haben die Absichten der Natur sehr wohl verstanden, indem sie die junge Mutter während langer Zeit für unrein erklärten. Das ist freilich mit Erfolg nur da möglich, wo Polygamie herrscht. Die Monogamie, ihre Vorzüge in Ehren, gehört zu den naturwidrigsten Erfindungen, sie zwingt uns zur Verleugnung gesunder Instinkte und zu unsicheren, mehr oder weniger gesundheitsschädlichen Auswegen.

Unter natürlichen Verhältnissen ist jedes gesunde Kind eine erwünschte Arbeitskraft. Die Aufzucht ist, wie noch jetzt auf dem Lande, einfach und hört frühzeitig auf, den Eltern zur Last zu fallen, woraus folgt, daß weder Mann noch Weib sich Zwang anzutun braucht und der während der Blütejahre bekömmlichste natürliche Hergang, das Abwechseln von Schwangerschaft und Säugen, eingehalten werden kann. Jetzt aber ist dieser Hergang teils durch die menschliche Bequemlichkeit, teils durch eine verkehrte ökonomische Entwicklung stark beeinträchtigt.

Jedes Weib hat, sowohl von seiten des Herzens als der Gesundheit, Anspruch auf Liebe und Kinder. Auch hier tritt die Monogamie der Natur in den Weg; die Natur aber rächt sich bitter für die verweigerte Forderung und wird es mit der wachsenden Zahl der ehe- und kinderlosen Frauen in zunehmendem Maße tun. Wir sind freilich an diese übelstände so gewöhnt, daß wir sie nicht hinreichend beachten.

Auch in diesen Dingen können wir nicht auf primitive Verhältnisse zurückgehen und uns nicht ganz der Rache der Natur entziehen, um so mehr als sich hier menschliche Satzungen einmischen, die sich mit den Forderungen der Natur nicht vereinigen lassen. Mehr als bei den auf Nahrung, Kleidung und Tätigkeit bezüglichen Lebensgewohnheiten müssen wir uns hier den Weg zwischen Hindernissen verschiedener Art hindurch bahnen. Wie soll man das machen? Das ist ein heikles Kapitel, über das man wohl unter vier Augen sprechen, aber nicht gut schreiben kann.

Überall sehen wir dasselbe Bild: wir möchten mit unserem Körper verfahren, wie es uns beliebt und Vergnügen macht, und glauben, ihn an alles gewöhnen zu können. Die Natur aber sagt: versucht's nur, ihr werdet sehen, was ich drauf kommen lasse. Ihr sollt bei der Lebensweise bleiben, unter der ihr zu Menschen geworden seid. Wohl paßt sich der Körper für den Augenblick an und bricht nicht gleich zusammen, aber allmählich verliert er

an Leiſtungsfähigkeit, Widerſtandskraft und Behagen und weiß gewöhnlich ſelbſt nicht, warum. Dann müſſen wir froh ſein, wenn wir noch den Weg zurückfinden, wenn er nicht verloren iſt durch generationenlanges Fortſchreiten in der falſchen Richtung oder verſperrt durch das Kulturleben, das wir uns zurechtgemacht haben. Können wir dann nicht auf das Natürliche zurückgehen, ſo müſſen wir uns mit Surrogaten behelfen, aber danach ſtreben, daß wir der Natur nicht mehr abdringen, als ſie uns allenfalls zugibt: ſonſt rächt ſie ſich ſchwer an uns und den nachkommenden Geſchlechtern für die Beeinträchtigung ihrer Rechte.

Ferdinand Kürnberger und die Sittlichkeit

(Zwei unveröffentlichte Briefe)

Mitgeteilt von Otto Erich Deutſch

Im erſten Jahre ihres Beſtehens brachte das Wiener Tagblatt „Die Zeit“ in ſiebenundzwanzig Fortſetzungen Kürnbergers koſtbarſte Dichtung, den Roman „Das Schloß der Verbrechen“ („Frevel“ oder „Greuel“) zum Abdruck, deſſen Publikation ſchon in den ſiebziger Jahren verſucht worden war, damals aber an den Bedenken der Zenſur ſcheiterte. Bald nach dieſer erſten Veröffentlichung (vom ſiebenundzwanzigſten September 1902 bis zum einundzwanzigſten März 1903) erſchien der in den Jahren 1863 bis 1875 geſchaffene Roman auch in Buchform (Leipzig 1904, Hermann Seemann Nachfolger), aber wieder nicht ganz ungekürzt, ja nicht ganz unverſtümmelt. Was ſoll man beiſpielsweiſe zu einer Entſtellung ſagen wie dieſe: Im Kapitel vier der Memoiren des Marcheſe Santafiore, die den Roman beſchließen, weiſt Demantina den werbenden Jüngling, von deſſen einſtigen Beziehungen zu dem verſtorbenen Cöleſtin ſie bereits erfahren hat, mit den Worten zurück: „Ich bin ſchon Witwe, ich möchte nicht noch eine heiraten — denken Sie an Pater Cöleſtin.“ Die Seemannſche Ausgabe aber meint: „Ich möchte nicht noch einmal heiraten.“ So hätte man den edeln, feurigen Wein nicht verwäſſern dürfen! Schmerzlicher aber als der Umſtand, daß Kürnbergers wohl gefeilte letzte Handſchrift — er ſelbſt ſchrieb den ganzen langen Roman viermal ſäuberlich nieder! — ſo wenig reſpektiert wurde oder werden konnte, berührt die Tatſache, daß die zweibändige Buchausgabe von unſeren ſonſt ſo emſigen und eilfertigen „Beſprechern“, die ſich für jeden „Götz

Krafft" die Finger wundschreiben, fast gänzlich übersehen wurde. Auch die Germanisten, die über den wegen Lenau pikanten „Amerikamüden" Kürnbergers schon soviel Tinte vergossen haben — im Sommer 1903 erschien wieder eine lange Abhandlung in den „German American Annals", die alle Quellen aufdeckt, aber dem Dichter bitter unrecht tut —, sind an dem jetzt erschlossenen Hauptwerk Kürnbergers achtlos vorübergegangen. Der Verleger mag darüber trauern; den noch immer „reponierten Manen" des Dichters schadet es nicht. Denn es sind nicht die schlechtesten Leser, die ein Meisterwerk der Weltliteratur, wie es das grausig-schöne „Schloß der Frevel" ist, auch ohne Mittler finden.

In dem reichen Briefschatz Ferdinand Kürnbergers fanden sich nun die Konzepte zweier bisher unveröffentlichter Schreiben in Sachen unseres Romans. Der erste Brief ist an Dr. Max Kurnik gerichtet, den einstigen Herausgeber der „Schlesischen Presse", der seit einigen Monaten, seit S. Schottlaender den Verlag dieser vornehmen Breslauer Zeitung übernommen hatte, als Feuilletonredakteur des Blattes tätig war. Kürnberger, der 1873 bis 1876 zu den Mitarbeitern der „Schlesischen Presse" zählte, hat sein Romanmanuskript bald nach dem letzten Federstrich an Kurnik geschickt und gleichzeitig Herrn Schottlaender ein kombiniertes Angebot für den Zeitungs- und Buchverlag gemacht. Dr. Kurnik, der den Roman auf Kürnbergers Wunsch in nächtlicher Einsamkeit fiebernd rasch gelesen hatte, antwortete am sechsundzwanzigsten November 1876 in begeisterten Worten und bat den Dichter dringend, von der schädlichen und unwürdigen Zeitungspublikation zugunsten des Werkes abzustehen. Kürnberger schrieb darauf:

„Sehr geehrter Herr und Freund!

Eine Arbeitsstimmung, die ich mir unzerstreut zusammenhalten wollte, hinderte mich, umgehend zu antworten, was ich so gerne getan hätte und wozu es mich drängte.

Vor allem jetzt meinen Dank, daß Sie das Manuskript so rücksichtsvoll gelesen. Sie erledigten die Lektüre nicht nur rascher, als ich selbst hoffte, sondern erfüllten auch meinen Wunsch, ihr die besten Stunden zu widmen. Sagten Sie es nicht selbst, so würden es die starken und tiefen Atemzüge verraten, in denen Ihr Brief redet. Man hört und sieht es sinnfällig, daß Sie aus heißer Schlacht kommen und ganz bei der Sache waren.

Und nun zum Gegenstande.

Was Sie mit der Hyperbel freundschaftlich scherzender Vertraulichkeit — Ihre Grobheit nennen: ist auch die meinige. Ich sei nicht recht gescheit, diesen Roman als Feuilletonroman anzubieten! Vollkommen einverstanden.

Ganz meine Meinung. Er iſt kein Feuilletonroman, und ich konnte mir das im Ernſte nicht einbilden.

Aber, glauben Sie mir, das ſogenannte praktiſche und nüchterne Leben iſt ein ſehr phantaſievoller Narr! Konnte ſich unſer de Pretis[1]) einbilden, daß wir ſein Bankſtatut annehmen werden? Oder Gortſchakoff,[2]) daß die Pforte ſein Ultimatum annehmen wird? Mit offenen Augen und vollem Bewußtſein tun die Geſcheiten, was nicht recht geſcheit iſt, und müſſen es tun. Es gehört eben zu den Myſterien des Weltdaſeins, daß die Geſcheitheit nicht ſein einziges Uhrrad iſt.

Warum iſt der Roman kein Feuilletonroman?

Erſtens; er hat für die Familienehrbarkeit zu ſtarke Sachen; und

Zweitens; es iſt ſchade, ihn in Teile zu zerreißen; Kapitel neun und anderes iſt viel zu gut dazu.

Ad I. Die ſtarken Sachen ſind's vielleicht minder, eingegeben in Doſen von einzelnen Zeitungsnummern. Wie der volle ungebrochene Strom der Lektüre auf Sie wirkte, ſo wirkt er vielleicht nicht, auf Tage verteilt und in Zeitungsfortſetzungen verdünnt. Ein diluiertes Gift iſt keines, ſagte mir einſt ein Arzt.

Ad II. Jeder gute Roman iſt zu gut, um in Zeitungsfetzen zerriſſen zu werden. Es gäbe ein Dilemma, welches den Feuilletonroman aufheben würde: den ſchlechten wollen wir nicht, und um den guten iſt es ſchade! Das letztere empfindet niemand ſtärker als ich, und der Feuilletonroman iſt mir überhaupt eine greuelvolle Inſtitution. Aber — er iſt nun einmal da und hat Bürgerrecht im bürgerlichen Geſchäftsleben. So rechnet man denn damit.[3])

Wohlan, da haben Sie die Idealität von geſcheit und nicht geſcheit. Was ich da erwidere, konnte in einem Ozean von Unmöglichkeit vielleicht ein Strohhalm von Möglichkeit ſein. Warum allein abſprechen? Wenn man den zweiten hört, wird man immer geſcheiter, als wenn man ſich allein hört. Ich habe jetzt Sie gehört, das heißt, ich habe den ganzen bon sens der deutſchen

[1]) Siſinio Frh. v. Pretis-Cagnodo (1828—1890), ſeit 1872 öſterreichiſcher Finanzminiſter.

[2]) Alexander Michailowitſch Fürſt Gortſchakoff (1798—1883), ſeit 1866 ruſſiſcher Kanzler.

[3]) Bereits im Juni 1875 hatte Kürnberger ſeinen Roman an die „Deutſche Zeitung" (Wien) um dreitauſend Gulden verkauft, von denen er zweitauſend als Anzahlung erhielt. Der mit Kürnberger befreundete Herausgeber Heinrich Beſchauer mußte aber die Veröffentlichung nach dem ſiebenten Kapitel wegen wiederholter Konfiskation einſtellen.

Redaktionspraxis gehört. Sie bestätigen nur mein eigenes Gefühl, deswegen sind aber die Bestätigungen zweiter Instanzen nicht überflüssig.

Daß ich mit Herrn Schottländer nun weiter verhandle, ist meine Meinung nicht. Ich wiederhole, was ich schon einmal gesagt habe: Herr Schottländer hatte mein Offert als Zeitungsverleger und dann als Buchverleger. Mit jenem entfällt mir auch dieses.

Während Sie lasen, haben wir einen Brief hin und zurück gewechselt, und bei dieser Gelegenheit ging ich auch einmal um fünfhundert Mark zurück, also bis auf dreitausend. Weil der Zeitungsdruck entfiele, noch weiter zurückzugehen, ist aber nicht meine Absicht. Mein Gedankengang ist vielmehr dieser: der Preis von dreitausend Mark steht mir fest, und nun sage ich: benütze es für diesen Preis, so viel du kannst und in allen Möglichkeiten. Ist die Zeitungsnutzung unmöglich, so läßt auch der Buchdruck viel Chancen zu. Wir sehen und sehen Verleger, welche ein und dasselbe Buch in den gewandtesten Formen hin und her wenden und für alle Fraktionen der Käufer adjustieren. Bald machen sie eine wohlfeile Volks- und Leihbibliotheken-Ausgabe, bald ein Velin-Salonbuch, bald ein illustriertes Prachtwerk. Letzteres möchte namentlich dem Ekkehard aufgeholfen haben. Der Ekkehard erschien in Meidingers Romanbibliothek als fünftes Stück, mein Amerikamüder als sechstes. Während ich schrieb, überlief mich der Verleger mit dem eifrigen Drängen: Machen Sie, daß Sie bald fertig werden, damit wir die Scharte von Ekkehard auswetzen! Wer die zwei Bücher kennt, dem klingt das Wort wie irrsinnig; aber siehe da, es wurde buchstäblich war. Wir wetzten ‚die Scharte von Ekkehard' aus. Vom Ekkehard gingen vierhundert, vom Amerikamüden zehntausend Exemplare. Wenn Ekkehard sein wohlverdientes Glück doch noch gemacht hat, so verdankt er das, außer seiner hohen literarischen Würdigkeit, ganz handgreiflich der Kunst eines an den Hilfsmitteln des Verlags unerschöpflichen Betriebes und der Illustration.[1])

Etwas Ähnliches schwebt mir gegenwärtig vor. Ich weiß, was ich verdient habe; das Stück Geld, das ich nenne, ist kein zu hoher Verdienst.

[1]) Meidinger machte später Bankerott. Die Liquidationsmasse des Verlages erwarb Richard Bong in Stuttgart, der Scheffels Roman zu mehr als hundert Auflagen verhalf. Kürnbergers Werk erschien 1889 in neuer Auflage bei Reclam.

Schlagt es heraus! Das Buch iſt keine Schablone und ſoll auch nicht ſchablonenhaft verlegt und debitiert werden. Es iſt ein originelles, in manchem Sinne ein merkwürdiges Buch, es gibt den Sinnlichen, was ſinnlich, und den Geiſtigen, was geiſtig iſt; und gibt mit vollen Händen. Ich wüßte nicht, welcher zeitgenöſſiſche Romancier mehr zu geben hätte. Das ſoll aber auch geltend gemacht werden. Mit einem Worte, ich ſuche für dieſes Buch nicht ſowohl einen Verleger als einen Liebhaber. Ich ſuche einen Mann, der dafür Feuer und Flamme werden kann, der ein paar Jahre ſeines Lebens daran ſetzt, es auf den Leuchter zu ſtellen, wohin es gehört. Kurz, einen Mann, der es anpackt unter dem Motto:

Und wenn du dir nur ſelbſt vertrauſt,
Vertrauen dir die andern Seelen.

Hr. Schottländer, der von einem ‚prekären' Unternehmen ſpricht, ſcheint dieſer Mann nicht zu ſein. Ich nehme ihm das nicht übel und trage es ihm nicht nach. Es wäre ja der blindeſte Zufall, daß juſt er, der der Erſte iſt, auch der Rechte iſt. Ich werde den Rechten ſchon finden. Ich gedenke perſönlich nach Berlin und nach Stuttgart zu reiſen und mir meinen Mann recht wohl auszuſuchen.[1]) Das Buch iſt meine Vaterſorge wert, und ich werde ſie ihm zuwenden.

Bitte alſo recht ſchön, mir das Manuſkript wieder zurückzuſchicken. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre freundliche Lektüre und bin glücklich, daß ſie Sie intereſſiert hat und die Zeit nicht verloren war. Im Einzelnfeuilleton bleiben wir die Alten.

Wien, 30. Nov. 1876.

Mit aller Ergebenheit
Ferdinand Kürnberger."

Die Verhandlungen mit Schottländer führten alſo zu keinem günſtigen Erfolge. Im Frühjahr 1877 ſchickte Kürnberger ein Manuſkript ſeines Romans an Hofrat Dr. W. Hemſen, den literariſchen Berater des Verlegers Wilhelm Spemann, nach Stuttgart. Der begleitende Brief Kürnbergers und die enthuſiaſtiſche Antwort Hemſens hat Karl Roſner im Vorwort der Buchausgabe des Romans mitgeteilt, wo auch ein zweiter Brief des Dichters teilweiſe abgedruckt iſt, den

[1]) Die Reiſe unterblieb.

er in demselben Jahre noch an Oswald Ottendorfer, den damaligen Herausgeber der „New Yorker Staatszeitung", geschrieben hat. Bei diesem wieder vergeblichen Angebot ging eines der Manuskripte verloren. Kürnberger hielt „Das Schloß der Frevel" für den Schatz seines Lebens und hoffte, daß ihm dieses Lieblingswerk eine kleine Rente für das Alter oder ein bescheidenes Kapital zum Ankauf eines Häuschens, etwa in Liechtenstein, eintragen werde. Deshalb schrieb er nach allen den erfolglosen Versuchen, die ihm nur Komplimente, aber keine Publikationsmöglichkeit verschafften, im Frühling 1878 noch einmal an den Verleger Wilhelm Hertz in Berlin (Besser'sche Buchhandlung), der in demselben Jahre sechs Novellen von Kürnberger in einem Bande herausgab. Die Briefkopie von des Dichters Hand enthält den „meritorischen Teil" des Angebotes an Hertz, des letzten, von dem wir wissen:

„Gratz, im März 1878.

Ohne Sie mit einer ganzen und förmlichen Vorrede aufzuhalten, oder wohl gar das Geheimnis der Spannung Ihnen vorweg zu verraten, werde ich Sie doch auf die Lektüre vorbereiten sollen, das heißt andeuten, was Sie überhaupt zu erwarten haben und weß Geistes Kind dieser neue Gast.

Vorzubereiten aber ist ein Verleger wohl zumeist — auf das Bedenkliche. Nun, der Roman enthält dessen! Er enthält aber just deshalb auch eine Probe von Selbstverleugnung, Selbstkritik und Selbstzensur, auf die ich als Mensch und Schriftsteller stolz sein darf. An welchem Punkte zum Beispiel das Kapitel 7[1]) der letzten Hand abbricht und wie weit die Führung dieser nämlichen Szene gegangen in demselben Kapitel der vorletzten Hand (gebundenes Exemplar) auf pag. 84, 85, 86, 87 und 88 — das sei mir erlaubt, wohl als Muster anzuführen, wie an dem künstlerischen Prozesse beides zugleich teilhaben kann: die zügellose Phantasie des Dichters und Superiorität des männlichen Vernunftgesetzes, der Zucht und der Sitte. Ja, vielleicht fände sich in der weiten Welt wohl der Verleger, welcher jene weitgehende Szene dieser sich selbst beschränkenden vorzöge.

Jedenfalls hoffe ich, an diesen zwei Lesarten gezeigt zu haben, wieviel ich opfern kann und wieviel ich behalten muß, wenn der Charakter noch Charakter bleiben soll. Wie Falstaff ein Kneipgenie, so ist nun einmal Zuppa ein Geschlechtsgenie; daran läßt sich nicht rütteln; dieser Grundton muß bleiben.

[1]) Balm befreit Selina aus Zuppas Atelier.

Ich konnte des Teufels Schwanz, wenn er zu lang iſt, amputieren; aber der Teufel bleibt übrig! Den Grundtext, wie er jetzt ſteht, möchte ich nicht weiter kaſtigieren und müßte in Friede und Freundlichkeit jede Debatte darüber ablehnen. Als letztes Auskunftsmittel würde ich höchſtens ein anderes vorſchlagen, nämlich den Schleier der Fremdſprache. Weiland das ‚deutſche Muſeum von Prutz' enthielt ein Korreſpondenzfeuilleton ‚Aus Cuba', worin der Touriſt im Baſar herumgeht und bei der Krambude einer hübſchen Kreolin nach verſchiedenen Kleinigkeiten fragt. Er hört verwundert, daß ſie ihm jeden, auch den geringſten Artikel als ein ausländiſches Fabrikat nennt, und fragte ſie: Aber was macht ihr denn auf eurer Inſel voll reicher Naturgaben? Rien que des enfants, Monsieur, antwortete ſie naiv. Wohlan, das ſtand im Muſeum von Prutz, einer Wochenſchrift, welche noch ganz anders als ein Roman in die Familien, alſo auch in die weiblichen Hände kam. Ich ſelbſt pflegte an ſtändigen Leſeabenden eines Frankfurter Familientiſches, beſetzt mit Frau und Töchtern, abwechſelnd mit dem Hausvater Novellen und gute Kritiken draus vorzuleſen. So viel iſt alſo möglich unter dem Schleier einer Fremdſprache — welche niemand fremd iſt! Mein Zuppa, als Römer, hätte italieniſch zu ſprechen, was ſchon weit unbekannter iſt, und zu einem ſolchen Umſpringen vom Deutſchen ins Italieniſche würde ich mich alſo verſtehen, wenn etwa noch ein paar Stellen vorkommen ſollten, wo ſein deutſcher Wortlaut zu unverfroren klänge.

So viel für die gemein-Sittlichen. Der vornehm Sittliche aber fühlt ohnedies, daß Zuppas Unſittlichkeit nur ein höheres ſittliches Zweckmittel und keineswegs Selbſtzweck iſt. Ihm iſt keinen Augenblick zweifelhaft, in welch reinem und edlem Dienſte hier die unreinen Stoffe verwendet werden; ja, wäre es auch nur das ſchon äußerlich wahrnehmbare Geſetz der Symmetrie, ſo würde jedes dafür empfängliche Auge ſich ſagen müſſen: wo ein Spiritualiſt wie Marcheſe Santafiore einer von den Atlasträgern des Buches iſt, dort muß ihm ein Senſualiſt wie Zuppa eo ipso und ſchon nach den Wirkungen des Kontraſtes gegenüber ſtehen. Stellen doch Senſualismus und Spiritualismus die Spannweite der ganzen Welt dar, und wenn man kühne Wölbungen in der Baukunſt lobt, zum Beiſpiel die Peterskuppel, ſo vermag es die Dichtkunſt, von aller Erdſchwere frei, nur noch mit leichterem Zirkel, die kühn geſpannte Bogenweite einer Ethik auszumeſſen, welche von

dem Weisen des Monte Mario bis zu dem Faun des Maleratelierś über den ganzen menschlichen Horizont läuft. Die weitgehende Fülle dieses Umfangs geht daher just so weit, als jedem gehaltvollen Buche nachgesagt wird: es umfaßt die ganze Natur und auf all ihren Seiten. Es gibt den Sinnlichen, was sinnlich, und den Geistigen, was geistig ist.[1]) Der richtige Mensch ist beides zugleich, und der richtige Leser findet also wohl sein richtiges Buch an diesem Romane.

Sogar der Liebhaber des Zeitgemäßen findet es. Zwar läßt mich diese Eigenschaft künstlerisch kalt, ist mir wohl gar antipathisch, sofern sie das weiteste Tor jenes Mißbrauches ist, sensationelle Tagesparolen von der nassen Druckerschwärze der Zeitungen flink auf die Romane abzuklatschen und wohlfeile Bogenhonorare zusammenzuschreiben. Nicht der Tratsch der Zeit, aber der Geist der Zeit macht meinen Roman zeitgemäß. Der Held desselben gerät in eine außerordentlich akute und drangvolle Pressung der zwei großen Weltmühlsteine Sensualismus und Spiritualismus, und da die Schaubühne Rom, so kann der letztere nur die religiöse Färbung haben, die kirchlich-katholische. Da kommt es denn zur durchgearbeitetsten Behandlung der großen Zeitfrage des Kulturkampfes. Und zwar nicht im Stile der deutschen, schulmeisterlich-aschgrauen Reflexionsschreiberei, sondern im Stile der olympischen Wettkämpfe, wo muskelkräftige Glieder gymnastisch-schön miteinander ringen und der innere Vorgang der Gedankenprozesse, durch die sinnliche Kraft der Dichtung dramatisch veranschaulicht, fast wie ein Schauturnen eine szenisch-sichtbare, lebendige, Interesse und Teilnahme spannende Aufführung wird. So entstand das Kapitel 9,[2]) auf welches auch der Bescheidenste stolz sein dürfte, denn es wird sobald nicht wieder geschrieben werden! Auch ein Jesuit wird sobald nicht wieder geschrieben werden, wie der dieses Buches. Nichts ist populärer, als dem liberalen Lesepöbel einen Jesuiten abzuschlachten, der gleich von vornherein schwarz in schwarz gemalt, als Vogelscheuche und Kinderschreck dankbar durch die Leihbibliotheken wandelt. Aber dann ist auch nichts menschwürdiger und literarisch-vornehmer, als denselben Jesuitentypus mit allen Liebenswürdigkeiten der Bildung und

[1]) Vergleiche den Brief an Kurnik.

[2]) Das Symposion in der Pergola von Villa Madama.

des Charakters auszuſtatten, und nichts tragiſcher, als ſein nur um ſo tieferer Fall.

Ich nenne da das Wort, das der Roman ſo gut wie die Bühne beanſpruchen könnte — die tragiſche Wirkung. Dieſe Wirkung zu erreichen, zerreißt man aber nicht den ſittlichen Zuſtand des Menſchen in Gut und Bös, Tugend und Laſter, ſondern verleiht jedem, der fallen ſoll, noch eine mütterliche Ausſtattung von Naturgaben, durch die er auch ſteigen könnte und die ihm im Falle noch menſchliche Teilnahme ſichern. So entſteht Furcht und Mitleid; — Furcht, wie ſehr am Steuerruder, das Erziehung und Schickſal heißt, der Fehlgriff möglich, welcher den Klippen und Brandungen zutreibt, und Mitleid, wo der Schiffbruch tatſächlich eingetreten. Beides ſchließt dann jene gemeineren Extreme der Romanlektüre aus: die Schuld, die ſo haſſenswert iſt, daß ſich an ihrem Hochgerichte die rohen und grauſamen Inſtinkte weiden; und die Schuld, die ſo ſchwächlich iſt, daß weinerliche Sentimentalität ſie am liebſten beſchönigen und begnadigen möchte. So wird Schuld und Strafe meines Romans tragiſch, denn tragiſch iſt nichts als die Gerechtigkeit, gepaart mit Barmherzigkeit; — das volle Gefühl der Verantwortung, aber auch das tiefe Gefühl des menſchlichen Gemeingeiſtes, das Bewußtſein von dem brennenden Nachbarhauſe, wiewiel im eigenen Hauſe dämoniſcher Brennſtoff einlagert. Dieſe ſittlichen, ich möchte ſagen: andächtigen Schauer vor dem Geſamtloſe der Menſchheit, dieſes leiſe, aber innige Durchbebtſein des Richters von ſeiner Verwandtſchaft mit dem Gerichteten, haucht meinem Roman, wenn ein Selbſtzeugnis gilt, eine Seele von Humanität ein, die wie ein guter Geiſt ſo viel ungute Geiſter, gleich der Zauberherrſchaft Proſperos über Kaliban, zu einem höheren Dienſte zwingt.

Aber wohin gerate ich? Die Schwäche der Vaterfreude führt mich zu weit. Ich empfehle und wollte nichts als charakteriſieren. Empfehlung aber wäre teils unnötig teils unwirkſam. Unnötig für jeden, der ohnedies ſchon geiſtesverwandt, unwirkſam für jeden andern, der entgegengeſetzten Geiſtes. Jener zum Beiſpiel möchte das Kapitel: ‚Eine Ohrenbeichte‘ [1]) als ein Kronjuwel und als ein Muſter in der Literatur bewundern, wie das Unreine

[1]) Kapitel 1 der Memoiren des Marcheſe Santafiore.

mit zarter Hand und reinem Sinn zu behandeln; dieſer dagegen braucht nur noch perſönlich fromm zu ſein, und alle Reize der Äſthetik könnten ihn nicht rühren, dem Sophiſten und Gnoſtiker Cöleſtin in ſeiner Verdrehung des Chriſtentums Patenſtelle zu leiſten. Man könnte ihm tauſendmal ſagen: das ſteht zu Kunſtzwecken da, wie Jago und die Hexen Macbeths — er mag einmal nicht! Jener könnte das Capriccio im fünften Kapitel [1]) der Memoiren des Marcheſe Santafiore — der reitende Zwerg und ſeine Standrede — in der Literatur eines Cervantes, im Bilde eines Kaulbach und Doré für würdig halten; dieſer würde in der köſtlichſten Erfindung des überſprudelnden Humors nichts als eine Kirchenentweihung erblicken . . ."

Auch Hertz verhielt ſich ablehnend. Noch auf ſeinem Totenbette in München aber arbeitete Kürnberger im Herbſt 1879 an einer literarhiſtoriſchen Vorrede zu ſeinem „Schloß der Frevel", deren unvollendeter Entwurf leider verloren ging.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartſch

(Fortſetzung)

Der Arzt kam. „Nun, nun", nickte er. „Der Bluterguß war ja ſehr viel ſpärlicher, als die Zeugen mir vormachten. Das iſt noch kein Blutſturz, lieber Herr. Aber es könnte einmal zu einem ſolchen kommen. Ich kann Sie nicht abklopfen, — nur ein wenig abhorchen — ganz ruhig atmen . . . Na ja. Nicht huſten! Es iſt ein Gefäß geplatzt; und Ihre Lunge, die ſeufzt nach dem Süden."

„Mein Herz auch", lächelte Helbig ſchwach.

„Können Sie den Winter über Urlaub bekommen?"

„Kaum."

[1]) „Zuppa" flieht vor Caradoſſo in eine Kirche und verteidigt ſich, auf dem Arm eines poſaunenblaſenden Goldengels reitend, vom Altare aus.

„Es muß doch ſein. Jetzt brauchen Sie Ruhe. Kommt in Tagen oder Wochen kein Blut mehr, dann vorſichtig reiſen; aber fort müſſen Sie; — hier hätte die ‚Wiener Krankheit' leichte Arbeit.

Und wie Sie wohnen! Sie müſſen Sonne haben, viel Sonne!"

Dann ſchied der Arzt.

Sonne!

Helbig dachte an die wunderſchönen, ſteiriſchen Herbſttage, wo die blutroten Kirſchbäume, die gelben Birken und Linden, die bronzeſchillernden Kaſtanien ſeine Augen mit Schönheit gefüllt hatten; leuchtend vor Sonne!

Warum er nicht im Sommer hingegangen war, in Doktor Urbans Sonnenheim auf der goldenen Ries? Die ſteiriſchen Wälder hätten gerauſcht und hätten um ſein heimwehkrankes Herz das Wiegenlied geſungen; — das Zauberlied, welches geſund macht . . .

Vor Erſchöpfung ſchlief er ein.

Niemand bekümmerte ſich um ihn. Der Arzt hatte den Quartiergebern aufgetragen, Eis zu holen und dem Kranken Umſchläge zu machen. Das Eis holte die Vettel, machte die Türe auf, ſetzte den Kübel drinnen hart auf den Boden und ging wieder hinaus.

„Der ſoll ſich ſelber helfen."

Helbig ſchlief auf ſeinem Bett halbangekleidet bis zum nächſten Morgen. Dann wachte er auf, mit dem Gefühl des Angegriffenen, aber Geſunden. Erſt nach einer Weile beſann er ſich auf das, was geſchehen war.

„Nun käme alſo das Siechtum. Zwei, drei, vier Jahre? Mit durchſcheinend gelben Ohren, dünnem Hals, wankenden Knieen und verſagendem Odem.

Was wäre mein Leben, wenn ich auch geſund wäre? Seit die Freunde fort ſind, ſeit die Heimat ferne iſt, ſeit die Jugend hinter mir liegt, — was bin ich denn noch? Ein Unbrauchbarer; einer der nicht leben kann. Der geniale Helbig, ſagten ſie einſt; und es war nur die Teufelsſchönheit der zwanzigjährigen Jünglingsſeele.

Ich wurde nur geboren, um ſchöne, leuchtende Jugend zu leben. Dann war meine Beſtimmung zu Ende."

Das war Helbigs zweite fixe Idee. Die eine ging zum Fanatismus an der Heimat und ſah außerhalb ihrer keine Möglichkeit, zu leben. Die zweite

raunte ihm stets zu: Jung warst du alles; nun die dreißig kommen, bist du nichts mehr. Und da stand der an Geist und Körper kranke Mensch langsam auf und hob wie ein heiligstes Sakrament der Erlösung den Entschluß zum Himmel: „Abschied nehmen am Rande der Jugend, der Schönheit. Sterben in der Blütezeit."

Von diesem Entschluß an war das alte, sanfte Glücksgefühl, das Genie des Wohlklanges über ihm.

Er träumte sich ein wunderschönes Ende zurecht und eine Vermählung mit der Natur.

Mit dem treuen, eisern zuverlässigen Arbold hatte er stets in Briefwechsel gestanden, und traurig zeigte Arbold diese Rufe der Verzweiflung und der unglücklichen Liebe zur Heimat der klugen Frau Else, die dem Helbig gerne den Kopf zurechtgesetzt hätte. Aber ihr schrieb er nichts.

Nun gemahnte Helbig den Freund an seinen Handschlag, schrieb ihm aber vorläufig nur, daß er hoffnungslos lungenkrank sei. Ob Arbold dereinst, wie er geschworen, seine Asche für die weite Heimatnatur retten wolle?

Dann schlenderte er im milden Oktobersonnenschein durch die Straßen Wiens über den Ring bis zu einem Laden, in welchem er oft schöne, schwere Steinurnen gesehen. Er kaufte eine und ließ sich ein Piedestal aus ganz dem gleichen Granit dazu geben. Dann suchte er einen Steinmetz auf, der ihm die Urne gänzlich ausbohren und mit einem Schraubboden versehen sollte. Es war ein langes Wandern. Ein Dienstmann keuchte mit dem Gefäß des Todes hinter ihm bis an die Linie, und dort hatte Helbig viel Not und Kopfschütteln zu überwinden, bis ihm ein findiger Italiener versprach, das seltsame Ding zu machen.

Er aber folgt seiner geliebten Wahnidee unerschütterlich und richtete alles. Die Geldsumme für sein Begräbnis, — für Gotha und für Arbolds Reise beschaffte er, setzte beim Notar seine letztwilligen Verfügungen auf und sprach sogar beim Verein „Flamme" vor, um von seinen Hinterbliebenen die gewünschte Bestattungsart zu ertrotzen, wenn die sich dagegen stemmen sollten.

All das geschah mit leichter, lichter, leise singender Seele. Er war wie verklärt.

Dann fuhr er der Heimat zu.

Im Weichbild der Stadt Wien ſah er ſich noch einmal um: „Die Erde und die Berge wie gelber, die Häuſer und der Himmel wie grauer Lehm. Auf dreihundert Meter dicke, träge Gleichgültigkeit iſt dieſe Stadt gebaut. Die wird wohl nie ein Erdbeben haben.

Die Bäume haben nicht einmal die Energie, in einem leuchtenden Herbſtfeſt zu verbrennen, — — — wie wir es daheim tun . . ." Er ſagte ſchon: wir. Für ſich und die Bäume.

Als der Zug durch den Semmeringtunnel fuhr und auf den geliebten ſteiriſchen Boden rollte, zwang es ihm die bitteren Freudentränen in die Augen.

Und dann, dann hämmerten und ſangen die Räder auf den Schienen: Heimgang! Heimgang! Und die ſteiriſche Landſchaft flog ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, winkte, grüßte und blieb zurück, weil neue Grüße kamen.

Dann endlich hielt der Zug vor der Stadt mit dem waldigen Berge und der alten Feſtung in ihrer Mitte.

Und ſie verſagte ihm nichts.

In einem der ländlichen Einkehrgaſthäuſer am Gries wohnte er wie ein Fremder, und jeden Schritt in den geliebten Straßen koſtete er wie einen langerſehnten Kuß. Drei Tage wollte er noch ſo im Paradieſe leben.

Der erſte Tag.

Früh an einem überirdiſch durchleuchteten Morgen ging er in die Au.

Beim Kreuzwirt in Liebenau war ein Wein, ſtark, duftend und jung, wie ſeine beſten Lebenstage geweſen waren. Ein Wein, den er ſelten getrunken, weil er einen Gulden koſtete. Jetzt trank er ihn dem überirdiſch ſchönen Herbſttage zu, und durch alle Adern rieſelte der Feuergruß des Abſchiedsfeſtes.

Dann auf dem Rückgang im Münzgraben ſah er das erſte befreundete Antlitz.

In inniger Träumerei über ſeine geliebte Frau Elſe kam der junge Kantilener, flaumig und gelockt wie ehemals und in einem braunen, armſeligen Dichterröcklein daher, als ob all die Jahre ihn umſonſt zu Klugheit und Modegeſchmack erzogen hätten. Helbig blieb ſtehen und ließ das ganze Schifflein voll Lyrik bis nahe an ſich ſtreichen; und erſt als es in eine kleine Seitengaſſe abbog, wo Helbig wußte, daß um ſtets dieſe Zeit ein ganzer Ausbruch von Reſeden, Georginen und Aſtern vor einem Gartenhäuschen ſtattfand,

da rief er in heißem Glück, weil in Graz doch alles ſo gleich lieb und ſtill geblieben ſei: „Othmar! Nimm mich mit!"

Kantilener blieb ſtehen wie unter einem Geiſteranrufe und ſchaute nach dem Freund. Irrend ſuchte er mit großen Augen in dem hager gewordenen, einſt ſo jugendſchönen Antlitz, in welches jede Sehnſucht einen tiefen Strich gezogen hatte, wie ein geiziger Wirt: Auf Rechnung des Lebens.

Es half alles Suchen nach der harmoniſchen Schönheit des Amadé von einſtmals nichts. Kantilener mußte ihn anerkennen, wie er war, und tat es mit zwei arg dicken Tränen. „Helbig! Mein Helbig! An dir hat die Fremde ſich ſchwer verſündigt. — — —"

Die zwei hielten ſich an den Händen, um das ganze, glücklich wehmütige Wiederbeben des ſeligen Einſtmals zu Ende zu fühlen.

„Du biſt jung geblieben, Othmar! Blondlockig jung!"

„Ich bin im Glück", ſagte Kantilener; in leiſer Scheu, daß er davon ſprach.

„Du biſt in Graz", betonte Helbig, und das klang ihm wie ein Reim.

Dann gingen ſie nebeneinander fort, wie geweiht. Am liebſten hätten ſie ſich untergefaßt und wären, jeder den Arm um den Leib des Bruders, weitergezogen. Aber beide waren berührungsſcheue Naturen.

„Was machen die Freunde?"

„Alle, alle wohl und froh. Scheggl hat geheiratet und iſt mit ſeiner jungen Familie nach Eiſenerz. O'Brien iſt Offizier und wird wohl in der Romantik ſeiner niemals ausgeführten Entwürfe weiter glücklich ſein. Vollrat iſt ein wenig abgerückt von uns, denn er iſt der Arzt reicher Leute geworden. Aber verloren iſt er uns nicht. Sonſt ſind alle, was ſie waren, auch als Doktores."

„Arbold?"

„Ein bemooſtes Haupt, aber zuverläſſig und treu. Er ſieht das als erſte deutſche Pflicht an. Doktor wird er kaum werden; — Fecht- und Turnlehrer iſt er ſchon bei allerlei völkiſchen Vereinen."

„Willſt du mir auf morgen ihn, Wigram, Semljaritſch und Bohnſtock beſtellen? In die italieniſche Oſteria zum Krebſenkeller in der Sackſtraße."

„Gern; bleibſt du denn nur kurze Zeit?"

„Nur drei Tage; gerade genug, um Abſchied zu nehmen."

„Armer Freund!"

„Nicht arm. Ich bin dabei, mir den Frieden zu erringen."

Den ganzen Tag durchſtreiften Helbig und Kantilener die alte Stadt und ihre Gärten. Helbig hatte ein kindlich inniges Vergnügen, im gefallenen Herbſtlaub der farbenbrennenden Alleen mit den Füßen zu ſchlurfen.

„Ich habe das ſo lange nicht mehr getan. Wie das rauſcht! Als ob man im Golde wühle."

Am Schloßberg waren ſie auch. „Was macht die wunderſchöne Frau von Karminell?" fragte Helbig oben auf dem Plateau erinnerungsbang.

Kantilener errötete tief: „Sie iſt, wie nur ſie allein ſein kann. Wechſelvoll und doch immer ſie ſelbſt. Wie die Ewigkeit."

In wehmütigem Neid verloren ſah Helbig den Freund an. „Selig, die ihr um ſie ſein könnt, um ſie zu lieben. Auch mir leuchtet ſie im Herzen." Er drückte Othmar die Hand.

In der Nacht plätſcherte Regen. Tieflauſchend lag Helbig und dachte daran, daß er bald Sturm und Regen nicht mehr zu hören begnadet ſein werde.

Einerlei. Ich weiß, wie ſie rauſchen, und werde bei ihnen ſein und mit ihnen wehen. — — —

Der zweite Tag.

Zerreißende, treibende Wolken. Vorüberlächelnde Sonnenblauheit. Wie eines bewegten Menſchenantlitzes wechſelnde Gedanken.

Nachmittags kamen dann die Freunde zu Helbig und zogen ihn in ihren Kreis. „Fliegen wir doch wieder einmal nach alter Weiſe aus!" rief Kantilener.

Er hatte die Freunde gebeten, dem tief ſehnſüchtigen, unglücklichen Freunde beizuſtehen und ihm ganz und gar die Glückstage, wie ſie einſtmals waren, vorzuzaubern.

Sie gingen auf den Plabutſch, und aus den Wäldern ſtieg der weiße Rauch der vergangenen Regennacht in den ſich verklärenden Himmel, an dem die feuchten Wolken forthaſteten wie ungeſchickte Theaterdiener von der Bühne; da doch der Vorhang aufgehen müſſe.

„Die Wälder rauchen Opferdank" . . . ſagte Helbig. Und ſie ſtanden und ſchauten über die unendliche Menge der Fichtenberge im Weſten, über die Hügel voll Korn und Frucht im Oſten, über die ſüdenleuchtende Ebene mit ihren Welſchkornfeldern und nach den Linien der Mittagsberge, über denen eben jetzt Weinleſe jubelte.

Dann ſangen ſie oben auf der grauen, runden Felswarte des ſtillſten aller Berge die alten, glückſeligen Lieder.

Und Helbig ſang wie ein ſterbender Schwan mit und ſang ſeine ganze Seele in die Weite hinaus, der er bald gehören ſollte:

Sonne, du holde,
Scheideſt du ſchon?
Wolken von Golde
Ziehen davon.
Ziehn mich in Leide
Mit in ihr Glühn,
Schwimmen ins Weite —
Wohin? Wohin?
Körperverloren
Schaue ich zu:
Seele des Toren,
Zum Scheiden geboren — — —
Wann fliegſt auch du?

Als der Schluß dieſes von Kantilener kommenden Liedes, welches zum geliebten, heimlichen Sang Helbigs geworden war, in wundervollem Frageakkord über die Waldwipfel davonſchwamm, ſchluchzte Helbig wildleidvoll auf.

„Nie mehr kann ich ſingen!“

Angebangt ſahen die Freunde auf ihn, und Wigram faßte, als ſie den Talweg antraten, mit ernſter Philoſophie ſeinen Arm. Er ſprach ihm vom Leben und der Kraft zu leben.

„Es iſt böſe,“ ſagte Wigram, „wenn der Menſch ſeinen Schwerpunkt ſo gänzlich außerhalb ſeiner ſelbſt hat wie du. Iſt es aber ſchon ſo, dann ſuche ihn, erobere ihn und klammere dich an ihn feſt gegen den Willen aller Welt. Beſſer der wüſteſte Verdruß als Herzeleid und Siechtum.“

„Da ergeht es mir umgekehrt“, ſagte Helbig leiſe. — Ihm half keine Philoſophie. Die Jugend fort, die Todeskrankheit da; er mußte eilen, ins Ewige zu gelangen.

Am Abend in der italieniſchen Kneipe war er heiter und laut: Allen Freunden trank er Abſchied zu: „Ich liebte euch wie meine Jugend! Bleibt ewig ſo jung und habt euch gerne, wie ich euch liebte! Glück und langes Leben!“

Heimgehend ließ ihn Arbold, der Treue, in leiſer Sorge nicht los. Aber Helbig blieb heiter und angeſonnt auch in der Nacht! Vor dem Wirtshaus küßte er den wilden Oſtgoten: „Arbold, du Treueſter! Halte mir Wort!"

„Wozu! Sollte es denn ſchon ſo weit ſein? Amadé! Was willſt du tun?"

„Ich habe einen Blutſturz gehabt und gehe — — — nach Süden. Aber ich komme nicht mehr lebend zurück. Du wirſt ſehen."

Tief traurig ging Arbold heim.

Am dritten Tage dann ging Helbig zu Frau von Karminell. Das Schönſte hatte er ſich für zuletzt behalten.

Frau Elſe ſaß in Verlangen und Träumerei. Othmar war lange, lange Zeit nicht bei ihr geweſen. Er mied ſie, und ſie wußte, warum. Er hatte Angſt, weil ſie zu ſchön war; und ſie drückte ſich die Süßigkeit dieſes Meidegrundes an das unruhige Herz, feſt, feſt.

Als die Klingel ſchrillte, glaubte ſie, nun käme er doch.

Statt des lebenslachenden Othmar aber trat ernſt, geweiht, feierlich und wie mit einem leuchtenden Schein um die hager gewordene Stirne Helbig herein.

Fremd und bang ſah ſie ihn an, in Staunen über ihn tiefatmend.

„Herr Doktor Helbig? Sie haben ſich wahrlich verändert."

Er lächelte: „Das war die Jugend! Sie ging von mir; nun blieb, was Sie ſehen. Als die Dreißig kamen, erſchrak ich tief, als ob mein Leben zu Ende wäre. Ich wußte wohl, warum."

„Ging die Jugend, ſo mußte das Glück nicht mitgehen", mahnte Frau Elſe zagend. Sie ſtanden beide. Keines dachte daran, ſich zu ſetzen.

„Das Glück, das war die Heimat", erwiderte Helbig. „Sie drängte mich fort, und ſelbſt das Vaterhaus hatte keine Gegenliebe für meine heiße Liebe."

„Was werden Sie nun tun? Warum ſind Sie gekommen?"

„Ich gehe nach Süden, und kam, Abſchied zu nehmen."

„Sie ſind krank?"

„Sehr", ſagte Helbig.

„O Sie Ärmſter! Wie denn? Wo denn? Setzen Sie ſich!"

Das heiße Mitleid hatte Frau Elſe von dem bangen Druck befreit, der ſie befallen, ſeit Helbig eingetreten war.

Helbig antwortete: „Davon iſt einer glücklich ſchönen Frau nicht gut reden; ich täte unrecht damit. Nur von meinem kranken Herzen darf ich erzählen, da es mit zu dem Abſchied gehört, den ich nehme.

Alles, was ich hatte, war Geſundheit, Jugend und Wohllaut.

Alles, was mich erhob, waren die Freunde.

Alles, in dem ich lebte, war dieſe Stadt. Die Jugend iſt dahin. Was bleibt? Ein totkranker, bedrückter, unbrauchbarer Hageſtolz. Jugend vorbei, alles vorbei! Die Freunde teilten ſich, und jeder geht einſam, weil er ſein eigenes Gewicht hat. Ja! Könnte ich voll ewiger Welt- und Menſchenliebe ſein wie Othmar! Gedankenwälzend gleich Wigram! So aber lebte ich nur durch ſie! Und auch dieſe Stadt hat ſich mir verboten. Meine eigenen Eltern zürnten unverſöhnlich, weil ich hier das Leben und das Glück zu ſehr liebte und in meiner Laufbahn nicht von der Stelle kam, wie ſie meinten.

Alles, was ich am Leben beſaß, war außerhalb von mir. Ich ſchwebte, weil mich Engel trugen. Sie ließen mich fallen, und ich habe keine Fittiche.

Bloß Pflanze war ich! Im Heimatboden! Und da ſie mich entwurzelten, verdorrte ich. Sie aber, Sie Schöne, Anmutvolle, Sie in den ewig wechſelnden, entzückenden Kleidern, habe ich noch einmal ſehen wollen. Sie ſind alles, was dieſe Stadt iſt! Mit den kleinen Launen und der großen Ruhigzügigkeit; unendlich klug und dennoch jeder Torheit zulächelnd, lebensfroh und dennoch ſtill hinhorchend, Sie ſind allein wert, einem Künſtler als der Genius meiner launenvollen, traumheißen Heimatſtadt zu gelten.

Wenn ich von Ihnen Abſchied nehme, ſo tue ich es von allem, was ich liebte! Allerſchönſte Frau!"

Er warf ſich vor ihr zu Boden und küßte der tiefbewegten Frau in heißer Liebe beide herrlichen Hände und ſchlang die Arme um ihre bebenden Kniee.

Dann raffte er ſich empor und ging.

Ging zu den, ſeit Jahren nur in verlangenden Träumen geſehenen Wundern verborgener Lieblichkeit, auf den Ruckerlberg, und von dort taldurchquerend auf die Ries.

Hier, im unſäglich ſchönen Licht- und Farbenfeſt des Oktobers, ruhte er an der ſchönſten Stelle, wo man zwanzig Meilen Steiermark und vielhundert Berge überblickt, und überſah noch einmal mit ſchwindelnden Blicken alles,

als wollte er dieſe Welt in einem tiefen, tiefen Zug hinuntertrinken; und alles war gut und ſchön.

Dann erſchoß er ſich.

Rollend lief der Schußton längs der Waldhänge entlang, und dreißigfältig antworteten ihm nachrufend die Gelände, welche der Sterbende ſo innig geliebt hatte. Alle ſprachen ſie im Traume auf: Helbig kam zu uns! Helbig! Helbig!

Menſchen bemerkten nicht, was hier auf der Ries geſchehen.

Ein Schuß im Herbſt! Was will das ſagen?

Weinleſe, Jagd . . .

Im Tal ging ein Mädchen mit dem Geliebten, das ſagte: „Wie ſchön! Wie gehört der Knall und ſein Nachgrollen in dieſe Landſchaft des Abſcheidens! Wie ſtimmungsvoll!"

Am andern Morgen fanden ihn dann Marktfahrer, ſtarr, vom Tau bereift, blaß und zufrieden.

Sie trugen ihn nach dem Heim der Geneſung, das ganz nahe lag, und riefen Doktor Urban.

Der erkannte tieferſchüttert den einſt ſo harmoniſchen jungen Freund, der nun ein Stillgeſättigter war.

Die Briefe, die man bei ihm fand, wurden gewiſſenhaft abgeſandt; einer ging an Arbold. Und der treue Oſtgote begann mit eiſerner Zuverläſſigkeit als heiliges Werk den närriſchen Wunſch des Freundes Punkt für Punkt zu erfüllen.

Nach vier Tagen ging von Gotha eine Urne mit ſchlechter Knochenaſche an Helbigs grollende Eltern. Den teuern Staub des Freundes aber brachte er insgeheim nach Graz.

Dort rief er zuſammen, was Freunde geweſen waren. Kantilener, Wigram, Semljaritſch, Bohnſtock, Lieſegang, Petelin, Vollrat und Zimbal. Ihnen zeigte er die Aſche, und alle ſchwiegen.

Nur Frau Elſe durfte erfahren, wo Helbig war . . .

Sie ſandte Blumen über Blumen zu der ſeltſamen Beſtattung.

Die fand vor den letzten Tagen des Oktobers ſtatt.

Auf den Plabutſch waren die Freunde geſtiegen, weil zu ihrem Tun Einſamkeit als Pate ſtehen mußte. Arbold trug die Aſche des armen Helbig,

der zu einem Leben außerhalb der Heimat zu schwach gewesen und nicht einmal so sehr aus der mitschuldigen Furcht des Siechtumes, als aus unglücklicher Liebe zu seiner geliebten Stadt ein wertloses Dasein von sich abgetan hatte.

Oben auf dem Berge sauste der Herbststurm. Kämpfend lehnten sich die neun Trauernden gegen seinen Druck. Die düsterbrauigen Wolken flogen dicht über ihnen hinweg und schauten aus Gottesnähe ernst auf ihr Tun.

Sie standen auf dem Gipfel, und Arbold nahm den großen, ländlichen Krug, in dem alles lag, was das Feuer am Freunde nicht schon in die Luft entführt hatte. Man sah ihn kaum vor der üppigkeit schwerroter Rosen, die ihn gänzlich umschlangen . . . die Rosen der süßen Frau Else, welche leidenschaftlich dufteten.

Dann zerschlug Arbold den Krug. Die weiße, klare, leichte Asche des Freundes rieselte auf den rauhen Felsen des düsteren Waldberges.

Ernst und in allen Tiefen bebend standen die Freunde, und die weichen Gemüter, Semljaritsch, Petelin, Kantilener, Bohnstock, Zimbal kämpften gegen das fast unwiderstehbar laute Weinen mit aller Kraft dieser schwer ernsten Stunde.

Der Weststurm aber riß und fauchte über den reinen, lichten Staub und wirbelte ihn hoch über die Baumwipfel fort. Mit den Wolken vermischt flog er stadtwärts und nach den Hügeln, gegen Sonnenaufgang.

Das war Amadé Helbigs innig ersehnte Vereinigung mit dem All. — Nur unter die Erde hatte er nicht wollen; sein Staub sollte der ewig neuen Formung gehören.

Tiefstill warteten die Freunde, bis der rauhe Oktoberwind sein Bestattungswerk vollendet hatte. Und als des Staubes Himmelfahrt zu Ende war, gaben sie die Rosen der Frau Else entblätternd dem Wind. Weit, weit flogen die roten Schmetterlinge den düsteren, reißenden Nebelgestalten der bergstreifenden Wolken nach.

Amadé Helbig war dem ewigen Leben wiedergegeben.

„Er war zu zart für diese Welt", sagte Vollrat.

„Wie die Edelraute zu zart für das Tiefland ist", fügte Wigram ernst hinzu. „Auch die Menschen haben seltene Arten, denen Anpassung unmöglich ist. Sehr seltene Arten, denn sie sterben aus, weil die Menschen Würfel geworden sind für das Glücksspiel der Verhältnisse."

In wuchtender Gedankenumdrängtheit ſtiegen ſie zu Tale.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Helbigs ſeltſames Ende hatte Frau Elſe aus aller Faſſung und allem Gleichgewicht geſtoßen.

Was bin denn ich, wenn ich einſt nicht mehr jung und ſchön bin? O Himmel, was bleibt denn mir?

Wenn mich nicht mehr lieben, die mich ſehen. Wenn mich nicht mehr wie eine frohe Offenbarung der ſchönen Lebensleichtigkeit anſtaunen, die am Glück verzweifeln, und als ein Kunſtwerk die, welche in des Schöpfers Handwerksſtube lernen?

Helbig ſtarb, weil er dreißig wurde! Ich bin ſechsunddreißig!

Wie lange noch, und Frau Elſe wird fühlen, wie die Freunde ſie ſcheu umgehen, aus Angſt vor dem frivolen Gott, welcher ſeine eigenen Werke durch die unerträgliche Pointe des Alters verhöhnt.

Sterben! Sterben wie Helbig am Rande der Schönheit, ſolange noch die Welt vor Weh über ſolche Zerſtörung aufſchreit; ſolange ſie noch nicht darüber lacht!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Selbſtmord eines geliebten Naheſtehenden, wenn dieſer Selbſtmord nicht das Schlechte verzweifelnd zernichtete, ſondern das beſſere Schickſal wehmütig ſuchte, hat eine Gewalt von ſeelenbetörender Anziehung.

Helbig, begütigt lächelnd im Herbſttau, umgeben von den ſtill Geliebten, vom Kreis der tiefaugigen Feld- und Waldhügel, mitten im leuchtenden Herbſt ſozuſagen hinweggeküßt aus dieſem Leben, der war ein gefährlicher Werber für die Rückkehr in die heitere Ewigkeit.

„Sterben will auch ich," fieberte die in all ihren feinen, beweglichen Nerven ergriffene Frau, „aber vorher will ich alles leben, was ich mir töricht verboten habe.

Helbig hatte ſein Schwergewicht außer ſich ſelbſt, ſagte er? Wo habe denn ich das meine? In meiner Jugend, in meiner Schönheit, worin ſonſt! Die will ich verſchenken, ſolange ſie den einen, ſehnſüchtigen Trinker immer durſtiger machen, und wenn er am glücklichſten iſt, dann will ich dich in die Luft greifen laſſen, mein Othmar. Dann ſollſt du nichts mehr haben als das Andenken an eine unſterblich ſchöne Frau!

Es währt wohl noch bis zum Mai? Dann will ich in Naturzurückverſunkenheit enden wie der verklärte Amadé."

Als Kantilener kam, fand er ſie in lautloſem Weinen.

Er erzählte ihr, wie der Wind die Aſche des Freundes weithin über die herbſtwehmütige Mutter Erde vertragen hatte.

Sie weinte immer noch; da ſagte er bittend: „Liebe, ſchöne Frau Elſe", und trat nahe an ſie. Das aber war ſinnverwirrend. Denn ihre Schultern zitterten bei dieſem bitterlichen, faſſungsloſen Kinderweinen genau ſo lieblich erſchüttert, wie zu anderen glücklichen Zeiten, wenn ſie gelacht hatte; und dieſelbe ſelige Bruſt, die ſeit ſo langer Zeit ihm gehörte, und die er voll Entſagung kaum anzuſehen wagte, bebte ſo lieblich, daß er die heißen Wangen daran preſſen mußte.

Da war es nun geſchehen. Sie rangen die Arme umeinander. Nach der unſagbar ſchweren Entbehrung geſchah das mit der unbändigen Werdeluſt einer ganzen Welt! Kein Fleckchen Körper, das nicht dem anderen küſſend ſagen hätte mögen, wie heiß die lange, ſtille, heimliche Liebe gebrannt hatte.

„Elſe, komm mit mir, zu mir!"

„Nicht jetzt. — — Heute nacht. — —"

In allen jungen Gliedern bebend, hielt der beglückte Othmar das Wunder dieſes ſchönſten Weibes auf Erden umrungen.

„Heute nacht!!

Wie die Königin unſerer Sage, die zu dem armen Todgeweihten kommt! O komm auch du in all deiner leuchtenden Pracht, in deinen ſchönen, weichen, reichen Kleidern. Ja? damit der Zauber vollſtändig ſei!"

„Ja! Ja!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dann, am ſturmgerüttelten Oktoberabend hatte der junge Kantilener die Lampe angezündet, kaum daß die Sonne unten war; wie einſt der ſehnſüchtige Goethe in Rom, um ſich von dem flüſterroten Schein erzählen zu laſſen, daß es ſchon Nacht ſei.

So ſtand er, ſelbſt in Gluten mit dem heimlichen Lichte brennend, und horchte, was das Flämmchen kniſterte. Draußen heulte der Sturm, und unabläſſig haderte die anwerfende Wolkenbrut mit zerfließendem Schnee gegen das Fenſter, welches ein glühend erwartetes Glück abſchloß. Lauſchend

ſtand der Student. Arme, ſchöne Frau! Darf ſie durch ſolche Sturmnacht gehen?

Die Uhr in der Dachſtube am Gries ſchlich auf neun und rückte auf zehn. Kalt geſchüttelt, ſchauerte der aufgewühlte Junge im Fieber des Wartens. Sie kann in dieſem entſetzlichen Wetter nicht kommen.

Er wußte nicht, was für ein glückſeliges Wetter das für geheim Liebende war. Keine Seele auf den Gaſſen.

Und dann, als das ganze Haus im Sturm ſich rüttelte, knackte die Klinke. Kantilener ſprang hin; vielleicht hatte bloß der Fauchwind die loſe Schnalle geſprengt. Da ging die Türe auf, und ein tieferregtes, ſchönes Frauenantlitz ſchaute aus dem dunklen Flur. In einem langen Mantel voll lauter Näſſe, Schnee und wehend friſchkalter Luft!

Dann flog der ſchwere Mantel zur Erde, und Frau Elſe ſtand wie eine lichte Erſcheinung in ſeiner lampenſtillen Dachſtube.

Strahlend vor Samt und Seide! In einem wunderbaren Kleide, welches die Frauen einer ganzen Stadt in Aufruhr hätte bringen mögen, welches aber dazu in dieſer Stube ein Mirakel war; als ob man dort am letzten Oktobertage einen Chriſtbaum angezündet hätte.

Ein loſer, flüchtig ſüßer Duft und ein ausſtrahlendes Leuchten von Reichtum und unerhörtem Glück gingen ſamt einer Menge friſcher Luft von der bewegt Hingegebenen aus; und wie vor Staunen knackte ein Möbel nach dem andern längs aller Wände durch die Stube hin.

Die ſchönſte Frau iſt wahrhaftig gekommen!

Aber der arme Burſch ſtand wie vor einer wetterleuchtenden Wolke, tiefatmend, und wagte das Ereignis nicht anzurühren.

Da machte Frau Elſe die Türe zu und ging tiefverlegen an ihm vorbei und bewunderte die dachſchiefen Wände des Zimmers, und die kleinen weißen Fenſter voll naſſem Sturmſchnee, und die Bibliothek, welche auf Brettern ſtand. Sie bewunderte lächelnd ſeinen Dichterſchreibtiſch, welcher ein unergründliches Altvaterkaſtenmöbel war, und bewunderte lachend den Waſchtiſch, welcher war ein Stockerl mit zwei Abteilungen. Alles ſah ſie ſich an, nur nicht das Bett. Und lachte.

Und mitten in ſolchem errötenden Lachen rang ihr geliebter Narr endlich die zitternden Arme um dieſe leiſe ſchüttelnden Schultern.

Während der ganzen, langen, wildbrauſenden Oktobernacht lag die entzückende Frau Elſe bei dem armen, jungen Studenten in der Dachſtube am Gries und war ſo töricht und ſüß, daß es bei der klugen Frau zum hellen Verwundern war.

Othmar aber ſtaunte und jubelte über ihre Schönheit wie ein Schüler und ſagte ihr fünfzigmal in der einen Nacht, wie ähnlich ſie den griechiſchen Göttinnen ſehe; der mediceiſchen und der neapolitaniſchen Venus, und — auch der von Syrakus . . .

Sie aber küßte ihm alle dieſe Torheiten vom Munde weg und hielt ihn in den wunderſchönen, begehrten, nackten Armen, als wäre der beſlaumte Junge ihr letztes Glück auf dieſer Erde!

Dann, um vier Uhr in der verdüſterten Frühe, wehten Sturm und Schnee müder; da mußten ſie ſcheiden.

Mit drei eiſernen Ringen um das unendlich bange Herz: Entbehrung, Geheimnis und Angſt, ob ſie wohl wiederkäme, gab er ihr das Geleite durch die ſtillſchlafenden Gaſſen, in denen vor dem ausgrollenden Wind die ſeltenen Laternenlichter bläulich fauchten.

Und über den Griesplatz zur Brückenkopfgaſſe und über die Brücke hin liefen gegen den Stadtpark und das vornehme Viertel durch den einſamen Schnee ein paar verliebte Spuren, auf den erſten Wintergruß geſchrieben.

Tripp, trapp.

Wer alle dieſe Geſchichten leſen könnte, welche das leichtfertige Leben in den Schnee ſchreibt, beſonders ſpäter, im Faſching!

Und der aufgeheiterte liebe Gott beſah ſich die verräteriſchen Stapfen nachdenklich, dann flockte er von neuem rieſelnden Schnee darüber, ganz wie ein Menſch, der wunderliche Gedanken auf eine Tafel geſchrieben hat und ſie dann lächelnd abwiſcht, damit niemand ſie ſehe . . .

In einem tief verdunkelten Gaſſenwinkelchen, abſeits von ihren Wegen, nahmen ſie dann Abſchied.

Zum letzten Male warf ſich ihm Frau Elſe an die Bruſt. Sie weinte leiſe.

„Kommſt du wieder?“ fragte Kantilener.

„Frage nicht, dränge nicht“, ſtieß ſie hervor. „Ja oder nein, das wird geſchehen, bis ich erkenne, ob ich recht habe oder nicht. Deine Geliebte bleibe

ich ja doch für alle Zeiten — auch ohne das. Frag mir nicht nach! Laſſ' mir Zeit. Muß es ſein, ſo wird es ſein. Leb wohl, du Verklärter."

Nach ſcheuem Umblick küßte ſie ihn langſam zweimal, dreimal, viermal. Langſam und koſtbar.

Dann huſchte ſie davon. Die tiefgraue Allerheiligenfrühe umſchlug ſie mit Fledermausflügeln . . . das Wunder dieſer Nacht war zu Ende.

Fröſtelnd und an allen Gliedern vor tiefer Erregung, Dankbarkeit und ſchon wieder neuer Sehnſucht bebend, ſtand Kantilener mit ſeinen drei eiſernen Ringen um das ſchwer überladene Herz.

Zehn Schritte ging er dann. Wo war er nur? Dort beleuchtete eine Laterne die Straßentafel; Mondſcheingaſſe. Ein Name wie in einem mittelalterlichen Städtchen. Zerſtreut und tiefbang zugleich ging er heim.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch Frau Elſe war nach Hauſe gekommen. Mit beiden Händen hob ſie ihr koſtbares, feuchtbeſäumtes Kleid und arbeitete ſich die Treppe hinauf, unbeholfen wie ſonſt nie. Gut, daß niemand ſie ſah. Es war der einzige ungraziöſe Anblick ihres Lebens, als ſie ſtolperte und hilflos und rührend war.

Dann warf ſie ſich auf ihr Bett und ſeufzte und kämpfte mit der Entſagung.

„Wir könnten doch niemals unſere Liebe ungeſehen halten wie das Grundwaſſer!

Wir würden immer raſender nacheinander verlangen.

Wie, wenn ich die Kraft hätte, ihm nichts mehr zu ſchenken! Sein Leben lang müßte er hungern und dürſten nach mir! Ach, das wäre ſchön! Denn ich würde ſterben, wenn er an mir ſatt wäre . . ."

Und Kantilener ſaß am nächſten Abend in dem Studentenſtüblein am Gries unter dem Dach und wartete. Aber kein Wind umſang die alten Giebel, und keine Türklinke klappte mehr. Es war eine ſchwülſehnliche Nacht.

Andere Nächte folgten der einen. Alle bang und ſchwer beladen von kummervoll verlangender Liebe, und Frau Elſes Sonnenkind wartete umſonſt. Die viel zu ſchöne Nacht auf Allerheiligen blieb die einzige. Aber die Erregung, das Wunder ſolcher Gewährung hallte in ihm übermachtvoll nach und überſchüttete ihn wie eine Lawine. Erdrückt lag er darunter. Seine ſonſt ſo frohwechſelnde, ſchnellkräftige Phantaſie vermochte nichts anderes mehr, als jene Nacht zu malen. Es war klar: er ſtarb noch an ihr. Über all ſeinen Ge-

danken in entſetzlicher, wüſtenartig einſamer Gewalt immer nur das gleiche: die eine Nacht!

Der gequälte junge Menſch lief abends und halbe Nächte in der Gaſſe auf und ab, in welcher die Frau wohnte, nach welcher alle ſeine Blutstropfen begehrten, und brannte in heimlicher Lohe zu ihren Fenſtern empor, die einmal erleuchtet, dann wieder dunkel wurden. Es gab Leben, ſüßes Leben, weichſchlürfendes Leben dort oben, — — nur nicht mehr für ihn.

Und dennoch waren dieſe fröſtelnden, verzehrend durchlittenen Herbſtnächte in der gartenreichen Gaſſe noch ſchön. So reich iſt Liebe, daß ſie ſelbſt das Unglück ſelig macht.

Der Schnee war wieder fort, das letzte Laub fiel flüſternd, und Kantileners Tritt rauſchte tief furchend in der gehäuften Todesernte des Herbſtes. Er dachte daran, wie vor wenigen Tagen der ſelig geſchiedene Helbig kindlich in dieſen Laubſchütten geſchwelgt hatte. Nun ging er bis über die Knöchel in den Platanenblättern und dem Abwurf der Linden und dachte, ob ſie ihn dort unten ruhelos rauſchen höre?

Und er betet inbrünſtige, tollheiße, todſündenvolle Gebete zu den Fenſtern hinauf, aus denen kalt, ungerührt und ſterbeſtill das blinde Auge der Nacht zu ihm herunter ſah.

„O du, die du zu mir kamſt im Sturm wie ein verwehter Vogel aus dem Paradies. Muß denn wieder Sturm ſein wie in jener Nacht, um dich mir entgegenzureißen?

O du, vor deren Schönheit ich auf den Knieen lag, komm wieder, damit ich dir gebe, was du bei mir ließeſt und was mir nutzlos iſt, mein Leben. Wenn der unſelige Morgen naht, will ich dann enden wie der Freund, mitten im unertragbar ſchmerzlichen Abſchied, aber auch mitten in Schönheit und Freude.

Eines wurde keinem Sterblichen und keinem Gott alter Sagen verliehen: tot hinzuſinken im Ausſtrömen der unzähmbaren Leidenſchaft am Weibe. Muß ich denn langſam ſterben an dir?“

Aber lang ausgeſtreckt ſtand das Nachtſchweigen und ſagte nichts. Da ging er ſterbenskrank heim.

(Fortſetzung folgt)

Rundschau

Der Kaufmann

In den literarischen Erzeugnissen der höheren Kasten findet man sehr häufig Ausdrücke, die eine gewisse Verachtung der unteren und mittleren Klassen erkennen lassen.

Selbstverständlich bringt auch der Akademiker seine höhere Bildung sehr gerne dadurch zum Ausdruck, daß er jeden Kopf, der nicht staatlich gestempelt ist, a priori als minderwertig einschätzt.

Irgendein verbummelter Student, der noch knapp durchs Examen gepaukt worden ist und endlich den staatlichen Hafen einer sicheren Anstellung erreicht hat, kann bei irgendwelchen geistreichen Bemerkungen den „Gevatter Schneider und Handschuhmacher", den „Koofmich" oder die „Krämerseele" nicht entbehren.

Überhaupt hat der Kaufmann bei uns in Deutschland, wenn er nicht deutlich nach Großbetrieb riecht, die Fähigkeit, feudale und akademische Nasenflügel zu beeinflussen.

Ich meine nun, daß dieser Stand solch schiefe Beurteilung in der Tat verdient, wenn doch schon Leute, die nicht das geringste davon verstehen, in der Lage sind, seine Inferiorität zu erkennen.

Diese wohlberechtigte, auch durch unsere wirtschaftliche Entwicklung begründete Verachtung sollte unseren Regierungen Veranlassung geben, den ganzen Stand umzukrempeln.

Denken Sie sich zum Beispiel, welche wirtschaftlichen Höhen wir erreichen könnten, wenn es überhaupt nur akademisch und praktisch gebildeten Militärs erlaubt wäre, sich industriell zu betätigen.

Können Sie ermessen, wie unser Handel sich entwickelt und ethisch veredelt hätte, wenn nur wirkliche Juristen ein Patent auf seine Ausübung hätten? Und wenn man den Theologen allein das Recht gäbe, die Mode zu dirigieren und den Kunsthandel zu bemuttern — welche Perspektive!

Die Agrarier, selbst wenn sie akademisch gebildet oder militärisch geläutert erscheinen, sind wohl kaum in der Lage, von ihrem wertvollen Personenmaterial etwas abzugeben.

Außerdem gehört zum Handel eine kleine Dosis Gewinnsucht.

Davon aber hat fast jeder Mensch etwas, nur nicht der Agrarier, die einzige Spezies, die in der Förderung des allgemeinen Wohles ihr höchstes Erdenglück erkannt hat.

Auch die Berufsphilosophen kann ich nicht empfehlen.

Bis so einer bewiesen hätte, daß es wahrhaftig wahr ist, daß er mit Pomeranzen handelt und daß das Muster in seiner Hand nicht „Nichts" ist, würde ihm die Ware samt Lagerhaus verfaulen.

Dagegen könnte durch das „Freiwerden" von Publikum der Mediziner nützlich dadurch sein, daß er die Leute nach klimatischen Bedürfnissen verteilt.

Ostafrika, agrarische Provinzen und die Lüneburger Heide brauchen nicht am schlechtesten dabei wegzukommen.

Was meinen Sie wohl, wie unser Wirtschaftsleben blühte und unsere Preise

heruntergingen, wenn alles so tadellos, so stil- und fachgemäß geleitet würde?

Unsere Fabrikleitungen in Händen preußischer Generale mit einem Beamtenstabe bis zum Leutnant-Fakturisten abwärts — alles in Uniform!

Arbeiter werden einfach ausgehoben, dort- oder dahin kommandiert, Löhne staatlich geregelt, Widerspenstige standrechtlich erschossen! Da!

Wie reizend wäre es, von einem ehemaligen Staatsanwalt seine Garderobe kaufen zu dürfen, oder einen stud. jur. Hosenknöpfe verkaufen zu sehen! Alle die Gegenstände würden durch diese Umrechtung natürlich so geadelt werden, daß eine Paarung, wie Jurist und Hosenknopf, jeder Anzüglichkeit entbehren würde.

„In der Erwägung, daß die Preise für Materialien, soweit sie für Drogen oder Artikel, deren Kontrolle dem gleichen Ressort unterliegt, in Betracht kommen, gefallen sind und im Zusammenhange mit den Berichten jener Behörden, welche die Bewegung der Werte statistisch zu prüfen haben und in der Voraussetzung der Ausübung des richtigen Einflusses, den die Maßnahmen ergeben dürften, erlauben wir uns um Zusendung von drei Büchsen Insektenpulver ergebenst zu ersuchen."

„Seiner Königlichen Hoheit zurück mit dem ergebenen Bemerken, daß laut Direktionsbeschluß vom fünfzehnten Januar 1908 der jenseitige Vorschlag in wohlwollende Erwägung gezogen werden wird."

Schöner und schneller ginge halt alles!

Welche Resultate die Kleriker auf dem Gebiete der Kunst und des Buchhandels erzielen würden, das kann sich jeder denken, der mit blutendem Herzen die zurzeit ungezügelte Tätigkeit von Feder und Pinsel verfolgt hat.

Aber jetzt!

Irgendein Mensch, ohne akademischen Grad, ohne irgendeinen Stempel des Staates, der seine Intelligenz oder seine Bildung nachweist, erbt, entwickelt oder gründet ein Industriewerk.

Von einer eigentlichen Leistung kann bei den jetzigen Resultaten natürlich keine Rede sein; wohl aber verdienen diese Kerls Geld, mehr als ein Säbel- oder Aktenmensch. Und das ist unrecht.

Man kauft die besten Maschinen, fabriziert, schickt die famosen Commis voyageurs in alle Welt, läßt sich klotzige Preise zahlen und reibt sich die Händ' am Jahresend'!

Was muß ein Gestempelter nach oben schwänzeln und nach unten treten, um den zehnten Teil zu verdienen?

Mit dem Handel ist es gleich noch einfacher.

Man kauft so billig wie möglich und verkauft so hoch, wie es geht!

Und es geht, wir haben ja die Beweise! Wir haben auch die Beweise, daß diese Leute zu wenig Steuern zahlen, obwohl der Staat alles tut, um ihnen die Existenz zu erleichtern.

Es gibt schon fast kein Gesetz mehr, das den Kaufleuten nicht auf den Leib geschnitten wäre.

Sie brauchen nur bei den Behörden um etwas einzukommen.

Jahrelang ziehen unsere Ämter ihre Vorschläge in wohlwollende Erwägung.

Was das Arbeit macht!

Das schlimmste an Kratzbürstigkeit bieten die gewöhnlichen „Koofmichs."

Man mietet einen Laden, läßt sich Kredit geben, kooft Ware, schlägt zweihundert Prozent darauf und verkauft!

Das Publikum läuft sofort aus und ein, daß die Türangeln rauchen, es akzeptiert in seiner bekannten Anspruchslosigkeit die schlechteste Ware und die höchsten Preise.

Man schämt sich nicht, sogar an Beamten noch zu verdienen!

Und was hat so ein Kerl Kosten? Ein wenig Miete, na ja! Aber sonst? Löhne sind niedrig, Geld ist billig,

Versicherungen, weil staatlich angehaucht, arbeiten fast umsonst, Licht, Heizung, kaum zu rechnen, sonstige Spesen gibt's ja nicht. Das bißchen Steuer vielleicht?

Bei der Liberalität unserer Steuerbehörden!

Ausgaben für Reklame?

Was brauchen diese Kerle Geld für Reklame auszugeben!

Die Behörden besorgen das doch für sie.

Wenn während der Weihnachts- oder Pfingstsaison in der Kstraße die Trottoirs aufgerissen werden und alle Welt von dem jämmerlichen Zustande der Passage spricht, ist das nicht eine ganz und gar unverdiente Reklame für die shop keeper?

Die Polizei und alle anderen Behörden arbeiten fieberhaft, um Arbeit und Ärger von diesen Kreisen fernzuhalten.

Mancher Bureaumensch, der sich um fünf Uhr nachmittags müde und abgespannt seinem Stammtisch zuschleppt, muß um diese Zeit sehen, wie Ströme von Gold in diese Mausefallen fließen.

Selbst um zehn Uhr oder später, wenn er zur verdienten Ruhe eilt, kann man in diesen Goldgruben noch Licht sehen — den Leuten ist die Arbeit zum Vergnügen geworden, es ist also keine Arbeit mehr im Sinne des Gesetzes.

O ihr Krämerseelen, was seid ihr doch für unnütze Faulenzer!

Ein Gutes hat der deutsche „Koof mich" in der Regel aber doch!

Ich will damit durchaus nicht seine Minderwertigkeit gegenüber anderen Ständen anzweifeln, aber was wahr ist, muß wahr bleiben.

Man kann ihm einen Tritt versetzen oder seine Ehre kneifen, er trägt es in Geduld und erhält damit einen Zustand, der ebenso traurig wie herzerhebend für ihn ist.

Solange er so brav ist, solange er sich nur als Dekoration unserer höheren Kasten und als demütiger Anbeter ihrer Erhabenheit fühlt, kann man ihn ja noch leben lassen.

Wenn er aber selbstbewußt seine Bedeutung erkennt, wenn er stolz wird auf seine Arbeit, seinen Fleiß, dann weg mit ihm!

Nix wie verstaatlicht!

Man kann niemals mehr sein als Mensch, sehr oft aber weniger.

Oskar Harslem

Ein unabhängiger Bund zur Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen

Die Regierung hat gesprochen. Wir bekommen also kein gleiches und kein geheimes Wahlrecht für Preußen. Was nun tun? Wenn die alten Wege nicht zum Erfolge führten, so wird es gut sein, sich neue, geeignetere Wege zu bahnen. Die bisherige Wahlrechtsbewegung hatte offensichtlich den Mangel, daß sie den Anschein erweckte, als ob es sich hier um gewisse parteipolitische Fragen handle; die Liberalen waren infolge der Blockpolitik nicht frei genug, eine intensive Wahlrechtsbewegung in die Hand nehmen zu können, und die Sozialdemokratie ist zu stark an der Sache selbst interessiert, als daß sie die blockfreundlichen Gegner begriffen und sie nicht des Volksverrats angeklagt hätten.

Der einzige Ausweg aus dieser verwickelten Lage scheint mir das Inswerksetzen einer parteipolitisch unabhängigen Wahlrechtsbewegung, die Gründung eines regelrecht organisierten Wahlrechtsbundes, der die Aktion organisatorisch und zielbewußt in die Hand nimmt und ohne Ansehen der parteipolitischen Färbung im ganzen Volke für seine Ideen wirbt und alle Inter-

essenten zu einem gemeinsamen Vorgehen veranlaßt.

Die Vorteile sind: Die Arbeit kann intensiver, methodischer, weil konzentrierter, vonstatten gehen. Die Wahlrechtsbewegung bekommt einen weniger parteipolitisch gefärbten, weniger leidenschaftlichen und dafür mehr volksmäßigen objektiven Charakter. Die Freunde der Blockpolitik, welche fürchten, wenn ihre Parteien zu intensiv die Wahlrechtsbewegung mitmachen, würde der Block, und damit dessen Vorteile, verloren gehen, können ihre Kräfte ungehindert dieser Volksbewegung widmen, ohne sich damit ihr politisches Konzept zu verderben.

Da die Aktion allgemein und parteipolitisch unabhängig ist, können Anhänger aller Parteien, auch aus den mehr rechtsstehenden Kreisen, soweit sie sich auf logische und ethische Beweisgründe einlassen, mit der Bewegung sympathisieren. Auch die Leute, die aus irgendwelchen Gründen ihre politische Parteistellung um dieser einen Frage willen nicht aufgeben möchten, weil sie den übrigen liberalen Forderungen nicht zustimmen wollen und in diesen aus wirtschaftlichen oder nationalen Interessen mehr nach rechts neigen, können sich hier in der Wahlrechtsfrage unabhängig von ihren sonstigen wirtschafts- und kulturpolitischen Ansichten dem Bunde anschließen. Auch viele Unpolitische, akademische und gebildete Kreise, die sonst dem politischen Parteileben fernstehen oder sich keiner der bestehenden Parteien anschließen können — und deren gibt es eine nicht geringe Anzahl — können hier mit eingreifen und sich zum Worte melden. Aus dem leidenschaftlichen politischen Kampf würde ein sachlicher Ideenkampf, eine Art Kulturkampf, der mit feinereu, geistig bedeutsameren und daher eindrucksvolleren und zwingenderen Argumenten arbeiten kann; hier werden die Gegner gezwungen, sich zu verantworten, Stellung zu nehmen, ihre Argumente wissenschaftlich zu formulieren, ihre Ideen auszutauschen und sich dem Zwange der besseren Ideen anzupassen. Durch gut redigierte Organe könnte ein solcher Bund das öffentliche Interesse auf längere Zeit wachrufen, die Frage ernsthaft und objektiv nach allen Seiten durchsprechen und so alle Einwände der Gegner anhören, prüfen, berichtigen und, wenn notwendig, sich dem, was daran berechtigt sein sollte, anpassen.

Aller kleinlichen, politischen Rechthaberei, ob die Wahlrechtsforderung eine liberale oder sozialdemokratische Forderung sei, ob sie der eine zu wenig intensiv, der andere zu demonstrativ und daher zu abstoßend in die Hand nähme, — allen diesen kleinlichen Streitigkeiten würde so aus dem Wege gegangen.

Man würde sehen, daß es sich um eine durchaus ernste Frage des öffentlichen Wohls handelt, mit deren Beantwortung sich ernsthafte Männer nicht aus irgendwelchen parteipolitischen Sonderinteressen, sondern aus wirklich allgemeinem Volksinteresse heraus beschäftigen. Der moralische Eindruck einer solchen Aktion wird ein ungewöhnlich großer sein; je weniger Angriffspunkte man dem Gegner bietet, desto mehr entwaffnet man ihn. Die Leitung eines solchen Bundes müßte natürlich in die Hand eines unabhängigen Ausschusses gelegt werden, dem neben den Führern der verschiedenen Parteirichtungen auch angesehene Männer der nichtpolitischen Welt angehören sollten. Auch können sich ganze politische Vereine als korporative Mitglieder einem solchen Bunde anschließen, wodurch die Mitgliederzahl sehr rasch anschwellen würde. Um jedem die Möglichkeit des Anschlusses zu erleichtern, wäre es empfehlenswert, nur freiwillige Mitgliedsbeiträge zu erheben. Man will ja nur einmal die Leute sammeln, die der Sache ihre Zustimmung geben. Mil-

lionen von Menschen könnten so gewonnen werden. Es würden der Bewegung dadurch auch reiche materielle und ideelle Hilfskräfte erwachsen; eine großartige Propaganda könnte entfaltet werden. Die politischen Parteien würden dadurch von einer schweren Aufgabe entlastet, sie könnten ihre geistige und materielle Energie für andere wichtige Fragen frei halten und würden so vor einer Erschöpfung bewahrt.

Ein solcher Wahlrechtsbund hätte sein festes Programm: Die Einführung des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechtes in Preußen. Da das Ziel feststünde, so könnte man, wenn man das Ziel nicht mit einem Stoß erreichte, es in Etappen nach und nach zu erreichen suchen. Da man das Endziel nicht aus den Augen verlieren kann — weil dessen Aufrechterhaltung für den Bund seine Lebensfrage bedeutet — so wird taktische Besonnenheit — zumal ja der Bund die Vereinigung sämtlicher Interessenten darstellt — nicht als Volksverrat, sondern als zielbewußtes Manöver angesehen werden.

Wenn unser Volk sich bewußt ist, daß es eine gerechte Sache zu vertreten hat, sollte es sich endlich einmal ermannen, in einer solchen Sache durch Zusammenschluß aller Volksfreunde auf dem Wege einer solidarischen Aktion mit aller Kraft und Entschiedenheit seinen Willen durchzusetzen. Das Volk wird dadurch mehr als durch irgend etwas anderes beweisen, daß es fähig ist, wo es gilt, heilige Volksrechte zu gewinnen, Mann für Mann, ohne Ansehen des politischen Bekenntnisses, zusammenzustehen, um einer machthabenden Minorität zu zeigen, daß es noch etwas Höheres gibt als alte, privilegierte Besitzrechte, nämlich Menschenrechte.

Dr. J. Lewy

(Wir gewähren diesem Vorschlage gern Raum, weil er symptomatisch ist für die tiefgehende Erregung, die Bülows bekannte Absage in immer weiteren Kreisen hervorruft.

Die Redaktion)

Die Vandalen in Rom

Ich muß den Leser in die grauesten Zeiten des tiefsten Mittelalters versetzen, in eine Zeit, die mit den Denkmalen der untergegangenen Kultur in rücksichtsloser Zerstörungswut aufräumte, der die Achtung vor der Schönheit, der Sinn für künstlerische Größe abhanden gekommen waren. Wer sich wundern sollte, daß man ihm dies in dieser Zeitschrift zumutet, dem will ich gleich verraten, daß man damals bald 1908 schrieb, daß man glaubte, es wunder wie weit gebracht zu haben, daß man Kunst für das Volk, künstlerische Kultur als das zweite Wort im Munde führte und in Wahrheit auf einem Niveau angelangt war, das noch nie erreicht worden war.

Rom ist dafür wieder einmal der klassische Boden. Wie sympathisch berühren die übelverschrieenen Vandalen der Völkerwanderung, die mit elementarer Kraft die römische Eleganz mit Füßen traten, neben den modernen Vandalen, die ihre viel schlimmeren Vandalismen unter der Flagge des Kulturfortschrittes begehen, sentimental mit der Vergangenheit kokettieren, mit salbungsvoller Pathetik immer wieder betenern, daß erst ihnen das Verständnis für Kunst aufgegangen sei, und dabei Disteln pflanzen, wo sie blühende Kornfelder ausreuteten.

Wir schauen von einer Höhe hinunter auf Rom und sehen als erstes unsere Augen beleidigt durch zwei große häßliche Flecken, die das glänzende Bild

verunstalten. Und diese beiden Flecken sind der Stolz des dritten Rom: das Nationaldenkmal für den ersten König am Kapitol und der Justizpalast. Zwei architektonische Ungeheuerlichkeiten, mit denen die junge Kapitale der Welt nicht schnell genug zeigen konnte, wie weit sie es gebracht hatte, und bei deren Bau man von dem Grundsatz ausgegangen war: Wenns nur recht teuer aussieht, damit alle sehen, wir vermögen's auch.

Wir schauen über Rom, und wo einst der herrliche Ludovisipark stand, sehen wir langweilige Straßen und häßliche Häuserfluchten, als ob in der ganzen Campagna sonst kein Platz gewesen wäre für Mietskasernen. Die Villa Umberto I (der Name Villa Borghese war nicht mehr zeitgemäß genug) wird durch das Institut für Landwirtschaft geschmälert, und die schöne Villa Patrizi vor der Porta Pia muß einem Bureaukratenstall Platz machen.

Und etwas noch Erfreulicheres bringen die jüngsten Tage.

Nicht weit davon, vor der Porta Salaria, liegt die schönste römische Villa aus dem achtzehnten Jahrhundert, die altberühmte Villa Albani, mit der jene Zeit höchster Kultur für großartig angelegte Villen in Rom das schönste und beste hervorbrachte. Von dem Kardinal Albani 1758 für seine hervorragende Statuensammlung erbaut, blieb sie stets einer der wichtigsten Wallfahrtsorte für alle Rombesucher. Mag man heute über Winkelmannsche Kunstanschauung wie immer auch urteilen, — die Tatsache, daß von dieser Villa und ihrer berühmten Sammlung griechischer und römischer Skulpturen durch ihn das Verhältnis der klassischen Zeit zur Antike ausgegangen ist, sollte schon an sich dieser Villa Ansprüche auf ehrerbietige Erhaltung verleihen. So wurde es auch immer gehalten, und die Villa Albani war eine Fundgrube künstlerischen Genusses für alle Besucher Roms, bis es dem gegenwärtigen Besitzer, dem Fürsten Torlonia, gefiel, durch rigorose Bestimmungen den Besuch der wertvollen Sammlungen zu erschweren, ja sogar ganz unmöglich zu machen. Diese Kunstwerke, mit denen an Wert und Schönheit die zugänglichen römischen Sammlungen kaum wetteifern können, kann man kaum aus alten Abbildungen kennen lernen, denn der kunstsinnige Fürst gibt nicht einmal die Erlaubnis zu photographischen Aufnahmen seiner Schätze. Damit nicht genug! Jetzt geht das alarmierende Gerücht um, der Besitzer beabsichtige, die ganze Villa zu veräußern, und zwar nicht sie so, wie sie ist, einem andern abzutreten, was ja nur freudig begrüßt werden könnte, sondern die ganze Besitzung der Häuserspekulation zur Parzellierung, zu so und so viel für den Meter, in den unersättlichen Rachen auszuliefern. Ein wahrhaft fürstlicher Entschluß eines Geschlechtes, dessen Name bald allen alten Adelspalästen Roms und der Umgebung aufgedrückt wird als Eigentumsstempel. Und wer sind die Torlonia, die ihren Namen allen alten Römernamen substituieren? Wir erfahren es von Stendhal, dessen römische Aufenthalte noch keine hundert Jahre zurückliegen, und der uns von dem reichen Bankier erzählt, der sich aus der niedrigsten Stellung heraufwucherte zum reichsten Manne Roms, dessen Töchter die besten Partieen machten und sich ihres Vaters bei den Einladungen schämen mußten.

Man vermutet, dieser Nachfolger des Agostino Chigi, der seine Zeit ebenso charakterisiert wie der Erbauer der Farnesina die seine, habe auch deshalb seine Sammlungen so unzugänglich gemacht, um die Römer dieses Schatzes zu entwöhnen und weniger Schwierigkeiten zu finden, wenn er sich seiner entledigen wollte; und man begreift, daß die Aufregung nicht gering ist bei der

Nachricht, die für Rom einen ungeheuern und unersetzlichen Verlust bedeutete.

Dieser Vandalismus ist um so schmerzlicher, als er alle Aussicht auf wahrscheinliche Verwirklichung hat, was zum Glück bei einem andern nicht der Fall ist, da seine Absurdität zu sehr in die Augen springt. Aber bezeichnend ist es doch, daß allen Ernstes in dem offiziellsten Blatte Roms der Plan aufgebracht werden konnte, den Obelisk auf der Piazza del Popolo zu entfernen und dafür ein Dantedenkmal dort zu errichten! Das ist ein Plan, der des modernen Roms so recht würdig ist. Das schönste Denkmal der Barockzeit, den schönsten Platz Roms kaltblütig zerstören, weil es doch gar zu schön wäre, volkserzieherisch zu symbolisieren: Dante als den Ausgangspunkt des neuen Italiens an den Anfang des Korsos zu stellen, wie an seinem Ende schon der Vollender des neuen Italiens sein wenig beneidenswertes Denkmal entstehen sieht! Jetzt fehlt noch der, der mit dem Vorschlag kommt, den Marc Aurel auf dem Kapitol von seinem Pferd herunterzunehmen und dafür den re buono mit recht stattlichem Helmbusch hinaufzusetzen! Und das ist dabei, wohlgemerkt, dieselbe Generation, die jeden antiken Ziegelstein mit einem zehn Fuß hohen Gitter umgibt, die jeden Mörtelrest, den der archäologische Maulwurfspfeifer entdeckt, welchen sie deutschen Gymnasialprofessoren abgelernt haben, sorgfältigst in Watte legt und etikettiert; die Zeit, die nur von ihrer eigenen Vergangenheit lebt und darauf stolz ist, der es gelungen ist, aus den ehrwürdig stimmungsvollen Resten des einstigen Mittelpunktes der Welt einen toten, langweiligen Museumskadaver zu machen. Armes Rom, Gott schütze dich vor deinen Freunden!

Hans Bloesch

Tirol von heute

Historische Kontinuität. So taufte Menger das Gesetz der Trägheit in der Historie um. Was? Sie glauben nicht daran? Sind kein Lamprechtschüler? Leugnen es, daß ein höheres System das Gewirre der Völker beherrscht, weil Sie nur das Durcheinander auf dem Schachbrette sehen. Verehrtester, Bester, dürfte ich Sie bitten, mit mir ein paar Jahrzehnte die Geschichte eines Landes durchzugehen, die Sie bekehren wird. Fürchten Sie keine geschichtliche Abhandlung! Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß das Perfekt etwas höchlichst Langweiliges ist. Auch ich schätze nur das Präsens. Also nur einen Augenblick? Sie haben die Liebenswürdigkeit? Gut. Also ohne Umschweife. Dieses Land ist Tirol. Vormals Tyrol. Das „y" ist das einzige äußerlich sichtbare Merkmal einer Umwertung in der zeitgenössischen Wertschätzung. Und auch das steht in Frage. Denn es wird wieder modern, Tyrol zu schreiben. Doch um bei der Sache zu bleiben, — Sie kennen Tirol? Ja? Ach Sie sind dort in der Sommerfrische. Nicht wahr, hübsch? Und noch so billig! Ja, ja. Und die biederen Leute. Gewiß, die biederen Leute. Wie man sie in den Romanen liest. Und die Gegend, so still und ruhig. Man fühlt sich wie neugeboren, wenn man wieder in die Stadt kommt.

Verehrtester! Wissen Sie es, was Sie da sagten? Daß darin das ganze verfluchte Elend steckt, in dem wir nun schon drei Jahrzehnte oder mehr herumkrabbeln, und aus dem wir nicht hinauskommen können.

Sommerfrische, Sommerfrische, Sommerfrische! Tirol ist für Sie, Verehrtester, für Wien, für Österreich, für Deutschland, für die Welt und Berlin nur ein Sommerfrisch-Land, das man auf ein paar Wochen aufsucht, um sich zu er-

holen, um Bergluft zu atmen und Almmilch zu trinken. Sonst ist Tirol für Sie ultima Thule. Das Hinterwäldlerland, dessen Namen Sie bei der Morgenzeitungslektüre so ignorieren, weil Sie überzeugt sind, daß sich in Tirol nichts ereignen könne als höchstens ein Touristenunglück.

Ei doch, ich tue Ihnen vielleicht unrecht. Sie kennen ja auch tiroler Loden, tiroler Schnitzwaren und tiroler Weine. Wie schön von Ihnen, daß Sie uns solche Gerechtigkeit widerfahren lassen! Aber darf ich's fragen? Haben Sie schon gehört von Tirols Malern, Bildhauern, Dichtern? „Defregger", pardon. Sie sind wirklich außerordentlich informiert. Ja, Sie haben ganz recht. Defregger malt die Tiroler sehr lebenswarm. Besonders die Diandln. Ja, die ganz besonders. Und sonst ist wohl nicht viel los mit der Kunst in Tirol? Ach garnichts. Kürzlich starb einmal ein Maler, der war auch ein Tiroler, vielleicht kannten Sie ihn zufällig: ein gewisser Segantini. Ein paar andere gibt es freilich auch. Aber die leben noch, daher kennt sie niemand: Leo Putz, MatthiasSchmied,Egger-Lienz, Thomas Riß, Rudolf Nißl, Schretter. Mit den Dichtern ist es auch so —. Sie begreifen das. Gewiß, gewiß. Der Mensch bedarf, um Poet zu werden, unbedingt der Stadt, der Großstadt.

Es dünkt Sie ordentlich komisch, daß es in einem Land, wo die Butter so schmackhaft und die Milch so nahrhaft ist, Dichter geben könnte. Ein paar ganz unbedeutende freilich gibt es doch. Ja, das läßt sich leider nicht vermeiden. Obwohl die Verschönerungsvereine alles tun, sie auszurotten. So hat ein gewisser Schönherr ein paar Dramen geschrieben, die in der Burg aufgeführt wurden. Auch in Berlin und sonstwo. Sie erinnern sich? Ganz richtig, Sonnwendtag heißt eines. Sie gehen aber lieber in einen flotten Schwank? Ja, die Franzosen. Das Esprit! Man mag sagen, was man will. Doch um bei Tirol zu bleiben, — gehen Sie nie in das Deutsche Volkstheater? Nein? Aber Sie schauen sich doch die Auslagen der Buchhandlungen an? Ja? Dann kennen Sie vielleicht die Namen Kranewitter, Wallpach, Jenny und Greinz? Sie sind überrascht, Bester? Nicht doch. Ich spare ja mit Namen. Ich könnte Sie Ihnen schockweise an den Kopf werfen, — doch wozu? Tirol ist ja das Sommerfrischland, und mit einem am Totenkirchl frischverunglückten Berliner kann ich zu meinem Bedauern nicht aufwarten. Sie sagen: Was ist dem großen Publikum die Kunst? Weniger als einem Südbahnschaffner das Verbot, Trinkgelder anzunehmen. Das allein ist's ja auch nicht. Aber wir werden so behandelt. Wenn in Böhmen der Neubau der Sparkasse von Neulichedel (siebenhundert Einwohner, Poststation, Telegraph) eröffnet wird, so zeigt sich dafür bei der öffentlichen Meinung mehr Anteilnahme, als wenn bei uns eine Bahn auf den Ortler gebaut würde.

In Tirol ist eine Industrie im Aufblühen, die heute schon nach den allerniedrigsten Berechnungen fünfzig Millionen ausländischen Geldes in das Land bringt, ohne dafür Warenwerte zu exportieren. Die Fremdenindustrie. Wir bauten Wege über die höchsten Bergpässe, wir erschlossen das Wunderland der Dolomiten durch eine Hochstraße, die jede andere in den Alpen an landschaftlicher Schönheit übertrifft, wir weckten die alte gute Handwerkskunst in den Tälern, wir arbeiten, schaffen, planen und vollenden, wir schreiten auf dem Wege der wirtschaftlichen Entwicklung mit Riesenschritten vorwärts, und doch — wir sind für Österreich und Deutschland noch immer das Land des Urlaubs und der Erholung.

Liegt's im Politischen vielleicht? Bieten wir hier nichts Anteilwertes? Ich

dächte nicht. Auf unserer Universität wird ebenso wacker gestritten und gerauft wie auf jenen zu Wien und Graz. Auf dem Lande tobt ein erbitterter Kampf zwischen den Altkonservativen und Christlichsozialen, der die pikantesten Parteigeheimnisse an das Tageslicht der Presse fördert.

In unserer Bauernschaft geht der Bundschuh, der lange niedergehaltene Geist Michael Geißmaiers von neuem um und wird eine Bewegung zeitigen von einer Stärke, einem Fanatismus und einer Rücksichtslosigkeit, daß den christlichsozialen Rufern dieses Geistes noch angst und bange wird, wie er wieder zu bannen ist. Unsere Südgrenzen werden von italienischer und österreichischer Seite immer stärker mit Forts garniert, und in Welschland selbst schleicht heimlich die Irredenta um.

Und trotz alledem . . wer interessiert sich für Tirol? Wer fragt nach Tiroler Kunst, Tiroler Volkswirtschaft, Tiroler Politik? Der Fluch der historischen Kontinuität lastet auf unserem Lande. Wir sind leider nicht in der Lage, einen Franzosenkrieg à la nenn zu arrangieren, um ihn zu brechen. Das heißt, wenn nichts anderes hilft, — wir sind auch dazu entschlossen. Ich werde mich mit den maßgebenden Faktoren ins Einvernehmen setzen.

Dr. Oskar Friedrich Luchner

Die Schreibmaschine

Lieber Herr Schaffner! Man muß von einander lernen, und dieses Mal habe ich von Ihnen gelernt. Wir pflegen ja unsere Weltanschauungen ziemlich hoffnungslos aneinander zu reiben, und ich begreife, daß Sie mit der meinen, die so gar nicht evolutionistisch ist, wenig anfangen können. Ich bin ein frommer Mann im altmodischen Sinn und kann daher dem Leben und dem Geiste keine Entwicklung im Sinn eines Fortschrittes zuerkennen. Wie würde denn sonst die Welt, nachdem Plato da war, noch einen Hegel gebraucht haben, und was soll, wenn es einen Fortschritt gibt, das eifrige Eingehen des sogenannten Volks der Denker auf die jenaer Welträtsel bedeuten?

Aber daß ein Fahrrad von heute besser ist als eins von 1880, und daß eine Lokomotive schneller fährt als ein Handkarren, diesen Fortschritt muß ich zugeben und tue es gerne. Er freut mich auch, obschon nicht so innig wie Sie, — denn zum Beispiel die Überwindung der Zeit, die man von diesen Schnelligkeiten haben könnte, hat man ja gerade nicht, und man ist durchschnittlich im Schnellzug gerade so ungeduldig wie früher im Postwagen, wenn es pressiert, und wo pressiert es heute nicht? Im Orient, wo man auch zu leben versteht, wie uns Professor Mez neulich sehr fein erzählt hat, überläßt man das Bahnbauen ohne Scham den Europäern.

Aber zur Sache! Ich wollte Ihnen von meiner Schreibmaschine erzählen. Ihre Anpreisung und Ihr Beispiel, lieber Herr, ist daran schuld, daß ich mir sie gekauft habe. Ich muß sagen, ich habe meine Freude an dem sauberen Maschinchen, über dessen Vorzüge ich jetzt mir und Ihnen Rechenschaft geben will.

Vor allem das Handgelenk! Früher tat mir nach einem fleißigen Tag die ganze Hand weh. Vielleicht hatte das ja sein Gutes, als ein Zuruf: Nicht zu viel! Aber schreiben ist nun doch einmal unser Handwerk, und gegen das Zuviel sollte nicht der Schmerz im Handgelenk, sondern der Kopf sich verwahren.

Ferner: früher, beim Handschreiben, ging immer, wenigstens bei mir, in dem Hinmalen der Buchstaben und Zeilen ein ganzes Teil Mühe, Liebe, Kunst und Schnörkelei drauf, und wenn ich nach-

her meine mühsame und zierliche Fingerarbeit im nüchternen Druck wiedersah, tat es mir stets um das Verschwendete leid. Das fällt jetzt auch weg.

Und dann noch etwas, eigentlich die Hauptsache. Früher war zwischen Manuskript und Druck ein gewaltiger Unterschied. Die Sachen sahen in der Handschrift oft weit länger oder kürzer aus, als sie waren. Und leider sahen sie gern auch besser aus, als sie waren! So ein Manuskript, wenn man es überlas, schaute einen mit der vertrauten Handschrift gar schmeichelnd an wie ein Spiegel die Braut, man fand es recht wohlgeraten oder doch leidlich, auch wenn es arge Mängel hatte. Dagegen die kalte, druckähnliche Maschinenschrift, die fast schon wie ein Korrekturbogen wirkt, sieht einen streng, kritisch, ja ironisch und nahezu feindselig an, ist schon etwas Fremdes, Beurteilbareres geworden.

Außerdem hat das Maschinenschreiben den freilich nur vorübergehenden und einmaligen Vorteil, den jeder Bruch mit einer eingefleischten Gewohnheit hat. Der Übergang von der Hacke zum Pflug, von der Feder zur Schreibmaschine tut gut und regt an. Und das Geklapper, das ich so fürchtete, stört mich jetzt gar nicht.

Also doch ein Fortschritt! Lächeln Sie nur! Ein kleiner technischer Fortschritt, ja, der vielleicht bald durch neue, größere ausgelöscht wird. In zehn Jahren sitze ich mit meiner schönen, teuern Maschine von 1908 schon nimmer so triumphierend da.

Unter den paar Reliquien, die ich besitze und trotz der Spielerei wert halte, ist auch eine stark abgenützte Gänsefeder, die der selige Eduard Mörike mit seiner leichten, geschickten Hand geschnitzt, gespalten und zum Schreiben benützt hat. Der hätte sich niemals eine Schreibmaschine gekauft, auch wenn er das Geld dazu gehabt hätte. Was der in seinem langen, recht müßiggängerischen Leben an Federschnitzeln, Schönschreibkünste, Ostereierbemalen und sonstige Allotria vergeudet hat, ist nicht auszurechnen. Er hätte mit einem Gran von Ökonomie bequem dreimal so viel schreiben können, und wir wären froh daran. Aber der Faulpelz tat es nicht. Seine Schnurrpfeifereien waren ihm gerade so wichtig wie das Schicksal der deutschen Literatur.

So, meine ich, treibt es das Leben auch. Es fragt nicht, was daraus werden soll, es will keine Zwecke und keinen Fortschritt, sondern nur das reine, absichtslose Schweben in der Gegenwart, die eben nur so zur Ewigkeit werden kann.

Mit schönen Grüßen Ihr

Hermann Hesse

Der westpersische Wetterwinkel

Herr Rudolf Zabel hat in seiner trefflichen Studie „Über den Landweg nach Indien" („März" II, 1) in überzeugender Weise nachgewiesen, wie in Südwestpersien, das heißt direkt an der Nordspitze des Persischen Golfes sich eine „ganz gefährliche weltpolitische Wetterecke" entwickelt. Dort soll nämlich der deutsch-französische Landweg nach Indien, die Bagdadbahn, einen Seehafen als Hauptstation anlaufen, um nötigenfalls alsdann längs des Nordrandes des Persergolfes nach Indien weiter geführt zu werden.

Diesem Endstück der Bahn ist durch den russisch-englischen Vertrag vom dreißigsten August 1907 ein starker Riegel gestoßen worden: die deutsche Bahn darf angeblich persisches Gebiet nicht betreten, obwohl die neu eingerichtete Anschlußlinie von Hapag längst auf die Vollendung der Bagdadbahn wartet. —

Während der Unterhandlungen hat Rußland ausdrücklich erklärt, daß es

die ganz außerordentlichen Interessen und Vorrechte Großbritanniens auf den Persergolf durchaus anerkennen und daß darum des Golfes im Text des Abkommens nicht einmal Erwähnung geschehen dürfe. Als magerer Ersatz dafür wurde dem Protokoll ein Brief des Sir Edward Grey in London an Rt. Hon. Sir A. Nicolson in St. Petersburg beigefügt, worin die privilegierte Stellung Großbritanniens im Persergolf als unbestritten aufrecht erhalten wird, unbeschadet des legitimen Handels anderer Stationen! Die Stellung selber, welche das Kabinett von St. James für Großbritannien und Indien in betreff des gesamten Persischen Meerbusens beansprucht, ist durch die Worte des Lord Landsdowne festgelegt, die dieser im Hause der Lords auf eine bestellte Anfrage am fünfzehnten Mai 1903 gesprochen hat. An jenem Tage mußte Lord Lamington eines „Gerüchtes" Erwähnung tun, wonach eine fremde Macht im Persergolf eine Kohlenstation errichten wolle. „Die Regierung Seiner Majestät" — sagte damals Lord Landsdowne — „würde die Errichtung einer Schiffsstation oder eines befestigten Punktes im Golfe als eine schwere Bedrohung der großbritannischen Interessen betrachten, die sicherlich mit allen Mitteln unserer Macht verteidigt werden müßten."

Damals konnten die Worte Lord Landsdownes sowohl auf Rußland als auch auf das Deutsche Reich gemünzt gelten; in erster Linie sogar auf das nordische Riesenland, das seit Nesselrode via Persien seinen eisfreien Hafen im Süden und den Zugang nach Indien sucht. Am dreißigsten August 1907 schied Rußland mit seinen Aspirationen auf einen Hafen am Persergolf vertragsmäßig und aus freien Stücken aus, und es bedarf keines besonderen Scharfsinns, zu erraten, gegen was für eine Macht Lord Landsdownes alte Drohung und Sir Edward Greys Richtung weisender Brief vom Sommer 1907 gerichtet sind.

Die Vorherrschaft der englisch-indischen Flotte auf dem Persergolf hält man in Downing Street zu London heute für nötiger denn je, um die Einkreisung Arabiens, des heiligen Landes aller Muselmänner, zu vollenden. Hier lebte und lehrte der Prophet in den heiligen Städten, zu denen in unaufhörlicher Pilgerfahrt seine Gläubigen aus allen Himmelsrichtungen wallfahren. Großbritannien macht seit Jahrzehnten kein Hehl daraus, daß es die arabische Halbinsel unter seine Macht zu beugen bestrebt ist; alljährlich versteht es, in aller Stille sich von Aden aus einige Landstriche vom glücklichen Arabien und Kaffeeland anzugliedern, von Suez ost- und südwärts zu greifen und an der Küste des Indischen Ozeans und Persischen Golfes irgendeinen Scheik oder Sultan unter sein Protektorat zu nehmen. Das Weltreich, das in Asien und Afrika viele hundert Millionen Mohammedaner unter seinem Szepter leitet, hält mit Eifersucht darauf, sich als allzeit emporsteigende und weit um sich greifende Macht in der Vorstellung der Orientalen zu befestigen: „Rule Britannia!"

Spectator alter

Glossen

Le Revenant

Als vor noch nicht allzu langer Zeit die Franzosen sich etwas eifrig um Marokko kümmerten, da ging bei uns der Teufel los. Von ganz oben angefangen rasselte man erheblich mit dem Säbel: Wehe, wenn du die verbotene Frucht anrührst — — — —! Nur über unsere Leiche geht der Weg — — — —! Als die Franzosen sahen, daß die Prüssiens unangenehm wurden, gaben sie klein bei, und der mehr oder minder verantwortliche Herr Delcassé wurde feierlichst abgesägt. Verschwand mit Donnergepolter in der Versenkung. Und hielt den Mund. Nun wollten sich die Franzosen mit uns verständigen, friedlich, freundlich. Nichts zu machen. Wir waren beleidigt. Es mußte eine große Konferenz kommen. Lange, lange Wochen saßen alle möglichen Leute, die es zum Teil absolut nichts anging, in jenem bisher in den weitesten Kreisen unbekannten Neste und schwitzten Weisheit aus.

Resultat: Die Franzosen können machen, was sie wollen. Ein bißchen verschnörkelt, diplomatisch, wie man so sagt, aber doch: was sie wollen. Und sie wollten. Was sie eigentlich wollten, wußten sie nicht recht, was sie wollen, wissen sie auch heute noch nicht recht, aber sie fingen an, was zu wollen. Casablanca und so weiter. Wiederherstellung des Friedens durch Umbringen unbeteiligter Araber und üblicher Zubehör friedlicher Pazifizierung. Wir sahen nicht hin. Auf einmal Parole: Was geht uns eigentlich Marokko an? Algeciras? Was war da eigentlich gewesen? Keine Ahnung! Delcassé? Wer war doch das? Bitte, meine Herren Franzosen, nach Ihnen. Pazifizieren, kanonieren, annektieren Sie ad libitum.

Bitte sehr — — — —!

Wozu haben wir nun erst so schreckenerregend mit dem Säbul gerasselt? Warum Herrn Delcassé um seinen schönen Ministerposten gebracht?

So etwa scheint besagter Herr auch zu denken. Er hat lange genug seinen beredten Mund gehalten. Nun sieht der Jüngling den Grund nicht ein. Die Karre in Marokko ist einigermaßen verfahren. „Und da wollt' er wieder runter, und da konnt' er nicht." Schlimmer hätte es Delcassé schließlich auch nicht machen können. Und so steht er auf einmal auf der Tribüne und redet. Redet große Töne von sich und dem undankbaren Vaterland. Und warum man ihn abgesägt hat. Und siehe, kein Mensch weiß eigentlich, warum. Denn wegen des bißchen Säbelrasselns der Prüssiens? Mein Gott, so arg war das doch damals wohl nicht. — — — — Und Herr Delcassé redet, und alles jubelt ihm zu. Und wir? Wir sehen ruhig zu, geht uns ja gar nichts an. Und wenn bald, ach so bald, Herr Delcassé, der Betriebsame, wieder Minister des Auswärtigen sein wird, kriegt er vielleicht sogar eine Glückwunschdepesche.

Die Welt ist rund und muß sich drehn, wer unten lag, wird oben stehn.

Wie sagt der Berliner: Entweder konsequent oder inkonsequent, bloß nich det ewige Schwanken.

Kater

Zwei bayerische Löwen

Bis auf die Schwänze aufgefressen haben sich im Reichstage die beiden bayerischen Löwen. Beim Militäretat. Die beiden bayerischen Generalstäbler Häusler und Gebsattel. So wenigstens liest man's. Löwen sind alle beide. Gleichwertige? Welcher Schwanz übriggeblieben, ist die Frage. Darüber gehen die Meinungen auseinander. Die um Gebsattel sehen ihren Löwen unversehrt auf dem Platze und vom Gegner nur noch den zuckenden Schwanz. Bald wird auch der nicht einmal mehr zucken. Der Gegner sieht's vielleicht anders. Der Publikus aber? Im Reichstag und im Volke? Ach, du lieber Gott, ich fürchte, er hält's mit dem schöneren Löwen. Und schöner ist entschieden Gebsattel. In publici Augen ist Häusler ja gar kein Löwe, vielleicht einmal gewesen, aber heute? Er trägt das Haarkleid gewöhnlicher Tiere, ist „inaktiv", nie Kavallerist gewesen, bloß Artillerist und Generalstäbler. Urteilt am grünen Tisch und verbittert, weil pensioniert, hat auch die Fühlung verloren (siehe Oldenburg-Januschau), wenn er sie je besessen. Da ist der Gebsattel eine andere „Autorität". Kavallerist vom Scheitel zur Zehe, auf einem der exponiertesten militärischen Posten, den Bayern zu vergeben hat, früher im Generalstabe Waldersees in China und so weiter. Da mußte ja der „Nur-Artillerist" aufgefressen werden. Ein Wunder, daß der Schwanz noch zuckte. Das wird zugestanden, da der Aufgefressene eine ebenso lange „ehrenvolle" Dienstzeit wie sein Gegner hatte. „Hatte!". Über kavalleristische Fragen kann überhaupt nur ein aktiver Kavallerist urteilen, sagt Oldenburg-Januschau in seiner oftbewährten Selbstlosigkeit, und der muß es wissen. Auch Herr von Byern hätte das sich merken sollen. Na, er hat's gut gemeint.

Causa finita, Roma locuta est.

Wie liegt nun die Sache eigentlich? Um was ging der Streit?

Der Zentrums-General hat zum Militäretat gesprochen. Nicht um Abstriche zu machen, wenn wir ihn recht verstanden haben. Vielleicht hält er Ersparnisse im Verfolg seiner Vorschläge für möglich. Die Hauptsache waren ihm nicht die Ersparnisse, sondern die allgemeine Durchführung der zweijährigen Dienstzeit durch die Anpassung der Kavallerieausbildung an ihre eigentliche kriegerische Aufgabe. Wir glauben kein Dementi von Herrn Häusler zu erfahren, wenn wir dies als den Kernpunkt seiner Ausführungen ansehen. Wenn dem so ist, war also die Frage gar keine spezifisch kavalleristische. Wenigstens nicht in der Grundfrage. Erst bei Einzelheiten der Durchführung setzt eventuell das Bedürfnis ein, spezifische Sachverständige der kavalleristischen Ausbildungstechnik zu hören. Die Hauptfrage ist eine Frage der gebildeten Militärs. Darin aber stehen sich die beiden Kämpfer ebenbürtig gegenüber. Gustav Adolf, Friedrich der Große, Napoleon, an deren Namen sich die großen Wandlungen in der Verwendung der Kavallerie im Kriege knüpfen, waren keine Kavalleristen, letzterer sogar Artillerist wie Herr Häusler. Waren auch sie nicht sachverständig? Und Anno 1870/71? Auf wessen Initiative sind die reiterlichen Taten zurückzuführen, mit denen heute die Regimentsgeschichten paradieren? Der Kundige weiß die Antwort. Waren es Kavalleristen? Nein. Die Kavalleristen aber in der Armee damals? Wollen wir ihre Leistungen nachprüfen? Lieber nicht. Man lasse also das Schlagwort, das die Massen besticht, von der größeren Sachverständigkeit in der ernsten Diskussion. Sonst kann man selbst nicht ernst genommen werden.

Wo ist nun eigentlich Herr Häusler

widerlegt worden? Wir mögen keinen Punkt zu erkennen, wo dies geschehen ist. Die eindrucksvollsten Worte des Gegners lauteten: „eine Herabsetzung der Ausbildungszeit kann nur auf Kosten des Grades der Ausbildung erfolgen."

Auch dann, wenn die Ausbildung selbst einen anderen Umfang und Inhalt erhält, der Ausbildungszweck ein anderer, das Ausbildungspersonal ein anderes wird?

Das hält wohl niemand für eine ernsthafte Widerlegung.

Der Kampf der Löwen ist nicht ausgefochten. Die Grundgedanken sind überhaupt nur gestreift worden, wie dies im Rahmen einer Etatsrede möglich war. Die Abwehr aber ist dem Grundgedanken ganz aus dem Wege gegangen, wenigstens soweit der relative weißblaue Löwe in Betracht kommt. Sein schwarzweißer Kenner hat das Bedürfnis gefühlt, diese Lücke auszufüllen. Dessen abwesender Chef hätte es besser gemacht.

Daß es bayerische Löwen waren, die den Schlachtruf in dieser fachwichtigen Frage, vielleicht der wichtigsten aktuellen Tagesfrage der Heere aller Länder, haben ertönen lassen, ist für uns Bayern erfreulich. Als Kleinstaat alter Observanz hätte unsere Stimme nicht diese Resonanz gehabt. Wir sind also keine Partikularisten. Dem Centrum gratulieren wir zu seinen Löwen. Gut gebrüllt! Nicht auslassen!

Bavarius

Kaltes Wasser

In Berlin schreiben die Generalleutnants Zeitungsartikel, wenn sie einen Gedanken zu haben glauben. Generalleutnant von Pelet-Narbonne fühlte einen solchen herannahen, und er kam mit demselben nicht in der „Woche", sondern im „Tag" nieder. Er schrieb über „Kalt Wasser" und verkündete, man solle bei der nächsten Straßendemonstration einmal ernsthaft an die Hydranten treten und auf die Mitläufer der eigentlichen Schuldigen mit Wasser anstatt mit Kugeln schießen. Der Generalleutnant ist stolz auf seine Idee und ruft aus: „Ein Versuch, dies Mittel anzuwenden, ist meines Wissens noch nie gemacht worden, und doch möchte es sich empfehlen, damit eine Probe zu machen."

Es ist schmerzlich, dem Herrn General leutnant den Glauben an die Priorität seiner Entdeckung nehmen zu müssen. Es war im Jahre 1898, da ließ sich der Oberbürgermeister einer Stadt von dem Bauernbund als Reichstags-Kandidat aufstellen und wählen. Die Städter regten sich auf und zogen am Wahlabend auf den Marktplatz. Selbiger Oberbürgermeister aber kommandierte als Inhaber der Polizeigewalt seine Untergebenen an die Hydranten und rächte sich an seinen Wahlgegnern mit der Feuerspritze. Nun gings los. Der Polizei sollten die Hydranten entrissen werden, und das Ende vom Lied war ein Prozeß wegen Landfriedensbruch gegen dreißig Bürger, die nicht hatten naß werden wollen. Die Geschworenen sprachen die Bürger frei, weil die Feuerspritze keine Menschenspritze sei, und weil dem Oberbürgermeister einmal eine hohe Obermedizinalperson attestiert hatte, er sei pathologisch. Also der Versuch ist praktisch erprobt und hat die Kampflust noch mehr entfacht. Das alles ist nachzulesen in den Akten der schönen Stadt, in welcher jener Gefangenenturm des Götz von Berlichingen steht, der hundertmal dessen Leibspruch gehört hat; in jener Stadt, in welcher Käthchen dem Ritter Wetter vom Strahl lästig fiel, ohne daß dieser daran dachte, einen kalten Strahl auf sie zu richten. Wenn die Berliner Polizei

auf den Gedanken des Herrn Generalleutnants von Pelet-Narbonne eingeht, so verleiht sie ihm vielleicht das Recht, den Namen „Wetter vom Strahl" anzunehmen.

Aber dieser Polizei muß noch eine andere Geschichte über die Folgen einer Spritzprobe zur Warnung erzählt werden. Es ist in Deutschland ein Amtsgericht, dessen Wasserschläuche alle Jahre vom Oberrichter auf ihre Dichtigkeit erprobt werden, und er ließ unlängst durch die an den Hydranten angeschraubten Schläuche den Strahl mangels einer demonstrierenden Menschenmenge sich hoch in die Luft und über den First des Amtsgerichts ergießen. Eine viertel Stunde lang, weil der Springbrunnen so vergnüglich anzuschauen war. Im Hof dahinter aber stand ein Untertan, der in Hemdärmeln sein Holz sägte, und der erhob Klage gegen den Fiskus, weil er patschnaß geworden und von einem schweren Rheumatismus heimgesucht worden ist. Der Fiskus mußte die Kur-, Bad- und Prozeßkosten zahlen. Die Akten liegen auf dem Justizministerium. Dieses konnte kein Gutachten dafür beibringen, daß ein Mensch sich wider Willen einer Kaltwasserbehandlung zu unterziehen verpflichtet sei.

Dr. Heinrich Hutter

Staatsretter

„Einrichtungen, die früher einmal ausreichten und heilsam waren, erweisen sich durch den Wechsel der Umstände zuletzt als unpassend. Die Inhaber der überlieferten Macht halten ihre Stellung für bedroht; sie sind eifersüchtig auf jede Neuerung. In Reformfreunden erblicken sie Verbrecher, die sich gern aneignen möchten, was ihnen nicht zukommt .... Die Woge schwillt und weicht zurück .... Der beherrschende Gedanke der Angreifer ist: ihre Hand nach allem zu strecken, was irgend erreichbar scheint; der Hauptgedanke der Beharrenden ist: sich von nichts zu trennen, immer unter dem Vorgeben, daß die Festigkeit des Staates davon abhänge, jenen Grundsätzen treu zu bleiben, durch die sie selbst hochkamen .."

Auf wen waren diese Zeilen gemünzt? Auf die preußische Wahlrechtsreform und ihren Parteihader? Auf die feudalen Stützen von „Thron und Altar" in Berlin? Nein, auf die Bürgerkriege, die sich als Nachhall der Gracchenzeit zwischen Marius und Sulla vorbereiteten. Auch damals handelte sichs um eine Forderung schlichter Billigkeit: die Italiker stimmfähig zu machen. Aber ein Jahrhundert verging, bis jene herrliche Halbinsel den Starrsinn des römischen Senates in dem Blut von Millionen endlich ausgebadet hatte.

Die zitierte Stelle findet sich in der genialen Cäsar-Biographie von James Anthony Froude, im sechsten Kapitel. Im folgenden schreibt der Autor den geistigen und politischen Erben jener „Konservativen" noch einen zweiten Spruch ins Album: „Sie waren beschäftigt mit dem, was in späteren Zeiten „die Gesellschaft retten" (saving society) genannt wurde, das heißt, ihre eigenen Privilegien zu schützen, ihre Gelegenheiten zu ungerechter Bereicherung, ihre Paläste, Großgüter und Wildbestände festzuhalten."

Daß die preußischen Feudalen von heut etwas Angenehmes ohne heftigen Kampf aufgeben könnten, hat wohl auch in Süddeutschland niemand erwartet; daß dem Reichskanzler die Bequemlichkeit so durchaus vor der Gerechtigkeit kam, bildet eine Überraschung, die noch lange nachwirken dürfte.

Gothus

Jadassohn & Friedmann

In der Zeitschrift „Nord und Süd" wird neben dem „Kunstwart" auch der „März" angegriffen, weil wir das Publikum noch rechtzeitig auf die Reklamemanöver aufmerksam machten, die der Verlag „Nord und Süd" mit seinem nach Liliencron benannten Weihnachtskatalog unternahm (vergleiche Heft 21 des „März", Erster Jahrgang). Was damals geschrieben wurde, halten wir durchaus aufrecht, denn trotz des Artikels in „Nord und Süd" hat sich in der Sache und damit auch in unserem Urteil über sie nichts geändert. Wenn sich der Verlag jetzt in der Zeitschrift „Nord und Süd" von seinen „Kapazitäten" bescheinigen läßt, an ihren Referaten für den Katalog sei nichts geändert worden, so sind eben die Inserenten zu kurz gekommen, denen in Rundschreiben „besondere Berücksichtigung" verheißen wurde.

Doch dieser Seite der Angelegenheit wird sich schon der „Kunstwart" nach Gebühr annehmen. Uns interessiert neuerdings mehr, wieso die Verlagsgesellschaft „Harmonie" bei den Inseraten und Rezensionen so auffallend gut wegkommt.

Wir lesen da im Adreßbuch des Deutschen Buchhandels:

S. Schottländer, Berlin W, 35, Geschäftsführer: A. Jadassohn und L. Friedmann,

Harmonie, Berlin W. 35, Geschäftsführer: A. Jadassohn und L. Friedmann,

Verlag Nord und Süd, Inhaber A. Jadassohn und L. Friedmann.

Erklärt das nicht alles? Nun hat aber S. Schottländers Schlesische Verlagsanstalt, deren Geschäftsführer Jadassohn und Friedmann sind, die Unanständigkeit begangen, ein Inserat, das sie im „Simplicissimus" über den Roman „Jenseits der Ehe" erscheinen ließ, dann in dieser Weise zu verwenden: „Der Simplicissimus schreibt über den Roman „Jenseits der Ehe" (es folgt der Inseratentext). Danach muß der Leser selbstverständlich glauben, es handle sich nicht um ein Inserat, sondern um eine Buchbesprechung im Textteil des „Simplicissimus".

Ist den Geschäftsführern von S. Schottländers Verlagsanstalt der Sinn dafür verloren gegangen, was ein Inserat und was ein Referat ist, warum sollen die Inhaber von „Nord und Süd" diesen Sinn so ohne weiteres besitzen? Steht doch dies als Referat frisierte Inserat in besagtem Weihnachtskatalog! Nein, Herr Jadassohn und Herr Friedmann, Sie mögen sich alle Tugenden der Welt durch sämtliche Kapazitäten Europas bescheinigen lassen, — wir glauben nicht an die Harmlosigkeit solcher Reklamemanöver. Und wenn Sie wieder mit dem Gericht drohen wollen, lassen Sie es diesmal, bitte, nicht bei solcher Drohung bewenden! Sie sehen, wir können beweisen, was wir sagen, und es sollte Ihnen schwer fallen, den Beweis zu entkräften, daß Sie Geschäftsmanieren in den Buchhandel einführen, die es bisher in solcher Art in Deutschland noch nicht gab.

Die Redaktion

Redaktionelles

Die Fortsetzung von Baptist Gronows Erinnerungen „Aus der großen Welt" folgt im nächsten Heft.

Die Redaktion

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Frankreich und der Friede

Von Jean Jaurès

Es wäre eine seltsame Täuschung, wenn das deutsche Volk glaubte, die ephemere Auferstehung Delcassés und der Sitzungserfolg, den ihm ein Teil der Kammer verschaffte, kündigten ein Wiedererwachen des kriegerischen Geistes in Frankreich an. Frankreich bleibt dem Frieden treu und leidenschaftlich ergeben. Es will den Frieden nicht nur, sondern es ist auch sorgfältig darauf bedacht, so gut es nur irgend kann, alles auszuschalten, was ihn in Frage stellen könnte. Warum nun hat trotzdem ein Teil der Abgeordneten Delcassé Beifall geklatscht? Es handelt sich da um eines jener Geheimnisse des Parlamentarismus, deren tieferer Grund dem Beobachter aus der Ferne notwendigerweise entgeht. Die Radikalen wußten, daß ein Erfolg Delcassés dem Ministerpräsidenten Clémenceau unangenehm sein würde. Clémenceau hat vor Zeiten lebhafte Polemiken gegen Delcassé geführt. Ferner steht die Politik Delcassés, so verdammenswert sie an und für sich sein mag, durch ihre augenscheinliche Bestimmtheit im Gegensatz zu der widerspruchsvollen Unsicherheit der Regierungspolitik, die niemals weiß, was sie will, und wohin sie geht. Damit also, daß sie Delcassé applaudierten, gaben viele Radikale Clémenceau zu verstehen: „Ob seine Politik gut oder schlecht ist, er hat wenigstens eine Politik; ihr aber habt keine." Der Erfolg Delcassés war vor allem ein Ausdruck der Opposition gegen das Ministerium, und zwar einer indirekten und duckmäuserischen Opposition; denn die wagemutigsten Radikalen wollen gegen den gewaltigen Ministerpräsidenten keine andere riskieren.

Dieser Erfolg war weiterhin eine Wirkung des bitteren Nachgeschmacks und des Unwillens, den das Vorgehen der deutschen Diplomatie vor drei Jahren bei vielen Franzosen erregt hat. Als Frankreich über die Gefahren aufgeklärt war, denen der Weltfriede durch die Großtuerei Delcassés ausgesetzt wurde, als es begriffen hatte, daß es die Freundschaft Italiens und Englands, — in der Frankreich nur ein neues Unterpfand des Friedens sah, — als ein Mittel

zur Isolierung Deutschlands auffaßte, machte es in aller Entschiedenheit ein Ende damit. Frankreich hat damals keineswegs einem ehrlosen Gefühl der Furcht nachgegeben; aber es konnte nicht zulassen, daß ein Minister durch einen beunruhigenden Hintergedanken eine durchaus friedliche und durchaus loyale Politik der Nation entstellte. Wenn sich auf diesem zweifelhaften Boden ein Konflikt erhoben hätte, so hätte Frankreich nicht jene Kraft des offenbaren und sicheren Rechts für sich gehabt. Deshalb hat es den Geist der Zweideutigkeit, in dem Delcassé seine Kombinationen getroffen hatte, ohne Zaudern von sich gewiesen. In diesem Verlangen nach einem gleichmäßig gerechten und ehrlichen Frieden ging es darauf aus, daß die marokkanische Frage in Algeciras den Mächten vorgelegt werde. Es trug sich dabei mit der Erwartung, daß die deutsche Diplomatie auf diese schöne Handlungsweise ihrerseits mit ein wenig Gefälligkeit antworte. Und jene hat während dieser ganzen Periode in der Stimmung kampfbereiten Mißtrauens verharrt. Sie schien voreingenommen von der Idee, „einen Sieg" vor der Konferenz zu gewinnen, als ob der Zusammentritt der Konferenz nicht schon eine ernste Genugtuung für Deutschland gewesen wäre, als ob Frankreich nicht in greifbarer Weise seinen guten Willen gezeigt hätte, als es eine Frage, die bereits Gegenstand besonderer Vereinbarungen gewesen war, einer internationalen Entscheidung unterstellte. Ich spreche von diesen Dingen ohne chauvinistische Parteinahme und ohne koloniale Gefräßigkeit. Ich habe von der ersten Stunde an bedauert, daß Frankreich durch den Versuch, sich im internationalen Reglement besondere Vorteile und besondere Rechte zu sichern, dessen Bedeutung als Werk des Friedens herabsetzte und zweideutige und gefährliche Keime darin einführte. Aber alle Friedensfreunde, alle Franzosen, die die Annäherung Frankreichs und Deutschlands wünschten, haben beklagt, daß die deutsche Diplomatie auf das französische Vorgehen nicht mit mehr Herzlichkeit und Entgegenkommen antwortete, und daß die Konferenz nur eine lange Schikane war. Die deutsche Diplomatie ließ es hierin an Weitherzigkeit des Horizontes fehlen. Die deutschen Diplomaten verhielten sich ganz wie französische Kolonialschwärmer. Sie waren versessen darauf, auf Umwegen die wirklichen oder vermeintlichen Vorteile wieder zurückzuerobern, obgleich sie sich den Anschein gaben, darauf zu verzichten. Die deutsche Diplomatie hat sich hier eine glänzende Ge-

legenheit entgehen lassen, eine ernstliche Détente zwischen den beiden Völkern herbeizuführen.

Im Grunde waren die eigentlich marokkanischen Interessen, über die zwischen den beiden Regierungen debattiert werden sollte, von mittelmäßiger Wichtigkeit. Das einzige Wesentliche an der Sache war, die Krise, die einen Augenblick lang beinahe zum Kriege geführt hätte, zu einer Annäherung der beiden Nationen auszunutzen. Viele Franzosen trifft ein Teil der Verantwortung für den unentschiedenen und halben Ausgang der Sache; aber wer kann glauben, daß die deutsche Diplomatie die mutige Tat in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt hätte, durch die ein großes, durch die Erinnerung an die Niederlage empfindlich gewordenes Volk seine Anerkennung den Unklugheiten verweigerte, die ohne sein Wissen seine Politik verfälscht hatten. Jene Enttäuschung hat zum Teil den Beifall veranlaßt, mit der die Rede Delcassés aufgenommen wurde. Diese Stimmung war noch verschärft worden durch den Unwillen über gelegentliche Auslassungen, in denen Leute wie Schiemann es geschickt so hinstellten, als müsse man Frankreich als Geisel behandeln. Aber sogar die Leute, die Delcassé seinen Eintagserfolg verschafften, haben keinen Augenblick daran gedacht, die friedliche Politik aufzugeben. Auf die Gefahr hin, Frankreich den Anschein unschuldiger Offenherzigkeit zu geben, was überlegene Geister zum Lächeln reizen wird, will ich erklären, daß die wahre Stimmung Frankreichs viel mehr in der optimistischen und bruderfreundlichen Rede, die Léon Bourgeois nach seiner Rückkehr vom Haag hielt, wiedergegeben ist als in den Auslassungen Delcassés.

Die Schwierigkeit ist also nicht, Frankreich und Deutschland friedliches Wollen einzuimpfen. Die Schwierigkeit beruht darin, diesem gemeinsamen Wunsch nach Frieden einen deutlichen, kräftigen und entschiedenen Ausdruck zu geben, der auch immer jedes Mißverständnis und jedes Mißtrauen zerstreut und verhütet. Frankreich und Deutschland drehen sich in einem beklagenswerten circulus vitiosus. Einesteils fürchtet Frankreich, daß es bei einer definitiven Annäherung den Anschein habe, als ob damit der Vertrag, der ihm zwei Provinzen genommen hat, *zu einem Recht* sanktioniert werde. Ihn als eine Tatsache hinnehmen, ja! Auf jede kriegerische oder diplomatische Aktion verzichten, deren Zweck wäre, ihn zu ändern, und die Ansprüche des nationalen Rechtes dem höheren Rechte der Menschheit

opfern, da dieſe endlich einmal in Frieden leben und ſich in Frieden entwickeln will — ja, auch das noch! Aber es geht nicht an, der Eroberungs- und Annexionspolitik durch eine franzöſiſch-deutſche Vereinbarung (die mit einer Allianz gleichbedeutend wäre) nunmehr gleichſam mit dem Gewiſſen beizupflichten und dies in einer feierlichen Indemnitätsbill zu erklären! Solcher Art iſt die Stimmung vieler Franzoſen; und es kann wahrhaftig niemand im Auslande mehr von ihnen verlangen. Aber wir haben das Recht, es auszuſprechen, daß dieſe Franzoſen einen Irrtum begehen. Wenn man den Tatbeſtand, der durch eine lange Reihe gegenſeitiger Gewalttätigkeiten geſchaffen wurde, zum Ausgangspunkt nehmen und mit Entſchloſſenheit in eine neue Ära gegenſeitigen Wohlwollens und eines Ausgleiches eintreten will, ſo heißt dies nicht, ſeine moraliſche Zuſtimmung zum Gewaltregiment der Vergangenheit und zu den brutalen Konſequenzen geben, die ſich davon herleiten. Es heißt im Gegenteil, jenes Gewaltregiment grundſätzlich und durchaus verdammen. Wenn man feſtſtellt, daß man von der Gewalt unmöglich verlangen kann, daß ſie die Exzeſſe der Gewalt wieder gutmache, ohne die Gefahr, daß dabei aufs neue Ungerechtigkeiten geſchehen, verſpricht man den Mißbräuchen der Gewalt weder die Amneſtie noch eine Gloriole. Im Gegenteil, man erklärt dadurch ihre Ohnmacht, daß man in eine neue Welt einzieht, in der ſich die Beziehungen der Völker nicht mehr nach ihr regeln. Solange ſich Frankreich nicht durch eine Kraftanſtrengung ſeines eigenen Gewiſſens zu dieſem höheren Geſichtspunkt aufſchwingt, wird es ſich mit einer Politik der Widerſprüche oder wenigſtens der Unſicherheit herumſchlagen müſſen, und ſolange wird ein vollkommenes Einverſtändnis mit Deutſchland, das eine der Bedingungen des Weltfriedens und der allgemeinen Ziviliſation iſt, ſich nicht erzielen laſſen.

Anderſeits gibt ſich Deutſchland, ſoweit es zur Regierung gehört, nur zu oft den Anſchein, als ob es dieſe Zurückhaltung Frankreichs, in der ein nobler Gewiſſenszweifel zutage tritt, als geheime Drohung, als feindſeligen Hintergedanken auffaſſe. Und es mißbraucht dieſen Irrtum, der nicht vollkommen unfreiwillig iſt, um die Maßnahmen, die die Annäherung zwiſchen Frankreich und Deutſchland begünſtigen könnten, zu verhindern oder aufzuſchieben. So zum Beiſpiel unterwirft die deutſche Regierung unter dem Vorwande, Frankreich trage ſich insgeheim mit Revanchegedanken — die

den französischen Absichten doch gewiß fremd sind —, oder eine französisch-russische Offensive könne die Sicherheit des Reiches gefährden, — so unterwirft die Regierung die fremdsprachige Bevölkerung an der Ost- und Westgrenze einem Ausnahmeregime und einem System der Unterdrückung, das dem französischen Nationalgewissen, oder vielmehr dem Teil des Gewissens der Menschheit, der durch Frankreich verkörpert ist, jeden Akt erschwert, der irgendwie einem moralischen Sich-Abfinden mit der Vergangenheit ähnlich sähe. Frankreich und Deutschland drängen sich also gegenseitig auf unsichere und dunkle Wege, in einer Politik zweideutigen Mißtrauens, die sich nie zu einer offenen Feindseligkeit bekennt, sich aber auch niemals in ein ehrliches und volles Einvernehmen auflöst.

Wie soll dieser circulus vitiosus gebrochen werden? Wie soll er sich öffnen? Ich will dies heute nicht untersuchen. Aber ich bin überzeugt, daß der dunkle und beunruhigende Zustand, der sich nun über dreißig Jahre hinzieht, ein Ende nehmen wird, und daß Frankreich und Deutschland den Weg zu einer vollkommenen und dauernden Entente finden werden. Wichtig ist in dieser peinlichen Übergangsperiode, daß alle Zwischenfälle vermieden werden, die die Spannung steigern können, daß ferner alle Gelegenheiten ausgenutzt werden, die beiden Regierungen einander näher zu bringen. In diesem Geiste überwachen wir französischen Sozialisten die Ereignisse in Marokko. Wir wünschen, daß sich unser Land dort auf so wenig wie nur möglich beschränke. Wir wünschen dies nicht nur, um Frankreich die Schwierigkeiten einer Expedition zu ersparen, oder um nicht durch eine zu weitgehende Interpretation die getroffenen internationalen Abmachungen zu verletzen. Sondern namentlich deshalb, weil wir die französische und die deutsche Diplomatie nicht auf das Geleise einer Frage zurückführen möchten, die voll schlechter Erinnerungen ist. Ich bin überzeugt, daß die französische Regierung nach einigen unsicheren Versuchen und einigen Unklugheiten einsehen wird, daß es für Frankreich vernünftig ist, sich nicht in dieses Abenteuer zu verrennen. Ich hoffe, daß diese Überzeugung bald in allen Köpfen Platz gewinnt. Ich hege den Wunsch, die deutsche Diplomatie möge nicht wieder in den Fehler verfallen, den sie nach dem Abgang Delcassés begangen hat, und sie möge Frankreich die vernünftigen Entschlüsse nicht erschweren, die sich in Bälde aller Welt und auch der Regierung von selbst aufdrängen

werden. Wenn wir Frankreich mit Nachdruck raten, von der Unternehmung in Marokko abzuſtehen, erhoben viele Landsleute den Einwand gegen uns, daß Deutſchland nur unſere Niederlagen abwarte, um den deutſchen Einfluß in Marokko gegen uns geltend zu machen. Sollte es Deutſchland unmöglich ſein, ohne ſeine legitimen Rechte, die ihm durch eine internationale Abmachung verbürgt ſind, irgendwie aufzugeben, alle die Franzoſen zu beruhigen, die aufrichtig von jener Befürchtung durchdrungen ſind? Wenn vornehme und aufgeklärte Regierungen vorurteilslos an die marokkaniſche Frage herantreten, können darüber ehrliche und freundliche Unterhandlungen gepflogen werden, die für eine vielleicht nahe Zukunft beſſere Beziehungen zwiſchen Frankreich und Deutſchland vorbereiten. Welche der beiden Regierungen wird ſo vernünftig und nobel ſein, in dieſem Sinn eine mutige Initiative zu ergreifen?

Im Kirchenſtaate Bayern

Von Ludwig Thoma

Am ſiebzehnten Februar wurde zu München das neue Anatomiegebäude feierlich eröffnet. Dem ſchönen Feſte wohnte billigerweiſe der Kultusminiſter von Wehner bei; denn auch die mediziniſche Wiſſenſchaft gehört zu ſeinem Reſſort, womit nicht geſagt ſein ſoll, daß er etwas davon verſtehe.

Seine Anweſenheit erklärt ſich aus Gründen der Repräſentation; der Miniſter ſtellte gewiſſermaßen den Staat vor, welcher die Heilkunde ſchützt und fördert, und demgemäß legte auch Herr von Wehner in ſein Antlitz die Spuren jener Intelligenz, welche hier wieder einmal der fortſchreitenden Wiſſenſchaft einen Markſtein geſetzt hatte.

Die Eindrücke, welche die großartige Anatomie mit ihren modernſten Einrichtungen auf den Geiſt des Kultusminiſters gemacht hat, ſollen beträchtliche geweſen ſein.

Aber ſie haben die offizielle Religioſität Wehners nicht erſchüttert, und er würde ſofort jeden Profeſſor maßregeln, welcher Zweifel an der bibliſchen Anatomie äußern würde.

Der Geiſt der Medizin, welcher einen halben Vormittag lang das Geſicht Seiner Exzellenz verklärte, hat ſich in der Atmoſphäre des Bureaus ſogleich verflüchtigt, und Herr von Wehner wird die Erzählung, daß Eva aus einer Rippe Adams gebildet wurde, nach wie vor als Glaubensverordnung handhaben.

So erweiſt dieſer zweckmäßige Miniſter den ſichtbaren Erfolgen der freien Wiſſenſchaft die Ehre ſeiner Repräſentation, und leiht auf der andern Seite der kirchlichen Beſchränktheit Schutz vor den Eingriffen der Wiſſenſchaft.

Der Kampf dieſer heterogenen Elemente zerreißt aber ſein Herz nicht.

Er macht das eine und tut das andere im Stile des Staatshämorrhoidarius, der ſich um den Sinn ſeiner amtlichen Handlungen nicht zu kümmern hat.

* * *

Da haben wir den Fall Schnitzer.

Ein Münchner Theologieprofeſſor hat ſich gegen die päpſtliche Enzyklika vom achten September 1907 aufgelehnt und Forſchungsfreiheit auch für ſeine Wiſſenſchaft verlangt.

Ein ſolches Unternehmen hat der merkwürdige Papſt Pius X, welcher ſo gutmütig ausſieht und für ſeine Kirche auch in Frankreich ſo großartige Erfolge erzielt hat, als Modernismus gekennzeichnet, gegeißelt und verdammt.

Wie man aus dem Küchenlatein der Enzyklika entnehmen kann, ſoll die Denkarbeit für alle theologiſchen Doktrinen verboten ſein.

Pius X weiß, daß aus Denken und Forſchen für die Kirche nie etwas Geſcheites herausgekommen iſt.

Es fing immer an mit kleinen Abweichungen und endete mit den großen Ketzereien.

Mumien müſſen im Keller bleiben: in freier Luft zerfallen ſie.

Der häusliche Streit innerhalb der katholiſchen Kirche könnte uns andere wenig kümmern.

Aber die Sache iſt anders geworden, ſeitdem ſich der Papſt für ſeine bildungsfeindlichen Vorſchriften den ſtaatlichen Schutz in Bayern erworben hat.

Damit iſt die Lehrfreiheit der Univerſitäten der Polizei ausgeliefert. Das iſt ſchon im Prinzip gemein; in der Praxis wird es unerträglich werden.

Die Profeſſoren ſtehen unter der Kontrolle ihrer Schüler; zwiſchen Lehrern und Lernern iſt ein lächerliches Mißverhältnis geſchaffen.

Die katholiſchen Korporationen erziehen ſcharfe Aufpaſſer und Denunzianten, und dieſe ultramontanen Lehrlinge werden künftighin die einzigen Autoritäten in den Hörſälen ſein.

Die Freiheit der katholiſchen Fakultät war zu keiner Zeit furchterregend; ihre Profeſſoren waren als Prieſter abhängig von Biſchof und Papſt. Wenn der einzelne gegen die Lehre auftreten wollte, fand die Kirche immer Mittel zur Korrektur.

Dennoch konnten die Gelehrten ſo tun, als kämen ſie auf Grund eigener Forſchungen zu Ergebniſſen, die ihnen wie allen Gläubigen aufgezwungen waren.

Der eine und andere machte kleine Zugeſtändniſſe an poſitive Errungenſchaften der Zeit, um den Schein des Wiſſenſchaftlichen zu retten. Gegen das harmloſe Spiel hat ſich der Papſt mit ſeiner wütenden Enzyklika gewandt.

Er verdammt die wiſſenſchaftliche Beſchönigung und fordert blinden Gehorſam.

Dogmen werden nicht erſt mundgerecht gemacht; ſie werden einfach geglaubt.

Die Schöngeiſtigkeiten haben aufzuhören; alle Unmöglichkeiten müſſen nackt und roh vorgetragen werden, und tauſend Spione haben darüber zu wachen, daß die ewigen Wahrheiten nicht länger in erträglichen Saucen ſerviert werden.

Dieſem Spionierſyſtem durfte der Kultusminiſter nicht die polizeiliche Unterſtützung gewähren, weil es der Organiſation unſerer Univerſitäten widerſpricht, und weil es die Erziehung des heranwachſenden Klerus ultramontaniſiert.

* * *

Die Schwächlichkeit des Herrn von Wehner hatte einen verblüffenden Erfolg.

Als der Enzyklika das Placetum regium erteilt worden war, erhob sich in allen ultramontanen Zeitungen ein Geschrei gegen den Kultusminister. Es war da eine alte Wunde aufgerissen worden.

Nämlich: der bayerische Staat lebt mit der Kurie seit neunzig Jahren in einem latenten Kriegszustande.

Konkordat gegen Religionsedikt.

Im Jahre 1817 wurde zwischen der Kurie und der bayerischen Regierung ein Abkommen getroffen, welches für alle Zeiten als Dokument römischer Schlauheit und altbayerischer Schlamperei gelten darf.

Nachdem sich das Königreich Bayern aus den Fährlichkeiten des Wiener Kongresses gerettet hatte und nunmehr eine selbständige Großmacht vorstellte, beeilte man sich, eine bayerische Landeskirche zu erhalten.

Die Genehmigung stand beim Papste.

Also mußte man sich mit ihm gut stellen, wenn anders man zwei Erzbischöfe und sechs Bischöfe erhalten wollte.

Die ersten Unterhandlungen leitete noch der freigeistige Montgelas. Aber bald wurde er unter gütiger Mitwirkung der jesuitenfreundlichen Kaiserin von Österreich entlassen, und nunmehr konnte die Katze mit der Maus spielen, das heißt Pius VII mit dem bayerischen Ministerium.

Als Abgesandten hatte man den Baronem Casimirum de Haeffelin, Bischof von Chersones, aus München nach Rom geschickt.

Einen alten Mann von achtzig Jahren, eitel, geschwätzig. Nebenbei war er Papa von elf unehelichen Kindern und als dergestalter Sünder recht schwach vor dem Zorne des Papstes.

Er schloß auch richtig gegen seine Instruktion das Konkordat ab, welches die volle Geltung des kanonischen Rechtes für Bayern bestimmte.

Damit war die Gleichberechtigung der Protestanten aufgehoben, war die gemischte Ehe verboten, war der Proselytenmacherei Tür und Tor geöffnet, und was des Schönen noch mehr war.

Dies alles in einem Lande, das eine Million zweimalhunderttausend Protestanten zählte, dessen König mit einer Protestantin verheiratet war.

Man war in München über Kasimir entrüstet, aber zuletzt genehmigte man sein Werk.

Zum Glück veröffentlichte der erfreute Papſt ſeinen Sieg vorzeitig, und vor dem Lärm, den jetzt die Proteſtanten mit Recht erhoben, erſchauerte die Regierung und beſann ſich auf ihre altbayeriſche Bauernſchlauheit. Eine Hintertür war offen.

Der Papſt hatte ſich recht ſicher ſtellen wollen und hatte verlangt, daß dieſes Konkordat als Staatsgeſetz veröffentlicht werden ſollte.

Ein Staatsgeſetz iſt wie das andere, ſagte die Regierung und ordnete das Konkordat in ihr allgemeines Religionsedikt ein, welches ſie ein Jahr ſpäter an die Verfaſſung hing.

In dieſem Religionsedikt aber waren der katholiſchen Kirche alle ſchönen Privilegien genommen.

Die Parität war ausdrücklich zugeſtanden, die Geltung der Miſchehen war feſtgelegt, und zudem war verfügt, daß keinerlei Anordnungen der Kirchengewalt ohne landesherrliche Genehmigung publiziert und vollzogen werden dürften.

Rom war wütend, drohte und ſchalt. Der gute Kaſimir machte nochmals einen Genieſtreich und erklärte, das Edikt gelte nicht für Katholiken.

Aber die Regierung desavouierte ihn, und ſo kam ein heftiger Notenwechſel, der mit der berühmten Tegernſeer Erklärung im Jahre 1821 endete.

Sie brachte keinen Frieden, nicht einmal den Waffenſtillſtand. Denn ſofort wollten die Klerikalen darin eine Abänderung der Verfaſſung erblicken, einen Sieg des Konkordates über das Religionsedikt.

Die Regierung dagegen berief ſich darauf, daß die königliche Erklärung nach ſtaatsrechtlichen Grundſätzen an der Verfaſſung nichts ändern konnte. In dieſem Stadium befindet ſich der Streit noch heute; und als jetzt Herr von Wehner das im Edikt vorgeſehene Placetum regium erwirkte, ſchrieen die Klerikalen ſogleich Zeter und Mordio.

* * *

Der Lärm verſtummte. Irgendjemand, vielleicht ein Nuntius, pfiff die ultramontanen Redakteure zurück.

Nun erhoben die Liberalen zum Falle Schnitzer ihre Stimmen und bezeugten dem Herrn von Wehner ihr Mißfallen.

Der Miniſter eröffnete das, was er ſeinen Standpunkt nennt. Er meinte, dem Placetum regium komme nicht mehr die Bedeutung zu wie ehedem, und er verſicherte, daß dem Staate kein Urteil darüber zuſtehe, ob ein Univerſitätsprofeſſor die richtige Lehre vortrage; auch geſtand er den Biſchöfen das unbeſchränkte Recht der Oberaufſicht über die Univerſitäten zu.

Der hochgebietende Miniſter Antonius von Wehner hat in der Religion gewiß die Note I; im Staatsrecht kriegt er IV mit dem Vermerk, daß er das Religionsedikt mit allen ſpäteren Auslegungen und Miniſterialentſchließungen nachzulernen hat.

Es iſt des öfteren erklärt worden, daß ſich das Plazet auf alle inneren Kirchenangelegenheiten erſtrecke. Und in der Miniſterkonferenz vom ſechſten November 1818 hat Freiherr von Lerchenfeld unter dem Beifall aller ausgeführt, daß der Kurie unter keinen Umſtänden die Mittel an die Hand gegeben werden dürften, den künftigen Klerus nach ultramontaniſtiſchen Grundſätzen zu bilden (Sicherer, Staat und Kirche in Bayern):

„Wie ſehr dadurch der ganze Klerus unter die Gewalt der römiſchen Kurie kommen müßte, welchen Gefahren ein jeder Geiſtliche, der nicht durchaus in dem Sinne und Geiſte der römiſchen Kurie handle und lehre, ausgeſetzt ſei, und welche Richtung in zwanzig bis dreißig Jahren der ganze Klerus, der Willkür der geiſtlichen Behörden überliefert, nehmen müſſe, fühlt die Geiſtlichkeit in Bayern wie der Staatsdiener und jeder denkende Staatsbürger".

Herr von Wehner fühlt dies nicht mehr; weder als Staatsdiener, was er ſicherlich iſt, noch als denkender Staatsbürger, welche Eigenſchaft ihm vielleicht von liebloſen Menſchen abgeſprochen wird.

In dem neunzigjährigen Kriege der Kurie gegen die bayeriſche Regierung iſt jetzt ein Staatsminiſter zum Feinde übergegangen.

An ihm ſelbſt iſt wenig verloren; aber ſeine noch innehabende Beſtallung gibt dieſen Zugeſtändniſſen eine Bedeutung, welche man trotz der perſönlichen Eigenſchaften des ausgezeichneten Kultusminiſters nicht unterſchätzen darf.

Theologiſche Fakultäten / Von Verus

Das Wort Modern hat plötzlich einen ganz neuen Sinn bekommen. In Literatur und Kunſt hatten wir bis zum überdruß das Moderne preiſen hören, jetzt erfahren wir überraſchenderweiſe mehr und mehr von einem modernen Katholizismus, von dem wir bisher kaum gewußt haben. Wir hatten geglaubt, der Katholizismus ſei in ſeiner unbedingten Sicherheit und unerbittlichen Folgerichtigkeit jedem neuerungsſüchtigen Gedanken entrückt, und die Wiſſenſchaft habe für ihn keine andere Aufgabe als die, ſeine feſtſtehenden unabänderlichen Sätze zu beweiſen. Und nun erſcheinen uns im Lichte der neuen päpſtlichen Enzyklika eine ganze Anzahl katholiſcher Theologen, die eifrig bemüht ſind, mit wiſſenſchaftlicher Arbeit auf dem Boden ihrer Kirche neue Gedankenbauten auszuführen und den Katholizismus zu moderniſieren.

Kein Zweifel, daß dieſe Männer perſönlich die höchſte Achtung verdienen, ſofern ſie feſt in ihrem Beſtreben beharren. Ob aber ihre Tätigkeit für die Beurteilung des Katholizismus im ganzen ſehr ins Gewicht fallen kann, ob ihr eine große hiſtoriſche oder nationale Bedeutung zukommt, das iſt eine Frage, die ſkeptiſch zu beantworten ſein dürfte. Uns erſcheint es als ſeltſame Illuſion, wenn jene Gelehrten geglaubt haben, daß für freies Forſchen und fortſchrittliches Denken in der gewaltigen unumſchränkten Monarchie, der ſie angehören, ein Raum ſei. Vor dem vatikaniſchen Konzil war freilich die Möglichkeit dieſer Meinung noch gegeben, wenngleich der Papſt ihr von jeher widerſtrebte; ſeit dem Jahr 1870 aber iſt eine feſte, unüberſteigliche Mauer vor allen neuen Wegen gezogen worden. Döllinger, der wohl wußte, warum er ſich den Beſchlüſſen des Konzils nicht unterwarf, ſagt hierüber: „Die neue Lehre legt dem Papſte die ganze Fülle der Gewalt über die ganze Kirche wie über jeden einzelnen Laien, Prieſter und Biſchof bei, welche alles, was nur immer Glaube, Sitte, Lebenspflichten berührt, in ſich begreifen ſoll, welche jeden, den Monarchen wie den Taglöhner, unmittelbar ergreifen, ſtrafen, ihm gebieten und verbieten kann.“

Es iſt unverſtändlich, wie unter einer ſolchen Herrſchaft eine freie wiſſen-

schaftliche Forschung sich entfalten könnte, da sie in jedem Augenblick gezwungen werden kann, stille zu stehen oder gar umzukehren und sich selbst zu verleugnen. Es erscheint unzweifelhaft, daß die römische Kurie in dem ausgebrochenen Kampf siegen muß; denn sie hat die Folgerichtigkeit und Einheitlichkeit des Gedankens für sich. Es ist auch hoffnungslos, wenn der neueste mutige Streiter in seiner Beurteilung der Enzyklika glaubt, zwischen Rom und der Person des Papstes unterscheiden zu können, und die letztere nicht für alles verantwortlich machen will. Denn der Papst ist ja nicht etwa eine beliebige Figur; er ist vielmehr Papst nur als Bischof von Rom, und all die Macht des Stellvertreter Gottes ist ihm nur als römischem Bischof gegeben. Und von jeher hat sich gezeigt, daß die Person des Papstes, sei er nun Venetianer oder Neapolitaner, sei er selbst vorher liberal gewesen, sehr schnell ausgelöscht wird und ganz und gar in der römischen Tradition aufgeht, außerhalb deren das Papsttum nicht denkbar ist.

Gewiß hat der Staat die unbedingte Verpflichtung, die von der Kirche verdammten Professoren als Staatsbeamte noch in ihren Ämtern zu schützen; aber solange er der Kirche gegenüber genötigt ist, die Priester für ihren Dienst auszubilden, wird er auch nicht anders können, als Lehrer mit dem Unterricht beauftragen, welche die Kirche für geeignet hält. Es werden also die Stellen doppelt besetzt sein, einerseits mit wissenschaftlich anerkannten Männern, bei denen aber die Studenten nicht hören dürfen, andererseits mit unwissenschaftlichen Einpaukern, bei denen sie hören müssen. Es fragt sich, wie lange die Fortdauer einer solchen Komödie mit der Würde und dem Interesse der Universitäten vereinbar wäre. Es scheint uns nur eine Frage der Zeit zu sein, daß diese Fakultäten aus dem Gesamtbild unserer Hochschule verschwinden werden. Gewiß haben sie ihren Wert und ihr Verdienst gehabt, und man wird es bedauern müssen, wenn künftig der Klerus nichts mehr von der freien Luft unserer Hochschule zu spüren bekommt; aber alle Vorteile werden ohnehin nichtig und hinfällig, wenn die römische Kurie ihre bewußte Kraft einheitlich darauf verwendet, die gesamte Ausbildung der studierenden Theologen, wie sie zweifellos kann, nach ihrem ausschließlichen Willen zu lenken. Sowohl die Universität als der Staat haben dann nur noch das Interesse, nicht mehr ihren Namen und ihre Autorität einem solchen fremden Institut zu leihen.

Aber gilt dies nur für die katholischen Fakultäten? Sind nicht auch die protestantischen Fremdkörper im Organismus der Universitäten? Ist eine wirklich freie, wissenschaftliche Forschung bei offiziell bestellten Vertretern der protestantischen Theologie möglich? Nun — zuvörderst haben diese Fakultäten vor den katholischen den Vorzug, daß die Gewalttätigkeit des Boykotts ihren Mitgliedern nicht droht. Es gibt keine Instanz, die protestantischen Studenten — auch Theologen — verbieten könnte, die Vorlesungen eines Professors zu hören, und so ist es hier ausgeschlossen, daß die Tätigkeit eines Gelehrten, der formell noch im Amte ist, doch in Wirklichkeit lahm gelegt wird. Ferner kann von keiner Behörde die vollkommene Freiheit der geschichtlichen wie der sprachlich literarischen Forschung eingeschränkt werden. Läßt der Dozent sich in dieser Hinsicht irgendeine Beeinflussung gefallen, so ist es seine persönliche Schwäche, und im ganzen dürfte sich diese höchstens bei jugendlichen Strebern vorfinden, die auf eine besonders „orthodoxe" Fakultät ihren Ehrgeiz gerichtet haben. Wer als gestandener Mann sich seine wissenschaftlichen Ansichten gebildet hat, wird diese auch unbekümmert vertreten; inwieweit ihn Anhänglichkeit an die kirchlichen Traditionen, überhaupt innere Befangenheit, dabei bestimmt, das läßt sich natürlich nicht abmessen.

Aber trotzdem gibt es eine Professur, ja wir können sagen: die Professur, die als die eigentlich maßgebende, als der Kern jeder Fakultät gilt, und die als unvereinbar mit unseren heutigen Anforderungen an die Wissenschaft beurteilt werden muß. Die Professur der „Dogmatik". Was soll diese Professur? Ihr Inhaber soll ein System, ein Lehrgebäude, das die Gesamtheit einer Weltanschauung zum Ausdruck bringt, erzeugen und vortragen, und er soll doch dabei in übereinstimmung mit der geltenden kirchlichen Lehre, mit dem „Bekenntnis" bleiben. Das ist ein Widerspruch in sich, der seit den Zeiten Schleiermachers ungezählte Dogmatiker zu Eiertänzen von verschiedenster Gestalt und Rhythmik veranlaßt hat. Der Sachverhalt ist ja klar: entweder gibt der Dogmatiker wirklich getreu den Inhalt der Bekenntnisschriften wieder, dann ist er aber in Wirklichkeit ein Historiker, vielleicht ein sehr verdienstvoller, aber doch ein Mann, dessen eigne Weltanschauung dabei ganz aus dem Spiel bleiben kann, oder er gibt ein eignes, selbsterrungenes, selbstgeschaffenes System, — wie kann das dann, auch bei einer christlichen Grundlage, mit den Bekenntnissen des sechzehnten Jahr-

hunderts übereinſtimmen?! Man denke ſich einen Profeſſor der Philoſophie, deſſen einzige Aufgabe wäre, die Philoſophie von Leibniz vorzutragen. Würde dieſer Mann wohl den Widerſinn begehen, ein eigenes „Syſtem“ auszuarbeiten? Er würde natürlich die Schriften von Leibniz unterſuchen, erläutern und beurteilen! Der „Dogmatiker“ aber erſchafft entweder wirklich etwas Eigenes und bringt es dann durch künſtliche Anpaſſung und Umdeutung mit dem „Bekenntnis“ in Einklang, oder er hängt der überlieferten Lehre nur ein neues Mäntelchen um und meint oder behauptet dann, etwas Selbſtändiges produziert zu haben. In beiden Fällen Halbheit und Scheinweſen, die der Wiſſenſchaft unwürdig ſind!

Theologiſche Fakultäten können in wiſſenſchaftlichen Anſtalten unſerer Zeit nur ein Recht behaupten, wenn ſie ſich der objektiven, hiſtoriſchen und philologiſchen Unterſuchung des Urſprungs, der Entwicklung, der Eigentümlichkeit des Chriſtentums widmen; ſie dienen dann dem allgemeinen großen Werke der hiſtoriſchen Erkenntnis menſchlichen Geiſteslebens.

Wer aber den Drang in ſich fühlt, ſelbſtändig und eigenartig das Weltganze zu durchdringen und zu begreifen, dem gebe man ſeinen Platz in der philoſophiſchen Fakultät, wo er ſeinen Flug frei nehmen kann, ohne eine gekrümmte Flugbahn zu beſchreiben, ohne im voraus das Ziel zu wiſſen, an dem er anlangen muß.

Aus der großen Welt / Von Baptiſt Gronow

(Schluß ſtatt Fortſetzung)

Die dritte und zahlreichſte Gruppe von Spielern am grünen Tiſch beſteht aus Leuten, die ihr Vermögen bereits durchgebracht, ihre Geſundheit verwüſtet und ihre Stellung in der Geſellſchaft verloren haben. Dies alles hat der verhängnisvolle Golddurſt verſchuldet, und doch glüht er noch immer in ihnen.

Wie Raubvögel ſitzen ſie am Spieltiſch; mit wildglänzenden raſchen Blicken verfolgen ſie den ganzen Tag über eine günſtige Gelegenheit, das

Glück zu erhaſchen, um nachts, wenn ſie es vielleicht an ſich feſſeln könnten, mit leeren Taſchen aufſtehen zu müſſen.

Dieſe verſchiedenen Arten von Spielern trifft man ſowohl am Rouge-et-Noir-Tiſch als auch bei der Roulette. Dieſe Spielhäuſer waren wahre Brutſtätten der Unſittlichkeit; ſie brachten unter höchſt verführeriſchen Umſtänden Schwindler und Beſchwindelte zuſammen. Es gab da Tiſche für alle Geſellſchaftsklaſſen. Der Handwerker konnte mit zwanzig Sous ſpielen und der Gentleman mit zehntauſend Franken. Das Geſetz tat nichts gegen ein Laſter, das der Pariſer Gemeindeverwaltung die Kaſſen füllte.

Das Stockwerk über dem Spieltempel wurde von unverheirateten Weibern bewohnt. Ich will nicht verſuchen, eines der ſchlimmſten Übel zu ſchildern, das alle Großſtädte verpeſtet; ich will nur erwähnen, daß dieſe Phrynen in einer Pracht lebten, die ſich nur begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß ſie von den leichtverdienten Spielgewinnen ihren vollbemeſſenen Anteil erhielten.

Zu jener Zeit war das Palais Royal der einzige gut beleuchtete Ort in ganz Paris. Es war der Sammelplatz aller Müßiggänger und beſonders jener Damen, die ihre Reize öffentlich feilbieten. Man konnte ſie zu allen Tageszeiten in ihrem vollen Staat ſehen, die bloßen Nacken mit falſchen Diamanten und Perlen geſchmückt; ſo paradierten ſie in ihrem ganzen Glanze auf und ab, nach allen Seiten hin bedeutſam mit den Augen winkend.

Man erzählte ſich manche ſeltſame Geſchichte von den Spielhäuſern des Palais Royal. Ein Offizier von unſeren Gardegrenadieren kam auf Urlaub nach Paris, nahm ſich eine Wohnung im Palais Royal und verließ es nicht ein einziges Mal, bis ſeine Zeit um war. Als er wieder in London war, fragte ihn ein Bekannter, ob es wirklich wahr ſei, was man ſich davon erzählt.

„Natürlich iſt es wahr! Denn ich fand da alles, was ich für Leib und Herz und Seele brauchte."

So war das Palais Royal unter Ludwig dem Achtzehnten und Karl dem Zehnten. Das Palais Royal unſerer Tage iſt nur ein zahmer Handelsmarkt im Vergleich damit, was es in alten Zeiten war. Die Geſellſchaft iſt anders geworden. Die Regierung begünſtigt nicht länger ſolche Neſter der Unmoral; und wenn das Laſter auch in gleichem Umfang exiſtieren mag, ſo muß es doch in anderer Form auftreten und darf nicht mehr auf der offenen Straße erſcheinen wie einſt.

Der Salon des Étrangers in Paris

Als die Alliierten nach der Schlacht bei Waterloo in Paris einzogen, ſuchten die engliſchen Herren inſtinktiv nach ſo einem Ding, wie einem Klub. Paris beſaß aber nichts von der Art; nur war dort ein viel gefährlicheres Etabliſſement als die Londoner Klubs, nämlich ein Rendezvous für Gewohnheitsſpieler. Der Salon des Étrangers war mit überladener Pracht eingerichtet, beſaß ausgezeichnete Küche und vortrefflichen Weinkeller und wurde von dem berühmten Marquis de Livry geleitet, der die Gäſte empfing und ihnen mit einer Höflichkeit die Honneurs machte, daß er dadurch europäiſchen Ruf erlangte. Der Marquis hatte eine ſo außerordentliche Ähnlichkeit mit dem engliſchen Regenten, daß unſer Prinz den Lord Fife eigens nach Paris ſchickte, um ſich über die Wahrheit dieſes allgemein beſprochenen Umſtandes zu vergewiſſern.

Das Spiel, wie es in dieſen Salons betrieben wurde, nahm oft einen beinahe wahnſinnigen Charakter an; große Vermögen wurden verſpielt, die Verlierer verſchwanden, und man hörte niemals wieder ein Wort von ihnen.

Der Ehrenw. George T . . ., der von London mit einem ſehr beträchtlichen Kreditbrief eigens nach Paris zu kommen pflegte, um ſein Glück im Salon des Étrangers zu verſuchen, verſpielte ſchließlich ſeinen letzten Schilling im Rouge-et-Noir. Als er alles verloren hatte, was er auf der Welt beſaß, ſprang er auf und rief erregt: „Wenn ich Canovas „Venus und Adonis“ von meines Onkels Landſitz Alton Towers hätte, ſo ſollte das Werk jetzt auf Rot geſetzt werden, denn Schwarz hat vierzehnmal hintereinander gewonnen.“

Der Bankier Henri Baring war glücklicher im Haſard als ſein Landsmann, aber ſeine Liebe zum Spiel führte zuletzt doch zu ſeiner Ausſchließung aus der Firma. Der unverbeſſerlichſte von allen engliſchen Spielern in Paris war vielleicht Lord Thanet, der ein jährliches Einkommen von mindeſtens fünfzigtauſend Pfund Sterling hatte, die er bis auf den letzten Heller im Spiel verlor. Und ſo ging es auch anderen; ich erinnere mich wirklich keines einzigen ſtändigen Beſuchers des Salons, der nicht ſein ganzes Hab und Gut in dieſer Spielhölle gelaſſen hätte.

Lord Thanet, der in England beſonders durch ſeine Haft im Tower, die er wegen des Verdachts republikaniſcher Geſinnung hatte verbüßen müſſen, bekannt iſt, verbrachte einen großen Teil ſeiner Zeit in Paris, vornehmlich im Salon des Étrangers. Seiner Lordſchaft Spielwut war ſo arg, daß er nach Schluß der Spieltiſche die Anweſenden zu Hühner-Hafard*) und Ecarté einlud. Die Folge war, daß er eines Nachts mit einem Verluſt von drei Millionen Franken nach Hauſe ging. Als man ihm ſeine Tollheit vorhielt und ihn darauf aufmerkſam machte, daß er aller Wahrſcheinlichkeit nach betrogen wäre, rief er aus:

„Dann ſchätze ich mich glücklich, daß ich nicht die doppelte Summe verloren habe."

Marquis de Livry, der Leiter des Salons, hatte eine entzückende Villa in Romainville dicht bei Paris, wohin er Sonntags nicht nur die verſchwenderiſchſten Gönner ſeines Salons einlud, ſondern auch eine Anzahl von Damen, die als hervorragende Tänzerinnen und Sängerinnen an der Oper glänzten. Eine höchſt ſonderbare Geſellſchaft, deren männliche Mitglieder entſchloſſen waren, ihr ganzes Geld zu verlieren, während die Damen ſich des Reſtes von Tugend, den ſie allenfalls noch haben mochten, möglichſt ſchnell zu entledigen ſuchten. Die Mahlzeiten bei dieſen kleinen Feſten wurden vom Küchenchef des Salon des Étrangers geliefert und waren von einer Güte, wie wohl wenige der größten Kochkünſtler Frankreichs ſie hätten auf den Tiſch bringen können.

Unter den ſtändigen Gäſten waren Lord Fife, der vertraute Freund Georgs des Vierten, und Mademoiſelle Noblet, die Tänzerin, die ihre Kunſt zur größten Zufriedenheit des Habitués des Londoner wie des Pariſer Opernparketts ausübte. Seine Lordſchaft gab ein Vermögen für ſie aus; ſeine Geſchenke an Juwelen, Möbeln, Kleidern und Geld beliefen ſich auf mehr als eine Million Franken. Als Dank für all dieſe Freigebigkeit verlangte Lord Fife nichts weiter als die Schmeicheleien der Dame und ihre Verſicherungen, daß ihre Neigung ihm gehöre.

Von ausländiſchen Beſuchern des Salon des Étrangers waren die hervorragendſten: General Ornano, der Schwiegervater des Grafen Wa-

*) Hühnerhafard (Chickenhafard) bedeutet eigentlich ein Spiel mit kleinen Einſätzen; das kann hier aber wohl nicht der Fall geweſen ſein.

lewski, Pactot, Clary und die meiſten fremden Geſandten am Tuilerienhof, vor allen aber Blücher.

Marſchall Blücher war ein Prachtkerl, aber ein ſehr ungeſchliffener Diamant, mit den Manieren eines gemeinen Soldaten. Von dem Augenblick ſeiner Ankunft in Paris ging er jeden Tag in den Salon, wo er mit den höchſten Einſätzen Rouge-et-Noir ſpielte. Solange der Marſchall in Paris weilte, war der Salon ſtets gedrängt voll von Leuten, die eigens kamen, ſeinem Spiel zuzuſehen. Sein Benehmen beim Spielen war alles, nur nicht gebildet, und wenn er verlor, ſo fluchte er deutſch auf das ganze Franzoſenpack und ſchoß wütende Blicke auf die Croupiers. Für gewöhnlich brachte er es fertig, alles zu verlieren, was er bei ſich hatte, ebenſo alles Geld, das ſein Diener, der im Vorzimmer wartete, als Reſerve mitführte. Ich habe ihn aufmerkſam beobachtet und erinnere mich noch ſehr wohl ſeines Verfahrens beim Spiel. Er fuhr mit der rechten Hand in die Taſche, holte mehrere Rollen Napoleons heraus und warf ſie auf Rot oder Schwarz. Wenn er den erſten Schlag gewann, ließ er ſtehen; aber wenn dann der Croupier darauf aufmerkſam machte, daß die Bank nicht mehr als zehntauſend Franken hielte, dann brüllte Blücher wie ein Löwe und ſtieß in ſeiner geliebten Mutterſprache Flüche aus, die in engliſcher Überſetzung ohne Zweifel in Billingsgate großen Erfolg gehabt hätten; zum Glück wurden ſie nicht beachtet, da ſie von den Zuſchauern nicht verſtanden wurden.

Um jene Zeit liefen Gerüchte um — und ſogar nicht unbegründete — daß Blücher und Wellington auf geſpanntem Fuß miteinander ſtünden. Die Preußen wollten die Jenabrücke in die Luft ſprengen; aber der Herzog ſchickte ein Bataillon von unſerm Regiment ab, dies zu verhindern, und die preußiſchen Pioniere, die ſchon die Brücke unterminierten, wurden höflich nach Hauſe geſchickt. Dieſer Vorfall verurſachte eine gewiſſe Mißſtimmung zwiſchen den Oberkommandierenden. Eine Art von Kongreß, beſtehend aus den Kaiſern von Öſterreich und Rußland, dem König von Preußen, Blücher und Wellington, trat im Miniſterium des Auswärtigen, am Boulevard, zuſammen. Nach vielem Lärm erklärte endlich der Herzog von Wellington nachdrücklich, wenn irgend ein Baudenkmal zerſtört würde, ſo wolle er mit der engliſchen Armee aus Paris abziehen. Dieſe Drohung

hatte die gewünſchte Wirkung.*) Trotzdem legte Blücher den armen Pariſern ſchwere Kriegsſteuern auf, und ſeine Truppen wurden neu gekleidet. Die Bank von Frankreich erhielt einen nicht mißzuverſtehenden Wink, dem Marſchall mit hunderttauſend Franken oder ſo beizuſpringen; dieſe Zwangsanleihe bei der Bank wurde die Veranlaſſung zu Blüchers Abberufung, die auf beſonderen Befehl des Königs von Preußen erfolgte. Von allen Pariſern ſah wohl nur der Beſitzer des Salon des Étrangers den Marſchall mit Bedauern ſcheiden.

Im Salon des Étrangers ſtand wie im Crokfordklub in London ein ausgezeichnetes Souper allnächtlich koſtenlos für jeden Gaſt bereit, der Appetit verſpürte. Die bevorzugten Spiele waren Rouge-et-Noir und Haſard; das erſtere brachte einen ungeheueren Gewinn, denn es wurden nicht nur die enormen Betriebskoſten davon gedeckt, ſondern die Unternehmer zahlten auch noch jährlich eine ſehr bedeutende Summe an die Gemeindeverwaltung von Paris.

Ich weiß nicht ganz genau, ob es im Salon des Étrangers oder in einer anderen Spielhölle war, wo ein engliſcher Oberſt auf Halbſold ſeinen letzten Heller verlor. Er beſchloß, ſich ſelbſt umzubringen, zugleich aber auch alle jene, die an ſeinem Ruin ſchuld wären. Zu dieſem Zweck legte er eine Doſe voll Knallpulver unter den Spieltiſch und zündete es an; es explodierte auch, zum Glück aber, ohne einen Menſchen zu verwunden. Die Polizei verhaftete den Oberſt und ſetzte ihn ins Gefängnis; durch die menſchenfreundliche Verwendung des britiſchen Botſchafters, Lord Granville, kam er aber frei und wurde nur als wahnſinnig aus Frankreich verwieſen.

Nicht alle Spieler freilich nahmen ihr Schickſal ſo tragiſch; es gab unter den Stammgäſten des Salon des Étrangers mehrere, die ihren Verluſt

*) Auch der preußiſche Geſandte beim König von Frankreich, Graf von der Goltz, der früher Blüchers Adjutant geweſen war, hatte, im Namen des Fürſten Talleyrand, um Erhaltung der Brücke gebeten, aber von Blücher folgendes Schreiben erhalten: „Die Brücke wird geſprengt, und ich wünſche, Herr Talleyrand ſetzte ſich vorher darauf. Wie kann dieſer verächtliche Menſch die Brücke ein koſtbares Monument nennen? Unſere Nationalehre erfordert die Vernichtung dieſes zu unſerer Beſchimpfung errichteten Denkmals. Ew. Hochgeboren werden mich verbinden, wenn Sie dieſe Meinung zur Kenntnis des Herrn Talleyrand bringen.“ Darauf erhielt der preußiſche Stadtkommandant Pfuel den Befehl, „allen Einwendungen, ſelbſt von engliſcher Seite, gar kein Gehör zu geben, und nur dahin zu ſtreben, dieſe Arbeit (die Sprengung) in kürzeſter Friſt zu beendigen.“ (Dr. Fr. Nigger, Fürſt Blücher von Wahlſtatt, Seite 269.)

nicht nur gleichmütig ertrugen, ſondern ſogar noch genügend guten Humor für einen luſtigen Streich behielten. Zu dieſen gehörte George Talbot, ein Bruder des Earls of Shrewsbury; er war einer der Tollſten unter den Tollen, ſtreute, ohne zu rechnen, mit vollen Händen ſein Geld aus, und ſuchte daher oft neue Hilfsquellen an den Spieltiſchen des Salon des Étrangers, wo er natürlich ſchließlich bis auf die letzte Feder gerupft wurde.

Talbot hatte vergeblich alle üblichen Mittel verſucht, ſeinen leeren Geldbeutel wieder zu füllen. Er war römiſch-katholiſch wie die meiſten Mitglieder ſeiner Familie, die zu den älteſten Englands gehört. Er beobachtete daher regelmäßig alle gottesdienſtlichen Vorſchriften ſeiner Kirche und war mit der ganzen höheren Geiſtlichkeit von Paris bekannt. Es war daher nicht weiter wunderbar, daß er beſchloß, ſich ſeinem Beichtvater anzuvertrauen, ſein Gewiſſen zu entlaſten und zu gleicher Zeit beim frommen Pater Rat zu ſuchen, wie er wohl am beſten wieder vor den Wind kommen möchte. Er beſchrieb alſo ſeine Lage bis in die geringſten Einzelheiten und fragte den Prieſter, auf welche Weiſe er wohl ſeine Schulden bezahlen und eine Summe Geldes zur Heimreiſe bekommen könnte. Der Beichtvater ſchien gerührt von ſeinem Klagebericht, dachte lange nach und empfahl ihm ſchließlich, auf die Vorſehung zu vertrauen. Talbot ſchien dieſen freundlichen Rat für ſehr gut zu halten und verſprach, in ein paar Tagen wieder vorzuſprechen. Er machte dieſen zweiten Beſuch und jammerte wieder über ſeine Lage. Der Prieſter hörte ihn, wie das erſte Mal, mit großem Bedauern an, empfahl ihm aber wiederum nur, auf die Vorſehung zu vertrauen. Talbot ging ganz niedergeſchlagen fort; ſeine Hoffnung auf augenblickliche Hilfe aus der Not war ſichtlich nur ſehr gering. Nach wenigen Tagen aber kam er wieder zu ſeinem Beichtvater, augenſcheinlich in ſehr gehobener Stimmung, und lud den würdigen Abbé ein, mit ihm im Rocher du Cancale zu ſpeiſen. Dieſe Einladung wurde mit Freuden angenommen, denn der fromme Herr zweifelte nicht, daß ihm alle Delikateſſen des Landes würden vorgeſetzt werden, und hiergegen hatte er, wie ſeine meiſten geiſtlichen Brüder, durchaus nichts einzuwenden. Seine Erwartung hatte ihn auch nicht betrogen, das Eſſen war auserleſen, das Beſte, was das Haus bieten konnte, wurde ihnen aufgetragen, und mit herzlicher Hingabe widmete der gute Abbé ſich der Vertilgung der dargebotenen leckeren Sachen. Zum Beſchluß der Mahl-

zeit erſchien natürlich die Rechnung, und da mußte der ehrwürdige Gaſt zu ſeinem ſchmerzlichen Erſtaunen den jungen Talbot erklären hören, er ſei völlig auf dem Trockenen, und zwar ſchon ſeit langer Zeit, aber bei dieſer Gelegenheit, wie bei allen anderen, wolle er nach dem Rate des Herrn Abbé auf die Vorſehung vertrauen.

Abbé Pecheron erholte ſich endlich von ſeiner überraſchung und lachte herzlich über Talbots Unverſchämtheit, da er im Grunde ein freundliches und gutes Gemüt hatte. Er fühlte auch, daß er dieſen Denkzettel wohl verdient hatte, zog ſeine Börſe und bezahlte die Rechnung. Außerdem tat er, was er gleich zu Anfang hätte tun ſollen, er ſchrieb an Talbots Verwandte und erwirkte ihm die Mittel, Paris zu verlaſſen und in die Heimat zurückzukehren, wo er in Zukunft einen ſolideren Lebenswandel führte.

Indem ich mir meine Erinnerungen an den Salon des Etrangers, wie er im zweiten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts war, zurückrufe, ſehe ich vor mir die edelgeſchnittenen Züge und die ritterliche Geſtalt des ungariſchen Grafen Hunyady, des größten Spielers jener Tage, der damals die ganze Geſellſchaft in Aufregung brachte. Er kam ſehr in Mode: ſeine Pferde, ſein Wagen, ſein Haus galten als die höchſte Vollendung des Geſchmacks, ſein gutes Ausſehen wurde allgemein bewundert. Es gab Damenmäntel à la Huniade und der berühmte Borel vom Rocher de Cancale benannte neue Gerichte nach dem großen Ungarn. Hunyadys Glück war lange Zeit wunderbar; keine Bank konnte ſeinem Angriff widerſtehen, und ſein Gewinn muß ſich annähernd auf zwei Millionen Franken belaufen haben. Sein Benehmen war auffallend ruhig und höchſt vornehm; er ſaß augenſcheinlich ganz gleichmütig da, die rechte Hand in ſeinem Rockbuſen, während Tauſende von dem Fallen einer Karte oder dem Rollen eines Würfels abhingen. Sein Kammerdiener vertraute indeſſen einem indiskreten Freund an, daß ſeines Herrn Nerven nicht ſo eiſern wären, wie er die Leute glauben machen wollte, daß vielmehr der Graf am Morgen die blutigen Spuren ſeiner Nägel trüge, die er bei einer gefährlichen Wendung des Spiels vor Aufregung ſich in das Fleiſch ſeiner Bruſt drückte. Die Pariſer Straßen waren zu jener Zeit nicht ſehr ſicher; infolgedeſſen wurde der Graf gewöhnlich von zwei Gendarmen nach ſeiner Wohnung geleitet, um ihn vor einem räuberiſchen überfall zu ſchützen.

Hunyady war nicht vernünftig genug — welche Spieler wären auch vernünftig? — Paris mit ſeinem großen Gewinn zu verlaſſen, ſondern ſpielte Tag und Nacht weiter. Das Glück erklärte ſich gegen ihn, und er verlor nicht nur alles gewonnene Geld, ſondern auch einen ſehr großen Teil ſeines eigenen Vermögens dazu. Er borgte ſich ſchließlich zur Heimreiſe nach Ungarn fünfzig Pfund Sterling von dem wohlbekannten Tom Garth, der ſonſt ſelbſt auch mehr zu den Geldborgern als zu den Geldverleihern gehörte.

Die Preußen in Paris*)

Die Franzoſen hatten 1806 nach der Schlacht bei Jena ſo ſchlimm gehauſt, daß die Preußen geſchworen hatten, wenn ſich nur eine Gelegenheit böte, ſo wollten ſie die Grauſamkeiten, die Erpreſſungen und die harte Behandlung ihrer Hauptſtadt an Frankreich rächen. Und ſie hielten ihr Wort.

Ich ſah eines Tages ein preußiſches Regiment die Rue St. Honoré entlang marſchieren, als ein halbes Dutzend Fiaker in ruhiger Fahrt die entgegengeſetzte Richtung heraufkamen; plötzlich traten mehrere preußiſche Soldaten aus dem Glied und knufften mit ihren Gewehrkolben die armen

*) Aus dem folgenden geht hervor, daß Gronow keineswegs ein Freund der Preußen war, und da von den Ausſchreitungen der letzteren nur wenig bekannt ſein dürfte, erſcheint es umſomehr angebracht, hiezu allgemeine Belege aus deutſchen Werken zu erbringen. Nach Dr. Friedrich Fouther: „Fürſt Blücher von Wahlſtatt," Seite 299 heißt es in einem Tagesbefehl Blüchers vom 5. Juli: „Es wird in dieſen Tagen alles angewendet, um die Ordnung und Zucht wieder herzuſtellen." Dr. Wilhelm Zimmermann ſchreibt in den „Befreiungskämpfen der Deutſchen": „Frankreich wurde von den Siegern überſchwemmt, und ihre Scharen hauſten mit allem Übermut und aller Grauſamkeit, mit Brut und Brand und Bedrückungen jeder Art, wie es kaum je die Franzoſen als Sieger in andern Ländern gemacht hatten." In Montgelas Denkwürdigkeiten des bayeriſchen Staatsminiſters Max Graf von Montgelas, Seite 490, leſen wir: „Es erhoben ſich vielfältig Klagen gegen unſere (bayeriſchen) Soldaten, welche man als die undiſziplinierteſten unter allen darſtellte, welche zu den in Frankreich befindlichen europäiſchen Heeren gehörten — — Fürſt Wrede ſuchte ſeine Leute zu rechtfertigen, allein in dem Bericht, den er über dieſe Vorfälle an ſeinen Hof erſtattete, entwirft er ſelbſt ein Bild von dem bei der Armee eingeſchlichenen Mangel an Diſziplin und Subordination, welcher ſehr bedenklich erſcheint und beweiſen dürfte, daß die in Frankreich erhobenen Beſchuldigungen keineswegs unbegründet waren.

Kutſcher von den Böcken herunter. Ich ſchämte mich natürlich bei dieſem Anblick. Da ich in Uniform war, traten mehrere Franzoſen an mich heran und erſuchten mich, dem Herzog von Wellington von dieſem Vorfall Meldung zu machen. Ich konnte ihnen nichts anderes ſagen, als daß dieſes keinen Zweck haben würde, worauf ſie einſtimmig ausriefen, wir Engländer müßten erröten, daß wir mit Menſchen von ſolcher Roheit Freundſchaft und Bündnis hielten.

Eines Nachmittags erſchienen mehr als hundert preußiſche Offiziere in den Galerien des Palais Royal, drangen in alle Läden ein, beſchimpften die Frauen, ſchlugen die Männer, zertrümmerten alle Fenſterſcheiben und kehrten das oberſte zu unterſt. Ihr Benehmen ging wirklich über alle Begriffe. Der Vorfall wurde dem Lord James Hay gemeldet, der auf der Wache im Palais Royal war. Er eilte herbei und kam gerade dazu, wie ein Trupp franzöſiſcher Gendarmen auf die Preußen, die inzwiſchen nach dem Garten gezogen waren, Feuer geben wollte. Er rief eiligſt ſeine Leute heraus, trat zwiſchen die Gendarmen und die Offiziere und ſagte, er würde auf die Partei, die ſich zuerſt rührte, ſchießen laſſen. Einige von den Preußen gingen darauf ruhig zu ihm und ſagten:

„Wir haben alle gelobt, die Beſchimpfungen, die die Franzoſen auf unſere Berliner Landsleute gehäuft haben, an den Pariſern zu vergelten. Wir haben unſer Gelübde erfüllt und wollen uns jetzt zurückziehen."

Nichts läßt ſich mit dem bitteren Haß vergleichen, der zwiſchen den Franzoſen und den Preußen herrſchte und herrſcht.

Engländer und Preußen

Des Herzogs von Wellington Benehmen gegen die Pariſer war freundlich und achtungsvoll. Er begnügte ſich damit, das Boulogner Wäldchen und die beiden Vorſtädte La Villette und La Chapelle St. Denis zu beſetzen. Blücher war nicht ſo rückſichtsvoll gegen die Franzoſen. Seine Truppen waren in alle Häuſer eingelegt, und die Einwohner mußten ſie nicht nur verpflegen, ſondern auch neu kleiden. Er gab einen Befehl an die Behörden

aus, den ich ſelbſt geſehen und noch deutlich im Gedächtnis behalten habe. Darin verlangte der Marſchall für jeden Soldaten: eine Bettſtelle mit einer wollenen Matratze, einer neuen Wolldecke, zwei Bettüchern und einem Kiſſen. Als Verpflegung erhielt jeder Mann täglich: zwei Pfund gutes Brot, ein Pfund Schlachtfleiſch, eine Flaſche Wein, ein Viertelpfund Butter, ebenſoviel Reis, ein Glas Branntwein und etwas Tabak.*) Die preußiſche Kavallerie wurde auch nicht vergeſſen; jedes Pferd bekam täglich zehn Pfund Hafer, ſechs Pfund Heu und ebenſoviel Stroh. Blüchers Generale nahmen alle die beſten Häuſer im Faubourg St. Germain in Beſchlag, General Thielmann das des Marſchalls Ney, deſſen Silberzeug, Wagen und Pferde er ſich aneignete. Andere preußiſche Generale verfuhren in ähnlicher Weiſe.

Das ruſſiſche und das öſterreichiſche Heer mit den beiden Kaiſern rückten bald nach unſerer Ankunft in Paris ein. Die Kaiſer befolgten in mancher Hinſicht das Blücherſche Verfahren; ſie weigerten ſich, ihre Soldaten in den großen und geſunden Kaſernen unterzubringen, die zu deren Aufnahme bereitſtanden; ſie legten ſie lieber in Bürgerquartiere zu friedlichen Kaufleuten und Handwerkern, die von ihnen oft in der rückſichtsloſeſten Weiſe mißhandelt und ausgeplündert wurden. Wellingtons Armee bezahlte für alles, was ſie gebrauchte. Blücher dagegen drohte ſogar die Bank von Frankreich in Beſitz zu nehmen und wurde an der Ausführung dieſer Drohung nur durch das kluge Einſchreiten des Herzogs verhindert.

Eines Tages befand ſich ganz Paris vor Staunen in einer dumpfen Betäubung. Der preußiſche Oberkommandierende Müffling, der im Stadthaus reſidierte, verlangte vom franzöſiſchen Präfekten eine ſehr große Summe Geldes und ſchickte einen Offizier mit hundert Mann ab, um dieſem Verlangen mehr Nachdruck zu geben. Der Präfekt hatte das Geld nicht; die Folge war, daß man ihn nach dem Hotel de Ville ſchleppte, wo General Müffling ihn als Gefangenen behielt, in der Abſicht, ihn am nächſten Morgen

*) Gronow hat offenbar ein ſehr gutes Gedächtnis. Nach Dr. Friedrich Förſter: Fürſt Blücher von Wahlſtatt, Seite 298, beſtand die tägliche Portion aus „zwei Pfund Brot von Weizen- oder Roggenmehl, einem Pfund friſchen Fleiſch, einer Unze Salz, drei Unzen Reis, drei Unzen Butter, einem halben Liter Wein, einem Deziliter Branntwein, einer Unze Rauchtabak.“ Zur Lagerſtelle gehörten: „eine Matratze, ein Kopfpolſter, eine wollene Decke und zwei Laken von Leinwand.“

als Geiſel nach Berlin zu ſchicken, wo er bleiben ſollte, bis das Geld an den preußiſchen Staatsſchatz bezahlt wäre.*)

Die Rettung der Jenabrücke

Als Blücher beſchloſſen hatte, den Pont d'Jéna mit Pulver in die Luft zu ſprengen, eilte einer von den alten Generalen des Kaiſerreichs nach den Tuilerien, erbat ſich Audienz beim König und berichtete, was er von den Abſichten der Preußen wußte. Louis geriet in einen großen Zorn und rief aus: „Was für ein Vandalismus! Ich will mich lieber ſelbſt auf die Brücke ſtellen und in die Luft fliegen, als daß ein ſo ſchönes Baudenkmal zerſtört wird."

Der König ſandte den Herzog von Guiche zu Wellington, um ihm Meldung zu machen, worauf unſer erlauchter Führer ſofort ſein Pferd befahl und nach dem Biwak unſerer Garde im Bois de Boulogne galoppierte. Er gab Sir P. Maitland Befehl, die Preußen unter allen Umſtänden von der Brücke zu vertreiben, nötigenfalls ſogar von den Bajonetten Gebrauch zu machen. Als die Garden an die Brücke kamen, fanden ſie die preußiſchen Pioniere ſchon fleißig beim Minenlegen. Da die Herren Preußen jedoch ſahen, daß wir übles im Sinn hatten und unſere Gewehre mit Kugeln luden, ſo packten ſie in fünf Minuten — längere Friſt wurde ihnen nicht bewilligt — all ihre Spitzäxte und anderen Werkzeuge zuſammen und marſchierten ruhig ab, zum großen Ärger ihres Offiziers und zum tötlichen Verdruß des Marſchalls Blücher, der es Wellington nie verzeihen konnte, daß er ſeine Abſicht durchkreuzt hatte.

*) „Feldmarſchall Blücher hat jetzt ſchon für zweckmäßig erachtet, Paris allein mit einer Kriegsſteuer von hundert Millionen Franken zu belaſten, und die vornehmſten Bankiers der Stadt zu bedrohen, daß er ſie als Geiſeln behandeln werde, ſolange dieſe Summe nicht bezahlt und für die vollſtändige Equipierung einer Armee von hunderttauſend Mann nicht geſorgt ſein werde." Friedr. von Gentz: Öſterreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, Seite 684.) Gentz irrt ſich hier in der Zahl von hundert Millionen; dieſe wurden von Frankreich gefordert, von Paris nur zwei Millionen.

Vae victis!

Als unſere Garde in der Stadt St. Pont Maixaus, ungefähr vierzig Meilen von Paris, ankam, ſchickte unſer Adjutant mich aus, mir für mich und meinen Burſchen ſelber Quartier zu ſuchen. Dicht bei einem Wäldchen ſah ich ein großes Bauernhaus; ich trat ein, konnte aber keine Menſchenſeele entdecken. Mein Burſche ging die Treppe hinauf, kam zu mir zurück und berichtete, der Bauer läge im Bett mit furchtbaren Verwundungen von unzähligen Säbelhieben. Wirklich war er mehr tot als lebendig, doch vermochte er auf meine Frage nur zu berichten: in der Nacht vorher wären die Preußen dageweſen. Sie hätten ſeine drei Töchter vergewaltigt und mitgeſchleppt, ſeine Wagenpferde und alles Vieh fortgenommen und ſchließlich, weil er ihnen kein Geld geben konnte, ihn auf dem Bett feſtgebunden, mit ihren Säbeln über die Schienbeine geſchlagen und ihn ohnmächtig vor Schmerz und Blutverluſt liegen laſſen. Als ich weiter nachfragte, erzählte er, wahrſcheinlich wären einige von den Preußen noch im Keller. Ich befahl meinem Diener, ſein Gewehr zu laden, ein Licht anzuzünden und mich mit der Laterne nach dem Keller zu begleiten. Wir fanden dort wirklich einen betrunkenen preußiſchen Soldaten in einer Weinlache neben den von ihm und ſeinen Kameraden angezapften Fäſſern liegen. Als er uns ſah, ſprang er mit einem deutſchen Fluch auf und ſchlug mit dem Säbel nach meinem Burſchen, der aber den Hieb parierte. In einem Augenblick hatten wir den Halunken gebunden und brachten ihn mit vorgehaltener Bajonettſpitze vor den armen Bauern, der in ihm einen von den Leuten erkannte, die ſeine unglücklichen Töchter geſchändet und nachher ihn ſelbſt verwundet hatten. Wir übergaben den Gefangenen unſerem Profos, der ihn ins preußiſche Hauptquartier ablieferte, wo der Kerl ſofort erſchoſſen wurde.

Haß der franzöſiſchen Bauern gegen die Preußen

Den vorſtehenden Geſchichten reiht ſich paſſend ein anderer Vorfall an, der allerdings zeitlich etwas früher liegt. In der blutigen Schlacht bei Châ-

teau-Thierry im Jahre 1814, bei der ſich Napoleon als der genialſte Feldherr erwies, hatten die Franzoſen den Preußen ihre ſämtlichen Geſchütze mit aller Munition abgenommen und mehrere tauſend Gefangene gemacht. Nach der Schlacht rückte General Belliard, der die Vorhut befehligte, in Château-Thierry ein und bemerkte in der Hauptſtraße, die er mit ſeinem Stabe durchritt, ein entſetzliches Schauſpiel. Die Preußen hatten vor der Schlacht die Stadt beſetzt gehalten und ſo furchtbare Grauſamkeiten begangen, daß die Einwohner von raſender Wut gegen ſie erfüllt waren. Als der Kampf ſich zugunſten der Franzoſen wandte, nahm daher der Pöbel die barbariſchſte Vergeltung an jedem Preußen, der ihm, verwundet oder nicht, in die Hände fiel.

Das erſte, was General Belliard ſah, war eine Gruppe von raſenden Weibsbildern, die mit von Blut rauchenden Händen ihre Meſſer ſchwangen und eifrig dabei waren, die verwundeten Soldaten zu töten. Der General und ſein Gefolge konnten nur mit größter Mühe dieſer Greuelſzene ein Ende machen. Die Weiber, die eher Furien als menſchlichen Weſen glichen, warfen ſich dem General entgegen und riefen, ſie wären von den Deutſchen aufs ſchändlichſte mißhandelt worden; dieſe hätten nicht nur alles geplündert, ſondern auch alle Weiber, jung wie alt, geſchändet und ihre Männer mit kaltem Blut getötet.

„Ja, General!" rief eine von den Furien, „ich habe dieſe Schlächterei angefangen, und ich will ſie zu Ende führen!" Und vor ſeinen Augen ſtieß ſie einem armen Gefangenen ihr Meſſer ins Herz.

Les Anglaises pour Rire

Sämtliche Pariſer Theaterdirektoren hatten Befehl erhalten, zu jeder Vorſtellung einer gewiſſen Anzahl von Soldaten des Okkupationsheeres freien Eintritt zu gewähren. Eine Abteilung von unſerer Garde, beſtehend aus einem Sergeanten und einigen Gemeinen, ging eines Abends in das Théâtre des Variétés am Boulevard, wo eine Poſſe, betitelt: „Die lächerlichen Engländerinnen" von Potier und Brunet ganz ausgezeichnet geſpielt wurde. Natürlich erſchienen in dieſem Stück einige Engländerinnen in ſehr karikaturenhafter Darſtellung, und hierüber entrüſteten unſere Soldaten ſich

dermaßen, daß der Sergeant und ſeine Leute ſich entſchloſſen, den Fortgang der Aufführung zu verhindern. Sie ſtürmten plötzlich die Bühne und brauchten Gewalt gegen die Schauſpieler, die ſie denn auch ſchließlich in die Flucht trieben. Es wurde Polizei gerufen, und die Gendarmen verſuchten törichterweiſe, unſere Leute zu verhaften, bemerkten aber bald, daß ſie an die Unrechten geraten waren, denn ſie wurden ſelber angegriffen und aus dem Theatergebäude gejagt. Auf den Boulevards ſammelte ſich eine große Menſchenmenge, die ſich aber bald zerſtreute, als man erfuhr, daß engliſche Soldaten entſchloſſen wären, die Verhöhnung ihrer Landsmänninnen um jeden Preis zu verhindern.

Man muß bedenken, daß den Pariſern gegen die fremden Eroberer kein anderes Vergeltungsmittel zu Gebote ſtand, als ſie lächerlich zu machen; die Engländer nahmen das denn auch gewöhnlich mit gutem Humor hin und lachten nur über die drolligen Übertreibungen jener Poſſe.

Engliſche und franzöſiſche Soldaten

Auf dem großen Jahrmarkt des Boulevard du Temple beobachtete ich folgenden Vorfall: Während Policinell ſeine Späſſe trieb, machte ein kleiner buckliger Mann viel Lärm und beläſtigte die Umſtehenden. Zwei Offiziere, mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Bruſt, ärgerten ſich über den Burſchen und erſuchten ihn ruhig zu ſein, worauf er anfing zu ſchimpfen und ſie verfluchte Bonapartiſten nannte. Dieſes Beiwort hatte damals einen unangenehmen Klang, denn es war kein Vorteil, wenn man für einen Anhänger des gefallenen Kaiſers galt. Der größere von den beiden Offizieren packte, ohne weiter ein Wort zu ſagen, plötzlich den Zwerg am Kragen, ſetzte ihn ſich auf die Schulter und trug ihn zum Beſitzer des Puppentheaters, dem er ihn mit den Worten überreichte: „Da haben ſie Ihren Policinell wieder; er hatte ſich zwiſchen unſere Beine verlaufen."

Unſere Soldaten, die dieſen derben, aber wohlverdienten Scherz mitanſahen, brachten dem franzöſiſchen Offizier ein dreifaches Hoch. Dieſe Sympathiekundgebung ſeitens eines Feindes tat gute Wirkung, denn es führte die Beſiegten zu freundlicheren Gefühlen; und wir kamen ſchließlich in ein aus-

gezeichnetes Verhältnis zu unſeren tapferen früheren Feinden, die durch das Kriegsunglück um Rang und Brot gekommen waren und uns allen leid taten wegen der Verdammungsurteile, die von ſo vielen über ſie ausgeſprochen wurden.

Ein Trinkſpruch

Eines Tages hatten wir die Ehrenwache für den Kaiſer von Rußland zu ſtellen, und es wurde uns bei dieſer Gelegenheit in derſelben Weiſe, wie es in St. James üblich iſt, ein Mahl vorgeſetzt. Kurz vor dem Eſſen berichtete unſer Adjutant dem Oberſt, daß wir vier ruſſiſche Generale in Gewahrſam hätten. Wir ließen ſie durch Kaptain Vernon einladen, an unſerer Mahlzeit teilzunehmen, was ſie gerne annahmen. Während des erſten Ganges fragte Vernon ſie aus Neugierde, weshalb ſie eigentlich Arreſt hätten, und bekam die Antwort, der Zar ſei nicht mit dem Marſch ihrer Leute bei der letzten Parade zufrieden geweſen. Hierauf füllte Vernon ſein Glas bis zum Rande und rief:

„Nieder mit allen Tyrannen, und — Vive Napoleon!"

Die ruſſiſchen Generale ſaßen da wie vom Donner gerührt und bemerkten, wenn ſie den vorgeſchlagenen Toaſt tränken, ſo würde ihnen das ihre Köpfe koſten.

Zwei Tage darauf wurden wir Offiziere der Wache zum Herzog von Wellington beſchieden und von ihm gefragt, was das alles zu bedeuten hätte. Nachdem er uns angehört hatte, ſagte der Herzog, er hoffe, daß wir uns künftighin der Anſpielungen auf Bonaparte enthielten, denn, da Ludwig der Achtzehnte als König von Frankreich proklamiert ſei, ſo wäre eine Erwähnung des gefallenen Helden nicht nur unpolitiſch, ſondern könnte auch leicht zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben. Übrigens wolle er ſelbſt den Kaiſer von Rußland aufſuchen und den Hergang erklären.

Der Kaiſer von China

Zar Alexander erzählte gern eine Geſchichte, die ihm ſelbſt und dem König von Preußen 1815 in Paris paſſierte. Sie waren miteinander nach

dem Palais Royal geſchlendert, das damals von zahlreichen ſchmalen Straßen und Gängen umgeben war, und befanden ſich auf ihrem Rückweg nach den Tuilerien plötzlich in einem Labyrinth, aus dem ſie ſich nicht herausfinden konnten. Der Zar ſprach daher einen wohlgekleideten Mann mit dem Ludwigskreuz an und fragte ihn nach dem nächſten Weg zu den Tuilerien. Die Antwort lautete: „Ich gehe ſelbſt dorthin und will Sie gerne begleiten. Wollen Sie mir das Vergnügen machen und mir ſagen, wen ich zu führen die Ehre habe."

„Ich bin der Kaiſer von Rußland."

Der Herr nahm dieſe Antwort mit einem ungläubigen Lächeln auf, fragte aber weiter:

„Und wer iſt Ihr Herr Begleiter?"

„Der König von Preußen."

„Aber wollen Sie mir, bitte, auch ſagen, wem ich für ſeine Höflichkeit verbunden bin?"

„Oh, ich bin der Kaiſer von China" verſetzte der Pariſer.

Die Unterhaltung wurde darauf ſehr einſilbig, denn der Franzoſe hatte augenſcheinlich keine Luſt, noch weiter aufgezogen zu werden.

Als ſie aber bei den Tuilerien ankamen, wurde Generalmarſch geſchlagen, die Soldaten präſentierten, die Offiziere zogen ihre Hüte ab — dies alles zur größten Verblüffung des angeblichen Beherrſchers des Himmliſchen Reiches, der nun überzeugt war, daß ſeine Begleiter begründetere Anſprüche auf einen Herrſcherthron hätten als er ſelbſt. Als die beiden hohen Herren ſich umdrehten, um ihrem „Führer, Philoſophen und Freund" zu danken, fanden ſie, daß er ſich ebenfalls in ein Inkognito gehüllt hatte. Denn er war verſchwunden.

Der Zar und das Apfelmädchen

In der Nähe der Tuilerien war ein kleiner Markt, wo Äpfel, Spielzeug, Kuchen und dergleichen feilgehalten wurden.

Eines Tages kam der Zar Alexander auf einem Spaziergang über dieſen Platz; ein ſehr hübſches Mädchen, das in einer der Buden Äpfel verkaufte,

ſtarrte ihm ſo unverwandt ins Geſicht, daß es ihm auffiel und er ſie nach dem Grunde fragte.

„Ich ſehe Sie an, mein Herr," antwortete ſie, „weil ſie das leibhaftige Ebenbild des Kaiſers von Rußland ſind; Sie können aber dieſer hohe Herr nicht ſein, ſonſt würden Sie ſich nicht herablaſſen, mit einem armen Apfelmädchen zu ſprechen."

Der Selbſtherrſcher aller Reußen erwiderte:

„Ob ich nun der Kaiſer bin oder nicht, ſeien Sie jedenfalls ſicher, liebes Kind, daß ich mein Herz verlieren würde, wenn ich lange in Ihrer Geſellſchaft verweilte. Aber können Sie mir die Adreſſe des ruſſiſchen Kaiſers ſagen?"

Damit drückte er ihr einen Louisdor in die Hand. Sie übergab ihren Stand einer Freundin und erklärte ſich bereit, den großen Herrn, der ſich ſelbſt ſuchte, zu begleiten. Bei ſeinem Hotel angekommen, bat er ſie mit einzutreten.

„Nein, mein Herr; ich habe Ihnen des Kaiſers Wohnung gezeigt, und ich denke, mehr wünſchten Sie ja wohl nicht. Alſo guten Morgen, mein Herr!"

„Nein, nein, das iſt noch nicht alles, mein kleiner Engel; nun mußt du mir noch ſagen, wo du wohnſt!"

„Oh, ich bin immer bei meinem Apfelſtand zu treffen, mein Herr."

Das Ende vom Liede war, daß das Mädchen ihren Weg nach St. Petersburg fand, wo ſie einige Zeit unter dem ganz beſonderen Schutze des Zaren ſtand; ſie heiratete ſpäter einen Großen des Reiches und wurde die Mutter des Mannes, der im Krimkriege die erſte Rolle ſpielte.

Königin Luiſe

Sehr geehrte Redaktion!

Gewiß wird es immer unmöglich bleiben, über eine Perſon, die auch nur mit einem Teil ihres Weſens der patriotiſchen Legende angehört, völlige Einigung zu erzielen. Je nachdem zur Information die Stimmen dieſer oder jener zeitgenöſſiſchen Partei herangezogen werden, divergieren die Urteile. Herr Ludwig Thoma hat das Seinige über die Königin Luiſe von Preußen im erſten Februarheft niedergelegt, — wie ich überzeugt bin, geleitet von dem Unmut über einen beſtimmten Majeſtätsbeleidigungsprozeß, nicht etwa von dem Wunſch, eine Tote zu bemängeln, deren Name auch vielen Leſern des „März" teuer iſt.

Da dieſe Leſer oft zugleich Mitkämpfer in der Sache ſein dürften, die der „März" zum Siege führen will, wäre es doch vielleicht angebracht, die etwas abweichende Lesart, die inbetreff jener Frau nördlich des Maines, zugleich in den Kreiſen der Fachleute, zurzeit am verbreiteſten iſt, hier in ein paar Worten zu ſkizzieren, damit auch ſie in den Spalten des „März" vertreten ſei.

Unbedingt gibt ſie Herrn Ludwig Thoma darin recht, daß Königin Luiſe nicht alltäglich die preußiſche Niobe, nicht von Anbeginn das unbedingt ähnliche Urbild jener Nationalheiligen geweſen iſt, die nach den Freiheitskriegen im Andenken des preußiſchen Volkes fortlebte. Niemand ſoll erſtaunter über dieſe Volksdichtung geweſen ſein, als der eigne Gemahl, der die Heimgegangene nur zu gut als heiter, lebensluſtig, ſonnig auch nach der Kataſtrophe von 1806 noch gekannt hatte, — wozu nur die Einſchränkung zu machen iſt, daß es vor gewiſſen allzu Intimen überhaupt kein Genie gibt. Ebenſowenig paßt aber für Luiſen das Beiwort einer Armida, als die ſie Napoleon, der größte Bluffer des Jahrhunderts, der für ſeine Politik die

Spezialität der „nützlichen Lügen“ erfunden hatte, in ſeinem „Moniteur“ vor dem Gerichtshof Europas anklagte.

Ihr perſönliches Mißgeſchick beſtand in der Bindung an einen ſchwungloſen Hypochonder, der ſie nicht hob, ſondern herabzog und, ohne ihre Kräfte zu wecken, ihren Charakter zu läutern, ſich darauf beſchränkte, ſie fortwährend ins Wochenbett zu bringen. Darum hat ſie, die Frau, den preußiſchen Kaſtengeiſt zwar nicht gebrochen, weil ihr dieſe Aufgabe gar niemand gezeigt hatte; aber ſie hat ſich mit ihrer freien Anmut ihm auch nicht gefügt. Sie ſchon iſt in eine berliner Geſellſchaft mit den ſchlichten Worten eingetreten: „Entſchuldigen Sie, daß wir ſo ſpät kommen; mein Mann hatte noch zu tun.“ Recht eigentlich von ihr ſchreibt ſich die gute Tradition, die in der Familie des Enkels Friedrich nachher vorbildlich wurde, an faſt ſämtlichen europäiſchen Fürſtenhöfen den Zwang des Zeremoniells einſchränkte und aus prinzlichen Drahtpuppen wieder fröhliche Menſchen machte. Daß ſie im beſten Sinn auch Königin zu ſein verſtand, beweiſt andrerſeits der Ehrenſold, den ſie dem Dichter Heinrich von Kleiſt aus ihrer Privatſchatulle reichen ließ. Leider genoß dieſer Ärmſte, der die übliche Poetenmiſchung aus Überlegenheit und Hilfloſigkeit ſo ſehr zum eignen Schaden verkörperte, jene Gunſt auch nur bis zu der Schlacht von Jena. Den Irrtum, daß militäriſch bis dahin alles in Ordnung ſei, hat ſeine Gönnerin mit vielen Beſten des Staates geteilt; allein irren iſt menſchlich, und ſie war kein Fachmann.

Gewiſſe Denkwürdigkeiten, die unlängſt aus dem Leben eines märkiſchen Edelmannes erſchienen, ſollen in den von der Verlagshandlung leider aus höfiſcher Vorſicht unterdrückten Partien trotz alledem keinen Zweifel darüber laſſen, daß Luiſe im Lauf der Jahre gegen die Philiſtroſität ihres hohen Gemahls nicht blind blieb. Sie ging ziemlich ſoweit wie Marie Antoinette mit ihrem verächtlichen „le pauvre homme!“ Und da ſie von der Natur die Gabe, zu gefallen, mitbekommen hatte, mag ſie zuweilen der Verſuchung, auch den Wunſch danach zu hegen, gleich andern ſchönen Frauen nicht widerſtanden haben, übrigens ohne daß ſie jemals eine Pflicht verletzt hätte. Ganz beſtimmt iſt ſie nicht die Veranlaſſerin der Zuſammenkunft mit Napoleon geweſen. Der frivole Giftmichel Kalckreuth ſcheint dieſes klägliche Plänchen ausgeheckt, der unglaubliche Gatte es gutgeheißen zu haben. Von der

Königin ist, während sich die Vorbereitungen hinzogen, eine Äußerung überliefert: daß sie das, was sie sagen wollte, wohl auswendig könne (par cœur), aber es kaum so vorbringen dürfte, als ob sie gern dabei wäre (de cœur). Unlustig zu dieser ihr aufgedrungenen Unterredung, in der verzweifelten Hoffnung, etwas nützen zu können, hingefahren, hat sie vor Napoleon auf Kohlen gestanden und sich zerknirscht von ihm zurückgezogen.

Später freute sie sich darauf, nach den schrecklichen Demütigungen, den ungewohnten Strapazen und Entbehrungen zweier banger Jahre, aus der Enge des memeler Aufenthaltes der Einladung nach Petersburg folgen zu können, und begriff nicht gleich, weshalb der Freiherr vom Stein aus finanziellen Gründen dagegen war. Stein konnte hart sein bei solchen Gelegenheiten, nahm kein Blatt vor den Mund, und Luise fühlte sich verdutzt, beleidigt. Aber wer hatte sie jemals zu „sozialem Empfinden" erzogen? War sie selbständig? War sie verantwortlich? An Steins zweitem Sturz trug ihr Ärger indessen keinerlei Schuld. Stein stand längst im geheimen auf der Proskriptionsliste, seit sein unvorsichtiger Brief im September 1808 von den Franzosen aufgefangen und im „Moniteur" veröffentlicht worden war. Napoleon benutzte diesen Brief zunächst zu den von ihm beliebten Einschüchterungen und drang dann auf Entlassung des ihm anstößigen Ministers, den der König einfach nicht länger halten konnte, selbst wenn er es gewollt hätte. In allen Gnaden ist Stein Ende November des Jahres verabschiedet worden, wenn schon die Vermutung naheliegt, daß ein solcher „Monarch" gerade diesen Mann mit einem heimlichen Uff! der Erleichterung ziehen ließ.

Die Meinung geht dahin, daß das Exil in Petersburg die Königin nicht heitrer gestimmt, ihr das verlorene Gleichgewicht nicht wiedergebracht habe, daß sie ernster geworden und wenn auch (1810) nicht ausschließlich an gebrochenem Herzen, wie die Sage ging, so doch in verschärftem Bewußtsein der erlittenen Schmach, infolge der durch sie untergrabenen Widerstandskraft gegen eine Krankheit, gestorben sei. Die Preußen verehren in dieser liebenswürdigen, vom Schicksal so übel behandelten Frau heute noch die Mutter unsers ersten Kaisers. Aber sie war es auch, die eigenhändig den Leutnant von Hellwig dekorierte, der kurz nach der Schlacht von Jena durch einen kühnen Husarenhandstreich zehntausend Gefangene befreit hatte. Niemand bezweifelte, daß bei der poetischen Wandlungsfähigkeit ihrer echt weiblichen

Begabung sie die kriegerische Muse der Freiheitskriege geworden sein würde. Darum war ihr Geist mit den Männern und Jünglingen, die 1813 auszogen; der Volksinstinkt hatte in seiner Zuneigung durchaus das Rechte getroffen.

Wir Enkel bedurften dessen gewiß nicht, durch eine Säule zu Memel und die Ermunterung zu größerer Frömmigkeit in unserm Treueverhältnis zur Königin Luise aufgefrischt zu werden. Wir leiden vielleicht unter gewissen Verhunzungen des Preußentumes tiefer, als Ludwig Thoma durch sie gereizt wird. Die Kennzeichen jenes Betriebes, der vom alten Dessauer und den zwei großen Königen, denen er diente, geschaffen, durch Stein und Scharnhorst wiederhergestellt, durch Kaiser Wilhelm, Bismarck, Roon und Moltke erneuert wurde, waren Einfachheit, Kern, Realismus, etwas Barschheit zuweilen, doch Sachlichkeit vor allem. „Der York ist ein gift'ger Kerl," sagte Blücher, „aber wenn es gilt, beißt er an wie keiner." Man hat nie gehört, daß York oder Scharnhorst fortwährend ein Programm verkündet oder sonstwie dicke Worte geschwätzt hätten. Von gleichem Schlag waren fast alle Beamten.

Heut soll das preußische Rad sich wieder einmal drehen und will nicht; da bedarf es norddeutscher Schultern zum Ruck so gut wie süddeutscher. Drum wäre es schön, wenn gerade diese Elemente Frieden untereinander hielten. Norddeutschland wird nicht nur durch Feudale vertreten, noch weniger durch ein paar Schreihälse. Wenn Ludwig Thoma mal unsre Watterkant aufsuchen wollte, würde er an Ost- wie Nordsee unter den bedächtig redenden, nachdrücklichen, zu stiller Schalkheit neigenden Bauern und Seeleuten, doch auch unter den Studierten, gar manchen finden, zu dem er sich ein Zutrauen fassen könnte wie zu seinen stämmigen Ober- und Niederbayern, die er so warm in sein Herz geschlossen hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Gothus

Kiautſchou / Von Dr. F. Martin

Die ſoeben erſchienene Denkſchrift über die Entwicklung von Kiautſchou enthält einen Rückblick über das erſte Dezennium dieſes Schutzgebietes unter deutſcher Herrſchaft. Man hätte ſie auch betiteln können „vom chineſiſchen Fiſcherdorf bis zum oſtaſiatiſchen Welthandelsplatz.“ Es berührt den deutſchen Kolonialpolitiker wohltuend, wenn er endlich einmal auf einen vollen Erfolg auf ſeinem Gebiete hinweiſen kann. Doch laſſen wir den Bericht ſelbſt ſprechen. Er meldet zuerſt, daß heute Tſingtau eine abſolut moderne Hafen-Handelsſtadt iſt, die allen Anforderungen, die unſere Kultur in merkantiler, hygieniſcher und allgemein ziviliſatoriſcher Hinſicht nur ſtellen kann, entſpricht. Zahlen beweiſen hier wohl das meiſte. So iſt trotz der allgemeinen im Oſten als Folge des ruſſiſch-japaniſchen Krieges herrſchenden Depreſſion der Geſamthandel im Berichtsjahre um dreißig Prozent von 40 auf 51,5 Millionen Dollar geſtiegen, während er im Jahre 1899/1900 nur 5,9 Millionen betrug. Ja, die Einfuhr in Waren nicht-chineſiſchen Urſprunges hat ſich in dem gleichen Zeitraum von 0,9 auf 27,2 Millionen in alljährlicher nie unterbrochener Steigerung gehoben. Ein gleiches ſehen wir beim Schiffsverkehr, der in den letzten beiden Jahren mit 424 reſpektive 498 Dampfern den Transport von 476 000 reſpektive 546 000 Tonnen Gütern bewältigte. Neben den Schiffen ſteht gleich die Schantungbahn, die 883 000 Perſonen und 390 000 Tonnen Güter im letzten Berichtsjahre gegen 811 000 reſpektive 377 000 im Jahre 1906 befördert hat. Dabei iſt die Dividende von dreieinhalb auf viereinhalb Prozent geſtiegen.

Alſo endlich eine wirklich rentable Kolonialbahn. Ihre Schienenſtränge führen aber auch nicht in ödes, unbewohntes Hinterland, ſondern in eine dicht bevölkerte Provinz, deſſen kommerzielle Erſchließung nur auf den „Wecker“ gewartet hat. Hier war es möglich, den Produkten des Ackerbaues, die früher nur in der nächſten Umgebung des Erzeugungsortes verbraucht werden konnten, einen weiten Markt zu ſchaffen und die Früchte des indu-

striellen Fleißes der Eingeborenen auf billigem Wege dem Weltmarkte zuzuführen. Daß dabei auch der fremde Import auf seine Rechnung kam, beweist, daß 1907 allein neunhundertsechs Wagenladungen sogenannter Sammelkaufmannsgüter landeinwärts befördert wurden, fast viermal mehr als im Vorjahre, wo es erst zweihundertneunundzwanzig Wagenladungen waren. Interessant und besonders hervorzuheben für die gesunde Rentabilität ist dabei die Tatsache, daß sowohl die Steigerung der Einnahmen als auch die des ganzen Verkehres auf dem Anwachsen der Ein- und Ausfuhrgüter beruhte, nicht etwa auf dem Transporte der zum Weiterbau der Bahn nötigen Menschen und Materialien, wie wir dies in Afrika häufig finden. Das Hinterland seinerseits hat in richtiger Erkenntnis der Lage auch bereits in immer weiterem Maße für die Herstellung von Anschluß- und Verbindungsstraßen gesorgt.

Tsingtau erhält seine Post heute schon über Schanghai-Sibirien in vierundzwanzig Tagen aus Berlin. Wenn erst eine direkte Verbindung mit Wladiwostok existiert, wird sich dieser Zeitraum noch verkürzen lassen. Wir merken auch hier schon das Bestreben des direkten Verkehrs mit Europa unter Ausschaltung der teueren Umladehäfen.

Ein besonderes Verdienst um die ganze Hebung des dortigen Schiffsverkehrs hat sich die Hapag erworben, von der im letzten Jahre 274 Dampfer den Hafen besuchten. Ihr wird es auch vorbehalten bleiben, mit ihren neuen, hübsch und gut eingerichteten Passagierdampfern eine direkte Verbindung mit der Heimat herzustellen, wenn die Reichspostdampfer des Lloyd sich nicht bald zu dieser Maßregel bequemen. Aber nicht nur auf kommerziellem Gebiet können wir mit unserem Schutzgebiete zufrieden sein. Auch die Erfolge der inneren Verwaltung sind nennenswert und für die Kolonie selbst ersprießlich. So ist durch die Einführung eines Berufungsgerichtes die selbständige Organisation des Justizwesens zustande gekommen, und dieses ist in Zukunft von dem Gerichte von Schanghai unabhängig. Wenn man liest: „Im übrigen sind Reichsgesetze und kaiserliche Verordnungen von allgemeiner Bedeutung für die Rechtspflege im Berichtsjahre nicht erlassen", ferner, daß an wichtigen Verordnungen im gleichen Zeitraume nur sechs erschienen sind Notabene: eigentlich hält eine Behörde stets alle ihre Verordnungen für wichtig; es scheinen ihrer also überhaupt nicht viel mehr

gewesen zu sein), so ist das Musik in den Ohren der Kundigen. Es kam auch kein neuer Rechtsanwalt, nur ein anwesender wurde außerdem noch zum Notar gemacht. Ferner gingen die Einläufe bei der Gerichtsbarkeit von elftausendsechshundertsechsundneunzig auf zehntausendvierhundertvierundsiebzig, die Zivilprozesse von dreihundertfünfundsiebzig auf dreihundertdreiundvierzig, die Strafsachen bei Nichtchinesen von dreihundertdreiundneunzig auf dreihundertsiebzehn zurück. Auch die Kriminalität der Chinesen hat nachgelassen; es kamen im ganzen Jahre nur zwei schwere Fälle vor. Ebenso scheinen die Behörden in der Kolonie prompt zu fungieren, denn von zweihunderteinundzwanzig Zivilprozessen wurden einhundertfünfundachtzig und von dreiundsechzig Strafsachen achtundvierzig in weniger als einem Monat beendet. Ein Kommentar zu allen diesen Zahlen ist kaum nötig.

Die Währungsfrage ist an einem Platze wie Kiautschou äußerst schwierig, ringsum herrscht der Silberdollar, fast jeder große Platz hat seinen eigenen Kurs und belegt fremde Noten mit einem Agio. Hier die deutsche Goldwährung einzuführen, ist unmöglich. Aber die deutschasiatische Bank hat selbst schon gut im Kurse stehende Scheine ausgegeben. Das Gouvernement sollte sich den bedeutenden Gewinn, der mit der Ausgabe kleiner Scheidemünze in Silber und Nickel verbunden ist, nicht entgehen lassen, zumal die bereits vorhandenen, die allerorts geprägt werden, für den Empfänger stets einen Kursverlust bedeuten, wenn er sie nicht am Prägungsorte selbst wieder los werden kann. Dieser Übelstand geht so weit, daß die englischen Banken ihre zum Beispiel für Hongkong ausgegebenen Noten in Schanghai nur unter Kursabzug an Zahlungsstatt annehmen!

Mit einem gewissen, völlig berechtigten Stolz meldet der Bericht von den guten Beziehungen zu den benachbarten chinesischen Behörden und dem verständigen Zusammenwirken der staatlichen Organe mit der Zivilbevölkerung, insbesondere den kaufmännischen Interessentenkreisen in der Kolonie und in der Heimat.

So hat sich unsere Marineverwaltung ein großes Verdienst um die günstige Entwicklung der Schutzgebiete erworben. Es ist vielleicht das höchste Lob für sie, wenn man behauptet, es sei von ihr nicht anders zu erwarten gewesen. Unleugbar sind auch die Herren der Marine, die zumeist die weite Welt schon vorher etwas kennen gelernt haben, besser als Kolonisatoren zu

verwenden als die in der Enge des Mutterlandes aufgewachsenen Angehörigen der Landarmee und der heimischen Verwaltung. Allerdings bietet auch keine zweite deutsche Kolonie eine derartig rasche Entwicklungsmöglichkeit, — ein deutlicher Fingerzeig, wo die merkantilen Erfolge der Zukunft zu suchen sind. Nicht in den Steppen und Urwäldern Afrikas, sondern im fernen Osten, in jenem Riesenlande mit einer dichten Bevölkerung und einer erst allmählich beginnenden Erschließung für Europas Handel und Industrie.

Der Bericht über Kiautschou wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch einen kurzen Blick auf den neuen Etat für 1908 werfen wollten. Das oben Ausgeführte wird uns mit einem Reichszuschuß von 10,6 Millionen Mark versöhnen, der gegen das Vorjahr sogar um 1,1 Millionen zurückgegangen ist, während sich die eigenen Einnahmen von 1,38 auf 1,72 Millionen heben sollen. Die Haupteinnahmequelle wird auch in Zukunft die Quote sein, die das chinesische Seezollamt an die Kolonie abzugeben hat, und die 1907 bereits über eine halbe Million betrug. Da sich unser Platz in kurzer Zeit unter den sechsunddreißig chinesischen Seezollämtern die siebente Stelle erobert hat, kann man hier mit berechtigten Hoffnungen in die Zukunft sehen. Die Zivilverwaltung fordert 1,5 (+ 0,3), die Militärverwaltung 3,5 (+ 0,2) Millionen in fortdauernden Ausgaben. Unter den letzteren sind auch die Kosten für die Stammformationen in der Heimat mit inbegriffen. Die Ziffer mit 1,2 Millionen für Reisekosten und so weiter ließe sich bedeutend herabsetzen, wenn in Zukunft nicht mehr der Seeweg, sondern die sibirische Bahn in Betracht käme, die zugleich noch einen großen Zeitgewinn bedeutet. Kostet doch der alljährliche Ablösungsdampfer allein achthundertfünfzehntausend Mark. Da könnten sich fast fünfzig Prozent einsparen lassen. Zu den 7,6 Millionen für fortlaufende Ausgaben kommen noch 4,6 für einmalige. Die vorletzte Rate von 1,1 Millionen für den Hafenbau ist wohl selbstverständlich, denn gerade seinem Hafen verdankt Kiautschou sein Aufblühen. Für Straßen, Wasserleitung, Kanalisation und so weiter, also echte Kulturwerke, werden 0,8 Millionen gefordert. Dreihunderttausend Mark sollen für chinesische Schulen verausgabt werden und hunderttausend für die Unterstützung der Seidenindustrie, beide Ziffern sind ein Zeichen, daß man mit kluger Voraussicht an dem Gedeihen der Kolonie arbeitet. Ein gleiches muß von der an sich geringen Summe von einer Million für Armierung gesagt werden. Dieser

Poſten weiſt vielleicht auf eine Lücke in der Denkſchrift hin, nämlich die Behandlung der militäriſchen Seite der Kolonie. Wollen wir annehmen, daß es ein Gebot der fachmänniſchen Klugheit war, dieſe bei einer Veröffentlichung auszuſchalten, die zuletzt jedermann zugänglich ſein kann.

Wiener Erinnerungen

Von Björn Björnſon

Ich gehe auf dem Monte Pincio in der herrlichſten Morgenſtunde durch die großen Alleen. Einige junge, bleiche Prieſterknoſpen ſpazieren auf und ab, jeder mit ſeinem Buch; auch ich habe das meine, aber ich habe Augen und Gedanken ringsum — das haben die andern nicht. Es hängen einzelne Nebelteppiche über den Apenninen; aber doch Sonne — und gegen dieſe Himmelsglorie ſteht St. Peter mit dunkler Kuppel. Es iſt alles mild; doch ſind wenig Leute im Freien, nur einige eifrige wie ich. Eifer iſt eine ſchlechte Gewohnheit, die ich niemals ablegen kann. Ich ſetze mich und beobachte die wenigen, die vorbeigehen.

Da haben wir gleich zwei engliſche Sports-Breeches-Menſchen beiderlei Geſchlechts. Sie ſind gleich gekleidet. Sie haben die gleiche Hautfarbe; die braunen Handſchuhhände in den Jackentaſchen und die roten Schlipſe charakterfeſt, ſtramm und ungemütlich um die weißen Halseiſen geknüpft. Und ich denke mir: es iſt komiſch, aber faſt alle derartigen Bein- und Muskelmaſchinen verachten uns, die wir nicht Zeit und Fähigkeit haben, des Lebens Freude dort zu ſuchen, wo jene hüpfen, ſpringen und damit herumrudern. Ihre Nachkommen müſſen anders werden als unſere. Als ich ſehr jung war (unſere italieniſche Köchin nennt mich jetzt noch „Signorino", was zu deutſch heißt „junger Herr"), — beſſer geſagt: als ich noch viel mehr „Signorino" war, als ich jetzt bin, da fand ich Zeit, meine Dame bei der Hand zu nehmen und ſtillzuſtehen in ſilberklaren Nächten und von Sternen, Liebe und der Ewigkeit zu reden, die ja immer zu kurz für fühlende Herzen iſt. Doch nun: dieſe

Sportsmänner und Sportsdamen...? Mitten im Sprung, oder, noch lieber, wenn ſie beide in ſauſendem Knäuel ſtürzen, während ſie noch ſtehen und Schnee ſpucken, ſagt er: „Fräulein, ich liebe Sie!"

Einer von meinen Freunden daheim freite und erhielt das Jawort mitten im Rodeln und Purzeln. Beide noch mit Schmerzen in ihren rückwärtigen Teilen, fuhren ſie hinunter und fingen auf des Lebens Rodelbahn zuſammen an.

„Das iſt Poeſie", ſagte er, „und die hält vor", ſagte er. Jetzt ſind ſie übrigens geſchieden. Sie rodelt mit einem andern. Schau, dort drüben ſteht ein junger Germane und macht Sprachſtudien. Er iſt ſehr vertieft in ſein Studium, während er ſich an das Geländer des Baſſins lehnt. Seine „Grammatik" trägt ein braunes Kleid und einen braunen Hut und iſt in ihrem ganzen Äußeren, wie eine gute, noch dazu italieniſche Grammatik ſein ſoll. Und die Zähne, die ſie zeigt, um alle die kleinen Abweichungen und Unregelmäßigkeiten dieſer melodiſchen Sprache hervorzulächeln... Er wird ſicher ſchnell lernen.

Das tat auch ich damals in Wien mit der deutſchen Sprache; ich muß plötzlich daran denken. Meine Grammatik hatte blaue Augen und aſchblondes Haar und ging auf die kaiſerliche Schauſpielſchule.

Ich ſtudierte Muſik in dem gleichen Konſervatorium. Ich war damals ſehr mager, rothaarig und von einer Propellerenergie, die ich mir jetzt Gott ſei Dank faſt abgewetzt habe. Ich beſtand wirklich mit Auszeichnung unter den Erſten bei unſerem Examen, und das ſitzt noch in mir. Ich merke das, wenn ich heute wieder aufnehme, was ich damals lernte. Da war auch nicht die feinſte Schattierung dieſer Sprache, die unſerem Studium entgangen wäre.

Zwei Jahre Lehrzeit für alle.

Ich ſchrieb, erinnere ich mich, an meinen Vater und fragte, ob ich nicht von der Muſik zur Schauſpielkunſt übergehen dürfte. Es war wohl im letzten Grunde meine Grammatik ſchuld daran.

Ich erhielt die lakoniſche Antwort: „Ob du nun in Wien Vorreiter des Kaiſers von Öſterreich wirſt oder Wetterhahn auf dem Stephansturm, — ich ſitze hier oben und kann es nicht verhindern."

Es lag nicht viel Zukunftsglaube an die neue Bahn, die ich gewählt hatte, in dieſen Worten. Mein Vater war auch ſehr ſkeptiſch, als er ſpäter nach Wien kam. Ich ſpielte ſchon Komödie in einem keinen Saal. Mein

Vater und der alte Laube ſaßen in der erſten Reihe. Laube, Deutſchlands großer Dramaturg und früherer Direktor des Burgtheaters, fand es als Schülerkomödie ſehr gut. Mein Vater war faſt entgegengeſetzter Meinung. Darüber ſprachen ſie laut, während ich auf der Bühne ſtand. Ich kann noch immer davon träumen.

Ja, Wienerleben und Studienzeit, damals in den Jugendtagen... Da war niemals Ruhe noch Raſt und faſt immer der Himmel auf Erden und das Erdenreich in roſenrot, ſelbſt wenn es einem ſeine Anforderungen laut entgegenſchrie und mühſelige Arbeit heiſchte, damit man weiter könnte. Doch alles trug ja ſchon die Farben all des Wunderbaren, das erreicht ſein wollte.

Es kniſterte wie Feuerwerk in träumenden Worten. Was brachte es nicht zuwege! Meine Kraft war überirdiſch, ſo ſchien es mir, und ſicher auch jenen, die direkt unter dem Sturzbach ſtanden. Die größte Freude war das Burgtheater. Das hatte damals noch ſeine große Zeit. Das Haus war klein und eng, doch Weiten öffneten ſich, wenn der Vorhang aufging. Wir ſtanden ſtundenlang, um Platz zu bekommen. Wir hingen über dem Galeriegeländer, patſchnaß von dem Dampfbad, das wir gratis dazu erhielten, und oftmals total erſchöpft, wenn der Geruchſinn zu gewaltige Eindrücke empfing. Doch wir weinten und wir lachten, wir kamen ſchnurſtracks in das Himmelreich durch des Paradieſes Plagen.

Man denke: Charlotte Wolter damals auf ihrer Höhe, plaſtiſch wie der Tempel, in dem ſie ſtand, rein und langlinig in ihrer Kunſt, wie das Gewölbe über ihr. Ihre Stimme war Muſik. Und Sonnenthal! Was er gab, waren des Herzens eigne Worte. Er wußte keine andern. Wir ſaßen im Sonnenſchein, wenn Hartmann mit ſeinem verliebten Lächeln ſtrahlte. Lewinsky ſchlug ein, ſtark wie gehärteter Stahl, unbarmherzig wie das Schickſal. Aber Baumeiſter als Götz! Dieſe gepanzerte Fauſt ſchlug gegen die Skrupelhaftigkeit der Zeit, daß alle Kleinlichkeit auseinanderſtob. Nachher füllten wir die Kneipen mit lautem Geſchwätz. Und wir kritiſierten — na!

Wir waren ſtreng. Wir konnten ja ſelber ſo wenig. Später ging es meiſtens hinaus in die Vorſtädte. Da ſtanden die Volksſänger im Tabaksdunſt und ſangen den Text des Tages im Walzertempo mit gepfeffertem Refrain. Wann kamen wir heim? Ich habe mir nie Rechenſchaft gegeben

über frohe Stunden. Immer war ich morgenfrisch und immer lüstern auf den kommenden Tag.

Aha! da gehen die beiden. Er nimmt seine Grammatik unter den Arm, und sie ist sehr lebhaft. Paßt auf, es werden noch „hundert Stunden" daraus — und mehr.

Ich sitze wieder allein. Der Monte Pincio ist beinahe verödet. Nur ein uralter Kardinal stolpert wackelnd gegen das Sonnenlicht. — Der Diener geht hinter ihm mit ausgestorbenem Gesicht, und der schwarze Wagen und die schwarzen Pferde folgen langsam nach. Es ist, als führen sie eine Leiche, und das sollen sie ja auch in kurzem. Er, der Alte dort, ist ja längst schon gestorben; es ist ja keine Seele mehr in solchem traurigen Zitterwerk. Ich bin eben daran, mich rasend zu ärgern, daß man älter werden muß, Tag für Tag, — aber der Greis bringt mich in guten Humor. Gegen solches Alter wird alles jung. Da kommt ein muntrer, kleiner Zug, der keines Vergleiches bedarf. Es ist ein winziger Wagen mit i—a-enden kleinen Eseln bespannt, gefüllt mit den aller-, allerjüngsten Menschenkindern. Die fahren um den Pincio. Einen Soldo für jedes Persönchen. Und Ammen in phantastischen Trachten und Eltern kommen langsam nach. Einigen sieht man die Freude an, andere wieder sehen herzhaft dumm aus. Ein kleines Mädchen sitzt ganz erschrocken da mit einer Schnute, aus der beides werden kann, Lachen oder Weinen. Ein Dicksack aber hält die Zügel und schlägt oft auf die kleinen, faulen Esel mit einem finsteren, festen, egoistischen Ausdruck in seinem bürgerlichen, kleinen Pausbackengesicht. Ja, ja, die fahren ins Leben hinein, um geknetet und zubereitet zu werden nach des Schicksals Rezept. Eine Erinnerung streicht über mich hin. Ich stehe auf. Ich muß plötzlich daran denken, wie beklagenswert sie zugrunde gegangen ist — meine kleine Grammatik in Wien —, und daß sie nicht dazugekommen ist, ihre Kräfte an ihrem Schicksal zu erproben.

Ich war ein Jahr fortgewesen, war mit den Meiningern umhergezogen: London, Berlin, Pest, Leipzig — und zuletzt Graz, diese weiße Stadt zwischen den grünen Wiesen und Wäldern ... An demselben Tag, wo ich nach Wien zurückkam, stand ich bei der jüdischen Synagoge, um den Dichter Ludwig August Frănckel aufzusuchen, der Sekretär bei der jüdischen Gemeinde war. Im Begriff, einzutreten, sah ich viele Wagen. Es war eine jüdische Hochzeit. Niemals vorher hatte ich dies gesehen, und ich betrat den

Tempel. Ich habe Augen bekommen, um damit zu ſchauen; und was mußte ich da erblicken: vor mir über den Kirchenboden ſtolzierte — mein alter Lehrer als Bräutigam. Er heiratete. Er, der jederzeit auf ſeine ewige Junggeſellenbude geſchworen hatte. „Doch ſollte ein Wunder geſchehen, ſo lade ich Sie zur Hochzeit ein." Und hier ſtand ich — durch einen launigen Zufall. Und ringsum lauter Bekannte — Künſtler, Eleven und allerlei luſtiges Volk. Und die Braut; ſie war — potztauſend — ſchön. Mein Nachbar ſah mein verblüfftes Geſicht; er flüſterte als Dreingabe zu meinen Gedanken: „Und Geld hat ſie auch!"

Mein Lehrer gewahrte mich plötzlich. Er bereitete ſich zu einem kleinen Schlaganfall vor, doch gelang es der Braut, ihn bis zum Tabernakel zu bringen. Das rettete für dieſes Mal ſein Leben. Während der Zeremonie wurde ich am Ärmel gezupft. Meine kleine „Grammatik"! Sie war zum großen Buch geworden! Sie leuchtete auf in ihrem ganzen Zauber, als ihr Blick mein munteres Geſicht traf. Die Hochzeit wurde im Feſtſaal eines Hotels gefeiert.

Es gibt, glaube ich, ein Sprichwort, daß „die Flaſche keinen Boden habe", aber es ſollte heißen: „die Freude hat keinen Boden". An dieſem Abend hatte ſie keinen. Die große Urliebe nahte ſich uns allen gegen ein Uhr. Da wurden Reden gehalten auf ewige Freundſchaft und auf jene Gefühle, die noch länger währen.

Ibſen hatte damals noch nicht das „Weinlaub im Haar" erfunden, aber etwas Ähnliches hatten wir dennoch um unſere Häupter gewunden. Stirnen klingt nicht feierlich genug — alſo Häupter. Und ſo ging es in Vers und Proſa. Ich führte meine Grammatik zu Tiſch. Sie glühte von der erſten bis zur letzten Seite. Und mit dem ganzen Ernſt, den ihre muntern Lippen um dieſe ernſten Worte formen konnten, erklärte ſie mir, daß es die Tragödie ſei, die eigentlich ihrer harrte. Das hatte ihr ein großer Künſtler geſagt. Ich meinte, ſo etwas würde ſich das Luſtſpiel nicht gefallen laſſen. Ich erinnere mich, daß ich ſagte: „Du biſt ſo klein, mein Kamerad, daß du auf den Zehen ſtehn mußt, um bis zur Tragödie hinaufzureichen." Sie war für zwei Minuten ſehr gekränkt und nahm mir das Verſprechen ab, daß ich zur Strafe am folgenden Tag ins Ringtheater mitkäme.

Später begleitete ich ſie durch die öden Gaſſen. „Alſo auf morgen!" waren ihre letzten Worte. Ich antwortete: „Ja, aber nimm die Tragödie nicht

mit — —“ Am nächſten Abend kam ich fünf Minuten vor der Vorſtellung, da brannte das Theater. In unſagbarem Entſetzen ſah ich zuerſt luſtige Feuerzungen ſchmeichelnd wie kleine Schlangen an den Mauern hinaufſpielen, bis ſie ſich nicht mehr länger verſtellen mochten und in ihrer ganzen Scheußlichkeit fauchend herausbrachen, um alle Hoffnung auf Rettung der Unglücklichen zu vernichten, die da drinnen verbrannten oder erſticken mußten.

Es iſt zu grauenhaft, das alles zu ſchildern, was ich in den zwei nächſten Tagen erlebte und durchmachte, wie wir glaubten, ihren einen Stiefel wiedererkannt zu haben, den wir zwiſchen den Hunderten von Leichentrümmern entdeckten, die im großen Saal des Krankenhauſes lagen. Durch die hohen Fenſterſcheiben ſchien die frohe Sonne auf ſie nieder.

Alle Menſchenreſte wurden in dieſelbe Erde gelegt. Sieben verſchiedene Bekenntniſſe mußten an dieſem Grabe zu Worte kommen. Der proteſtantiſche Pfarrer war am ſchlimmſten; er ſprach von der Sündenbeſtrafung. Gott weiß, was der alte Kardinal geſagt hätte. Er ſieht ſo mild aus; aber das iſt ja keine Kunſt, wenn einer ſo alt geworden iſt. —

Ich ſtehe an der Baluſtrade und blicke hinüber zu den hohen, dunkeln Bäumen der Villa Borgheſe. Die Nebelteppiche ſind verflogen — die Apenninen haben wieder des Himmels klaren Glanz über ſich.

Die Eiſenbahnpolitik Öſterreich-Ungarns am Balkan / Von Chr. Storz, M. d. R.

In der Sitzung der öſterreichiſch-ungariſchen Delegationen vom ſiebenundzwanzigſten Januar dieſes Jahres überraſchte der Miniſter des Auswärtigen, Herr von Ährenthal, die Welt, die ſich an eine gewiſſe Lethargie der Großmacht an der Donau gewöhnt hat, mit einem Bahnprojekt, das die kürzeſte Route aus Zentraleuropa nach Ägypten und Indien bringen ſolle, und ſprach von einer künftigen Route Wien—Budapeſt—Serajewo—Athen. Dieſe Worte klingen wie die Inaugurierung einer Welt-

politik, und sie fanden eine gute Aufnahme in Wien und in Budapest, aber auch im befreundeten Deutschen Reich. Eine um so größere Aufregung verursachten sie in der russischen, der französischen und der italienischen Presse, die offenbar von diplomatischer Seite inspiriert ist. Herr von Ährenthal hatte am siebenundzwanzigsten Januar die Erwartung ausgesprochen, die Türkei werde in nicht zu ferner Zeit die Genehmigung zum Anschluß der bosnischen Bahn an den derzeitigen nordwestlichen Endpunkt der türkischen Bahnen, nämlich Mitrovitza, erteilen. Dagegen wurde in der Presse alles versucht, um den Sultan einzuschüchtern, ja sogar die Möglichkeit eines russisch-türkischen Kriegs erörtert, für den Fall, daß der Sultan den österreichischen Wünschen entgegenkomme. Dieser ließ sich nicht einschüchtern, sondern erteilte ohne Zweifel im Einverständnis mit der deutschen Diplomatie, sofort die Genehmigung zum Beginn der Vorarbeiten für den Bahnbau. Eine solche für türkische Verhältnisse unerhörte Fixigkeit wirkte aber nicht beruhigend, sondern aufregend auf die ausländische Presse, die schon von einem Vormarsch der Deutschen auf Saloniki faselt. Leider hat bis jetzt weder in den Delegationen noch in der Presse sich jemand die Mühe genommen, die Frage sachlich zu prüfen, zu untersuchen, ob allein der Anschluß von Uvac im südöstlichen Bosnien nach Mitrovitza wirklich die grundstürzende Bedeutung hat, die man ohne weiteres voraussetzt. Weiß man denn nicht, daß das Bahnnetz, das Österreich-Ungarn in Bosnien und der Herzegowina angelegt hat, eine Spurweite von nur sechsundsiebzig Zentimetern statt der Normalspur von einhundertdreiundvierzig Zentimetern aufweist, daß es sich um Kleinbahnen handelt, die eine Fahrgeschwindigkeit von dreißig Kilometern in der Stunde nicht erreichen können. Wenn die Bahn Uvac—Mitrovitza gebaut ist, beträgt der Bahnweg Budapest—Serajewo—Mitrovitza—Saloniki rund dreizehnhundert Kilometer, wovon über vierhundert Kilometer schmalspurig sind. Dagegen hat die durchweg normalspurige Bahn Budapest—Belgrad—Saloniki nur eine Länge von tausendundfünfundfünfzig Kilometer. Dabei ist nur *eine* Wasserscheide, und zwar in der Höhe von zirka vierhundert Metern, zu überwinden. Die natürlichen Verhältnisse liegen also für die Linie durch Serbien so günstig wie nur möglich. Um so schwieriger sind die Dinge in Bosnien. Schon der Aufstieg von der Save nach Serajewo ist nicht leicht, freilich nur deshalb, weil als Ausgangspunkt der Bahn

nicht das Mündungsgebiet der Bosna, sondern Brod gewählt wurde. Hinter Serajewo hat die Bahn in einer Steigung von fast zwei Prozent eine Höhe von etwa tausend Meter zu überwinden, um dann in demselben Gefäll bis auf etwa dreihundertsechzig Meter das Drina- und Limgebiet hinabzugleiten und nach abermaliger, freilich geringer Steigung den Endpunkt Uvac zu erreichen. Bei der Linie von Uvac nach Mitrovitza handelt es sich um eine Länge von etwa einhundertfünfzig Kilometern. Die Bahn hätte das berüchtigte Sandschak von Novibazar zu passieren, ein Land, halb so groß wie das Königreich Sachsen mit einer Bevölkerung von einhundertachtzigtausend Einwohnern, bei der Herr von Ährenthal durch den Bahnbau „das Interesse an friedlicher Arbeit vermehren" will. Bis jetzt hat dieses biedere Slawenvolk von Hirten eine ausgesprochene Vorliebe für Räuberei, und die von Österreich und der Türkei gemeinsam dort unterhaltenen Garnisonen haben das Land noch nicht pazifizieren können, sodaß es für den Fremdenverkehr gesperrt ist. Die Bahn durch dieses Gebirgsland erfordert erhebliche Steigungen (bis zu ungefähr tausend Metern) und mindestens einen langen Durchstich. Nach Herstellung des Anschlusses in Mitrovitza wird der Reisende, der den alten Weg von Budapest über Belgrad nach Saloniki wählt, seine Blicke schon über das ägäische Meer schweifen lassen können, wenn der österreichische oder ungarische Patriot, der den Weg über Bosnien wählt, noch im Sandschak dahinfährt. Der Anschluß in Mitrovitza wird also für Handel und Industrie keine nennenswerte Bedeutung haben. Das kostspielige Umladen der Waren auf die und von der Schmalspurbahn und der große Umweg über Serajewo wird nur dann gewählt werden, wenn Serbien der Durchfuhr Schwierigkeiten entgegensetzt, wie dies im derzeitigen Zollkrieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien vorkam, als die serbische Eisenbahnverwaltung in Retorsion gegen die Ausfuhrhemmungen bei serbischem Vieh aus „sanitären" Gründen die Durchfuhr von österreichischem Zucker nach dem Orient verweigerte. Auch militärisch hat die Bahn Bedeutung, sofern sie für die Truppenbeförderung ausreicht. Muß man da nicht annehmen, Herr von Ährenthal habe ziemlich zwecklos in hohen Tönen von einer kleinen Sache gesprochen und unnötigerweise eine starke Beunruhigung in Europa veranlaßt? Ist ja doch das Bedürfnis nach Vorschußlorbeeren unter den Staatsmännern der Gegenwart stark verbreitet. Aber hätten dann die Banken in Wien und in Budapest große

Kapitalien für einen so fragwürdigen Zweck zur Verfügung gestellt? Das ist nicht wahrscheinlich. Man muß vielmehr glauben, daß Herr von Ahrenthal wirklich eine Erleichterung des jetzigen Bahnverkehrs nach Saloniki anstrebt. Dabei brauchte er aber nicht zu sagen, daß er dem italienischen Bundesgenossen den so einträglichen englischen Postverkehr nach Ägypten und Indien, der jetzt über Brindisi geht, abzunehmen gedenkt und ihn über Athen—Piräus leiten will. Wenn er so große Pläne vorhat, darf er sich die Schwierigkeiten nicht dadurch vermehren, daß er vorzeitig Eifersucht erweckt.

Um die Linie Uvac—Mitrovitza für den internationalen Schnellzugsverkehr nutzbar zu machen und der serbischen Bahn erfolgreich Konkurrenz zu bieten, genügt es nicht, den Fahrplan von Budapest nach Belgrad zu verschlechtern, sondern es sind umfassende Bahnbauten in Bosnien und in Südungarn nötig. Zunächst muß die Bahn von Maria-Theresienstadt nach Deutsch-Palanka an der Donau für den Schnellzugsverkehr verstärkt werden. Von dort ist unter Überschreitung der Donau und der Save an die Mündung der Drina, des Grenzflusses zwischen Bosnien und Serbien, eine neue Bahn anzulegen und flußaufwärts bis Uvac zu führen. Damit wäre allerdings die Ausschaltung Serbiens für den Durchgangsverkehr nach Saloniki ermöglicht, und hätte dieser Staat dann allen Anlaß, sich mit der benachbarten Großmacht gut zu stellen. Wenn Herr von Aehrenthal dieses kostspielige Projekt ins Auge gefaßt hat, durfte er aber nicht von einer Route Budapest—Serajewo—Saloniki sprechen. Serajewo könnte nur dann für den Durchgangsverkehr in Betracht kommen, nur dann Durchgangspunkt für den ostindischen und ägyptischen Verkehr werden, wenn die österreichische Regierung das von einem genialen türkischen Pascha kurz vor der Okkupierung begonnene Werk fortsetzte, nämlich die normalspurige Linie Sunja—Banjáluka durch das Verbastal nach Jaice weiterbaute und von dort die bestehende Schmalspurbahn über Serajewo—Uvac normalspurig machte. Daß ein solcher Plan bestehe, ist offiziell noch nie erklärt worden. Es kommt noch eine dritte Linie in Frage, die mit Mitrovitza direkt aber nichts zu tun hat: die dalmatinische Küstenbahn, das Produkt jahrzehntelanger Erwägungen und Kämpfe zwischen Cis- und Transleithanien, für dessen nunmehrige Ausführung die Erkenntnis militärischer Kreise entscheidend ist, daß ohne diese Bahn eine Verteidigung Dalmatiens gegen einen überfall seitens des italienischen Bundesgenossen fast

unmöglich ist. Diese Bahn wird endlich in Verbindung mit der Tauernlinie das an Naturschönheiten und prachtvollen Bauwerken aus den Zeiten der römischen und der venetianischen Herrschaft überreiche Kronland Dalmatien für Mitteleuropa erschließen. Herr von Aehrenthal spricht von einer Fortführung dieser Bahn von der Bucht von Cattaro nach dem montenegrinischen Küstengebiet. Letzteres ist ein steriles Land ohne jegliche Produktion. Die Bahn dahin kann also nur einen Sinn haben, wenn die Fortführung an den Scutarisee und ein Durchstich durch die albanischen Alpen zum Anschluß an die türkische Linie Mitrovitza—Saloniki geplant ist. Der Diplomat schweigt; man kann also nur Schlüsse ziehen. Auch hier ist das Schmalspursystem störend, sofern von der Narentamündung nach der Bucht von Cattaro eine militärischen Zwecken dienende Schmalspurlinie besteht, die für den Fernverkehr auch wegen ihrer ungünstigen Krümmungs- und Steigungsverhältnisse unbrauchbar ist. Der Bau dieser drei Linien hätte einen raschen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung der österreichischen Okkupations- und Küstengebiete zur Folge und würde die Interessengegensätze zwischen Wien und Budapest mildern, aber ganz außerordentliche Ansprüche an die Finanzen des Reichs stellen.

Es ist schwer zu verstehen, warum in den Delegationen niemand die unvollständigen und unklaren, dafür aber recht schwungvollen Ausführungen des Ministers unter die kritische Lupe genommen hat. Denn was der Tscheche Dr. Kramarz zu äußern wußte, die Bagdadbahn sei die größte Gefahr für die Existenz Österreichs, ist unsinnig, dient lediglich agitatorischen Zwecken und hat mit den österreichischen Projekten am Balkan absolut nichts zu tun. So viele Unklarheiten in tatsächlicher Beziehung noch bestehen, so einfach ist die Rechtsfrage hinsichtlich der Bahn Uvac—Mitrovitza. Artikel 25 des Berliner Vertrags vom dreizehnten Juli 1878 lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen: „Die Provinzen Bosnien und Herzegowina werden von Österreich-Ungarn besetzt und verwaltet. Die Regierung von Österreich-Ungarn wünscht nicht, sich mit der Verwaltung des Sandschak von Novibazar, das zwischen Serbien und Montenegro in südöstlicher Richtung sich gegen Mitrovitza hinzieht, zu befassen, vielmehr wird dort die ottomanische Verwaltung weiter in Funktion bleiben. Zum Schutz des neuen Status sowie der Freiheit und Sicherheit der Verkehrswege behält sich jedoch Österreich-

Ungarn das Recht vor, diesen Teil des alten bosnischen Vilajets in seiner ganzen Ausdehnung militärisch zu besetzen sowie Militär- und Handelswege daselbst zu haben." Von einer Verletzung des Mürzsteger Programms zu sprechen, hat die russische Presse keinen begründeten Anlaß, denn auf das im Jahr 1878 begründete Recht, eine Bahn „gegen Mitrovitza hin" zu bauen, hat Österreich nie verzichtet.

Ferner bestimmt Artikel 29 des Berliner Vertrags: „Montenegro muß sich mit Österreich-Ungarn über das Recht einigen, in dem neuerworbenen montenegrinischen Gebiet eine Straße oder eine Eisenbahn zu bauen." Da erst durch diesen Vertrag Montenegro einen Zugang zur Adria bekam, ist es klar, daß Österreich-Ungarn ein Vetorecht gegen die Ausführung von Bahnbauprojekten Montenegros von seinen Hafenplätzen Antivari und Dulcigno hat, falls nicht etwa nachträglich, als eine italienische Gesellschaft vor einigen Jahren sich seitens der montenegrinischen Regierung eine Konzession für den Bau einer Bahn von Antivari nach Cetinje sicherte, die österreichische Diplomatie auf ihr Vetorecht verzichtet hat. Dieser Gedanke liegt deshalb nahe, weil die Offiziösen in Wien und Budapest erklären, der von der italienischen und der russischen Presse geforderte Bau einer Bahn von Antivari durch das Sandschak über Serbien nach Rumänien widerspreche den Interessen Österreich-Ungarns nicht. Italien wünscht natürlich eine kurze Verbindung mit dem sprachverwandten Volk der Rumänen, die für die billigen Erzeugnisse der italienischen Textilindustrie gute Abnehmer sind. Klar ist auch, daß Victor Emanuels Schwiegervater, Fürst Nikita von Montenegro, angesichts seiner Umklammerung durch Österreich-Ungarn leidenschaftlich wünscht, dem russischen Freund und Geldspender möglichst nahe zu sein. In Wahrheit kann Österreich-Ungarn diese Bahn nicht wünschen, weil Serbien und Montenegro hiedurch in enge Verbindung kommen würden, die großserbische illyrische Agitation, die erst in der letzten Zeit in der Gemeindevertretung in Serajewo bedrohliche Erfolge zeigte, eine weitere Verstärkung erfahren und der serbische Handel eine dem österreichischen Einfluß entzogene Ausfallpforte erhalten würde. Den Interessen Österreich-Ungarns kommt die Natur zu Hilfe, denn die Kettengebirge zwischen der Adria und der unteren Donau stellen dem Bau einer Adria-Donaubahn durch das Sandschak fast unüberwindliche technische Hindernisse entgegen; und noch

größer dürften die Schwierigkeiten für die Finanzierung sein. Zweifellos wird die Türkei ihre Zustimmung zu diesem Bahnprojekt nie freiwillig erteilen, da nichts ihrer Herrschaft über das Sandschakgebiet gefährlicher wäre, als diese Transversalbahn. Die Aussichtslosigkeit des Projekts scheint man in Italien und Serbien einzusehen und ventiliert nun das schon oben erwähnte Projekt einer Bahn vom Skutarisee durch das Drintal und die albanischen Alpen an die türkische Linie Mitrovitza—Skutari. Auf Umwegen ließe sich auch auf diese Weise eine Verbindung von der Adria nach Serbien und der unteren Donau herstellen, aber ohne daß Serbien sich hiedurch dem beherrschenden Einfluß Österreich-Ungarns ganz entziehen könnte. Italien hätte von dieser Linie einen erheblichen Vorteil, da es eben immerhin eine Verbesserung seiner jetzigen Verkehrsmittel in der Richtung nach Saloniki und nach der unteren Donau erhalten würde. Wenn Österreich-Ungarn dieses Bahnprojekt unterstützt, dient es seinen Interessen und treibt Italien gegenüber eine eminent bundesfreundliche Politik. Im übrigen kann freilich Österreich-Ungarn mit Konzessionen freigebig sein, da ihm die wertvollen Rechte auf dem Berliner Kongreß ohne jegliche Opfer in den Schoß gefallen sind. Trotz der dominierenden Stellung Bismarcks dachte man damals in England nicht an die „deutsche Gefahr", mit der jetzt die englische Politik allüberall rechnet. England erkennt hiemit an, daß die deutsche Macht gewachsen ist und die damals im Vordergrund stehende panslawistische Idee ihren beunruhigenden Charakter für England verloren hat. Freilich ist diese Höherbewertung nicht etwa auf Erfolge der modernen deutschen Diplomatie zurückzuführen, sondern zu erklären aus der wirtschaftlichen Kräftigung unseres Volkskörpers und dem Einblick der Engländer in den deutschen Unternehmungsgeist. Der Berliner Vertrag hat es diesem mit englischer Hilfe erleichtert, den Weg nach dem Osten zu finden. An der wirtschaftlichen Entwicklung und Nutzung des Orients sind Deutschland und Österreich-Ungarn gleichermaßen interessiert, die hierzu erforderlichen Verkehrsstraßen sind für beide Interessenten dieselben. Zunehmende wirtschaftliche Kraft Österreich-Ungarns nützt auch Deutschland. Der aktuelle Streit um Uvac—Mitrovitza findet beide Staaten eng verbunden. Trotz des leidenschaftlichen Kampfes, der in Österreich und besonders in Ungarn gegen die deutsche Sprache und die deutsche Kultur geführt wird,

wächst unser Einfluß; und das Magyarentum im Besitz aller politischen Machtmittel verliert in Ungarn und in der Welt an Ansehen, weil dort, wie sogar der Pester Lloyd sagt, nicht die Arbeit, sondern die Phrase herrscht. Ein Kompromiß zwischen dem Deutschtum und den Slawen von der Elbe bis zur Adria ist erforderlich für die Machtstellung der beiden mitteleuropäischen Großmächte. Freilich müßte dann auch Preußen aufhören, durch polizeiliche Maßnahmen und Ausnahmegesetze die Polen zu reizen und dem Panslawismus zuzuführen. Wenn die vorerst noch unsicheren und tastenden Versuche Österreich-Ungarns, am Balkan kommerziell vorzudringen, gelingen, kann man besonders in Süddeutschland darüber Befriedigung empfinden und materiellen Gewinn erwarten. Denn solange der deutsche Handel fast ausschließlich nach der Nordsee gravitiert, ist der Unternehmergewinn in Süddeutschland gegenüber dem in Norddeutschland durch Transportspesen stark belastet. Der großdeutsche Gedanke, der im Süden bis heute noch nicht ganz ausgestorben ist, fußte auch in der Erkenntnis, daß das weite Gebiet der Donau und ihrer Nebenflüsse das natürliche Hinterland für deutsche Arbeit ist, und in der Erinnerung, daß in den Niederungen der Donau zwei Millionen Stammesgenossen wohnen, die unter der politischen und kulturellen Abschnürung von der alten Heimat schwer leiden und großen Wert auf Mehrung der kommerziellen Beziehungen nach dem Reiche legen.

Die achtzigtausend Heubündel

Von Anatole France

I

General Greatauk, Herzog von Skull

Ein Mann namens Pyrot, aus der Klasse der kleinen Harpyen, der lebhaft wünschte, sich mit den Einhörnern zu vertragen, und der sich danach sehnte, seinem Lande zu dienen, trat in die pinguinische Armee ein. Greatauk, Herzog von Skull, der damals Kriegsminister war, konnte ihn nicht leiden: er warf ihm seinen Eifer vor, seine Zwiebelnase, seinen Ehrgeiz, seine Lernbegierde, seine Wurstlippen und

ſein muſterhaftes Betragen. Jedesmal, wenn man nach dem Urheber irgendeiner Untat forſchte, ſagte Greatauk: „Jedenfalls ſteckt dieſer Pyrot dahinter!"

Eines Morgens unterrichtete der General Panther, Chef des Generalſtabes, Greatauk von einer ernſten Angelegenheit. Achtzigtauſend für die Kavallerie beſtimmte Heubündel waren verſchwunden; man fand keine Spur mehr davon.

Spontan rief Greatauk aus: „Pyrot muß ſie geſtohlen haben!"

Er blieb einige Augenblicke in Gedanken und ſagte: „Je mehr ich überlege, deſto mehr wächſt meine Überzeugung, daß Pyrot dieſe achtzigtauſend Heubündel geſtohlen hat. Und der Umſtand, woran ich ihn erkenne, iſt, daß er ſie weggeſchafft hat, um ſie zu billigem Preis an die Marſuiner, unſere Todfeinde, zu verkaufen. Schamloſer Verrat!"

„Das ſteht feſt," antwortete Panther; „es erübrigt nur noch der Beweis."

Am gleichen Tage ging der Prinz von Boscénos an einer Kavalleriekaſerne vorüber und hörte Küraſſiere, die den Hof kehrten und dazu ſangen:

„Alle Einhörner haben ein Horn,
Doch drei hat der Herzog von Boscénos".

Es ſchien ihm gegen alle Diſziplin, daß Soldaten dieſen Refrain ſangen, der, dienſtbotenmäßig und aufrühreriſch zugleich, an den Tagen der Empörung aus der Kehle roher Arbeiter drang. Bei dieſer Gelegenheit beklagte er den ſittlichen Niedergang der Armee und dachte mit einem düſteren Lächeln, daß ſein alter Kamerad Greatauk, Führer dieſer heruntergekommenen Armee, ſie in niedriger Weiſe dem Grolle einer antipatriotiſchen Regierung ausliefere. Und er gab ſich das Verſprechen, hierin bald Ordnung zu ſchaffen.

„Dieſer Schuft Greatauk," ſagte er zu ſich, „ſoll nicht lange Miniſter bleiben."

Der Prinz von Boscénos war der unverſöhnlichſte Gegner der modernen Demokratie, der Gedankenfreiheit und der Regierung, die ſich die Pinguinen nach eigenem Willen gegeben hatten. Er hegte gegen die Harpyen einen kräftigen und loyalen Haß. Er arbeitete öffentlich und im geheimen, Tag und Nacht, an der Wiedereinſetzung der Drakoniden. Seine glühende

Loyalität erhitzte ſich noch mehr bei Betrachtung ſeiner Privatangelegenheiten, deren ſchlechter Stand ſich von Stunde zu Stunde verſchlimmerte; er glaubte nämlich, ein Ende ſeiner Geldverlegenheiten nur im Einzug des Thronerben Drakos des Großen in ſeiner Stadt Alka erblicken zu können.

Als er nach Hauſe gekommen war, zog der Prinz aus ſeinem Geldkaſten ein Bündel alter Briefe, ſehr geheime Privatkorreſpondenzen, die ihm ein ungetreuer Kommis verſchafft hatte, und aus denen hervorging, daß ſein alter Kamerad Greatauk, Herzog von Sküll, in Armeelieferungen gemanſcht und von einem Händler, namens Malourp, ein Faß Wein erhalten hatte, das nicht einmal ſehr groß geweſen war und gerade durch ſeinen beſcheidenen Umfang dem Miniſter jede Entſchuldigung für die Annahme unmöglich machte.

Mit düſterer Wolluſt las der Prinz dieſe Briefe wieder, legte ſie ſorgfältig in den Geldkaſten zurück und lief zum Kriegsminiſter. Er war von entſchloſſenem Charakter. Auf den Beſcheid hin, daß der Miniſter nicht empfange, ſchmetterte er die Schreiber nieder, rannte die Ordonnanzen über den Haufen, ſprengte die Türen ein und drang in das Kabinett des erſtaunten Greatauk.

„Sprechen wir wenig, aber gut“, ſagte er zu ihm. „Du biſt ein alter Freßſack. Aber das hätte noch nichts zu beſagen. Ich habe von dir verlangt, du ſollteſt den General Mouchin abſägen, dieſe verfluchte Seele der Republikaner; du haſt nicht gewollt. Ich habe von dir verlangt, du ſollteſt mir die Lieferung von Hafer und Kleie übertragen; du haſt nicht gewollt. Ich habe von dir verlangt, du ſollteſt mir eine geheime Miſſion in die Nachtinſeln zuteilen; du haſt nicht gewollt. Und nicht zufrieden damit, mir ein unabänderliches Nein entgegenzuſetzen, haſt du mich deinen Regierungskollegen als ein gefährliches Individuum bezeichnet, das überwacht werden müſſe, und ich habe es dir zu verdanken, daß ich von der Polizei belauert werde, alter Verräter. Ich verlange jetzt nichts mehr von dir und habe dir nur ein Wort zu ſagen: Drücke dich! Man hat ſich an dir ſchon ſatt geſehen. Statt deiner werden wir einen von den Unſrigen über deine ſchmutzige Republik ſetzen. Du weißt bei mir heißt es: ein Mann, ein Wort. Wenn du nicht in vierundzwanzig Stunden dein Amt niedergelegt haſt, veröffentliche ich das Doſſier Malourp in den Zeitungen.“

Greatauk aber entgegnete voll Ruhe und Strenge: „Sei doch ruhig, Dummkopf. Ich bin gerade daran, einen Juden in den Kerker zu ſchicken. Ich liefere Pyrot dem Gericht aus; er iſt ſchuldig, achtzigtauſend Heubündel geſtohlen zu haben."

Der Prinz von Boscénos, deſſen Wut ſich gelegt hatte wie ein fallender Schleier, lächelte.

„Iſt das wahr?" . . .

„Du wirſt ſchon ſehen."

„Mein Kompliment, Greatauk. Aber da man ſich mit dir immer vorſehen muß, will ich die gute Nachricht ſogleich veröffentlichen. Heute Abend noch ſoll man in den Zeitungen von Alka die Verhaftung Pyrots leſen . . . ."

Und im Weggehen murmelte er:

„Dieſer Pyrot! Ich habe mir längſt gedacht, daß es ein ſchlechtes Ende mit ihm nehmen würde."

Gleich darauf wurde der General Panther bei Greatauk vorſtellig.

„Herr Miniſter, ich habe eben die Sache mit den achtzigtauſend Heubündeln unterſucht. Wir haben keine Beweiſe gegen Pyrot."

„Wir müſſen ſie finden," antwortete Greatauk, „die Gerechtigkeit fordert es. Laſſen Sie Pyrot ſofort verhaften."

2

Pyrot

Ganz Pinguinien erfuhr mit Entſetzen von dem Verbrechen Pyrots; zu gleicher Zeit gewährte es eine gewiſſe Befriedigung, zu wiſſen, daß dieſe Dieberei, verbunden mit einem Hochverrat, der einem Sakrileg gleichkam, von einer kleinen jüdiſchen Harpye verübt worden war. Um dieſes Gefühl zu verſtehen, muß man die Lage der öffentlichen Meinung hinſichtlich der Harpyen kennen. Die Harpyen bildeten die Geldkaſte. Dieſe war allgemein verflucht und hatte dabei eine ſouveräne Macht. Nicht alle Harpyen waren von jüdiſcher Raſſe, aber die Juden gehörten zum größten Teil der Klaſſe der

Harpyen an, und das Volk häufte seinen ganzen Haß gegen die Harpyen auf die Juden. Diese Harpyen waren eingeteilt in große und in kleine. Die letzteren strebten nach Geldgewinn; die großen besaßen unendliche Güter, und in ihren Händen lag mehr als ein Drittel des gesamten pinguinischen Vermögens. In jedem Polizeistaat ist der Reichtum etwas Heiliges; in den Demokratieen ist er das Allein-Heilige. Nun war der pinguinische Staat demokratisch; die großen und gefürchteten Harpyen übten dort eine ausgebreitetere und besonders wirksamere und nachhaltigere Macht aus als die Minister der Republik, — lauter arme Tröpfe, die sie, die Harpyen, heimlich beherrschten, die sie durch Einschüchterung oder Bestechung zwangen, sie zum Schaden des Staates zu begünstigen, und die sie durch Pressefeldzüge entehrten, wenn sie ehrlich blieben. Die Pinguiner, geboren und erzogen in der Hochachtung vor dem Geld, hatten fast alle, mit Ausnahme der Arbeiter, ein wenig Besitz; sie fühlten das feste Zusammenhalten der Kapitalien sehr stark und begriffen, daß der kleine Reichtum nur durch die Sicherheit des großen gesichert war. Demgemäß empfanden sie vor den Milliarden der Harpyen eine religiöse Ehrfurcht, und da hier das Interesse die Abneigung überwog, hätten sie sich wie vor dem Tode davor gefürchtet, den großen Harpyen auch nur ein einziges Haar zu krümmen. Gegenüber den kleinen waren sie weniger ehrfürchtig, und wenn sie einen Juden am Boden liegen sahen, stampften sie mit den Füßen darauf. Deshalb vernahm die ganze Nation mit wilder Befriedigung, daß der Verräter eine kleine jüdische Harpye war.

Sobald es hieß, daß Pyrot die achtzigtausend Heubündel gestohlen habe, zögerte niemand auch nur noch einen Augenblick, es zu glauben. Man zweifelte nicht im geringsten daran, weil die Unwissenheit, in der man sich über diese Sache befand, den Zweifel nicht erlaubte, der ja Gründe nötig hat; denn man zweifelt nicht ohne Gründe, wenn man gleich ohne Gründe glaubt. Man zweifelte durchaus nicht, weil die Sache überall wiederholt wurde, und weil gegenüber der großen Öffentlichkeit oft wiederholen soviel wie beweisen ist. Man zweifelte durchaus nicht, weil man wünschte, daß Pyrot schuldig wäre, und weil man glaubt, was man wünscht, und weil endlich die Fähigkeit zu zweifeln unter den Menschen selten ist; eine sehr geringe Zahl Geister trägt den Keim dazu in sich, der sich nicht ohne Aus-

bildung entwickelt. Jene Fähigkeit iſt einzigartig, auserleſen, philoſophiſch, unmoraliſch, tranſzendent, ungeheuerlich, voller Bosheit, ſchädlich für Menſchen und Beſitz, wider die Polizei der Staaten und das Gedeihen der Reiche, unglückverheißend für die Menſchheit, tötlich für Götter, ein Schrecken für Himmel und Erde. Die Maſſe der Pinguinen wußte nichts von Zweifel: ſie glaubten an die Schuld Pyrots, und dieſer Glaube wurde alſo bald ein Hauptbeſtandteil der nationalen Glaubensſätze und wurde als eine der weſentlichen Wahrheiten auf das Banner des Vaterlandes geſchrieben.

Pyrot wurde in geſchloſſener Sitzung gerichtet und verurteilt.

Der General Panther unterrichtete den Kriegsminiſter unverzüglich von dem Ausgange des Prozeſſes.

„Zum Glück," ſagte er, „hatten die Richter eine Gewißheit; denn es gab keine Beweiſe."

„Beweiſe," murmelte Greatauk, „Beweiſe, was beweiſt das? Es gibt nur einen ſicheren, unumſtößlichen Beweis: das Geſtändnis des Schuldigen. Hat Pyrot geſtanden?"

„Nein, Herr General."

„Er wird geſtehen: er muß. Panther, man muß ihn dazu beſtimmen; ſagen Sie ihm, daß es in ſeinem Intereſſe liegt. Sagen Sie ihm, daß er Begünſtigungen erhalten wird, wenn er geſteht, eine Herabminderung der Strafe, ſeine Begnadigung; verſprechen Sie ihm, er würde, wenn er geſteht, freigeſprochen; man würde ihm einen Orden geben. Appellieren Sie an ſein Anſtandsgefühl. Er ſoll geſtehen aus Patriotismus, für die Fahne, aus Reſpekt für die überlieferte Ordnung der Geſellſchaft, auf beſonderen Befehl des Kriegsminiſters, als Soldat .... Aber ſagen Sie mir, Panther, hat er nicht etwa ſchon geſtanden? Es gibt ſtillſchweigende Geſtändniſſe; Schweigen iſt ein Geſtändnis."

„Aber, Herr General, er ſchweigt nicht; er ſchreit wie ein Puter, er wäre unſchuldig."

„Panther, die Geſtändniſſe eines Schuldigen ergeben ſich manchmal aus der Heftigkeit ſeines Leugnens. Verzweifelt leugnen iſt ſoviel wie geſtehen. Pyrot hat geſtanden; wir brauchen Zeugen für ſein Geſtändnis, die Gerechtigkeit verlangt es ſo."

Im Westen Pinguiniens gab es einen Hafen namens Trécül, der von drei kleinen Buchten gebildet wurde; früher waren dort Schiffe angelaufen, jetzt war er versandet und verlassen. Modrige Lagunen zogen sich längs der niedrigen Küsten hin und strömten eine verpestete Luft aus, und das Fieber schweifte umher auf den schlafenden Wassern. Hier erhob sich am Meeresstrand ein hoher viereckiger Turm, ähnlich dem alten Campanile von Venedig. Auf der einen Seite stand ein Querbalken vor. An ihm hing, mit einer Kette befestigt, frei in der Luft ein Käfig, in den zur Zeit der Drakoniden die Inquisitoren von Alka ketzerische Geistliche zu setzen pflegten. Er stand seit dreihundert Jahren leer. Da hinein wurde Pyrot gesperrt, unter der Aufsicht von sechzig strengen Wächtern, die im Turme wohnten, ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen ließen und auf seine Geständnisse lauerten, um darüber sodann dem Kriegsminister zu berichten; denn gewissenhaft und klug, wie Greatauk war, wollte er Geständnisse und aber Geständnisse. Greatauk, der für einen Dummkopf galt, war in Wirklichkeit überaus gescheit und ein Mann von seltener Vorsicht.

Indessen schrieb Pyrot, verbrannt von der Sonne, ausgesogen von Mücken, zerweicht von Regen, Hagel und Schnee, die durch die Löcher des Verschlages drangen, erstarrt vor Kälte, umhergeworfen durch den wütenden Sturm, gepeinigt von dem unheilvollen Gekrächze der Raben, die auf seinem Käfig saßen, mit einem in Blut getauchten Zahnstocher auf Hemdfetzen die Beteuerung seiner Unschuld. Diese Lumpen verloren sich im Meer oder fielen den Wächtern in die Hände. Einige kamen gleichwohl auch der Öffentlichkeit vor die Augen. Aber die Beteuerungen Pyrots rührten niemand, weil sein Geständnis veröffentlicht worden war.

(Fortsetzung folgt)

Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf

Ein unpädagogiſcher Bericht von Wolfgang Heine

Mit zwölf Naturaufnahmen

Ich kann den Leſer verſichern, daß ich ihm nichts von pädagogiſchen Theorien vortragen werde, denn ich verſtehe nichts davon; auch nichts über das „Jahrhundert des Kindes", denn ich halte nichts davon, möchte vielmehr ein Jahrhundert der Reifen und Mannbaren erleben. Ich bin kein Pädagog, aber es geht mir wie den meiſten andern, ich habe Kinder und bin deshalb mittelbar Objekt der Erziehungskunſt der Schule. Den andern, die in derſelben Lage ſind, will ich erzählen, was, wie ich denke, für manche Wert haben kann.

Dabei muß ich vorausſchicken: Ich gehöre keineswegs zu denen, die die „humaniſtiſche“ Bildung verachten. Was das alte humaniſtiſche Gymnaſium geben konnte, habe ich reichlich empfangen, ſogar unter glücklichen Umſtänden noch ein gutes Stück mehr, als das Gymnaſium meiſt gewährt; und ich habe allen Grund, meiner Schule und meinen Lehrern Dank zu bewahren.

Dennoch habe auch ich die Schwächen der alten Schulbildung recht empfindlich kennen lernen, als mich die Berufsarbeit zwiſchen die Zangen nahm, als es nicht mehr genügte, notdürftig einen wiſſenſchaftlichen Artikel in engliſcher, franzöſiſcher oder italieniſcher Sprache leſen zu können, ſondern als ich dieſe Sprachen hätte ſchreiben und ſprechen müſſen und es zu ſpät war, das Verſäumte nachzuholen.

Später, als ich meinen eigenen Sohn auf das Gymnaſium ſchicken mußte, bedrückte mich anderes, was den großſtädtiſchen Schulen aller Art eigen iſt. Da ſaß der Junge die ganzen Vormittage in vergifteter Luft, nachmittags wieder noch ſtundenlang über Schularbeiten. Kaum daß er ein wenig ins

Zeichenunterricht im Freien

In der Tiſchlerwerkſtatt

Freie kam; außer den Ferien faſt nie aus den Grenzen der Steinwüſte Berlin hinaus. Er lernte zu meiner Zufriedenheit, aber ſeine Freude daran ließ bald nach. Wie ſollten auch die unglücklichen Lehrer, die fünfzig Schülern das Klaſſenpenſum einpauken mußten, Zeit behalten, den begabteren Geiſtern die beſondere, ihnen nötige Nahrung zu reichen! Und nun erinnerte ich mich, wie wir als Schüler im Grunde auch nur einem Teil des Unterrichts Intereſſe entgegengebracht hatten, wie wir aber an der Mehrzahl der Stunden nur körperlich teilgenommen und unſeren Geiſt derweil in ſtumpfſinnige Apathie verſenkt oder auf die Gefilde von allerlei Phantaſtereien ſpazieren geſchickt hatten. Als Schuljunge empfindet man nicht, was die in ungeſunder Haltung und Umgebung nutzlos vergeudete Zeit einem wert ſein könnte. Später reut es einen, und man wünſcht, die eigenen Kinder davor zu bewahren. In kleineren Städten bei geringerer Schülerzahl mag ſich dies alles nicht ganz ſo ſchädlich bemerkbar machen. Aber verlorene Zeit vermag auch dort kein Gott zurückzugeben.

Das waren nicht nur meine Klagen sondern die vieler Eltern in der großen Stadt. Eine andere Sorge, die nicht die Schule, sondern das Elternhaus betraf, hatte ich ebenfalls mit vielen gemein.

Haben Kinder, deren Eltern mitten im sinnbetörenden Strudel der großstädtischen Arbeit umhergetrieben werden, überhaupt eine häusliche Erziehung? Können die Eltern das übernehmen, was die Schule nicht leisten kann? — Noch weniger. Die Schule hat die Kinder wenigstens fünf Stunden täglich, die Eltern haben sie meistens nicht soviel Viertelstunden, manchmal gar nicht; und die Minuten, die ein überarbeiteter Vater seinen Kindern widmen kann, sind wenig geeignet zur Ergänzung von Erziehung und Unterricht. Also bleibt nichts übrig, als auch die häusliche Erziehung anderen zu übertragen. Kein erfreulicher Ausweg.

Da führte mich ein Zufall in das Deutsche Landerziehungsheim zu Ilsenburg, begründet von Doktor Lietz, damals unter Leitung von Doktor Wyneken, und ich vertraute ihm meinen Sohn an.

Herr Doktor Lietz hat sich ein großes Verdienst erworben und den Dank vieler Kinder und ihrer Eltern verdient, weil er der Bahnbrecher für die Verlegung der Schule auf das Land gewesen ist. Eine Vertiefung und feinere

Am Waldteich

Mahlzeit im Freien

Durchführung hat die Idee freilich durch seine früheren Mitarbeiter Doktor Wyneken und Paul Geheeb erfahren, die nach einer durch diese Verschiedenheit der Auffassungen unvermeidlich gewordenen Trennung im Sommer 1906 ihre Anstalt in Wickersdorf, Herzogtum Sachsen-Meiningen, eröffnet haben.

Von Saalfeld an der Saale führt eine aussichtsreiche Chaussee in einigen Stunden vierhundert Meter hinauf nach dem sechshundert Meter über dem Meere gelegenen Wickersdorf. Wenn im Sommer im Saaletal die Hitze brütet, hat man hier oben erfrischende Bergluft, im Winter, wenn unten die kalten Nebel drücken, kann man oben Sonnenschein und Wärme antreffen. Das kleine, aus wenigen schieferbeschlagenen Häusern bestehende Dorf liegt geschützt, nach Süden offen. Ringsum prachtvolle Wälder, oberhalb leicht ansteigende Höhen, drunter tief einschneidende Gründe mit steilen Bergwänden, von munteren Wassern belebt. Es ist der Charakter des nahegelegenen Schwarzatals.

Die Gebäude der Anstalt gehörten zu einer meiningenschen Domäne und sind für die „Freie Schulgemeinde" angekauft worden. Auch sie sind ein-

fach und im Stile der Umgebung gehalten, innen ſchlicht, aber mit gutem Geſchmack, namentlich feinem Gefühl für die Farbe, ausgeſtattet.

Da oben hauſen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen ſechzig bis ſiebzig Kinder. Darunter ſind etwa zehn Mädchen, die mit den Damen des Hauſes das alte Herrſchaftsgebäude bewohnen, während die Knaben gegenüber in den umgebauten Wirtſchaftshäuſern untergebracht ſind. Man hat in Wickersdorf nicht abgewartet, bis die theoretiſchen Streitigkeiten für und wider die gemeinſame Erziehung der Geſchlechter einmal beendet ſein würden, ſondern hat mutig einen praktiſchen Anfang damit gemacht und findet, daß ſich die Methode unter den Verhältniſſen der Anſtalt wohl bewährt.

Das Leben in der Anſtalt iſt jugendlich friſch und fröhlich. Nirgends dumpfe Luft, ſelbſt in den Klaſſenzimmern nicht, wo bei offenem Fenſter gearbeitet wird, wenn nicht gar der Unterricht ins Freie verlegt wird.

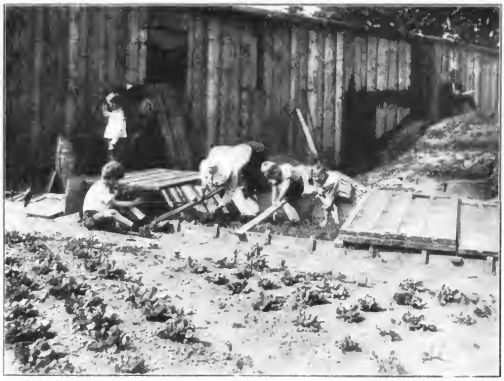
Schulſtunden und körperliche Beſchäftigungen ſind zweckmäßig verteilt. Schon morgens vor dem Brauſebad und Frühſtück werden gymnaſtiſche Übungen getrieben. Die längere Pauſe nach der zweiten Unterrichtſtunde iſt

Auf der Ferienreiſe bei Florenz

dem Dauerlauf oder einem kleinen Spaziergang gewidmet, je nach den Kräften der in Gruppen verteilten Kinder. Nach dem Eſſen folgt „praktiſche Arbeit“ im Garten oder der Schreinerwerkſtatt, im Winter ſtatt deſſen oft Ski- oder Schlittſchuhlauf. Eine Badeanſtalt wird fleißig benutzt; ſchöner iſt im Sommer das Bad im Teich eines einſamen Waldtales, wenige Minuten von der Anſtalt. An Feiertagen führen Ausflüge die Schüler und Lehrer in größeren oder kleineren Scharen durch die Thüringer Gebirge, auch wohl weit nach Franken und in die Rhön. Auf dieſen Wanderfahrten wird aller Luxus vermieden. Der Proviant wird mitgeführt und im Feldkeſſel abgekocht; manchmal wird unter Zelten genächtigt. Bei alledem wird auf die Kräfte der Kinder die erforderliche Rückſicht genommen.

Dieſe Reiſen dienen häufig auch der Belehrung. Die Muſeen in Weimar und Jena, die wertvollen Architekturen in Franken werden gründlich ſtudiert. Vorige Pfingſten hat ſich ſogar eine Anzahl der älteſten Schüler unter Führung zweier Lehrer bis nach Florenz und Siena gewagt, ſelbſtverſtändlich nach ſorgfältiger wiſſenſchaftlicher Vorbereitung.

In der Fechtſtunde



Beim Gartenbau

Man muß nämlich nicht denken, daß über dem Leben in der Natur der Geiſt vernachläſſigt würde. Im Gegenteil gibt die geringere Schülerzahl der Klaſſen und die Freiheit, deren ſich eine ſolche Privatanſtalt erfreut, Gelegenheit, die Studien ganz anders zu vertiefen, als dies im Durchſchnitt auf den öffentlichen höheren Schulen möglich iſt.

Dabei iſt gründliches Können, Vermeidung alles oberflächlichen Geſchwätzes das Ziel. Das Schreckenswort, dem keiner ſich ausſetzen möchte, iſt „Dilettant." So wie die einfache, nahrhafte Koſt die Kinder vor verwöhnter Leckrigkeit bewahrt, wie ihre ſchlichte, aber ſchmucke und ſaubere Kleidung den Kultus der neueſten Krawatte nicht aufkommen läßt, durch den die großſtädtiſche Jugend ſich lächerlich macht, ſo läßt auch die gediegene, geiſtige Nahrung nichts von anmaßender, blaſierter Übermenſchenſpielerei entſtehen.

Die Schule hat den Lehrplan einer Oberrealſchule; Mathematik und Naturwiſſenſchaften nehmen einen erheblichen Raum ein, Franzöſiſch und Engliſch ſind obligatoriſche, Latein und Griechiſch fakultative Unterrichtsgegen-

Die Mädchen auf Schneeschuhen

ſtände. Die neuen Sprachen werden ſehr gründlich betrieben, ſowohl unter wiſſenſchaftlich-grammatiſcher Schulung als durch Konverſation. Ein Engländer ſorgt für den engliſchen Sprechunterricht; eine Lehrerin, deren Mutterſprache franzöſiſch iſt, unterrichtet im Franzöſiſchen.

Trotz dieſes Lehrplans aber kann man ſich nicht leicht eine Schule denken, die mit höherem Rechte behaupten könnte, dem „Humanismus" zu dienen, wenn man nämlich darunter in Anlehnung an den urſprünglichen Sinn des Wortes eine auf das Geiſtige gerichtete Bildung im Gegenſatz zu einer dem Geiſt der Zeit mehr oder weniger fremden überlieferten Scholaſtik verſteht. Soviel und ſo großer geiſtiger Gehalt auch in den lateiniſchen und griechiſchen Klaſſikern zu finden iſt, — dem Gymnaſiaſten kommt im allgemeinen nur wenig davon zugute.

Jedenfalls bieten die deutſche, franzöſiſche und engliſche Literatur und Wiſſenſchaft eine Stufe der Entwicklung des Geiſtes, die hinter der antiken ſicher nicht zurückbleibt, und die den Bedürfniſſen der Gegenwart und unſerer Nation näherſteht. Daß die logiſche Schulung, die durch die Beſchäftigung mit der lateiniſchen Sprache erreicht werden ſoll, ebenſo durch jedes andre gründliche Sprachſtudium auch an der eignen Mutterſprache erzielt werden kann, wenn man es nur richtig anfängt, wiſſen die praktiſchen Schulmänner längſt.

In Wickersdorf wird gerade auf die Übung im abſtrakten Denken Gewicht gelegt. Die eigentlichen Kulturfächer, deutſche und fremde Literaturen, Kunſt-

geſchichte und Muſik werden auf das gründlichſte betrieben. Faſt täglich haben die Schüler Gelegenheit, beim „Vorſpiel“ gute Muſik in meiſterhafter Wiedergabe zu hören. Der religionsgeſchichtliche Unterricht, das Fach, das auf dem Gymnaſium teils gleichgültig, teils mit Grauen hingenommen zu werden pflegt, erregt das lebendigſte Intereſſe.

Die neuen Methoden des Unterrichts ſind ja auch anderen Schulen nicht fremd, ſind aber unter den Verhältniſſen dieſer Anſtalt, bei den kleinen Klaſſen und dem intimen Zuſammenhang zwiſchen Lehrern und Schülern, beſonders gut durchzuführen. Auch individuelle Begabungen, namentlich für Zeichnen und Muſik, finden beſondere Pflege und Förderung.

Die Primaner arbeiten vielfach nach Anleitung ihrer Lehrer allein und haben ſo Gelegenheit, die Übung auf die Univerſität mitzubringen, die andre ſich oft dort erſt mühſam erwerben müſſen. Die älteren Schüler unterſtützen auch ihre Lehrer beim Unterricht der Kleineren durch Nachhilfeſtunden und in den gymnaſtiſchen Fächern.

Dieſe Gemeinſamkeit der Arbeit zwiſchen Schülern und Lehrern dehnt ſich aber noch weiter aus. Mit vollem Vorbedacht iſt der Name: „Freie Schul-

Beim Schneeſchuhlauf

gemeinde" gewählt worden. Er ſoll bezeichnen, daß in einem ganz anderen Grade als anderswo das Leben der Anſtalt auf einem Bewußtſein der Gemeinſchaft und auf gemeinſamem Handeln aller Angehörigen, den jüngſten Schüler eingeſchloſſen, beruht. Gewünſcht und gepredigt wird ein ſolcher Geiſt natürlich auch anderwärts, nur daß ſolche Predigten meiſt ohne beſonderen Erfolg bleiben. In Wickersdorf werden in der Verſammlung der ſogenannten „Schulgemeinde" alle dem Verſtändnis der Schüler irgendwie zugänglichen Fragen erörtert. Die Schüler dürfen ihre Klagen und Wünſche offen vortragen, und die Lehrer fühlen ſich nicht durch ihr Solidaritätsgefühl moraliſch verpflichtet, den Schülern entgegenzutreten. Es iſt ſelbſtverſtändlich und entſpricht vollſtändig dem Geiſte der Jugend, daß die Beſchlüſſe der Gemeinde, an denen die Schüler ſelbſt teilgenommen haben, die ſelbſt auferlegten Pflichten, mit einer ganz anderen Gewiſſenhaftigkeit erfüllt werden, als was ein Lehrerkollegium von oben herab dekretiert hat, und was die Schüler ſchweigend erdulden ſollen. Dadurch wird ein Korpsgeiſt im beſten Sinne, ein ſtolzes Bewußtſein, was jeder der Zugehörigkeit zur Anſtalt ſchuldig iſt, erzeugt. Wer etwa befürchtet hat, daß dieſe Einrichtung die Zeitkrankheit einer ſelbſtgefälligen Vielrednerei befördern könnte, hat ſich aufs angenehmſte enttäuſcht geſehen.

Bei Rauhreif im Walde

Ältere und beſonders bewährte Schüler bilden außerdem einen Schülerausſchuß. Jedes Ausſchußmitglied erhält einige der jüngſten Schüler überwieſen, um ihre körperliche Sauberkeit, die Ordnung ihrer Bücher, Spinde und ſo weiter zu überwachen. Auch dieſe Mitwirkung an der Er-

Bobsleighfahrt

ziehung bewährt ſich für alle Teile aufs beſte. Sie ſteigert bei den älteren das Verantwortlichkeitsgefühl, bewahrt die jüngeren vor ſonſt leicht einreißenden Läſſigkeiten und erſpart auch den Lehrern viele ſonſt unvermeidliche Eingriffe, was beiträgt, das Verhältnis zwiſchen Lehrern und Schülern herzlicher und freier zu erhalten.

Weit entfernt, die notwendige Diſziplin, ohne die eine Schule nicht beſtehen könnte, zu ſchwächen, dient dieſe Verfaſſung, dieſer nahe, freundſchaftliche Verkehr zwiſchen Lehrern und Schülern, dient gerade das vertrauliche „Du", das die Lehrer als beſonderen Ehrenbeweis tüchtigeren Schülern geſtatten, dazu, die innere Diſziplin, das Bewußtſein zu kräftigen, daß jeder ſich in das Gefüge des Ganzen einzuordnen hat.

Jeder Lehrer und jede Lehrerin hat einen engeren Kreis von Zöglingen um ſich, die ihre „Familie" bilden. Die Schüler ſelbſt wählen ſich ihren Mentor aus. In den Freiſtunden und beſonders an den dazu beſtimmten „Familienabenden" finden ſie ſich zuſammen zu Spielen, Vorleſungen oder ernſten Geſprächen. Auch in anderer Weiſe vereinigen ſich gleiche Neigungen zu gemein-

samen Zwecken, zu Tennisspiel, Bobsleighfahrt und anderem Sport, zu musikalischen und Theateraufführungen, mit denen allerlei Festtage gefeiert werden.

Dies herzliche nahe Zusammenleben in der Anstalt beeinträchtigt nun keineswegs die Beziehungen der Kinder zu ihren Eltern. Stehen die Eltern doch selbst in regelmäßigem nahen Verkehr mit der Schule. Sie werden gern als Gäste gesehen, und häufig erfreuen sich Eltern an dem fröhlichen Treiben, das für sie und ihre Kinder doch so ernsten Sinn besitzt. Unvergeßlich wird mir der vorjährige Kunststudienausflug nach Italien sein, an dem ich teilgenommen habe.

So entwickeln die Kinder sich dort körperlich und geistig in günstigster Weise. Gesunde Lungen und gesunde Nerven, Wagemut und Lebensfreude sind allen gemein, Kopfhängerei und Blasiertheit unbekannt. Das Lernen wird zum Genuß. Ich habe mehrfach beobachten können, wie schnell in dieser Umgebung und unter dieser Leitung ungeschickte und unselbständige Stadtkinder ihre Kräfte entfaltet und zu gebrauchen gelernt haben.

Jedesmal, wenn ich in diesem Kreise weile, empfinde ich von neuem eine Art frohen Erstaunens, wie gut und glücklich Kinder es doch haben können.

Aber noch mehr. Ich sehe in Wickersdorf einen vielversprechenden Versuch zur Lösung wichtiger gesellschaftlicher Probleme: der Ausbildung besonders Begabter, der Erhaltung geistiger Frische und Leistungsfähigkeit, der Erhöhung des geistigen standard of life der Gebildeten; kurz eine Pflanzstätte wahrer Kultur.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartsch

(Fortsetzung)

Ihr Haus betrat er nie. Es war auch das Haus des Mannes, den er betrogen hatte, und in das er nur eingedrungen wäre, um abermals zu betrügen. Er litt und verblutete vor offenen Türen. Dann, in einer solchen Frostnacht, erkältete er sich. Als er nach Hause kam und nach einem wärmenden Trank suchte, fiel ihm ein Spitzentüchlein in die Hand, das die Beseligende bei ihm vergessen; — und der geliebte, lose,

schalkhafte Duft überfiel ihn mit solcher Gewalt der Erregung, daß er ohnmächtig hinstürzte. Als er erwachte, versagte ihm der Atem vor Schmerz. Er war erkrankt, und bald schritten wie gewaltige Mähder schwere Fieberschauer durch die verwüsteten Gärten seiner Phantasie.

Die Freunde pflegten den, der mit dem Tode rang. Petelin saß mit der Angst eines Liebenden am Bette des Fieberheißen, und Vollrat kam lange Stunden als Arzt. Wigram wachte und sorgte für ihn, und auch die anderen kamen, so oft es ihnen bange um den hellgrauäugigen Freund war.

Da erfuhren durch die fiebernden Rufe des Kranken Vollrat und Wigram, was den ewig Heiteren hingeworfen hatte wie ein schwaches Herbstblatt. Ernst schauten sie sich in die Augen; ernst und mit leisem Neid.

„Er stirbt an der Liebe dieser Frau", sagte Wigram. „Wir alle würden daran sterben."

Aber Kantilener starb nicht. Nach acht Tagen, als die Krise vorbei war, lag er als ein leise lächelnder Genesender im Bette, drückte Wigram die Hand und schlief wieder ein.

„Wir könnten ihn schnell gesund machen", dachte Wigram mit halblauter Stimme. „Sie weiß noch nicht, daß er krank war. Wenn sie zu ihm käme?"

„Nein, Wigram", entgegnete Vollrat ernst. „Was soll hier weiter werden? Untreue, Betrug und der ganze traurige Roman erstohlenen Glückes, das sich im Genuß als ein giftiges Bittersüß erweist, mit fadem Nachgeschmack oft zum Erbrechen?

Diese Krankheit hat ihm geholfen, zu überwinden; du wirst es erleben!"

„Was willst du ihm an Stelle dieser Frau schenken?" fragte Wigram kummervoll, „wenn er sich selber nichts zu geben weiß?"

„Das wird er wohl vermögen", tröstete Vollrat.

Dann erwachte Kantilener wieder und bat den jungen Freund Arzt um Arbeit.

„Das darf noch nicht sein", lächelte Vollrat.

„Wenn ich nur wüßte, was ich in den letzten Wochen in meiner Dissertation über die altchristliche Kunst an lateinischen Belegen zusammengeschrieben habe."

Da nahm Wigram das Manuskript und las ihm vor. Ernst, klar und schwer tönte die kapitale antike Sprache durch das kleine, schneehelle Zimmer.

Dann sprachen die drei über das alte Christentum mit Kantilener, und alle drei entdeckten sie, daß ihn der Geist jener haßfreien, demütigen und

darum als schwach und schmutzig verachteten Herzensurwelt tiefer bewegte als die armseligen Malereien der schönheitverachtenden Kunsthandwerker jener Sekte.

Daran knüpften sie Zukunftspläne.

Alle drei aber mieden sie stets scheu und zart den Namen der Frau, deren Liebe hier nahezu getötet hätte.

Frau von Karminell litt anders und genas anders als Othmar; denn ihre Art von Glück war äußerlich, aber freigebiger als das des ringenden jungen Studenten.

Zuerst, ja freilich; da erging es ihr hart, steinhart. Wenige Tage, nachdem sie, aus Angst vor entweichender Jugend und aus Sehnsucht inniger Liebe lächelnd und glücklich gefehlt hatte, war ihr fünfzehnjähriger Hochzeitstag.

Am Morgen kam ihr Gatte, brachte ein kostbares Perlenhalsband und ließ sie dann wieder allein.

Sie nahm trotzig das reiche Geschenk in die leise bebenden Hände. Lege ich es an, wenn ich die nächste Nacht im Bett meines Geliebten liege?!

Sie dachte daran, wie sie zu ihrem Mann gekommen war.

Eine Tochter aus dem blendend reichen Hause eines Großindustriellen! Schön, umworben und so klug, so klug, daß sie alle Werber durchschaute!

Nur in die kleine, große Welt der armen Idealisten hatte sie niemals geschaut; bis an den Tag heran, da sie den Verein jener kennen lernte, welche nicht vergessen konnten, daß sie lebten.

Denn bis dahin, wer kam zu ihr? Was kannte sie an Männern, die um sie warben?

Die Frauen unserer Großindustriellen gedeihen in jenem üppigen Boden, aus welchem einst bei Adel und Kaufherrentum eine Beatrix, eine Mona Lisa, eine Simonetta, eine Welsertochter erblühte. Die besten dieser Frauen übertreffen heute den Adel; sie sind die alte Märchenzeit, sind Renaissance oder Rokoko, — wie es ihnen beliebt. Sie haben sich die Festlichkeit der leuchtenden Erscheinung erobert und haben genügend freie Zeit, sich durch tiefe Nachdenklichkeit zu adeln.

Während die Industriellen, samt ihren reichen oder bloß reicherzogenen Söhnen, niemals die Erscheinungen verfeinerter Geadeltheit ausstrahlen!

Nur das Haus Reininghaus in Graz hatte einmal in Ahnung der herrlichen Pflichten des Reichtums eine Mediceertat begangen: es ſchirmte und ſtützte einen Dichter, den berühmteſten der Steiermark. Dann vergaß es, daß es auf ſolchem Weg eine geiſtige Dynaſtie zu werden vermochte, wie einſt die Geldwechſler unſterblichen Angedenkens, die Mediceer.

Solches war überdies ſchon ſeit langem geſchehen, und als Frau Elſe Mädchen war, litten die Söhne aller Familien von Reichtum oder Rang an dem bedauerlichen Irrwahn, nicht Erben des Adels zu ſein, wie er ehemals *entſtand*, ſondern Nachtreter des Verfalls ſein zu müſſen, welcher *iſt*. Mangel an Originalbewußtſein bannte ſie wie ihre Vorbilder an Sport und Haſard, Roß und Tänzerin, Kraftwagen und engliſche Mode.

Sie wollten nach oben gelten, nicht nach unten. Aus dem Boden aber wachſen die Bäume, und was hängt, wird welk.

Das alles durchſchaute Frau Elſe, und keiner war, der ihr durch verinnerlichte Lebensführung als echt erſchienen wäre. Es waren alles Nachahmungen nach Vorbildern, die nicht der Kopie wert waren.

So wurde das allzu kluge Mädchen über zwanzig Jahre alt, mußte ſchwere Vorwürfe ihrer Eltern ob romantiſcher Heikelkeit hören und machte ſich ſelbſt ähnliche.

Dann kam der vielverſprechende, tadelloſe Dozent von Karminell, den wenigſtens der heilige Anhauch der Wiſſenſchaft verklärte. Und den hatte ſie genommen und tadellos neben ihm reſidiert. Sie waren innerlich per Sie geblieben.

Als nun am Abend dieſes fünfzehnten Hochzeitstages nach gemeinſam eingenommenem Spätmahl durch die Wirkung des Champagners Herr von Karminell ſich erinnert hatte, daß er eine herrlich ſchöne Frau beſitze, und nicht alles zwiſchen ihnen beim alten blieb, da weinte ſie bitterlich und herzbrechend wie ein verkauftes Mädchen, und weinte noch lange nachher, als der Profeſſor längſt ſchlief, — — — nach der Dachſtube!

Mit dem grauen Morgen erhob ſie ſich und lief faſſungslos wie ein Kind nach dem Gries bis zu dem altbürgerlichen Häuschen, wo oben das dürre Gras in der Dachrinne unter dem geliebten Fenſter wehte, und machte dem Studenten eine innig verliebte Fenſterpromenade. Sie ſehnte und ſehnte ſich und gedachte ihn durch hypnotiſche Kraft zu zwingen, aus dem Fenſter zu

schauen, damit er sie hole und all das Widerfahrene mit heißer Liebe aus ihrem Gedächtnis brenne!

Er aber lag oben sterbenskrank und fieberte von ihr, der Unbarmherzigen, und von der einen, einzigen Nacht.

Wieder einige Tage später jedoch hatte sie Gelegenheit, tief zu erschrecken. Was war mit ihr vorgegangen? Es konnte doch unmöglich das unfruchtbare Alter seine Anzeichen vorausschicken? Sie war ja noch jung, schön und so heiß . . .!

Oder lächelte ihr jene eine, unvergeßliche Nacht mit Erinnerung nach? Mit Folgen?

Sie stürmte aus dem Hause in unbeschreiblich süßer, banger Erregung. Zuerst in einem fassungslosen Hinlaufen zum Geliebten, um ihm mit ausgebreiteten Armen schluchzend zu danken! Dann blieb sie stehen, kehrte um und ging in die Kirche, wo sie freudeweinend auf den Knieen die Madonna anlächelte.

Dann kaufte sie ein Buch: „Die junge Mutter", lief nach Hause, trank ein Glas Wein und spielte auf dem Klavier lachend aus „Cosi fan tutte":

„Ja nur aus Eitelkeit, ja nur zum Trotz!"

Die jubelnden Laute hallten in ihr eine ganze Weile nach. Zurückgelehnt saß sie, und über ihr zogen in träumenden kinderhellen Wolkenzügen kleine pausbäckige Engel . . . sie prüfte, wählte sich den schönsten aus und lachte und weinte.

Dann suchte sie ihren weitesten Schlafrock hervor, zog den an und stellte sich vor den Spiegel, und dann warf sie ihn weg, stürmte ganz fassungslos vor Glück und Unruhe in den Stadtpark hinaus, der im Leuchten eines warmen Föhntages warmschauernd seine allerletzten, seltenen Blätter herniedertanzen ließ, und rannte gegen eine Bank, auf der Wigram saß!

An ihn klammerte sie sich.

„Gott sei Dank", rief sie. „Ich wollte mir einen Band Schopenhauer kaufen, nun habe ich den lebenden Philosophen. Sagen Sie mir: Glauben Sie, daß Liebe schuldig machen kann?"

Wigram sah sie seltsam an: „Nicht, wenn diese Liebe die einzige ist."

Frau Else dachte nach: „Das haben Sie hübsch gesagt", sagte sie dann, voll und warm aufschauend.

„Christus verzieh sogar darüber hinaus: Sie wissen: ‚Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt' . . ."

„Ach nein, das wollen wir nicht!" rief sie hastig und grollend.

„Übrigens," schloß Wigram, „Glück ist alles, auch in der Schuld. Gnade ist mehr als Reue. Wer begnadigt ist, fühlt, er sei auch der Schuld frei."

„Herzlichen Dank", sagte sie lächelnd und ging langsam nach Hause.

Drei Tage lang rang sie nun, ob sie nicht stolz und frei ihrem Manne alles sagen sollte. Und nur, weil er voll nie gekannter Unruhe in sie drang, warum sie so seltsam sei und soviel weine, nur weil er es ihr abpressen wollte, darum kämpfte sie noch. Endlich sagte sie sich, wenn er mich davonjagt, so macht er mich glücklich. Und trat vor ihn hin.

„Else?" fragte er.

Da begann sie, blaß vor innerster Erregung; „Ich glaube, daß ich Mutter werde . . ."

Unmöglich, ein Wort mehr zu sagen!

Denn der sonst ängstlich würdenhafte Mann begann wie ein beschenkter Junge von zehn Jahren zu jubeln, zu springen und zu tollen, faßte sie an den Händen, tanzte und weinte, und überwältigte durch eine Freude, wie sie noch keinen Menschen sich hatte freuen sehen, die kluge und herzliche Frau dermaßen, daß das Verbrechen, ihm das Herzeleid der Wahrheit anzutun, ihr zehnmal größer schien als jenes, das sie aus inniger Liebe begangen!

Sie sagte ihm nichts weiter, aber sein Glück und das ihrige, welches noch nach Heiligung verlangte, waren so übermächtig stark, daß sie sich in tiefster, ernster Seele vornahm, aus Buße gegen diesen Mann, in dem eine so heiße Vaterseele jauchzte, treu zu bleiben.

Ihr Glück hatte sie nun ja doch ertrotzt. Was tat es nun, wenn das Alter kam!?

Überglücklich wollte der Professor wieder den Champagner kommen lassen, von dem er glaubte, daß er schuld an dem Ereignis sei, und drängte sie: „Trink auch du!"

Aber Frau Else dachte an ihren Othmar, den sie von jetzt ab ganz in das geheimste Kämmerlein ihres Herzens sperren mußte, und, indem sie seinen Tonfall nachahmte, sagte sie zwischen Lachen und Ernst:

„Er soll vor zwanzig Jahren keinen Alkohol kennen."

Sie war fest überzeugt, daß ein Junge kommen müsse. Denn alles geht auf drei aus, und das Röslein vom Gries und Mali waren ihr beide mit der gleichen Außerehelichkeit vorausgegangen. Ihr Professor aber drängte sie, mit ihm durch das Zimmer zu tanzen, und diesmal gab sie nach.

Um den Tisch, am Klavier vorbei, und Frau Else grüßte sich im Spiegel und grüßte zärtlich Kantileners Bild auf der Bibliothek . . .

Dann ging ihr Mann fort, um die überglückliche Sache einem medizinischen Freunde ganz im engsten Geheimnis vorzutragen. Der ließ ihm ebenfalls seine Freude gelten und versprach ihm, zu gelegener Zeit der gesegneten Frau beizustehen.

Frau Else aber sah ihrem Mann vom Fenster auf die Straße nach. „Nein!" dachte sie. „Die Freude, die ich ihm da gemacht habe!" Sie fühlte beinahe, als ob er noch überdies bei ihr im Schuldbuch stände. Sie selbst war ohne Schuld, leicht und frei.

„Glück ist alles, auch in der Schuld. Gnade ist mehr als Reue", jubelte sie immer wieder. „Wie herzlich und gescheit doch dieser Wigram ist!"

Und sie dachte hoffend und träumend an den Knaben, der ihr bestimmt war. Sie wußte, wieviel naive Harmonie in seinem jungen Vater klang, und sie kannte das heitere, ruhigzügige Ebenmaß ihrer eigenen Seele. Vielleicht wird der einst der Wiedererwecker deutscher Musik, der wunderbarsten Kunst, welche jemals Menschen beglückte, und welche wir eben zu Grabe tragen sehen . . . Vielleicht wird er der große, neue, geniale Meister der Instinktmusik, nach dem sich die zwölf Freunde vergeblich zergrämt hatten.

Freilich! Eine Schuld, eine Schuld blieb es dennoch. — — Ein Menschenleben aber muß tragkräftig genug sein, daß auf ihm, wenn's gar nicht anders geht, auch eine wuchtige Schuld mitfahren kann. Manchmal gibt sie ihm erst den richtigen Tiefgang. So war es auch mit Frau von Karminell.

Sie blieb gerührt, leise ängstlich und dankbar ihr Leben lang und trug ihre Schuld weder leichtfertig noch als Kasteiung. Ein belastetes, schwergewichtiges Leben wurde es, das mit solcher Tracht bloß langsamer und sorgfältiger fahren lernte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

. . . Am Bette des genesenden Othmar standen zu gleicher Zeit wie zwei Gewalten Vollrat und Wigram, dem Freunde zu neuem Leben zu raten.

„Nicht alle von uns zwölfen hatten den Schwerpunkt ihres Glückes in ſich ſelber", begann Wigram von ſeinem zehnmal wiederholten Lieblingsthema. „Du, Kantilener, haſt ein einziges Mal verſucht, dein Glück außer dich ſelbſt, auf ein ſchönes Weib zu legen, und wäreſt faſt zerbrochen, ſo hinſchmetternd biſt du geſtürzt.

Bohnſtock hat ſeinen deutſchen Traum, und wenn ihm von mutwilliger Bosheit da hineingegriffen wird, ſo bleibt ein Sprung in dieſem Gefäß der Sehnſucht.

Helbig brauchte den Boden ſeiner Stadt, ſeiner Freunde und Jugend; er hatte auf allzuviele Fundamente gebaut und zerſtürzte.

Lieſegang iſt eine echte Lehrernatur, die alles von andern, wenig aus ſich gelernt hat und nur freudig ſein kann, wenn ſie weitergibt. Er braucht Schüler.

Und Petelin braucht einen Meiſter. Anlehnen muß er ſich können. Jedoch ſind dieſe beiden mit ihrem Glück innerlich und können niemals beraubt werden.

Scheggl mußte ſeine Familie haben, und O'Brien wird großer Kraft bedürfen, um ſeine Phantaſien mit in das Alter hinüberzunehmen, oder in Krankheit, und nicht zu verzweifeln . . .

Arbold hat ſein deutſches Volk und Semljaritſch ſeine heimliche ſlawiſche Liebe. Von Zimbal reden wir nicht mehr. In ihm war nur das Innerlichkeitsſehnen der zwanzig Jahre.

Vollrat iſt ſchon unruhig, weil er aus unſerer Welt in jene andere übergetreten iſt, welche wir die beladene nennen; . . . nein, nein, Vollrat; antworte, wenn ich ausgeredet habe. Ganz ohne Bedürfnis, von der Welt außer uns etwas zu empfangen, lebten nur Kantilener und ich, . . . und ſelbſt von uns hatte jeder einen törichten Wahn nach außen zu überwinden . . .

Nun will ich dir, Othmar, ernſtlich ſagen, was für dein Leben allein not tut: Diene niemand, als dem Gott in dir! Bleib ein Philoſoph."

Vollrat lächelte und ſagte: „Mir ſcheint das Glück im Bezwingen zu liegen, im Erringen und Erobern. Mein Motto wäre: Beherrſche alles und alle. Ich ſelbſt wurde ein beliebter Arzt, nicht weil ich Kranke, ſondern vornehmlich, weil ich Menſchen zu behandeln verſtehe. Kantilener ſollte Arzt werden."

Der blaſſe Othmar aber richtete ſich im Lager auf: „Ich werde tun, was euch beide einigt. Ich werde, unter den Blicken meines Gottes, den Menſchen dienen.

Ihr wißt, wie ich niemals die Liebe zur Kunſt von mir laſſen konnte. Als ich aber die Seele meiner alten Chriſten nach dem Künſtleriſchen durchforſchte, da ging es mir wie dem Nachforſcher einer Wüſtenquelle. Das Belebende verbarg ſich, je weiter das Chriſtentum ſchritt, ſo daß ich fragen mußte: Wer war der letzte Chriſt nach innen, wer war der erſte nach außen? Ich ging mit den Apoſteln und begleitete Petrus und Paulus, — — — bei dem zweiten, der den Herrn nicht mehr erlebte, ſtockte ich ſchon, und bei Linus begann das langſame Verſiegen.

Da erwachte in mir eine unendliche Sehnſucht, die Quelle wieder zu öffnen: Die Quelle reinen Menſchentumes ohne Geſetze!"

„Die Anarchie", lächelte Wigram bedeutungsvoll.

„Lange glaubte ich, wie ihr alle wißt, daß man dieſe neuen Menſchen vereinigen und ſammeln könne. Wigram widerſprach mir. Da jedoch keine Geſellſchaft ohne Regelung leben mag, ſo durchſchaute ich, wie ich die Hilfloſigkeit des Vereins der neuen Menſchen ſah, den erſten Fehler des Chriſtentums: Organiſation.

Niemals dürften die geiſtig Freien, die einzelnen ſich ſammeln und rotten! Ihr ganzes Leben beginnt und ſtürzt mit ihrer Einſamkeit.

Auch der Gedanke, daß der Künſtler durch Läuterung des Verſtandes ſich eine hochbeglückte Gemeinde ziehe, wie Bohnſtock predigte, iſt mir darum zu Boden gefallen. Denn ſelbſt im Kunſtgenuß verkleinert ſich der Einſame, ſobald er ſich mit anderen geſellt.

Einſame Menſchen will ich aber dennoch anwerben für die neue Idee des ſtets wachen Lebens; für das neue und ſo alte Glück, den Tag zu ergreifen. Denn wenn ich das herrliche Mittel nicht weitergeben ſoll, wozu habe ich es denn gefunden?"

(Schluß folgt)

Rundschau

Die magyarische Herrschaft

Die Führer der großmagyarischen Clique, die Ungarn regiert, haben es in öffentlichem Vortrag deutlich genug als ihr Ziel bezeichnet, die geistige Führerschaft jener Völker zu knicken, die sich ihnen nicht sofort fügen; deshalb werden deren Gymnasien, deren Museen geschlossen, die Aneignung höherer Kenntnisse muß einzig auf das Magyarische hingeführt, das Studium der Geschichte zur Verherrlichung der Magyaren eingerichtet werden. Alle, die mit Talent und Mut ihres Volkes Sprache und Rechte verteidigen, werden verfolgt; als Deputierte, Schriftsteller, Volksredner, Redakteure, Priester, Lehrer mit allen Mitteln verunglimpft, die der Behörde zu Gebote stehen — und deren gibt es in Ungarn viele! — Um den Geist zu schildern, der die Verfolger beseelt, will ich hier eine Stelle aus einem angesehenen Regierungsblatt wiedergeben, die den Slowaken Hlinka betrifft, einen Mann, der mit seinem Talent und der Treue gegen seine Nation eine Zierde jedes Volkes sein würde. „Man sollte ihn", schrieb jenes Blatt, „kurzweg bei lebendigem Leibe schinden. — Bei lebendigem Leibe grausam schinden und ihm in das bloßgelegte, blutigzuckende Fleisch siedendes Öl träufeln."

Die Presse der andern Nationalitäten wird durch eine Menge von Prozessen, Gefängnis-, und Geldstrafen beraubt, so daß Blatt auf Blatt eingeht.

Mir ist ein Verzeichnis der Leute eingeschickt worden, die in den letzten Jahren wegen Vergehen gegen die magyarische Oberherrschaft bestraft worden sind. Meine Korrespondenten teilen mir mit, daß diese Listen bei weitem nicht vollständig sind; nichtsdestoweniger zeigen sie, daß den armen Teufeln von Journalisten eines kleinen slowakischen Blattes in den letzten Jahren beinahe fünftausend österreichische Kronen herausgepreßt worden sind, und daß sie in Summa gegen vier Jahre im Gefängnis gesessen haben.

Seitdem die jetzige Regierung ans Ruder kam (achter April 1906) haben die Wortführer andrer Nationalitäten, besonders Journalisten, in Summa achtzehn Jahre im Gefängnis gesessen und über achtzehntausend Kronen an Geldstrafen bezahlt.

Man erinnere sich, daß die Listen nicht vollständig sind! Wenn jemand die Geldstrafen bezahlen hilft, und dies wird bekannt, dann wird er bestraft; wenn jemand — sei es Mann oder Weib — dem soeben aus dem Gefängnis kommenden Märtyrer entgegengeht, ihn zu begrüßen, dann wird er bestraft. Errichtet das arme Volk einem toten Märtyrer ein Grabdenkmal, dann ist dies Aufruhr; ein Militärkordon wird um den Kirchhof gezogen, die Enthüllung zu verhindern.

Wir müssen, wenn wir dies lesen, beständig daran denken, daß die Sprache dieser Nationalitäten sie mit den umwohnenden Völkern zusammenführt; sie in die magyarische Sprache hineinzupeitschen, ist dasselbe, als peitschte man sie in einen Sack!

Ein Slowake vermachte dreihundert Kronen zugunsten slowakischer Schulkinder. (Man wird im weiteren hören, warum.) Die Behörde legte sofort Beschlag auf das Geld, unter dem Vorwand, „daß slowakische Schulkinder weder ein Verein noch eine Genossenschaft wären"; daher sei das Testament

ungültig. Das Gericht gab der Behörde Recht. — Ein Russe vermachte dem slowakischen Volk einhundertsechzigtausend Kronen zu kulturellen Zwecken und ernannte Testamentsexekutoren. Die Behörde trieb einen verrückten Bruder des Testators auf, der Anspruch auf die Erbschaft erheben sollte. Aber dieser ließ sich nicht dazu brauchen. Die Behörde wollte ihn für schwachsinnig erklären, ihn, unter Kuratel stellen und so in den Besitz des Geldes gelangen. Auch dies mißglückte, und während weiterer Experimente mit ihm starb der Mann. Da holten sich die Großmagyaren die fernerstehende Verwandtschaft heran; diese sollte nun ihre Forderung geltend machen. Sie ging darauf ein; der Prozeß währt noch. Der Plan ist, alle Kosten durch die Richter dem Nachlaß aufzubürden; so verlieren die Slowaken auf jeden Fall einen großen Teil des ihnen vermachten Geldes —

Die Großmagyaren versuchten, so vieler Slowakenkinder wie möglich habhaft zu werden. Sie machten ein Gesetz, wonach elternlose Kinder oder solche, die Vater oder Mutter verloren hatten, oder in einer oder der anderen Weise nicht gesichert schienen, in das eigentliche Magyarenland geschickt und dort erzogen werden mußten. Die Kinder litten ungeheuer! Viele starben, viele entwichen; das Jammergeschrei wurde so groß, daß es in Rußland und Böhmen gehört wurde und das Gesetz teilweise einschlafen mußte. Aber dann verfielen sie darauf, magyarische Kindergärten zu errichten und die Slowakenkinder, schon die dreijährigen, hineinzuzwingen. Nun müssen die Eltern Strafe zahlen, wenn sie die Kinder nicht hinschicken; und wenn diese Geldstrafen (das Universalmittel der hungrigen Magyaren) nicht erlegt werden, erfolgt die Exekution. Und dabei geschehen oft die unerhörtesten Dinge.

Aber nichts von dem, was ich hier geschildert habe, ist in Ursprung und Folgen so gravierend für die regierende Magyarenclique als das, worauf ich jetzt eingehen will.

Ich bin aus einem freien Volke, das sich selbst regiert, und weder in diesem noch in einem andern nordischen Volk kennt man Wahlbetrug. Ein Volk bei der Wahl betrügen wäre in unsern Augen dasselbe, wie ihm das Trinkwasser vergiften!

Gefälschte Wahlen, — was für eine gesetzgebende Versammlung kann daraus hervorgehen? Und eine solche Versammlung — was für Gesetze wird sie geben? Und was wird aus der Moral der Leute, die solche Gesetze vollziehen?

Was wir aber als das schlimmste bezeichnen müssen, das ist der großmagyarische Brauch bei den Wahlen.

Ich bin außerstande, in kurzen Worten eine Vorstellung vom ungarischen Wahlrecht zu geben; die Bestimmungen darüber gleichen einer babylonischen Verwirrung. Ich darf frei herausſagen, daß das ungarische Wahlgesetz von 1848 — teilweise umgearbeitet im Jahre 1874 — von ungerechten Männern in ungerechter Absicht vorgelegt worden ist. Wenn jemand diesen Ausspruch für zu streng hält, so möge er das Gesetz beiseite legen und zuerst und genau die Einteilung der verschiedenen Wahldistrikte studieren. Er wird dabei unter anderm auf die Tatsache stoßen, daß im ungarischen Rumänien fünftausendeinhunderteinundsechzig Wähler in zwölf Distrikte verteilt worden sind, um — zwölf magyarische Repräsentanten zu erzielen, und daß fünftausendzweihundertfünfundsiebzig Wähler in einem Distrikt zusammengehalten worden sind, um nur — einen rumänischen Repräsentanten zu erlangen! — (Diese Zahlen sind den Wahlvorgängen von 1892 entnommen.)

Da der Druck dieser ungerechten Einteilung für das beabsichtigte Ziel noch zu schwach war, erhielt das Gesetz eine

Bestimmung, wonach auf Vorschlag von zehn Wählern ein Mann durch Akklamation zum Repräsentanten ernannt werden kann, — bevor noch die Menge der Wähler heranzukommen vermag. Die Wahlhandlung wird morgens um neun Uhr eröffnet, und wer nicht eine halbe Stunde später zur Stelle ist, kann nicht stimmen! Aber der Ort der Wahlhandlung ist derart gelegen, daß die magyarischen Wähler keinen Weg zurückzulegen haben, die Rumänen aber die Nacht dazu verwenden müssen, um rechtzeitig zu erscheinen. Ich übergehe andere Mißgriffe und fasse sie alle in dem einen zusammen: die Magyaren haben über die Gültigkeit der Wahlen zu bestimmen.

Und dann die Wahlen! nämlich die, in denen die Magyaren um die Majorität kämpfen müssen. Ich habe die Beschreibung einer Wahl in einem Distrikt vor mir liegen, wo die Deutschen in großer Überzahl sind. Gewählt wurde ein Großmagyar! Die Menschen durften nicht heraus; sie verrammelten ihre Türen; denn sie fürchteten nicht ohne Grund das schlimmste; sogar Schuljugend — lauter ganz junge Mädchen, Zöglinge eines alten öffentlichen deutschen Instituts aus der Militärgrenzenzeit — war in Gefahr.

Über Ungarns Wahlgesetz und seine Wahlen werde ich in einem großen englischen Blatte schreiben; da wird es anschlagen.

Aber hier — nicht dort — will ich folgende Bemerkung machen:

Wir wissen nicht, wieviel Deutsche es in Ungarn gibt. Mit der magyarischen Statistik, die jeden zum Magyaren macht, der magyarisch sprechen kann, ist nicht zu rechnen. Einige sagen, es seien zwei Millionen, andere geben wenigstens zwei und eine halbe Million an.

Ich frage nur: wenn es zwei — oder zweieinhalb Millionen Engländer wären, die derart verhöhnt und mißhandelt würden, wie jetzt zwei — oder zweieinhalb — Millionen Deutsche in Ungarn, — was würde das für Folgen nach sich ziehen? Oder hätten es dann die Großmagyaren überhaupt gewagt? —

Der König von Ungarn hat jüngst versprochen, ein Gesetz über die Einführung des allgemeinen Stimmrechts in Ungarn vorzulegen.

Glaubt jemand, der die herrschende großmagyarische Clique kennt, daß ihm gestattet wird, sein königliches Wort einzulösen?

In Ungarn existiert keine Freiheit der Versammlung. Die Volksversammlungen der andern Nationalitäten, die dort aus Anlaß der königlichen Zusage zusammengerufen wurden, sind fast alle verboten worden.

Dies prophezeit nichts Gutes. Es ist auch erst einige Jahre her, seit einer der Hauptführer der Partei — ein Mitglied der jetzigen Regierung — dieses jetzige Wahlgesetz und die jetzige Wahlordnung öffentlich gelobt hat.

Als Psychologe möchte ich nur hinzufügen, daß derartige Führer gar nicht imstande sind, einen Vorschlag für ein Wahlgesetz und eine Wahlordnung vorzulegen, der in allen Teilen einfach und gerecht wäre.

Und alle werden verstehen, daß ein Verhalten, wie ich es geschildert habe, ebenso sehr den Unterdrückern schadet, wie den Unterdrückten. Auch ist schwer zu glauben, es könnte ein glückliches Vaterland aus Falschheit erwachsen, die natürlich mit Treulosigkeit, oder aus Übermut und Unrecht, die mit Heuchelei und Haß beantwortet werden.

Wo bleibt er, der junge, edle Magyar, der aus den Reihen seiner Brüder hervortritt, um zu rufen: „Wir wollen Gott mehr als den Menschen dienen!“ Wie viele denken jetzt ebenso wie ich: Hätten die Magyaren im Jahre 1867 die deutsche Weltsprache Kollektivsprache werden lassen, wozu sie faktisch auf dem besten Wege war, während alle die

andern Sprachen ihre volle Freiheit hätten, — wäre dann Ungarn nicht Tag für Tag glücklicher geworden? Wäre dann nicht all sein Volk einiger, aufgeklärter und deshalb wohlhabender? Müßte dann nicht die Wahlordnung längst eine andere geworden sein, die Wahlen natürlicher, die Gesetzgebung gerechter? Hätte nicht größere Freiheit, mehr Gesetzlichkeit eine Vereinfachung der Staatssteuern, eine Verbilligung der Verwaltung, eine Verbesserung der Finanzen geschaffen?

'Dann würden dem Entwicklungsdrange der Magyaren, der auf junge, unverbrauchte Kraft weist, edlere Ziele vorschweben, als alle Mitbürger mit Gewalt zu Magyaren, alle umwohnenden Völker zu ihren Feinden zu machen.

Björnstjerne Björnson

Siegmund Friedberg

Nur keine Angst, meine Herrschaften! Ich will keinen Repetitionskursus abhalten. Sie sollen von mir nicht noch einmal die Geschichte des berliner Bankiers Siegmund Friedberg erfahren, die Ihnen in allen Tageszeitungen (wie das bei Kolportageromanen so üblich zu sein pflegt) in Fortsetzungen geliefert worden ist.

Auch die Moral der Geschichte ist Ihnen bereits in lehrhaft-weinerlichem Ton auseinander gesetzt worden.

Die Unmoral dieser Moral möchte ich mit ein paar Worten beleuchten.

Der Chor der Moralisten: „Halte kein Blatt, das von einem Bankier herausgegeben wird, denn es muß dir zum Verderben gereichen!"

Glückliche Menschen, denen niemals Skrupel und Zweifel die Freude an apodiktischen Behauptungen trügen! Die Frankfurter Zeitung, das angesehenste Handelsblatt Deutschlands, wenn nicht gar der Welt, ist aus dem Frankfurter Geschäftsbericht hervorgegangen, den die Bankiers H. B. Rosenthal und Leopold Sonnemann herausgaben. Das zeigt schon, daß Verbindung von Bankgeschäft und Zeit nicht immer dem Publikum zum Schaden zu gereichen braucht.

Es kommt darauf an, was für ein Bankier die Hand im Spiele hat.

Die Sache, ohne Voreingenommenheit betrachtet, sieht so aus: Die meisten Leute, die Zeitungen gründen, wollen damit ein Geschäft machen.

Die einen fühlen sich als Anwälte des Publikums und fassen ihre Gewinne ähnlich wie eine Art Honorar auf, wie es der Klient seinem getreuen Sachwalter zahlt. Vielfach treibt sie Idealismus. Aber auch der Gentleman-Detektiv Sherlock Holmes freut sich, wenn sein Idealismus gebührende finanzielle Wertung findet.

Die anderen sehen das Geschäft darin, daß die Macht des gedruckten Wortes ihnen Leichtgläubige zutreibt, denen sie als Vermittler oder Fabrikanten, sei es sensationellen Lesestoff, sei es faule Wertpapiere, aufhängen können.

Die erste Kategorie nützt immer. Ganz gleichgültig, ob es sich um berufsmäßige Zeitungsverleger oder um Bankiers handelt. Denn sie wird im Bankkontor das Publikum ebensogut beraten wie in den Spalten der Zeitung.

Die zweite Kategorie schadet immer. Ganz gleichgiltig, ob es sich um berufsmäßige Zeitungsverleger oder um Bankiers handelt. Sie schadet um so mehr, je anständiger ihr Blatt gehalten ist. Das beweist Friedbergs „Ratgeber auf dem Kapitalsmarkt", der interessant geschrieben war und keine faulen Empfehlungen enthielt. Friedberg beriet eben im Kontor die Klientel, die der

Ratgeber ihm zutrieb, anders als nach den Grundsätzen seiner Redakteure.

Solche Schmutzbankiers hat es immer gegeben. Friedberg war nicht der erste und wird nicht der letzte sein. Seine Vorläufer haben in der deutschen Finanzgeschichte einen wenig ehrenvollen Namen. Ich erinnere nur an Johannes Hollander und Max Levenstein und ihre „Allgemeine Börsenzeitung", an Friedrich Graf, Bankabteilung in München, der das Süddeutsche Bank- und Handelsblatt unseligen Angedenkens herausgab, und an Hugo Löwy, den Manager der Finanz- und Handelszeitung. Das sind nur ein paar Beispiele, deren Zahl vermehrt werden kann.

Aber solche Schmutzbankiers schaden auch dann, wenn sie keine Zeitungen herausgeben. Viele Wege führen zu den Dummen: Inserate, Zirkulare, Wochenberichte und Broschüren bilden ein gutes Pflaster für diese Wege. Weshalb soll denn gerade eine Zeitung schlimmer sein als anderes bedrucktes Papier? Die Deutsche Bank versendet Wochenberichte an ihre Kundschaft. Andere Banken ebenfalls. Sollte man da die Wochenberichte in Bausch und Bogen verdammen, weil irgendein Schwindelbankier sich desselben Mittels bedient?

Schmutzbankiers schaden übrigens nicht bloß, wenn sie ausrücken oder Bankerott machen. Einige werden bei dem Geschäft reich. Sie unterschlagen keine Depots, sondern ziehen dem Publikum das Geld durch unanfechtbare Rechtsgeschäfte aus der Tasche.

In der Propaganda durch Zeitungen kann eine besondere Gefahr dann liegen, wenn nicht deutlich darauf geschrieben steht: „Herausgegeben von Bankier X oder Y." Trägt die Zeitung aber solche Aufschrift (der Ratgeber auf dem Kapitalsmarkt trug sie), so kann sich jeder nach den Qualitäten des betreffenden Bankiers erkundigen. Wer's nicht tut, gehört zu den Dummen oder Leichtfertigen. Daß diese Sorte Menschen nicht alle wird, ist noch kein Grund, sie zu schützen. Man durchkreuzt damit höchstens die Absichten des Schöpfers. Denn der schuf sie zur Freude der Gerissenen.

Das Korps der Moralisten hat also schon in der Sache nicht ganz recht. Untersuchen wir seine Aktivlegitimation.

Diese Moralisten meinen natürlich, daß sie das Publikum besser beraten. Auf ihren Blättern steht nicht: Herausgegeben von Bankier X oder Y; aber daraus geht noch nicht hervor, daß sie gut raten.

Die Handelsteile der französischen Blätter sind fast alle an Bankiers verpachtet. Der Handelsredakteur ist oft deren Angestellter. Sicherlich zahlen diese Bankiers die schwere Pacht, um etwas für das Allgemeinwohl zu opfern.

August Sternberg gründete die Berliner Neuesten Nachrichten. Sein Name stand nicht auf dem Blatt. Auch er hatte natürlich nur den Ehrgeiz, sich schon bei Lebzeiten einen Platz im Himmel zu kaufen.

Als dieser August Sternberg die Aktien der Vereinsbank emittierte, nahmen fast alle großen deutschen Zeitungen den umfangreichen Prospekt unter der Bedingung auf, am nächsten Tag als Besprechung der Emission einen von Sternberg verfaßten Waschzettel abzudrucken. Zu den wenigen Zeitungen, die sich dieser Zumutung verschlossen, gehörte das Blatt des ehemaligen Bankiers Leopold Sonnemann. Aber Bankierblätter sind immer gefährlich. Nur der berufsmäßige Zeitungsherausgeber ist ein ehrlicher Kerl.

In Deutschland gibt's auch Zeitungen, deren Aktien in den Händen von Bankkonsortien oder anderen Kapitalistencliquen liegen. Sie sind natürlich alle einwandfrei. Von ihnen wird das Publikum gut beraten. Denn es steht ja

nicht auf ihrem Kopf: „Herausgegeben von Bankier X oder Y.“

In keiner deutschen Zeitung habe ich bisher jemals einen Waschzettel von Banken oder Bankiers abgedruckt gefunden, der das Publikum auf falsche Fährte lockte. So etwas passiert nur in Bankierblättern.

In Deutschland gibt es Handelsredakteure, die spekulieren. Aber nie werden sie es wagen, für Papiere à la hausse zu schreiben, die sie vorgekauft haben, und schlechte Notizen über solche Papiere zu verfassen, die sie fixten.

Die Moral solcher Moralisten kann doch nicht unmoralisch sein. Und ich Tor hatte mir vorgenommen, über die Unmoral ihrer Moral zu schreiben!

Georg Bernhard

Der Erzbischof von Bamberg und sein Grandinger

Erzbischof von Bamberg im Götz von Berlichingen: Besonders ist einer mein Feind und molestiert mich unsäglich. Aber es soll nicht lang mehr währen, hoff' ich.

I. 4.

Ein Erzbischof ist stärker im Monolog als im Dialog. Die logischen Mängel eines Hirtenbriefes kommen weder denen zum Bewußtsein, die ihn nicht lesen, noch denen, die ihn lesen. Der Erzbischof Abert von Bamberg hat sich von der liberalen Kammerfraktion aufs Eis locken lassen. Erzbischöfe sollten nie im vollen Ornat aufs Eis gehen und Schlittschuhlaufen.

Also, die Sache ist doch die:

Der Grandinger ist Pfarrer und ist nicht beim Zentrum. Und das ist doch ein „Ärgernis“. Das Ärgernis wird größer, wenn der Mann Zulauf hat. Dem muß gesteuert werden. Der Zulauf verschwindet, wenn man dem Grandinger das Maul verbindet. Also verbietet der Erzbischof dem Grandinger, liberale Versammlungen zu halten. Um dieses Veto zu begründen, muß man auf die Liberalen schimpfen, die bloß Beifall klatschten, weil sie eben Kirchenfeinde sind. Das sind sie alle. Sie wissens nur nicht alle.

Tut der Erzbischof den Mund auf und zieht über die bösen unkirchlichen Liberalen los, so kann er es nicht hindern, daß ihm die liberale Kammerfraktion, die nicht zu seinen Untergebenen gehört, ein Schreiben durch die k. bayerische Staatspost übersendet. Darinnen steht: Exzellenz Herr Erzbischof! Ihre Bemerkungen über das Ärgernis sind ein Ärgernis, womit wir verbleiben mit ausgezeichneter Hochachtung die liberale Kammerfraktion.

An diesem Schreiben war die briefliche Apostrophiernng und der höfliche Kurialstil vielleicht das wichtigste. Denn sie waren es, die den Adressaten veranlaßt haben, zu respondieren und zu korrespondieren.

Herr Doktor Friedrich von Abert schrieb Bamberg de dato achtzehnten Februar:

Es lag und liegt mir ferne, die staatsbürgerlichen Rechte der meiner besonderen Aufsicht unterstellten Geistlichen irgendwie mehr zu beschränken oder zu beeinträchtigen, als sie ihnen durch die besonderen Pflichten ihres Standes ohnehin beschränkt sind. So besitzt an sich jeder Staatsbürger das Recht, zur Ehe zu schreiten, Tanzunterhaltungen zu besuchen, sich zu kleiden, wie er will usw. Dem Geistlichen aber ist dies Recht durch die besonderen Vorschriften seines Amtes verwehrt. Dadurch, daß er den Stand seinerzeit freiwillig auf sich genommen hat, hat er auch die mit ihm verbundenen besonderen

Verpflichtungen auf sich genommen, ähnlich wie dies beim Staatsbeamten und Offizier auch der Fall ist. Wie nun der Staatsbeamte bezüglich der Annahme des Abgeordnetenmandats an die Genehmigung seitens der vorgesetzten staatlichen Behörde gebunden ist, welche ihm dieselbe erteilen oder aus einem gerechten Grund auch verweigern kann, so ist dasselbe auch bei einem Geistlichen der Fall. Wie ferner die Staatsbehörde im Interesse des Staatswohles und der Beamtendisziplin einem Staatsbeamten den Beitritt zu einer grundsätzlich staatsfeindlichen Partei verbieten kann, so dürfte wohl der kirchlichen Oberbehörde das Recht nicht abgesprochen werden können, aus Erwägungen religiöser, kirchlicher und seelsorgerischer Natur einem ihr unterstehenden Geistlichen den Beitritt zu einer bestimmten Partei zu verbieten.

Der übrige Inhalt des Schreibens ist von gemindertem Interesse, er beschäftigt sich mit der „Bedingung", unter der der Erzbischof dem Pfarrer Grandinger die „Genehmigung" zur Annahme eines Mandats erteilt habe, und sonnt sich in seinem Wahlerlaß, in dem er einer Anzahl Geistlichen den Stichwahlpakt mit der Sozialdemokratie „verboten" habe. Dieses Verbot, dessen staatsrechtliche Bedenklichkeit ein Teil der liberalen Presse aus falscher Opportunität scharf zu kritisieren unterließ, hat natürlich praktisch keine Wirkung gehabt. Denn das Gebot des Zentrums, das heißt des politisch organisierten Klerus, der seinerzeit im Dom von Bamberg seinen ersten Stichwahlpakt mit der Sozialdemokratie abgeschlossen hatte, ist mächtiger als ein einzelner Erzbischof und als der Erzbischof von Bamberg, der jene clausula salvatoria gegen die Sozialdemokratie zur persönlichen Deckung seiner Position im feudalen Reichsrat abgegeben haben mag.

Aber jene oben abgedruckte Stelle ist so schön, daß wir zu ihr zurückkehren müssen.

„Die staatsbürgerlichen Rechte meiner Geistlichen sind ..... durch die besonderen Pflichten ihres Standes beschränkt". So besitzt an sich jeder Staatsbürger das Recht, zu zeugen, Tanzunterhaltungen anzusehen und bunte Hosen zu tragen. Die Geistlichen haben dieses staatsbürgerliche Recht nicht. — — Staunenerregend ist die Begriffsverwirrung dieser Argumentation. Jene sogenannten Staatsbürgerrechte haben mit dem Staatsbürgerrecht auch nicht das mindeste zu schaffen. Es sind natürliche, es sind Naturrechte jedes normalen Menschen, sich fortzupflanzen, beliebige Unterhaltungen aufzusuchen und Rock und Hosen nach Gusto zu tragen. Wie mag man solche Lebensäußerungen der Gattung und Person verwechseln mit den Befugnissen, welche die staatlich organisierte Gesellschaft ihren Mitgliedern als staatsbürgerliche Rechte durch Gesetz verleiht: Mit solchen Fehlschlüssen, die aus Mangel an Durchdringung der zugrunde liegenden Begriffe similia und dissimilia durcheinanderwirft, sollte man nicht einmal auf Priesterkonferenzen und in Konviktsvorlesungen operieren. Politisch ist es also völlig unerheblich, und nur menschlich empfinden wir es wehmütig, von dem Erzbischof ausdrücklich daran erinnert zu werden, daß die Geistlichen nur nach der erzbischöflichen Pfeife und sonst nicht tanzen, ihren Schneider- und Kleiderschnitt nicht nach Belieben wählen dürfen und ohne operativen Eingriff sich so zu verhalten haben, wie wenn ein solcher an ihnen vorgenommen wäre.

Diese Fiktion ist schmerzlich, staatsbürgerlich ist sie nicht. Denn das Staatsbürgertum, das nur den Männern ein Wahlrecht gibt, verleugnet nicht die männliche Natur.

Schon lenkt die Phantasie auf eine Konsequenz, der das nächste Argument des archiepiskopalen Schreibebriefs noch stärker vorarbeitet.

Herr Abert will sein Veto gegen seine Untergebenen auf das Veto stützen, das der Staatsverwaltung gegen ihre Untergebenen zustehe. Er verkündet: „Es ist der ähnliche Fall wie beim Staatsbeamten und Offizier. Wie der Staatsbeamte bezüglich der Annahme an die Genehmigung der vorgesetzten Staatsbehörde gebunden ist, . . . so ist dasselbe auch bei dem Geistlichen der Fall."

Es sagt hier der Erzbischof, er wolle seine Geistlichen nur den weltlichen Beamten gleichstellen. Hat er ehrlich diesen Willen, so muß er ihn dadurch betätigen, daß er die Schranken aufhebt, die er eben errichten will; er muß es tun, sobald man ihm nachweist, daß das bayerische Landesgesetz diese Schranken für Beamte nicht kennt. Denn das bayerische Recht schützt die Unabhängigkeit der Abgeordneten. In dem von dem Zentrum beschlossenen Artikel 35 des Landtagswahlgesetzes ist klar und scharf vorgeschrieben:

> Der Urlaub zum Zwecke der Teilnahme an den Verhandlungen des Landtages darf den gewählten Staatsbeamten und den im öffentlichen Dienste stehenden Persönlichkeiten nicht versagt werden.

So lautet das Staatsgesetz von Bayern. Merkwürdig! Das Staatsgesetz ist von der bayerischen Reichsratskammer mitbeschlossen und gutgeheißen worden. Und Friedrich von Abert, Erzbischof von Bamberg, ist Reichsratsmitglied, ist selbst bayerischer Gesetzgeber. Er kennt die Bestimmungen nicht mehr, die er selbst hat schaffen helfen.

Si tacuisset!

Einer groben Gesetzesunkenntnis überführt, möge sich der Reichsrat nun schlüssig machen für eine von zwei Eventualitäten:

Das Staatsgesetz schützt den Abgeordneten vor seinen Vorgesetzten. Will er erklären: Gut, die Kirche gibt ihren Angestellten das gleiche Recht wie den Staatsbeamten?

Oder:

Was der Staat seinen Untergebenen gewährt, gewährt die Kirche den übrigen nicht?

Der Urlaub kann ihnen versagt werden, trotzdem das Staatsgesetz das für alle in einem öffentlichen Dienste stehenden Personen untersagt, und obwohl die Kirche kein Privatdienst ist?

Die Bedeutung des Briefes erschöpft sich nicht in den Widersprüchen desselben und in der Bloßstellung des hochehrwürdigen und gesetzesunkundigen Briefschreibers. Der Brief regt weitergehende, schöpferische Ideen an.

„Es ist bei den Geistlichen wie bei den Offizieren," wird jetzt erst recht Herr von Abert sagen. Beide Kategorien müssen der Disziplin der Kommandierenden und Höchstkommandierenden unterstellt sein.

„O weiser und o höchst gerechter Richter". Diese Übereinstimmung soll gelten. Die Geistlichen sind politisch ebensowenig frei wie die Offiziere. Die Offiziere aber sind aus diesem Grund von dem aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen. Die Priester unterstehen der gleichen Disziplin wie die Offiziere —, ein Erzbischof verkündet es — also eignet sich auch für sie das aktive und passive Wahlrecht nicht. Die Grundbedingung des Abgeordnetenrechts ist die Unabhängigkeit des Gewählten von weisungsgebenden Vorgesetzten. Fehlt diese Unabhängigkeit, so fehlt die Hauptsache.

Der Fall Grandinger ist deshalb von steigender Wichtigkeit; Herr Gran-

dinger war der Probierstein, der jetzt jedermann gezeigt hat, daß alle anderen katholischen Geistlichen der bayerischen Kammer erzbischöfliche Statisten sind, die tun und lassen müssen, was der kirchliche Vorgesetzte vorschreibt, und dabei sich selbst und andern einreden müssen, daß sie unabhängig seien.

Dank dem Inhaber des Krummstabs von Bamberg wissen wir nun, was wir gefürchtet haben. Man muß über diese Gefahren die öffentliche Meinung nachhaltig aufklären. Die Zeit ist nicht ungünstig.

Die Geister sind in Schwingung.

Da trifft es sich gut, daß ein Oberhirte selbst das Problem der Unselbständigkeit der Geistlichen auch in der dadurch gegebenen parlamentarischen Untauglichkeit aufwirft. Er sagt: Die Geistlichen dürfen sich nicht kleiden, wie sie wollen, dürfen nicht zum Tanz gehen, dürfen das Menschengeschlecht nicht fortpflanzen, dürfen nicht nach eigenem Urteil Politik machen, — kurz, sie sind anders als alle andern. Schön, sagen wir, dann sollen sie auch nicht unter den Männern sitzen, die im Abgeordnetenhaus Politik im Staatsinteresse zu machen berufen sind.

Es genügt, wenn der Erzbischof im Reichsrat jeweils seine Ansicht kundtut.

Der Fall Grandinger ist über sich selbst hinaus gewachsen: Er hat die kirchliche Lehre gezeitigt: „Es kann kein Geistlicher liberaler Abgeordneter sein", das heißt, aus dem Klerikalen ins Deutsche übersetzt: es kann kein Geistlicher Abgeordneter sein. Quod erat demonstrandum.

Der Staat ist doch schließlich die Gemeinschaft aller derer, die gestreifte Hosen tragen, tanzen, zeugen und nach ihrem freien Willen handeln dürfen.

Junius

Hinterm Pflug

Unsere Lyriker sind zumeist abgetönte Großstädter, welche sich mit ihrem Talente ab und zu ins Grüne begeben. Sie setzen die Natur in Zusammenhang mit Seelenzuständen und lassen ihre Empfindsamkeiten in der Sonne reifen.

Sie bemerken anregende Silhouetten, stimmungsvolle Farben, sie hören merkwürdige Geräusche, und alles, was sie mit ihren Sinnen aufnehmen, wirkt auf sie, gerade weil es ihnen ungewohnt und fremdartig ist.

Das führt häufig zu sehr schönen Gedichten, hübschen Gedanken und reizenden Bildern.

Aber von der lebendigen Natur ist wenig darin zu finden.

Die kann man nicht von außen betrachten und erkennen; sie zeigt ihre tausend Wunder nicht mit einem Mal.

Oft habe ich mir gedacht, wie anders es klingen müßte, wenn in kenntnisreichen Forschern sich eine poetische Ader auftun würde, und zuweilen kam es mir vor, als ob in fachkundigen Schilderungen mehr anregende Stimmung läge als in gut gebauten Versen.

Denn für unsere abgetönten Lyriker hat die Natur lauter schöne Gegenstände, aber doch Gegenstände.

Der Forscher aber zeigt uns, daß alles lebt.

Eine Blume ist nicht bloß rot und gelb und blau, eine Blume riecht nicht bloß, um den stimmungsvollen Menschen zu erfreuen. Sie führt ihr eigenes wundersames Leben, sie empfindet selber, freut sich am Lichte und liebt.

Ja, das müßte uns ein Dichter schildern.

Und dann gäbe es vielleicht weniger Lümmel, die Blumen ausreißen. Aber leider sitzen unsere Lyriker in den Städten. Wenn sie heraus kommen, müssen die Gräser grün sein und die Käfer sum-

men, damit der Dichter irgendeine Menschlichkeit hübsch garnieren kann.

Auch hat der Lyriker genug zu tun, um sich und seine Gefühle zu studieren. Wie soll er Pflanzenreich und Tierreich kennen lernen mit seinen abgestumpften Sinnen? Und wer kann von zarten Menschen verlangen, daß sie im März und im April durch nasse Wiesen und klebrige Äcker stapfen?

Freilich, wenn ein Bauer seine Stimmungen hätte!

Der sieht der mütterlichen Erde ins Gesicht, legt Keime in ihren Schoß und wacht auf ihr Gedeihen, merkt jeden Tag Neues und Absonderliches und steht mit vielen lieben Tieren in Beziehung und Verkehr.

Ich meine es schon lange so, daß unter Regen und Sonnenschein die prächtigsten deutschen Menschen wachsen.

Viele Dichter, weil sie sich schöne und einfache Gedanken machen. Da freut es mich, daß jetzt einer von ihnen zur Feder gegriffen hat!

Alfred Huggenberger aus Bewangen bei Frauenfeld in der Schweiz hat eine Gedichtsammlung herausgegeben unter dem Titel: Hinterm Pflug, Verse eines Bauern. *)

Darin habe ich alles gefunden, was ich gesucht habe.

Besonders die freudige Liebe des Mannes, der von der Erde lebt, und dem sie andere Dinge zu erzählen weiß als den harmlosen Jünglingen, die bloß an ihren Blumen riechen.

Ernsthafte Heimatgedanken, welche das Tagwerk des Bauern adeln, Stimmungen, welche Arbeit und Jahreszeit bringen, gehen durch das Buch.

Lauter rechtschaffene Natürlichkeiten, nichts verkünstelt, nichts vorgelogen und nichts geschraubt.

Keine angewandten Impressionen, sondern frische Eindrücke. Ein gescheiter und feiner Mensch betrachtet mit offenen Augen die Welt und bringt sie in Zusammenhang mit seinem Schaffen, mit seinem Hoffen und seinem Erinnern.

Die Form der Gedichte ist bewundernswert.

Sie ist schlicht wie in Volksliedern.

Und oft hatte ich beim Lesen das Gefühl, dies und das müßte am Dorfbrunnen gesungen werden, und wieder ein anderes müßten mir die Kinder lernen.

Alle zusammen aber sollten Sie lesen, verehrte Damen und Herren, die Sie recht oft und gern von Heimatkunst reden.

Sie werden reife Kunst finden und viel Neues über Ihre schöne Heimat erfahren. Ein Gedicht setze ich zur Probe her. Ich heiße es nicht das beste und stelle es nicht über andere, aber es zeigt uns den Mann.

Auf der Mähmaschine

Rasselndes Mähmaschinentier,
Hab' ich mich endlich versöhnt mit dir?
Bringst zwar, was mir nicht gefällt,
Unruh in meine kleine Welt,
Lehrst mich aber, daß es im Leben
Doch derlei grobe Kerle darf geben,
Die alles fressen, alle bekriegen
Und mit dem Unrecht tapferlich siegen.

Ei, so auf dem Thron zu sitzen,
Wenn die achtzehn Klingen blitzen!
Alle boshaft, flink und geschickt,
Wie das fleißig messert und knickt!
Stünden die Halme dicht wie ein Wall,
Sie zittern leise und sinken all.
Sagt, ihr Blumen, du roter Klee,
Sagt mir, tut das Sterben weh? . . .

Mitten im Grün drei Dolden prangen.
„Ei, daß wir dem Drachen entgangen!
Leben ist Wonne, Blühen ist Lust;
Nie ward uns das wie heute bewußt!
Freude hat der Sommer gebracht:
Elfen tanzten in lauer Nacht,
Käfer spielten im Sonnenschein,

*) Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld.

Und die Grille zirpte ſo fein!
Wollen noch viel Liebes erleben,
Hat uns das Glück doch Friſt gegeben!"
Dreimal hin, dreimal her,
Die drei Dolden prahlen nicht mehr.
Huf und Rad gehn über ſie hin. —
Ob ich wohl ein Sünder bin?

Raſſelndes Mähmaſchinentier,
Biſt ein getreues Knechtlein mir.
Aber ich kann dich doch nicht lieben,
Haſt ſoviel alten Brauch vertrieben!
Vordem ward dem Mähder ſein Recht,
Keck ſchritt einher der letzte Knecht,
Konnt' er doch mit blankem Eiſen
Seine Manneskraft beweiſen.
Früh mit dem erſten Sonnenſtrahl
Flogen Jauchzer durchs dämmrige Tal;
Die ſchweren Schwaden auf dampfendem Plan
Sprachen: „Das hat der Mähder getan."
Jetzo muß er ſich weidlich ſchicken,
Muß haſten und laufen, muß flicken und zwicken,
Und am End iſt die Ehre klein —
Es iſt keine Luſt mehr, ein Mähder zu ſein.

Dennoch darf ich vom Bock nicht ſteigen;
Das Leben zwingt uns, wir müſſen ſchweigen.
Lärme und ſchaff, mein harter Genoß,
Der einer ſtarken Zeit entſproß!
Wer ſich mit ihrem Geiſt nicht verträgt,
Wird hilflos von ihr ins Grab gelegt.
Tummle dich, eiſerner Knappe, gut!
Trag' ich ein blaues Band auf dem Hut,
Schwankt der letzte Wagen nach Haus,
Schmückt auch dich ein beſcheidener Strauß.

Ludwig Thoma

Gloſſen

Kaiſer Wilhelm und Sardanapal im berliner Ballett

Ein pſychologiſches Geſpräch

„Bitte, mäßigen Sie ſich. Sie verkennen das ganze Weſen des Deutſchen Kaiſers. Leſen Sie nur ruhig und ohne aufgeregte Zwiſchenbemerkungen die intereſſante Nachricht noch einmal vor."

Ich ſagte das zu meinem Tiſchnachbar, einem angegrauten Philologen, der früher Theologie ſtudiert hatte, und ich war auf der richtigen Fährte, wenn ich vermutete, daß die Zuſammenſtellung der Kunſtgattung „Ballett" mit dem Kaiſer echauffierend auf ihn gewirkt hätte. Er las noch einmal:

Berlin, 21. Febr. Nach einer Meldung aus London enthält der dortige Daily Mail die folgende Meldung aus Berlin: In dem Berliner Opernhauſe ſind gegenwärtig eifrige Vorbereitungen unter perſönlicher Leitung des Kaiſers im Gange zu einem großartig angelegten Ballett, deſſen Inhalt ſich an Lord Byrons Tragödie „Sardanapal" anſchließt, die ſich mit dem Leben und Tod des berühmten Königs von Ninive und Aſſyrien beſchäftigt. Die namhafteſten Aſſyriologen der Welt ſollen der erſten Aufführung als Gäſte des Kaiſers beiwohnen, der der Pantomime hervorragenden erzieheriſchen Wert beimißt und der Aufführung bis ins kleinſte hinein den Stempel des Echten zu geben bemüht iſt. Eine Anzahl von Fachgelehrten unter der Oberleitung von Profeſſor Delitzſch ſind in Berlin und Babylon an der Arbeit, um natur-

getreue Entwürfe herzuſtellen, nach denen die Koſtüme und die ganze ſzeniſche Ausſtattung gearbeitet werden ſollen. Neben Sardanapal und dem Meder Arbares, der ſich gegen ihn empört, ſpielt Myrrha, die Sklavin und Favoritin Sardanapals, eine tragiſche Rolle in dem Ballett, das den ganzen Abend ausfüllen und aus einer Reihe glänzender Bühnenbilder zuſammengeſetzt ſein wird. — Der Berliner Lokalanzeiger erfährt hierzu an zuſtändiger Stelle folgendes: Es handelt ſich um eine Neueinſtudierung des bekannten Taglioniſchen Balletts „Sardanapal“, das im Königlichen Opernhaus vor Jahren wiederholt in Szene gegangen iſt. Der Kaiſer nimmt an der Einſtudierung den lebhafteſten Anteil; das Ballett wird auf Grund der neueſten aſſyriologiſchen Forſchungen umgearbeitet. Es ſoll bei dieſer Neuaufführung der künſtleriſch-choreographiſche Charakter des Werks durch ein wiſſenſchaftliches und hiſtoriſches Relief ergänzt werden.

Es war zu Ende. Er wollte reden. Ich ſah ihn an. Er ſchwieg. Zwei, dreimal ließ er die Fauſt auf die eichene Tiſchplatte fallen, daß die Seidel leicht klirrten. Denn er war auch Turner. Ich las in ſeinem Innern. Ich tue das gern, und es iſt müßelos bei einem Philologen, der turnt. Ich weiß nicht, was mich mild ſtimmte. Vielleicht mein Verteidigerberuf, vielleicht der Widerſpruchsgeiſt und die Abneigung gegen das Jägerhemd, das der ſtumme Angreifer anhatte.

„Ihre Formel, der Kaiſer ſolle nicht den Ballettmeiſter machen, iſt falſch, lieber Profeſſor, grundfalſch. Sie wird dem Problem nicht gerecht. Der Deutſche Kaiſer iſt ein Mann von Phantaſie. Ich bitte, das feſtzuhalten. Dieſelbe ergreift raſch und ruckweiſe alle die Gegenſtände, die der Peripheriewelt des Kaiſers nahegebracht werden. Menſchen wirken ſtark auf ihn. Hie und da mehrere Jahre lang. Profeſſor Delitzſch und die Bagdadbahn haben eine kräftige Wirkung ausgelöſt. Das alte Ballett, das die bunte, klirrende, brennende Sardanapalfabel verwertet, bietet jenem Intereſſe einen Stoff, aber in ſchalem, maskenhaftem Kleid, mit alten ſtereotypen Kuliſſen. Die Erkenntnis des Deutſchen Kaiſers von Aſſyrien iſt vorangeſchritten, ſeit das Ballett zum letztenmal gegeben wurde. Dieſer Fortſchritt muß nach ſeinem ganz perſönlichen Gefühl wiſſenſchaftlich verwertet werden. Hier kann der Kaiſer aus dem vollen ſchöpfen und direkt wirken. Koſtüme und Kuliſſen müſſen echt werden oder echt ſcheinen. Die Aſſyrier von Berlin werden Augen machen.“

„Das iſt Schaugepränge und keine Wiſſenſchaft“, fuhr der Kenner der griechiſchen Grammatik auf.

„Angewandte Wiſſenſchaft, angewandt zur Fruchtbarmachung einer bloßen Unterhaltung, — das iſt der kaiſerliche Gedankengang, oder, wenn Sie wollen, der kaiſerliche Gedankenflug. Ein Kaiſer muß doch elaſtiſch bleiben und kann ſich nicht bloß mit der neuraſtheniſchen Reichsfinanzreform, der alten Marokkogeſchichte und der Flottenvereinsmiſere beſchäftigen. Es iſt doch gewiß nicht zu dem, daß ſich der Kaiſer nur mit der Ballettinſzenierung beſchäftigt. Im Gegenteil, ſagen Sie mir eine Sache, mit der er ſich noch nicht beſchäftigt hat. Hat er nicht in Ihrem Fach, in Schulbildung, in der Volksliedpflege und in vielem anderen Anregungen gegeben? Er iſt unſchuldig, wenn ſie nicht aufgenommen worden ſind. Er hat den Sinn für die Schönheit des Marmors den grauen Berlinern beigebracht.“ . . .

Mein Gegenüber wollte reden. Aber ich fühlte, daß ich ihn jetzt nicht zu Wort kommen laſſen durfte, wenn ich nicht ſeine mir wohlbekannte Rede über echte Kunſt und Mäzenatentum entfeſſeln wollte. Alſo fuhr ich raſch fort:

. . . „Und verkennen Sie eines nicht; wie konnte er den politiſch zweifellos wichtigen Beweis ſeiner vollen Geſund-

heit schlagender erbringen? Ein Kranker arrangiert keine Ballette! So haben wir nur einen neuen Beleg für den schönen Hedonismus, der die Hohenzollern stark macht, die Sprapazen des Lebens und Repräsentierens zu ertragen. Wer wie ich den Kronprinzen in St. Moriz rodeln sah, und wer weiß, daß er gern an der französischen Autowettfahrt teilnehmen würde — alle Vorurteile und Wegschranken übersetzend —, der erkennt, daß hier nicht bloß ein psychomotorisches sondern auch ein regeneratorisches Moment wirksam ist. Ich gebe Ihnen ohne weiteres zu, daß die Phantasie des Kronprinzen bisher nicht so vielseitig ist wie die seines Vaters. Aber das kann noch kommen. Auch bei letzterem geht diese Kraft vielleicht mehr ins Weite, als ins Tiefe. Das ist ein Vorteil bei einem Monarchen. Denken Sie doch, daß er auf die Bevölkerung einer Welt wirken muß, die zu neunundneunzig Prozent aus der Distanz und mit den Augen der vierten Galerie die Vorgänge zu betrachten gewöhnt ist. Diese öffentliche Meinung der Welt, die mehr als zur Hälfte aus weiblichen Seelen und zu einem andern großen Teil aus militärisch gepanzerten Männerbrüsten besteht, — hat einen Sinn für das Repräsentative, für die gute Pose, für das Rasche, Jugendliche, für die Welt als Bühne oder die Bühne als Welt. Daß Wilhelm II in der ganzen Welt bekannt ist, das dankt er seinem Naturell, welches mit einfachen Mitteln die Phantasie der Menschen in kurzen Abschnitten unabsichtlich beschäftigt."

Nun aber unterbrach mich mein Hörer, der um so ungeduldiger geworden war, weil ein Professor nie gerne zuhört, und zitierte nicht ohne eine aggressive Betonung:

„Wodurch bewegt er alle Herzen? Wodurch besiegt er jedes Element?"

„Nein", sagte ich sehr ernst, „ein Dichter ist Kaiser Wilhelm nicht, er will es auch nicht sein, und es ließe sich nicht nachweisen jener Einklang, der aus dem Busen dringt und in sein Herz die Welt zurückschlingt". Aber lesen Sie doch weiter in Fausts weisheitsvollem Vorspiel, was dort der Theaterdirektor schon vor hundert Jahren als das Resultat seiner Erfahrung zum besten gibt:

Ihr wißt, auf unsren deutschen Bühnen
Probiert ein jeder, was er mag,
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen:
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslichte,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden,
An Wasser, Feuer, Festungswänden,
An Tier und Vögeln fehlt es nicht.

So sagt der menschenkundige Theaterdirektor, und seines Geistes hab ich einen Hauch verspürt."

Mein germanischer Professor trank aus, wischte den etwas triefenden Bart, trommelte mit den Fingern und trällerte: „Bibel und Babel, Babel und Bibel". Er war aber sichtlich ruhiger geworden. Er erkannte stillschweigend an, daß man den Fall auch so ansehen könne, und er war darüber heimlich froh. Denn ein Philologe, der früher turnte, ist indelebel königstreu. Er freute sich auch heimlich, daß ein Professor die Oberleitung über das Ballett hatte. Auf einmal fuhr der Geist der Auflehnung wieder in ihn. Ich sah es kommen, eh es sich entlud:

„Wenn aber Delitzsch des Kaisers Berater und alle Assyrologen der Welt seine Gäste sind, warum läßt dann der preußische Kultusminister der Gesellschaft für Volksbildung die Schande antun, daß sie aus ihrer Bibliothek in Liegnitz die Bücher des Professors Delitzsch als Volksvergifters entfernen muß?" Er schnaufte tief und siegreich auf.

„Aber ich ſagte Ihnen ja doch, lieber Profeſſor: der Einklang, der Berliner Einklang iſt regelmäßig nicht vorhanden. Im vorliegenden Fall hat ſich übrigens der deutſche Kaiſer perſönlich bei Bülow beſchwert und geſagt: Meinen Delitzſch laſſe ich nicht aus den Volksbibliotheken hinauswerfen. Und wiſſen Sie, was Bernhard Bülow darauf erwidert hat: Majeſtät, mir haben Sie meinen Harnack auch hinausgeworfen, das dürfen wir nicht tragiſch nehmen, die beiden Herrn ſind nur mit uns befreundet und nicht mit den Konſervativen."

„Vielleicht iſt aus dem Schmerz über die unverdiente konſervative Kränkung des Profeſſors Delitzſch der kaiſerliche Gedanke emporgewachſen, den großen Babelforſcher dem Volk im Ballett nahezubringen".

Er ſchüttelte mir die Hand, beſtellte ein neues Seidel, und wir ſprachen von etwas Unwichtigerem, ich glaube von dem Erzbiſchof von Bamberg.

Dr. Heinrich Hutter

„Söldnerlos"

Der Korreſpondent des „Tag" in New York, Herr von Gottberg, meldet unter der Spitzmarke „Söldnerlos" ſeinem Berliner Blatte folgendes: Ein Seeſoldat der Bundesmarine ſteht am Tore des Brooklyner Marine-Arſenales auf Poſten. Eine müßige Pöbelmenge verhöhnt den Soldaten, ſingt ein bekanntes Spottlied auf die Marineſoldaten und klettert ſogar auf das Gittertor. Der Poſten droht zu ſchießen; die Volksmenge johlt; der Soldat ſchießt wirklich, und zwei Bürger werden ſchwer verwundet. Ein herbeigeeilter Polizeileutnant verlangt die Auslieferung des Soldaten an das bürgerliche Gericht. Der Poſtenkommandant verweigert dies. Hierauf folgen Berichte und Depeſchen des Bürgermeiſters von Brooklyn an den Marineminiſter und von dieſem an den oberſten Chef der Bundesmarine, den Präſidenten Rooſevelt. Nun ſchreibt der Korreſpondent des „Tag" folgendes wörtlich: „Als kluger Politiker läßt Rooſevelt durch den Marineminiſter den Befehl ergehen, der Seeſoldat ſei an die Zivilbehörde auszuliefern." Alſo „als kluger Politiker" ſtellt Herr O. von Gottberg dem Berliner Publikum den Präſidenten Rooſevelt dar, weil dieſer, „dem Buchſtaben des Landrechtes" (wie der Korreſpondent an einer anderen Stelle ſeines Berichtes zugibt) gehorchend, den ſchießenden Soldaten den bürgerlichen Gerichten ausliefert. Der Präſident konnte dem Common Law und der Verfaſſung gemäß abſolut nicht anders handeln. „Der Soldat unterſteht in Friedenszeit wegen begangener gemeiner Verbrechen dem bürgerlichen Gerichte", ſo erklärt klipp und klar das Geſetz in den Vereinigten Staaten wie auch in England. Allein Herr von Gottberg kann ein derartiges Geſetz nicht verſtehen und nennt Rooſevelt einen klugen Politiker, während der Präſident einfach das Geſetz zur Ausführung bringt. In Preußen wäre natürlich in analogem Fall der Soldat belobigt und zum Korporal befördert worden. Sch

Bange machen gilt nicht!

Die namhafte Verſtärkung der franzöſiſchen Armee durch das neue Cadregeſetz vermag der Überlegenheit des deutſchen Heeres in keiner Weiſe Abbruch zu tun. Eine ſtatiſtiſche Gegenüberſtellung der beiderſeitigen Stärke in den Hauptwaffen erbringt dafür den ſchlagenden Beweis. Frankreich wird nach dem neuen Cadregeſetz in Jahr und Tag einhunderdreiundſiebzig Infanterie-

regimenter aufweisen; das Deutsche Reich besitzt seit Jahren deren zweihundertsechzehn. Die Kavallerie der französischen Republik zählt neunundachtzig Regimenter; die an Pferdematerial, Ausbildung und Taktik weit überlegene Reiterei Deutschlands verfügt über neunundneunzig Regimenter. Die Vermehrung der Feldartillerie Frankreichs ist nach dem Sprung von vierzig auf fünfundsiebzig Regimenter allerdings sehr bedeutend; allein auf diese Hauptmacht wird erst in fünftigen Jahren gerechnet werden können, während das Deutsche Reich seit langen Jahren vierundneunzig Feldartillerieregimenter mit dreitausendvierundsechzig Offizieren, elftausendneunhundertsechzehn Unteroffizieren, dreiundfünfzigtausendzweihunderteinundfünfzig Soldaten und fünfunddreißigtausenddreihundertdreiundsiebzig Pferden im Frieden in Bereitschaft hält. An Fußartillerie besitzt Frankreich achtzehn Bataillone, Deutschland achtzehn Regimenter. Im Kriegsfalle wird auch die Festungsartillerie alsbald mobilisiert werden, um in der Feldschlacht und gegen Sperrforts und feindliche Befestigungen Verwendung zu finden. Gerade auf der Artilleriewaffe beruht das enorme Übergewicht des deutschen Heeres im Vergleich mit den Armeen der anderen Mächte Europas. So vermag zum Beispiel Großbritannien Anno 1908 nur achthundertzweiundsechzig Feldgeschütze aufzubringen. An Zahl, jahrelanger Ausbildung und bewährter Organisation seiner Spezialwaffen steht Deutschland an der Spitze; es besitzt: siebenundzwanzig Pionierbataillone, drei Regimenter, ein Bataillon und zwei Kompagnien Eisenbahntruppen und zwei technische Sektionen, das heißt einhundertsiebenundsiebzig Offiziere, siebenhundertzwanzig Unteroffiziere und dreitausendsechshundertfünfundsiebzig Soldaten für den Eisenbahnbau im Felde und die Feldtelegraphen- und Luftschifferabteilungen mit einhunderteinundfünfzig Offizieren, vierhunderteinundzwanzig Unteroffizieren und zweitausendzweihundertfünfunddreißig Soldaten. Frankreichs Entwickelung seiner Spezialwaffen steckt noch in den ersten Anfängen; in seinen sechsundzwanzig Bataillonen „Génie" sind inbegriffen: ein Bataillon Telegraphentruppen, eintausendsiebenhundertsechzig Mann Sapeurs de chemin de fer, ein Bataillon Luftschiffer. Auch Frankreichs Train mit zwanzig Eskadrons steht dem deutschen mit seinen dreiundzwanzig Bataillonen, dreihundertsechshundvierzig Offizieren, eintausendsiebenhundertachtundzwanzig Unteroffizieren, sechstausendeinundfünfzig Soldaten und fünftausendsechshundneunzig Pferden um ein bedeutendes nach. Summa summarum gilt der Schluß: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" —

Spectator alter

Aschermittwoch

Die Karnevalstimmung ist vorbei. Der Mummenschanz, Paarungspolitik genannt, hat ein seliges Ende gefunden. Eine einzige Frucht der Blockpolitik, das bisher einzige greifbare Ereignis, tritt der Mitwelt vor die mehr oder minder erstaunten Augen. Es ist die Spaltung der liberalen Parteien.

Die frisch dekorierten braven „Führer" nämlich halten in der beim Freisinn üblichen „unentwegten" Art an der Blockpolitik fest. Sie warten immer noch, daß etwas dabei herausschauen möge, sie stehen wie ein Fels, wie die Angel der Welt zu ihrem Kanzler, getreue Toggenburge, bis dereinst, bald, ach wie bald: „nach dem Fenster noch das bleiche, stille Antlitz sieht." Mit krampfhaft vergnügtem, hoffnungsstrahlendem Gesichte quittieren sie über

Rippenstöße und andere Freundlichkeiten; kaum daß sie in aller Devotion hin und wieder einmal um eine etwas höflichere und der guten Freundschaft angemessenere Behandlung bitten. Und die Junker sehen zu und amüsieren sich königlich. Männerstolz vor Königsthronen!

Inzwischen übt in der Provinz der Mut in der Brust seine Spannkraft. Was da so an Resolutionen gegen die schlappen Oberbonzen und gegen die Blockpolitik losgelassen wird, registriert ja die interessierte Presse tagtäglich. Das können sich die Fischbeck und Genossen natürlich nicht bieten lassen. Sie ermannen sich zu energischer Tat und erheben ihre Stimme. Gegen Bülow natürlich. Ih, Gott bewahre! Gegen die Nörgler, gegen die unartigen Kinder, die gegen Onkel Bernhard ungezogen sind. Das sind nun freilich zu viele, und so nimmt man denn die beiden Hauptschreier heraus, und konstituiert gegen sie einen hochnotpeinlichen Ostrazismus. Der freilich lief aus wie das Hornberger Schießen. Aber Barth und Gerlach hatten genug, und gingen von selber. Und so ist denn die Krise wirklich da.

Wer eigentlich hinter dem waschlappigen sogenannten Liberalismus der Bonzen steht, ist unklar, aber die Wähler dieser Herren müssen doch ihrer wert sein. Wer aber hinter den Angegriffenen steht, weiß man schon eher, es ist die gesamte jungliberale Intelligenz, also die Zukunft.

Es scheint doch tatsächlich nötig zu sein, daß der „Freisinn" erst einmal total zusammenbricht — — — und das wird er bei den nächsten Reichstagswahlen ohne Zweifel — — — —, ehe die Wiedergeburt des Liberalismus sich vollziehen kann. Was sind das für Liberale, die innerhalb der eigenen Mauern nicht mehr ein offenes Wort vertragen können?

Was auf dem Banner der Zukunftspartei stehen soll, weiß man auch. Kampf gegen geistige Knechtung, ob von Pfaffen oder Bureaukraten, Kampf gegen autokratische Bevormundung, für Geistesfreiheit und Kultur. Die wirtschaftlichen Irrgänge sind zu ertragen, sie regulieren sich auch wieder von selbst, weil sie sich regulieren müssen. Militär- und Flottenfragen spielen heute überhaupt kaum noch eine politische Rolle. Aber was nicht länger mehr zu ertragen ist, ist die künstliche Zurückdrehung der Entwicklungsachse, die dumpfe Moderluft vergangener Jahrhunderte, in die man ein reifes und reiches Volk zurückversetzen will. Da steht der Feind! Und die Herren Abgeordneten, die das nicht begreifen wollen, die haben eben ihre politische Bedeutung darin, daß sie dem vertrockneten Freisinn das Grab graben, damit aus den Trümmern die liberale Partei der Zukunft aufblühen kann. Und die wird kommen, trotz des Blocks. Sie haben die Konjunktur des entschiedenen Liberalismus vorbeigehen lassen, sie haben dem Kanzler die Beruhigung gegeben, daß er von ihnen nichts für sich und seine Junker und Pfaffen zu besorgen hat. Sie haben den Schrei nach Geistesfreiheit nicht gehört, der durch die deutschen Lande ging. Und dafür haben sie einen bunten Vogel ins Knopfloch bekommen.

Und daß sie einen Vogel haben, scheint mir nicht ganz ohne tiefere Beziehungen zu sein.

Mieze

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Flischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Fraktionen oder Fragmente? / Von Gothus

Es wirkt melancholisch, in gewissen liberalen Blättern die stehende Rubrik „Kampf um die preußische Wahlrechtsreform" zu mustern. Welch ein Feuer, welch eine Wucht, welch ein klarer Blick in die Voraussetzungen des Sieges, welch eine Zuversicht! Wie muß dieser Kampf toben nach den aufregenden Berichten! Jeden Tag drei Zeilen mindestens über eine Protestversammlung in Posemuckel oder Schilda mit geradezu welterschütternden Resolutionen!

Man könnte das Preußens Rache nennen. Früher hieß es immer: „gut verwaltet, aber schlecht regiert!" über das Regiment ließe sich heute noch reden; doch was durch Verwaltung überhaupt zu machen ist, das hat Preußen erreicht. Wohlstand hat sämtliche oppositionellen Zähne verstumpft. Selbst unsre Sozi sind den fremden Besuchern in Mannheim und Stuttgart wie „satte Spießbürger" vorgekommen; und vollends, welche Feistheit schmückt unsern Liberalismus; wie krachen die Sessel, wenn er, eine gute Havanna rauchend, sich niederläßt! Er wird sich nicht in Schweiß bringen, um eine Plutokratie zu verstören.

Nun gibt es ja bekanntlich unter den Liberalen eine Strömung, die wieder liberal werden will. Wird sie den Sauerteig abgeben für den konservativen Rest der Partei? Könnten die Nationalliberalen wirklich, wenn ihnen endlich eine Ahnung dämmert, mit dem Freisinn eine Phalanx bilden? Die Zeiten, da das möglich war, hat es gegeben. Während der Konfliktsjahre war der spätere Nationalliberalismus in der preußischen Fortschrittspartei latent vorhanden; aus den nach 1871 riesenhaft angewachsenen Nationalliberalen des Reichstages wiederum zweigte sich 1880 eine Sezession nach links hin ab und verstärkte 1884 den herabgekommenen Fortschritt zum „Freisinn". Solche Fluktuationen, solch ein Zusammenfassen, Sichtrennen und Wiederfinden, gehören also zur deutschen Parlamentsgeschichte.

Muß man da die Zeichen und Wunder erst noch deuten? Was konnte wohl den Reichskanzler zu seiner achtungslosen Verabschiedung der liberalen

Idee vermögen, außer der jämmerlichen Zersplitterung ihrer politischen Vertreter? Glaubt man, dieser Mann habe keinen Tastsinn für Macht? Er wird nachher von den verschiedenen Stürmen in liberalen Wassergläsern mit sardonischem Schmunzeln Kenntnis genommen haben. Seine Absage an die Stürmer hätte ebensogut, aber kürzer lauten können: „Was sind Sie überhaupt? . . . Eine Fraktion? . . . Ich sehe keine. Ich sehe höchstens ein paar Fragmente." Die Klagen, die Vorwürfe, die sich gegen diese Härte erhoben, dürften Seine Durchlaucht recht heiter gestimmt haben. Die Vexierfrage lautet: „Wo ist die Faust?"

Zwei Schwierigkeiten liegen vor: erstens den satten Nationalliberalen den Glauben zu nehmen, sie ständen tadellos da; zweitens den deutschen Radikalismus zu entpuppen, das heißt den starren Blick der Sozi von ihrem Privat-Vogesenloch, dem Marxismus mit der „Verelendung" und so weiter, abzuwenden, ihre dreieinviertel Millionen Reichswähler praktischen Aufgaben zuzukehren und mit dem Liberalismus in Sachen des freieren Staatsbürgertumes gegen Kastenwesen, Bevormundung, Privilegiensucht und sonstige üble Reste des Polizeistaates zu verbünden.

Um zu solcher Anziehung fähig zu werden, müßte freilich der nötige Kristallisationskern erst einmal fertig sein. Die Freisinnigen haben den Anfang gemacht; aber ihr Schwergewicht für sich allein ist zu gering, um die Sozi heranzubringen; das der Nationalliberalen für sich allein zu gering, um der konservativen Schwerkraft zu widerstehen.

Ist ein harter Kampf zur Erreichung des Zieles erforderlich, desto besser. Vielleicht wachen dann die um Bassermann darüber auf. Wie sagt Coriolan, als ihm die Volsker in Waffen gemeldet werden? „Das freut mich. Da gibt es Luft für unsern schimmelnden Überfluß." Solang allerdings in der hochinteressanten Rubrik vom preußischen Landtagswahlrecht auch die leiseste Andeutung eines ersten Schrittes zur Vorbereitung des Erfolges fehlt, könnte selbst ein Taschen-Bismarck die vorhandenen Parteifetzen kaum anders heimschicken als mit dem, vom Altreichskanzler schon derselben Szene des Coriolan entnommenen Zitat:

„Go, get you home, you fragments!"

Ein unveröffentlichtes Blatt aus dem Leben Francesco Crispis / Von Dr. Diomede Carito

echzehn Jahre lang war ich Hausarzt und Freund des größten Staatsmannes des befreiten Italiens seit Cavour. Ich kannte Crispi nicht nur während meiner Tätigkeit als Arzt bei ihm, sondern hatte den Vorzug, ihn jahrelang fast jeden Tag sehen, mit ihm über aktuelle und wichtige Fragen aus dem Gebiete der Politik, Soziologie und Hygiene sprechen und die tiefe Gelehrsamkeit, die Feinheit und den Scharfsinn seines Geistes bewundern zu können, seine schnelle und geniale Auffassung und sein Talent, die größten Aufgaben unserer Zeit zu überblicken, — Gaben, die in unseren Tagen immer seltener werden und bei ihm bis zu einem bewunderungswerten Grade entwickelt waren. Ein großes geistiges Gleichgewicht, eine unvergleichliche Harmonie aller Kräfte charakterisierte ihn.

Gerade seine tiefe Geistesbildung erklärt das vielen unfaßbare Phänomen, daß der klassische Verschwörer des Jahres 1848 nach mehr als dreißig Jahren der moderne Staatsmann im vollsten Sinne des Wortes wurde, der sich stets der größten Probleme unserer Zeit bewußt war, die immer mächtiger nach ihrer Lösung verlangen.

In der trüben Periode, welche den historischen Begebenheiten der Jahre 1848 und 1859—60 vorausging, war er einer der tätigsten Vorkämpfer für jene unvergeßlichen Tage und wirkte an erster Stelle in den Reihen jener Großen, denen das heutige Italien seine Einheit und Unabhängigkeit verdankt. —

Er war es vor allem, der das feste Band der Harmonie zwischen den in Italien wirkenden Patrioten und denen, die ins Ausland verbannt waren, stärkte. Mit seiner Genialität hielt er die Einheit des Programmes fest. — Ein intimer Freund Mazzinis und Garibaldis, des ganzen ruhmreichen Sternbildes, das im Pantheon der Helden des unabhängigen Vater-

landes leuchtet, verstand er es wie kein anderer, die Ideen, die diese Großen erfüllten, zu einem harmonischen und organischen Ganzen zusammenzufügen; mit weiser Voraussicht schaltete er alles aus, woraus eine der wunderbaren Bewegung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes hinderliche Zwietracht der Gedanken hätte entstehen können.

* * *

Aber auch sein Leben als Staatsmann wird, vor allem in Verbindung mit dem ruhmreichen Namen seines großen Freundes Bismarck, den Namen Crispis bis in die fernste Zukunft tragen.

Hier ergibt sich eine Frage, die schon oft gestellt wurde, und die nur wenige zu beantworten imstande waren.

„Warum", haben sich viele gefragt, „war dieses Sternbild von eminenten Patrioten, von berühmten Intellektuellen, das Crispi in die vorbereitende Bewegung folgte, nicht mehr auf der Höhe der Zeit, als ihre Verschwörungs- und Propagandatätigkeit beendet war?"

Warum erfüllten viele Freunde Crispis die allgemeinen Erwartungen nicht, als sie zur Macht gelangt waren?

Meiner Meinung nach deshalb, weil Crispi an sich eine bedeutend höhere politische Intelligenz besaß als alle seine Mitverschworenen. Und weil er sich während dieses langen Zeitabschnittes von 1850—60 durch ernste Studien auf die bevorstehenden Ereignisse vorbereitete.

Bei unzähligen Gelegenheiten konnte ich feststellen, daß viele seiner Kameraden von der für jene Zeit gewiß verzeihlichen Überzeugung erfüllt waren, daß es genügte, die Fremden von der Halbinsel zu verjagen und die politische Unabhängigkeit des Vaterlandes zu gründen, um das sehnlichst erwünschte Ziel zu erreichen. Die Patrioten Süditaliens besonders, die unter einer Regierung lebten, die mit Recht die „Verneinung Gottes" genannt wurde, hatten, ich wiederhole es, nur ein Ziel: die politische Einigung Italiens. Deswegen waren manche von ihnen für den glücklichen Tag der politischen Einigung unvorbereitet. Einige waren sehr erstaunt, als sie die historischen Worte Massimo d' Azeglios hörten: „Italien ist gemacht, jetzt muß man daran denken, die Italiener zu machen."

Crispi sah mit seinem geistig klaren Blick sehr bald, daß die republikanische Partei ihre Bahn vollendet hatte, nachdem sie gemeinsam mit den monarchistischen Elementen zur Auferstehung Italiens beigetragen hatte. Seine Mitverschworenen waren nicht wenig erstaunt, als er den Ruf ertönen ließ: „Die Republick würde uns trennen, die Monarchie vereinigt uns."

Einige dieser Republikaner hatten sich befremdlicherweise sogar eingebildet, Francesco Crispi, der große Freund Mazzinis und Garibaldis, werde ihre Führung übernehmen. Er aber, der einen klaren Begriff von dem wirklichen Zustand Italiens, von dessen politischer Mission und den Anforderungen der Zeit besaß, erkannte die schwere Gefahr, in die man sich durch die Proklamation der Republik und durch Unterstützung der republikanischen Partei stürzen würde. „Nur unter dem Banner des savoyischen Hauses", sagte er, „kann Italien seine Mission erfüllen, seiner historischen Bestimmung gerecht werden."

Die Zeit der Verschwörungen war vorbei. Jetzt kam, wie er damals gerne sagte, die Zeit, in der Italien, das sich durch sein vaterländisches Martyrium Unabhängigkeit und politische Einigkeit verdient hatte, sich durch gewissenhaftes und diszipliniertes Arbeiten seine Stellung unter den zivilisierten Völkern erobern sollte.

* * *

Wir sind damit zur zweiten Periode im Leben Crispis gelangt, in der sein staatsmännisches Genie glänzte. Während dieser Periode hatte ich das Glück, ihm als Arzt näherzutreten, ihn als Freund kennen zu lernen, alle Gaben seines Geistes und seines Herzens zu studieren.

Ich behalte mir vor, in einer nicht zu fernen Zukunft auf Einzelheiten im Leben dieses Mannes einzugehen, die für den Historiker der Zukunft Wert haben, die den Geist, den Charakter und die Ziele dieses Staatsmannes beleuchten werden.

Eines Tages, ich erinnere mich dessen wohl, galt die Diskussion der Politik unserer Tage: Wir sprachen von Thiers, der, wie bekannt, den eisernen Kanzler als einen „Sauvage plein de genie" bezeichnete, indem er hinzusetzte: „mais il dissimule très rarement".

Crispi hörte, ohne mit einer Wimper zu zucken, die Worte des Grafen D.... an, der des Lobes für Thiers voll war und das Betragen Bismarcks

kritisierte, das er zynisch fand und daher weit entfernt von der korrekten Diplomatie jener Zeit, in der man die größte Schlauheit unter der elegantesten Tadellosigkeit der Formen zu verbergen verstand. Als Graf D.... seinen Unwillen gegen den rohen Charakter des eisernen Kanzlers geäußert hatte, fixierte er Francesco Crispi, als erwarte er eine Bestätigung seiner Worte. Crispi bemerkte, ohne sich aufzuregen, „daß solche Vorwürfe gegen Bismarck nur den guten Glauben jener bewiesen, die ihn verläumdeten, ohne ein volles Bewußtsein von der Tragweite ihrer Worte zu haben. „Diese Meinung", fuhr er fort, „wird von allen geteilt, die für ihre Zeit kein Verständnis haben und wachend träumen, da sie glauben, in der schönen Zeit der Diplomatie des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu leben, die voll von Hofintrigen, persönlichen Empfindlichkeiten und einer Politik oft recht schlecht verstandener Interessen war. Das war eine Diplomatie, die den Kultus der Heuchelei hoch hielt und das Phrasendrechseln bevorzugte, weil es auf die beste Art und Weise mindestens den Anschein erweckte, als verbärgen sich eigene Gedanken dahinter. Heutzutage ruht die Achse der auswärtigen Politik eines Landes auf vollständig unpersönlichen Gründen, und besonders auf den historischen, geographischen, wirtschaftlichen, industriellen Verhältnissen. Daraus setzen sich die Elemente für die politische Orientierung eines Landes zusammen. Wer berufen ist, die auswärtige Politik eines Landes zu leiten, befindet sich heute in der Lage eines Mechanikers, der eine gegebene Maschine führen soll. Er muß sich gewissenhaft an die Regeln der Mechanik halten und darf nicht seinen eigenen Impulsen und noch weniger seinen Launen folgen. Gerade hier läßt sich der gewaltige Fortschritt in der Politik und der Diplomatie erkennen, daß man sich einer Sprache bedient, die der der Vergangenheit gerade entgegengesetzt ist. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß die barbarischen Völker die Verstellungskunst für eine Haupttugend halten. Wer am schlauesten vorgeht und seine Ziele am besten zu verbergen weiß, den betrachteten sie als den Klügsten. Der Fortschritt schlägt einen entgegengesetzten Weg ein. Die englischen Politiker vor allen haben das Verdienst, seit der ruhmreichen fortschrittlichen Phase der Geschichte ihres Landes das durch bestimmte Linien präzisierte Programm als Drehpunkt für die Verfolgung ihrer Pläne eingeführt zu haben. Der eiserne Kanzler, der das vollste Bewußtsein und den klarsten Blick für seinen eigenen Wert und den seiner Nation besitzt

und ein rationelles, wohlbegrenztes Programm verfolgt, hat unter anderen das Verdienst, am meisten dazu beigetragen zu haben, das politische und diplomatische Wesen von den alten Überlieferungen zu befreien, die heutzutage keine Existenzberechtigung mehr haben. Es wird ihm immer zum Ruhme gereichen, daß er dazu beitrug, das formalistische Element aus der diplomatischen Welt zu verbannen, daß er es durch das rationale — man könnte sagen, durch das wissenschaftliche — ersetzte.

„Im Gegensatze zu Thiers halte ich an dem Prinzip fest, daß sich die Kulturstufe eines Landes nach der Klarheit der Sprache bestimmen läßt, die seine politischen Männer führen. Vergleichen Sie die russische mit der englischen Diplomatie! Sie werden dann auf der einen Seite ein Bild des fortschreitenden, evolutionistischen Geistes im schönsten und sympathischsten Sinne des Wortes finden, dagegen auf der anderen Seite Anhänglichkeit an veraltete Methoden und veraltete Systeme, Widerspenstigkeit gegen den wirklichen Fortschrittsgeist, der die Seele des modernen Lebens ausmacht."

In meinem Geist haben sich einige Worte unauslöschlich eingeprägt, die Crispi im Jahre 1898 zur Zeit der russischen Okkupation von Port Arthur aussprach, als das Ziel des politischen Programmes Rußlands im fernen Osten sich klar erhob; diese prophetischen Worte Crispis verdienen bekannt zu werden, da sie offenbaren, wie weit die Schärfe seines politischen Blickes ging.

Wir waren in seinem Salon: er, zwei seiner politischen Freunde und ich. Es wurde von der Besetzung Kiautschous durch Deutschland gesprochen, von der Besetzung Port Arthurs durch Rußland, von dessen fieberhafter Arbeit an dem Ausbau der transsibirischen Eisenbahn, und von dem Programm Uchtomskis (ein politisches Programm, das dazu führen sollte, die russische Fahne in Söul, Port-Lazarew, Kabul, Pendschab zu entfalten, ein Programm, das dazu führen sollte, daß „Rußland sagen" soviel wie „Asien sagen" bedeute).

Die beiden politischen Freunde Crispis teilten, wie die meisten politischen Männer jener Zeit, die allgemeinen Besorgnisse hinsichtlich der politisch-militärischen Aktion des Zarenreiches im fernen Osten und glaubten, daß der Tag nicht ferne sei, an dem die Worte Kaulbars sich erfüllen sollten: der Tag, wo der russische Adler seinen Flug von Warschau bis Kalkutta, von Moskau bis zum Persischen Golf, von Petersburg bis Konstantinopel

nehmen würde. Crispi hörte, wie gewöhnlich, leidenschaftslos und in tiefstem Schweigen alle Argumente an, ohne dazwischen zu reden. Zum Schlusse, als er wiederholt nach seiner Ansicht über die Ereignisse im fernen Osten gefragt wurde, antwortete er: „Ich glaube, daß die nördliche Grenze von Korea ein unüberwindliches Bollwerk für Rußland sein wird. Der Plan eines maritimen übergewichtes Rußlands im fernen Osten muß ein Traum bleiben. Dieses übergewicht könnte höchstens eines Tages den Gegenstand eines Konfliktes bilden zwischen den Vereinigten Staaten, die verhängnisvollerweise danach streben müssen, ihre wunderbare Energie im Stillen Ozean zu entwickeln, und Japan auf der andern Seite, das so viele Beweise für seinen Ernst, seine Lebensfähigkeit und ein Assimilierungsvermögen von reinster und schönster Modernität gibt. Rußland wird niemals die übermacht im Stillen Ozean erlangen. Von allen anderen Gründen abgesehen, die sich noch anführen ließen, — Rußland ist auf allen Gebieten moderner Tätigkeit zurückgeblieben. Es hat die Geschichte und den Geist der Zeiten gegen sich."

Ich bemerkte mit Verwunderung, daß die beiden politischen Freunde die Worte des Staatsmannes wohl mit Achtung vernahmen, jedoch nicht von ihnen überzeugt wurden. Crispi bekräftigte seine Rede mit noch ein paar kurzen Sätzen, und das Thema wurde plötzlich fallen gelassen.

Als der Krieg im fernen Osten ausbrach, folgte ich mit Aufmerksamkeit der Entwicklung der blutigen Ereignisse und erinnerte mich und alle meine Freunde an die Worte, die Crispi sechs Jahre vorher gesprochen hatte, als der Telegraph die Nachricht von der Besetzung Port Arthurs brachte. Und ich erinnere mich ihrer noch heute, da der Konflikt zwischen Japan und den Vereinigten Staaten immer schärfer hervortritt.

* * *

Ich will Crispis persönliche Ansicht über die wirtschaftliche Lage Italiens nicht verschweigen, die er in düsteren Tagen kundtat, da unsere Seelen niedergeschlagen waren und sogar von einem „finis Italiæ" gesprochen wurde.

Es war zur Zeit der Weinkrise, die nach dem Abbruche des Handelsvertrages mit Frankreich herrschte. Die Kritiken gegen die Regierung Crispis waren in einigen Provinzen Italiens so bitter und leidenschaftlich wie möglich.

Man warf ihm Größenwahn vor und beschuldigte ihn, er richte seine Augen

zu sehr nach den Ufern der Spree und der Donau und hätte das Kriegs- und Marinebudget auf eine für Italien verderbliche Höhe gebracht. Der größte Teil unserer politischen Zeitungen prophezeite alle Tage, daß Italien unter der Rüstung, die Crispi ihm anlegen wollte, zusammenbrechen werde.

Eines Abends, als ich allein mit ihm war, fragte er mich mit jener Seelenruhe, die ihn niemals verließ, auch in den schrecklichsten Augenblicken seines Lebens nicht, was man denn nun über ihn sage.

Ich gestehe: ich konnte nicht anders, als halb im Scherze zu ihm sagen: „Der Chor singt dasselbe Lied weiter."

„Das heißt . . . . .?" fragte er.

„Daß dieser Schritt zum Bankerott und Ruin führe."

„Und warum?" fragte Crispi wieder, beinahe lächelnd.

„Weil — ich wiederhole Ihnen genau, was man sagt — von zehn Italienern mindestens acht der Meinung sind, daß die antifranzösische Politik für Italien verhängnisvoll wäre, daß unsere besten Freunde an den Ufern der Seine und nicht der Spree wohnten, daß wir uns den Luxus solcher militärischer Ausgaben bei den traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen, denen wir entgegensteuern, nicht leisten könnten. Italien wäre arm . . . .!"

„Dies ist der traurige Irrtum, der den Geist Tausender unter meinen guten Mitbürgern verdunkelt", unterbrach mich Crispi zornig. „Diese ewige Leier, alle Tage und alle Stunden, ist zur größten Plage unseres Landes geworden, weil sie die Männer kleinlich macht und so viele prächtige Energieen lähmt! Es gibt nichts Falscheres und Wahrheitswidrigeres, als zu glauben, wir wären arm. Italien ist im Gegenteil nicht nur reich, sondern auch berufen, eine der blühendsten und reichsten Nationen nicht nur Europas, sondern der Welt zu werden. Wir haben Land, das, gut kultiviert, den freigebig belohnt, der es bebaut. Wir haben Sonne, Wasser und wohl die prächtigste geographische Lage. Außer allen diesen Reichtümern besitzen wir noch einen, den andere vielleicht erreichen, jedoch nicht überbieten können. Wir haben ein künstlerisches Genie, das wohl das glänzendste in der Welt ist. Auf dem Felde der wissenschaftlichen Erfindungen standen wir anderen niemals nach!

„Was fehlt Italien, um die höchsten politischen, industriellen und kaufmännischen Erfolge zu erreichen, zu denen es berufen ist? Nichts anderes als Initiative und ausdauernde methodische Arbeit.

„Wir Italiener sind, wie ich Bismarck sagte, die Sachsen unter den Romanen (‚sassoni della Latinita')!

„Doktor, den Leuten, die sagen, daß ich Italien durch eine zu stolze und zu verwegene Politik ins Unglück stürzte, antworte ich mit aller Ruhe, daß Italien reich ist, und daß sich sein glänzendes Schicksal eher erfüllen wird, als man glaubt. Die jetzige Periode der Beengung wird in wenigen Jahren vorüber sein. Unser Weg ist jetzt steil und rauh. Wir werden aber bald eine ebene und sanfte Straße erreichen.

(Schluß folgt)

Gebrüder Orgler

Erzählung von Hans von Hoffensthal

Die Geschichte aller Zeiten weiß Beispiele, daß vor dem völligen Aussterben eines Volkes, einer Sippe oder — vom Großen ins verwandte Kleine — einer Familie die ermüdete Reihe noch einmal ihre Fruchtbarkeit zu einer Tat zusammenrafft und eine sonderbare Spätblüte treibt, ein Prozeß, der einem letzten Sichregen ermatteter, in langen Jahren verbrauchter Kräfte, einem letzten Aufflackern erschöpften, zu Ruhe gehenden Lebens gleichkommt.

Dem Geschichtskundigen ist diese Erscheinung ebenso bekannt wie dem Gärtner. Der hat auch mannigfach Gelegenheit, zu beobachten, wie ein Baum, der jahrzehntelang gut und seiner Art getreu blühte, Früchte reifte und Früchte trug, in seinen alten Tagen auf einmal mit seinen jüngeren Brüdern nicht mehr viel gemein haben will, sondern fremde und seiner Sippe völlig ungewohnte Eigentümlichkeiten annimmt. Er ist einer Greisentorheit verfallen und treibt kindisches Spiel: Auf altes, schon leise morschendes Holz setzt er willkürlich und eigensinnig wunderlich geartete Triebe, sproßt junge, wild wuchernde Knospen und zeitigt dann in seinem letzten Herbste, ehe der nimmer endende Winter für ihn da ist, noch einmal Früchte, aber von einer abenteuerlichen, seltsamen Form.

„Der Baum ist alt", sagt der Gärtner, „der Baum ist krank." Und der Gärtner holt seine Axt, den Lebenserschöpften zu fällen.

Wäre in dem alten Boznerhause, das die Familie derer von Orgler bewohnte, eine Ahnengalerie vorhanden gewesen, in deren Reihe die Mitglieder der Orgler in getreuen und wohlerhaltenen Bildnissen sich befunden hätten, dann wäre es ein leichtes, in der Vergangenheit dieses alten Geschlechtes mühelos und wie in einem Buche zu lesen.

Da hinge zu Beginn der Reihe das Bild des Urahnen, eines kräftigen Bauern, der, machtvoll über seinen Kreis emporgewachsen, durch Klugheit und Glück zu Besitz, Ansehen und Namen kam. Den Söhnen nebenan, in ihren reichen, behäbigen Kleidern, sähe man schon den Stolz der Besitzenden an, den der Vater, von Kind an einfach gewöhnt, bescheiden in Sitte und Art, durch sein Emporkommen vielleicht schon besessen, sicherlich aber noch nicht gezeigt hatte. Die Leute der nächsten Generation, deren dicke und gerundete Hälse aus vielfach gefältelten Spitzenkrausen sich emporreckten, hielten mit dem Ausdrucke des Bewußtseins ihres glücklichen Lebens nicht mehr zurück. Sie blickten heiter, bequem und friedvoll gesinnt, aus weinfrohen, satten Augen. Auch die Art ihrer Frauen wäre nicht zu verkennen. Die wußten Brokate zu wählen, Seidenbänder zierlich zu knoten und Gold- und Perlenschmuck anzuschaffen und zu tragen.

In den Jahren, in denen die Bedeutung der alten Talferstadt als Handelsplatz abnahm, statt regelmäßig reichen Einkommens ein Stillstand des Erwerbes und in der Folge ein Zehren vom Vorhandenen eintrat, müßte man sich die nächsten Bilder entstanden denken. Wohl, reich und gut ausgestattet waren auch die, die den Malern dieser Zeit Modell saßen. Da fehlte nichts an Wohlhabenheit der Kleidung, nichts an Gepflegtheit der Gesichter und der zartgliedrigen, ringgeschmückten Hände, nichts an sorgsam bedachter Eleganz. Vielmehr hatte es den Anschein, als wäre des Aufwandes zu viel, als machte das alte Gesetz, daß Aufwand und Besitz wie unverträgliche Mieter stets in Fehde liegen, hier zu sehr sich geltend.

Immerhin, um die Orgler der dreißiger Jahre stand es noch gut. Sie mochten wohl so glücklich und bequem zufrieden aussehen, wie dies auf ihren Bildern zu lesen wäre. Denn ihre Zeiten waren keine übeln, der Boden der Geldtruhen war noch bedeckt und das Leben billig.

Erſt Großvaters Bild hätte ein wenig ſchlichter und einfacher, um nicht zu ſagen ärmlich, ausgeſehen. Der trug ſtatt des Jacketts einen bürgerlich glatten Rock, aus gutem Stoff zwar, doch ohne Zierat und Verbrämung. Und ſeine Frau hatte ein enganliegendes, dunkelfarbenes Kleid mit ſchmalen, billigen Beſätzen und mußte über wenig Schmuck verfügt haben, da außer einer blaſſen, mageren Goldkette auf dem ganzen Bilde nichts glänzte und nichts gleißte.

Sie ſowohl wie ihr Gatte dünkten ſich um der dürftigeren Verhältniſſe willen, in die ſie ſich fügen mußten, doch nicht minder als ihre Eltern. Denn wenn ſie auch kein Vermögen beſaßen, ſo waren ſie doch von Adel und ſchon wegen des Namens, den ſie trugen, in der Stadt angeſehen und geachtet. Faſt ſchien es, als hängten die beiden ihren ganzen Stolz, der ſich auf Beſitz und Reichtum nicht mehr ſtützen konnte, an den Adel, den ſie als ihr wertvollſtes Gut gegen jedermann hochhielten. Von dieſem Empfinden aus regelten und führten ſie ihre Lebensweiſe. Eine gewiſſe Vornehmheit war immer noch im Hauſe, hielt die Dienerſchaft nieder, beſtimmte Sitte und Gewohnheit von früh bis abend und leitete auch die Erziehung der Kinder, von denen die Eltern Feſthalten an altem, adeligen Herkommen und eine Fortdauer des Geſchlechtes derer von Orgler erwarteten und verlangten. Beim älteren der Söhne hatten ſie damit noch Glück. Er geriet gut, wurde Militär und war als Hauptmann der Typus des feudalen öſterreichiſchen Offiziers mit allen ſeinen Vorzügen, ritterlichen Tugenden und lächerlichen Schwächen. Leider ſtarb er. Nicht, wie er gehofft hatte, vor dem Feinde, ſondern unrühmlich und kümmerlich in einem Bette, in das den kaum Dreißigjährigen eine gewöhnliche Krankheit gelegt hatte. Die Tochter ehrte den Wunſch ihrer adelsſtolzen Eltern mit der ganzen Opferwilligkeit, deren ein Mädchen, das ſonder Neigung einem gleichgültigen Manne ſich zur Frau ſchenkt, über dieſes Opfer hinaus noch fähig iſt. Sie heiratete einen verarmten Grafen aus dem Trento und erlag erſt dem vierten Kinde, nachdem ſie mit drei blutarmen, zarten Geſchöpfen und einem trägen, unvermittelt brutalen Manne ſieben Jahre ſich gemüht hatte.

Georg von Orgler, ihr jüngerer Bruder, blieb am Leben. Und dieſer war es, der die Hoffnungen ſeiner Eltern auf einen Fortbeſtand jedes adeligen Herkommens der Orglerſchen Familie gänzlich und unrettbar zerſtörte.

Ein seltsam unruhiger, abenteuernd wirrer Geist trieb in diesem Kopfe seinen Spuk. Georg war begabt, aber unstet, wandelbar in seinen Neigungen, die ihn heftig und gebieterisch überfielen, aber nach kurzer Zeit, mitunter schon nach Tagen, von ihm achtlos wieder beiseite geworfen wurden. Jähen, unvermittelten Gefühlsausdrücken unterlegen, gewaltsam, körperlich unschön, aber sehnig, erinnerte er in seinem Wesen an einen jener sonderbaren Abenteurer, die, nur durch den Wechsel ihrer Schicksale verschieden, zu allen Zeiten immer wiederkehren.

Sein Leben — will man nur die äußeren Geschehnisse in harten Linien zeichnen — ist bald erzählt. Nach der Schulzeit, in der er die Sorge der Eltern und Lehrer, der unbeständige Freund einiger, der rücksichtslose Gegner der anderen Kameraden war, kam seine Studienzeit, die er, nimmer müde heißer, roher, auch blutiger Händel, in Wien begann, dann aber, von Gläubigern dort bedrängt, in Innsbruck fortsetzte. Das Kriegsjahr 59 rief ihn an die Grenze. Er schlug sich erst tapfer, tollkühn, wurde ausgezeichnet, verlor aber dann bei Sante Cypriano Auszeichnung und Charge durch eine leichtsinnige Zecherei, die ihn der Trunkenheit, den Vorposten, den er führte, dem Feinde auslieferte. Er entkam, rettete sich jedoch nicht vor der Strafe, die ihn im eigenen Lager mit der Schande empfing. —

Die Vorteile, die einen mit Verdiensten vom Kriege Heimkehrenden erwarteten, gingen an ihm vorüber. Die Kreise, die er früher besucht, waren ihm verschlossen, sein Elternhaus, aus dem der Vater, einen Fluch gegen den Ungeratenen noch auf den Lippen, gestorben war, war den Gläubigern überlassen worden, und die Mutter, deren Liebe ihm trotz allem noch geholfen hätte, hatte nichts, was sie ihm geben könnte, und darbte selbst.

Sie war in Miete in einem vielstöckigen Hause, von dem nur zwei Stübchen ihr gehörten. An die unebenen Wände hatte sie die paar Möbel gerückt, die ihr noch geblieben waren, und in den Schränken lagen auch ein paar Kleider aus der guten Zeit, von deren abgetragener Schäbigkeit sie sorgsam noch immer jedes Stäubchen wegblies. Alles Wertvolle, was sie früher besessen, auch alle Hoffnungen auf ein Glück ihrer Kinder hatte sie im alten Orglerhause zurücklassen müssen. Sie weinte jedesmal, wenn sie an ihren Ältesten dachte, weinte oft über der Erinnerung an ihre arme Tochter; und wenn ihr Georg einfiel, der noch lebte, weinte sie wieder. Meist saß sie still,

saß stundenlang, ohne ein Wort zu sprechen, und führte ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit, zurück in jene Tage, da über dem Orglerschen Hause, wie eine frohe Fahne, noch das Glück stand und darin Kinderlachen durch die Zimmer rief. Manchmal erwachte sie aus ihrem Dahinbrüten, als hätte ihr eine besonders lebhafte Erinnerung die Hand auf die Schulter gelegt, und begann dann, achtlos, ob jemand zuhörte oder nicht, von Längstvergangenem zu reden und zu reden.

* * *

Mit Georgs Geschichte bin ich gleich zu Ende. Ohne Erwerb, tatenlos und doch unruhig, bot er dem Tröster aller Willensschwachen keinen Widerstand. Er trank. Und als ihn einmal eine Lungenentzündung überfiel, kam mit dieser ein wildes Delirium und setzte seine Unrast und Angst in sein Gehirn. Man fand ihn, schwer verwirrt, hoch fiebernd, eine verängstigte Beute rastloser Sinnestäuschungen, in einer Schenke und hatte Mühe, den Widerstrebenden ins Krankenhaus der Stadt zu bringen. Fünf Tage hetzte ihn die Unruhe hin und her. Er sprach mit sich, gestikulierte, fluchte und hob mit übermenschlicher Anstrengung, im Schweiße ringend, Steine vom Boden auf, die nicht da waren. Er stand im Feldzuge, befehligte seinen Zug zum Sturm — dem kühle Mauern starr sich entgegenstemmten; und hatte dann wieder stundenlang damit zu tun, das Ungeziefer zu verscheuchen, dessen vielfältige Berührung ihm Ekel, Angst und ständige Mühe war. Am sechsten Tage verfiel er, war blaß, nach Luft hungernd, mit blauen schweren Lippen, die sich in irren Selbstgesprächen bewegten, und stierte aus entsetzten Augen, die schon Todesfurcht spiegelten, in die besorgten Gesichter seiner Pfleger. So ging es eine Nacht, den folgenden Tag und wieder die Nacht. Dann genas er. Er war hart am Tode vorübergekommen und hatte von dieser ängstigenden Begegnung mit dem Grauen auch Vorsätze mitgenommen. Wenigstens den Vorsatz, nicht mehr zu trinken, hielt er. Er hielt ihn mit eigener Kraft solange, bis die Novizin, die ihn gepflegt und dem Orden der Barmherzigen den breiten Rücken kehrte, um als die Frau des Genesenen das Krankenhaus zu verlassen, nun ihrerseits darauf sah, ihn vor Rückfällen zu bewahren. Es war eine junge Bauerntochter, kräftig und gesund, die nur mangels eines bestimmten Lebenszieles dem Orden beitreten wollte. Nun aber, da sich ihr

ein solches bot, besann sie sich wieder ihres eigentlichen Berufes als Weib und überlegte nicht lange, diesen gegen ein fragliches Glück einzutauschen.

Den Beruf als Frau erfüllte sie vollends. Sie leitete ihren Mann und suchte für ihn eine Stellung. Bald fand sich eine als Hausbesorger einer Pension, die ihm, eingerechnet des Verdienstes, den seine rührige Frau durch ihre Arbeit erzielte, genügend eintrug.

Dann kamen Kinder. Die ersten waren noch zart, und zwei bliesen ihren dünnen Atem gleich wieder aus. Drei weitere kamen: im ganzen lebten fünf.

Später — das jüngste Kind war eben ein Jahr — begann Georg wieder zu trinken. Die Frau wehrte, aber umsonst. Ihr bestes Mittel, das sie der Versuchung zum Schnaps bisher immer mit Erfolg entgegengehalten, war ihr mit den Jahren, die sie abgearbeitet und welk gemacht hatten, abhanden gekommen. Er kümmerte sich nicht mehr um sie, sondern ging aus und kam berauscht wieder. Manchmal schlug er sie. Sie wehrte sich und trug dann ihre Niederlage mit Tränen. Das ging zwei Jahre und darüber. Dann schlug er sie auf einmal nicht mehr, hörte auch auf, zu trinken, und ging nicht mehr aus. Zwei Wochen später konnte er nicht einmal mehr reden.

Die Frau mit ihren Kindern war allein.

* * *

Es wäre eine schöne, dankbare Aufgabe, der Lebensnot und Schaffenstugend einer solchen Frau eine freudige, gute Schilderung zu geben. Man müßte damit beginnen, von den vielen Opfern zu reden, die eine brave Mutter von fünf Knaben Tag für Tag und Jahr für Jahr selbstlos, geduldig und doch in erhabener Selbverständlichkeit lächelnd der strengen Pflicht bringt, die ihr ein hartes Schicksal aufgedrungen. Man müßte damit beginnen und mit der Verherrlichung vieler Tugenden fortfahren, und es wäre schön und angenehm, davon zu schreiben. Aber ich muß bei dem bleiben, was ich mir für diese Erzählung vorgenommen habe, und will darum meine Aufmerksamkeit nicht dem stillen Heldenleben einer Frau, sondern den seltsamen Schicksalen zweier ihrer Kinder zuwenden. Denn von diesen ist zu reden.

Bot der Lebenslauf der drei älteren Knaben in keiner Hinsicht irgendwie Besonderheiten, so lag es daran, daß diese, mittelmäßig begabt, in gesunder, offener Art ihr Leben anfaßten, ihr Handwerk für dasselbe lernten und diesem

mit den Mühen auch das bißchen Lebensgenuß abrangen, deſſen ſie bedurften. Der eine wurde Schreiner, arbeitete fleißig und tüchtig, und daß ihn in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre, gerade als er an eine Heirat dachte, ein ſtürzender Balken von einem Gerüſte ſtieß, war nicht ſeine Schuld, ſondern ſchien eine Fügung des Schickſals, das mit dem Geſchlecht aufräumen wollte. Denn die beiden anderen, ein Schloſſer und ein Schmied, die beide ledig blieben, konnten ihr Daſein ruhig zu Ende leben.

Von ihnen weiß ich nichts, das Erwähnung verdiente. Von den zwei Jüngſten nur iſt zu erzählen.

Gottlieb Orgler, der jüngſte der fünf, überraſchte frühzeitig Mutter und Brüder durch gewiſſe Beſonderheiten und fiel ſchon körperlich nicht unerheblich auf. Das Haupthaar, das bei den Brüdern weich, wellig gelockt und — um Joſeph außer acht zu laſſen — von beſcheidenem Blond war, ſtand ihm ſtachelig in kleinen, ungeordneten Büſcheln am völlig kreisrunden Kopf und war rot, feurig rot. Die blaſſe, bläulich zarte Hautfärbung, die den meiſten Rothaarigen eignet, war bei ihm von einer faſt krankhaften Helle. Mund und Naſe waren wohlgebildet, die Augen paßten in Schnitt und Größe in ſein Geſicht, gaben aber durch die dünne, lichtblaue Farbe der Iriden, die in milchigweißen Skleren wie in Teichen ſchwammen, dieſem Geſicht ein wahrhaft merkwürdiges Ausſehen, deſſen Beſonderheit ſich niemand entzog. Zu allem trug er an der rechten Schläfe, in Form eines vierblättrigen Klees, ein großes blutrotes Mal.

Dieſe äußeren Auffälligkeiten beſtanden ſchon zur Zeit, ehe Gottlieb auch nur ein Wort ſagen konnte. Als er zum Reden kam — er erlernte es nicht vor Ablauf des zweiten Jahres — zeigte es ſich, daß den körperlichen Abweichungen eine geiſtige Ungewöhnlichkeit zur Seite ging.

Es iſt ſchwer, die noch unfertige Kindesſeele zu zergliedern und in dieſer Jugend ſchon die beſonderen Züge aus den allen Altersgenoſſen gemeinſamen herauszufinden und davon zu trennen. Wir kommen beſſer weg, wenn wir einige Jahre, vielleicht fünf bis zehn, vorübergehen laſſen, und nun erſt verſuchen, die Eigenart aufzuſpüren und zu verſtehen. Gehen wir denn ins Haus und beobachten den Zwölfjährigen bei ſeiner Mutter und den Brüdern. Eine Weile ſitzt er bei ihr, zu der er voll ſchwärmeriſcher Liebe aufblickt, ſteht dann auf, holt etwas, was ſie gerade bei ihrer Arbeit brauchen könnte, und zeigt

auf jede Art sein Bestreben, ihr zu helfen und seine Anhänglichkeit stündlich zu beweisen. Das gleiche Verhalten hat er gegen seine Brüder. Er sieht jeden einzelnen, besonders Joseph, mit Bewunderung an, läßt sich von ihnen willig kommandieren, duldet Püffe und Übervorteilungen und hat auch für alle Kränkungen und alle Härte nur Freundlichkeit, nur gefügige Worte.

Man versteht wohl schon seine Art. Die Herzensgüte blickt ihm aus den Augen, ist ihm ureigen. Gegen andere gut zu sein, ist ihm ein Bedürfnis, das er auf jede Weise zu befriedigen sucht.

Aber diese Gutmütigkeit war mit anderen Eigenschaften gepaart, die seinem Wesen erst das Besondere gaben. Er war träg, von einer unendlichen Trägheit; er tat nichts. So fleißig er im Hause der Mutter und den Brüdern an die Hand ging, — zu einer geordneten Arbeit, überhaupt zu einer Beschäftigung, die nicht aus Gefälligkeit geschah, war er durch nichts zu zwingen. Die Mutter führte ihn in die Schule. Er kam weinend, verängstigt von der fremden Umgebung, wieder und versteckte sich scheu, um nicht wieder zurück zu müssen. Nach langen Kämpfen erst fügte er sich in das Unvermeidliche, lernte aber schlecht, mühsam und verfaß die Schulstunden völlig anteillos und stumpf. Die Mitschüler schlugen ihn, verhöhnten ihn um seines Aussehens willen; und da er nicht zurückschlug, sich nicht wehrte, mußte der Lehrer eingreifen, um ihn vor groben Mißhandlungen zu retten. Oft flüchtete er weinend aus der Klasse und kam zitternd vor Angst wieder. — Mit der Zeit — freilich erst im letzten Schuljahre — wurde er auch darin gleichgültig.

Nun sollte er in die Lehre. Die Mutter brachte ihn zu einem Meister — es war ein guter Mann, der sich Mühe gab —, aber Gottlieb lief wieder heim. Er war vierzehn Jahre vorüber, aber er schämte sich nicht, Mutter am Rock zu fassen und wie ein kleiner Junge zu weinen. Der Versuch, ihn etwas erlernen zu lassen, wurde wiederholt; mit mehr als einem Handwerk machte man die Probe, aber alles war umsonst. Denn Gottlieb ging jeder Arbeit aus dem Wege, bis man ihn endlich gewähren ließ.

(Schluß folgt)

Briefe an eine Freundin

Von Wilhelm Buſch †

Mit einer Photographie und zwei unveröffentlichten Zeichnungen von Wilhelm Buſch

Wiedenſahl d. 4. Sept. 1878.

Verehrteſte Frau H.!

Ich ſage Ihnen recht freundlichen Dank für die Photographien. Nächſten Winter, von München aus, kann ich Ihnen auch wohl eine gute von mir geben.

Manch liebes Mal hab ich doch ſeither an Sie und die Ihrigen, an die blumige Inſel in der Nordſee und unſere ſchöne Heimfahrt gedenken müſſen. Die Erinnrung daran iſt mir in meiner Einſamkeit, in Haus und Wald und Feld, ein angenehmer Begleiter geweſen, und gar zu gern hätt' ich Ihnen das mit einer kleinen Skizze beweiſen mögen, wäre nicht in letzter Zeit jener Trauerfall eingetreten, der ja ſchon nach Borkum hinüber drohte. So verſpar ich mir das auf eine ſpätere Zeit, wo wieder luſtigere Vögel mich umflattern.

Die Hochzeit meines Bruders iſt am 4ten October in Bremervörde. Etwa 8 Tage vorher komm ich nach Bremen. Einen meiner erſten Beſuche werd ich dann ganz gewiß Contrese. 138 bei H—ns machen.

Meine herzlichſten Grüße an Herrn H. und die Kinder, beſonders an „Blauauge".

Stets Ihr aufrichtig ergebener

Wilh. Buſch.

Wiedenſahl 7. Oct. 1878.

Meine verehrteſte Frau H.!

Wie ſchnell vergingen mir doch die goldenen Herbſttage in der ſchönen Stadt Bremen! — Dann ging's weiter bei trüber Regenſtimmung durch Moor und

Wilhelm Busch im Jahre 1877

(Originalaufnahme von Franz Hanfstängl in München)

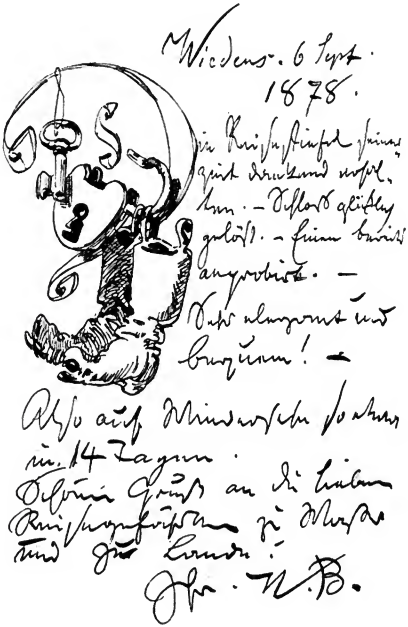
Haide und unter Blitz und Donner nach Bremervörde hinein. Die nächste Umgebung des kleinen Städtchens, die Brücke, der Hafen, der Park mit den uralten Pappeln, hat mich angenehm überrascht. Meines Bruders Schwiegereltern sind gar liebenswürdige, gastfreie Menschen. Die Festlichkeiten verliefen in Hülle und Fülle, bis es mir fast zu viel wurde. Gestern, bei meiner Rückkehr, hatt ich auf dem Bremer Bahnhof nur 15 Min. Zeit. Sie können wohl denken, wie lebhaft ich da nach Contresc. 138 hinüber dachte und mich an H—ns erinnerte, die mich erst vor wenigen Tagen so herzlich aufgenommen. Abends bei Mondenschein, (es war so warm, wie in Sommernächten) bummelte ich dann gemütlich schmökend durch den Wald nach Wiedensahl.

Ich hoffe bald mal Nachricht von Ihnen zu erhalten und zu hören, daß es Ihnen Allen gut geht.

Meine besten Grüße an Herrn H., an den Georg und's Grethel; und sagen Sie den letzteren beiden: das Bilderbuch schickt' ich, so wie ich's von dem Verleger erhielte.

Stets Ihr ganz ergebenster

Wilh. Busch.


Wiedens. 6 Sept.
1878.
in Reisestiefel seiner
zeit drückend erhal-
ten. – Schloss glücklich
gelöst. – Einen bericht
angeordnet. –
Sehr elegant und
bequem! –
Also auf Wiedersehen so etwa
in 14 Tagen.
Schöne Grüße an die lieben
Reisegefährten zu Wasser
und zu Lande!
Ihr. W. B.

Wiedenſahl, d. 10. Oct. 1878.

Lieber Georg! Lieb's Gretel!

Ich ſchicke euch hier das verſprochene Bilderbuch, wo ich nur von wünſche, daß es euch recht viel Spaß macht. Ich denke ſehr oft und ſehr gern an euch, und es war ſehr hübſch bei euch in dem Hauſe, in dem Garten, auf dem Walle und in dem Bürgerpark.

Hier ſind jetzt meine drei Neffen Hermann, Adolf und Otto, welche ihr auch auf Borkum geſehen habt, und ſie kriegen die letzten Aepfel und Birnen ab, und nächſte Woche geht ihre Schule wieder an, und ihre Mutter geht dann auch auf einige Tage mit nach Bückeburg. Wenn ſie wieder kommt, ſo reiſe ich weg nach München. Aber das könnt ihr glauben, daß ich euch Alle nicht vergeſſen werde; und den Papa und die Mama und Dich, mein lieber Georg, und Dich, mein lieb's Gretchen, grüßt viel tauſendmal

der Onkel

Buſch.

Wiedenſahl Freitag 18. Oct. 78.

Lieber Georg! Lieb's Gretchen!

In dem Käſtchen mit den Flaggen fand ich einen niedlichen Fingerring, in dem andern mit dem Telephon zwei nüdliche Ohrringeln, was mich ſehr überraſcht hat. Ja, wenn nur dieſes Telephon von mir bis nach Bremen bis in eure Stube reichte, dann wollt ich hineinrufen: „Schön Dank für das gute Packet und für Alles, was drin war!!!" Aber ſo kann ich das bloß mit der alten, kalten, ſchwarzen Dinte ſchreiben.

Sind denn bei Euch auch ſo fröſtrige Herbſttage, wie hier bei uns? Ich heize ſchon tüchtig ein; und wenn ich in dem Walde ſpatzieren gehe, ſo raſchelt das Laub unter meinen Füßen. Die abgefallenen Blätter ſehen aber ſo wunderſchön aus, grade als wenn ſie der Goldſchmied gemacht hätte.

Morgen will ich wegreiſen. Ich fahre in der Nacht von Hannover aus und denke denn Sonntag Abend ſo um Neun nach München zu kommen, wo ich wieder im „Europäiſchen Hof" wohne. Von München her werde denn auch recht bald der Mama ihren freundlichen Brief beantworten und werde Dich, mein guter Georg, und Dich, mein gut's Gretchen, auch ganz gewiß nicht vergeſſen.

So ſagt dem Papa und der Mama einen herzlichen Gruß und vergeßt nicht

den

Onkel Buſch.

München 28. Oct. 1878.

Meine liebe Frau H.!

Ich möchte Ihnen doch mit einigen Zeilen ſagen, daß ich Ihren freundlichen Brief in Wiedenſahl erhalten habe, daß ich ſeit Sonntag vor acht Tagen in München bin, wo ich bis Weihnachten bleibe, und daß ich oft und gern an Sie und die Ihrigen gedenke.

So recht eingewöhnt bin ich hier noch nicht und werd es auch wohl nie. Mit der ländlichen Einſamkeit zu lange vertraut, kommt es mir nun ſo vor, als wär ich auf einmal zwiſchen die Buden eines recht unruhigen Jahrmarktes gekommen. Die Bekannten hab ich ſo ziemlich alle beſucht und „durchgegeſſen" und bin nie vor Mitternacht zu Bett gekommen. Mein Troſt iſt mein trauliches Arbeitszimmer, was ich hinter mir zuſperre.

Waren die letzten Tage auch bei Ihnen ſo ſonnig und gut? — Da werden die beiden Kinder wohl noch recht luſtig auf dem Velociped herum geſauſt ſein.

Falls Sie dran denken ſollten, mir demnächſt mal mit einigen Worten mitzuteilen, wie's bei Ihnen geht, ſo würde mich das ſehr freuen. Ich wohne im „Europäiſchen Hof".

Mit den beſten Grüßen an Herrn H. und die Kinder verbleibe ich

Ihr aufrichtig ergebener

Wilh. Buſch.

München d. 14. Nov. 1878.

Verehrteste Frau H.!

Ich lebe hier noch immer so hin, ohne recht eigentlich bei der Sache zu sein. Zwei Mal Mittags in der Woche esse ich bei Lenbach, sonst in der hübschgetäfelten Restauration des neuen Kunstgewerbehauses, wo zuweilen Freund Hanfstängl sich zu mir findet.

Abends bin ich bei Piloty, Fritz Kaulbach, meinem Verleger Bassermann oder in der Künstlergesellschaft. Im Theater sah und hörte ich unter anderm die „Walküre", war entzückt von dem, was ich hörte, und gelangweilt von dem, was ich sah. Ginge Einer hinein, der taub wäre, dem müßt es vorkommen, wie eine peinlich in die Länge gezogene Parodie der nordischen Göttersage. — Nur einmal bis jetzt kam ich vor Mitternacht zu Haus, flehe in Folge dessen vor Acht Uhr nicht auf und begebe mich dann in mein wirklich gemütliches Versteck in der Karlstraße. Da ist denn der riesige grüne Kachelofen ein angenehmer Zimmergenosse, und wie's so draußen durch einander regnet und schneit, was wär mir wohl lieber, als den Sommer zurück zu zaubern und ein paar herzige Menschenbilder, die mir so freundlich begegnet. Die ruhelose Welle, der kühle Strand, ja selbst die tellerklappernde Table d'hote sind mir liebe Erinnerungen, und gar zu gern denk ich mir und hoff ich, daß auch im nächsten Jahr ein gut Geschick es möglich macht, mit Ihnen und den Ihrigen in frischer fröhlicher Umgebung auf einige Wochen zu verkehren. — Ob ich Weihnachten nach W. gehen werde, ist noch unbestimmt; ich weiß nicht, ob der Umzug dort ein behagliches Fest gestattet. — Mittlerweile arbeite ich an einer kleinen drolligen Geschichte so gemächlich weiter.

Leben Sie wohl, meine liebe Fr. H., und vergessen Sie nicht, daß ich mich immer drauf freue, etwas von Ihnen zu hören.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr Wilhelm B.

München d. 26. Jan. 1879.

Verehrteſte Frau H.!

Die Zeit wirbelt mich mit Geſellſchaften, Theater und Muſik ſo rapid dahin, daß ich mich kaum recht beſinnen kann. Sonſt hätt' ich Ihnen wohl längſt geſagt, wie oft und gern ich mich an Sie und die Ihrigen erinnere. Hoffentlich treffen wir uns den Sommer mal alle wieder an irgend einem kühlen Strande, um behaglich mit einander zu plaudern und zu wandeln. — Zunächſt (d. h. in etwa 8 Tagen) muß ich nach Wiedenſahl; denn einige Freuden des Umzugs, als da ſind Pumpe und Heerdſetzen, Tapezieren und ſo dergleichen, wünſchen durchaus meine perſönliche Bekanntſchaft. Nun bin ich freilich nicht ſehr erpicht darauf; aber dennoch hab ich ſo eine Ahnung, daß es mir gut tun wird, wenn ich endlich man wieder regelmäßig um zehn Uhr zu Bett gehe, was jetzt niemals vorkommt. Am 8t Febr. ſoll ein Künſtlermaskenfeſt ſein. Ich wäre nicht ungern dabei; will aber doch lieber ſchauen, daß ich mir zunächſt in meinem guten Wiedenſahl eine leidlich gemüthliche Ecke zurecht mache, wo ich ſeitab und für mich herumkramen kann.

Bitte, schreiben Sie mir doch dorthin einige Zeilen, wie's bei Ihnen geht. An Herrn H. und die Kinder meine besten Grüße, und seien Sie selber recht freundlich gegrüßt von

Ihrem ergebensten

Wilh. Busch.

Wiedensahl 2. März 79.

Meine liebe Frau H.!

Wir hielten es für das Beste, vorläufig hier noch wohnen zu bleiben, und mußten uns deshalb, so gut es ging, ein kleines Häuschen herrichten. Da hat nun viel geputzt und geflickt werden müssen. Dazu die Kälte und der Schnee. Erst gestern sind wir eingezogen, husten allerseits, kramen in allen Ecken herum, und heute, als am Sonntag, sind ich endlich meine Feder nebst Dinte wieder, um Ihnen zu sagen, wie sehr es mich freut, daß Sie diese abscheulichen Masern mit den Kindern nun glücklich überwunden haben. Gar zu gern käme ich mal nach Bremen, müßt ich mir nicht flugs ein behagliches Plätzchen herrichten, um allerlei versäumte Dinge mit möglichster Seelenruhe nachzuholen. — Also für diesmal meine herzlichsten Grüße mit der Versicherung, daß ich immer und immer gar freundlich an Sie und die Ihrigen gedenke.

Ihr Wilhelm Busch.

Wiedensahl, 6. April 1879.

Liebe Frau H.!

Der lange ungethümliche Winter scheint nun doch endlich abzuziehen; hat nur noch den einen Hinterfuß im Lande: den Nachtfrost. — Das Heulen und Sausen des Ostwindes war in den letzten Wochen auch gar zu abscheulich. Da mag's in der Eiche vor Ihrem Fenster recht gerauscht haben.

— Jetzt wird aber das Roggenfeld, was ich vom Arbeitstische aus vor Augen habe, ganz schleunig grün, in den Hecken schlängelt sich allerlei zierliches Unkraut und Geblüm herauf, die Staare flöten, die Lerchen quinqueliren.

— Heut sind die drei Neffen angekommen, um die Ferien hier zuzubringen. Der älteste, Hermann, geht so in acht Tagen nach Leipzig zur Universität. — Meinen jüngsten Bruder erwarten wir auch noch. — So wird's denn, denk ich, recht hübsch bunt im Haus.

— Und bei Ihnen? Wollen Sie die Ostereier in Bremen verstecken? — Wo Sie auch sind: ich wünsche Ihnen mit den Ihrigen ein fröhliches Fest und grüße Sie, Herrn H. und die Kinder auf das Herzlichste.

Ihr Wilh. Busch.

Wiedensahl 5. Mai 79.

Meine liebe Frau H.!

Haben Sie denn auch so zuwideres Osterwetter gehabt?

— Ich dachte mit Bruder Hermann und den drei Neffen in den Ferien mal lustig draußen herum zu tummeln. Es kam aber anders. Die Wind- und Wetterhexen waren in ihrer verwegensten Laune; ja eines Tages hätten wir sogar schöne Schneemänner wälzen und backen können. — Nur einmal streiften wir mit aufgekrempelten Rockkragen in den Wald, scharrten im Buchenlaub, pickten etwas aufkeimenden Waldmeister zusammen, eilten schleunigst heimwärts und feierten die glückliche Wiederkehr der lachenden Jahreszeit mit einer Maibowle hinterm warmen Ofen. — So ist denn die Festgesellschaft am Ende ziemlich unbefriedigt auseinander gereist: Bruder Hermann nach Celle, Neffe Hermann zur Universität Leipzig und die beiden kleineren Jungens nach Bückeburg. — Ich gehe morgen nach Wolfenbüttel, von da nach Celle und will in acht Tagen wieder hier sein.

Heute ist der erste wirklich milde Tag. Ich hoffe, meine lieben H—ns werden nun den Frühling recht fröhlich genießen.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr Wilh. Busch.

Wiedenſahl 17. Mai 79.

Liebe Frau H.!

Ich bin von meinem Ausfluge zurück gekehrt. Es hätten gute gemüthliche Tage ſein können, wäre nicht wieder mal ein drohender Schatten herauf geſtiegen, der uns alle mit drückender Beſorgnis erfüllt. Unſer Bruder in Frankfurt iſt an einem unheilbaren Uebel erkrankt, was, wie der Arzt ſchreibt, ſeinen baldigen Tod zur Folge haben müſſe. Nun beſchwört man wohl ſolche Erſcheinungen mit: Der Arzt kann ſich irren! Aber vorläufig ſteht das Geſpenſt da und weicht nicht.

Den jungen Frühling in unſerem Gärtchen fand ich nicht ſo heran gewachſen, wie ich für meine Abweſenheit gehofft hatte; Wind und Dürre ſind ſchlimme Pfleger. —

Sehr angenehm überraſchte mich Ihr Brief und das liebenswürdige Bild der beiden Kinder. Sie haben mir eine rechte Freude damit gemacht.

— Wo wollen Sie denn den Sommer hin? Auf die Berge oder ans Meer? Werd ich Sie dann Alle mal wieder ſehn?

Tauſend Grüße!

Ihr Wilh. Buſch.

Wiedenſahl d. 12. Juni 1879.

Lieber Georg!
Liebs Gretchen!

Es hat mich recht ſehr gefreut, daß ihr mich nicht vergeſſen und mir ſo gute Briefe geſchrieben habt, und daß ihr viel in dem Garten und dazu froh und geſund ſeid. Ich bin auch viel im Garten. Ich wußte in unſerer Gartenhecke drei Vogelneſter mit Jungen, die ſind geſtern und heute ausgeflogen, wer weiß wohin.

Wenn wir dieſes Jahr nicht wieder in Borkum zuſammen ſein könnten, das würde mir recht leid thun. Im nächſten Monat will ich mit Adolf und

Otto wieder hin, und Hermann, dem seine Ferien erst später anfangen, will nachkommen.

Wir fahren aber jedenfalls über Bremen, und wenn ihr dann nicht gerade anderswo in der weiten Welt seid, so wollen wir euch ganz gewiß besuchen und mal nachsehen, wie es euch geht.

Nun lebt recht wohl! und grüßt mir den Papa und die Mama und seid selber recht freundlich gegrüßt von dem Onkel

Wilhelm Busch.

Wiedensahl Sonntag 29. Jun. 79.

Meine liebe Frau H.!

Den beiden Jungens ihre Ferien gehen nächsten Sonnabend an. Meine Schwester, die verreist ist, wird erst zu Ende der Woche wieder kommen und dann die Kinder gern noch ein paar Tage hier behalten. So werden wir denn wohl erst Mitte nächster Woche reisen. Es wäre doch gar hübsch, wenn wir uns in Borkum wieder träfen. Sollte sich Herr H. nicht dazu entschließen? Aber wenn Sie eher reisen, als wir, bitte, so schreiben Sie's doch, damit wir nicht in Bremen das leere Nest finden.

Meine herzlichen Grüße an Herrn H., an Georg und Gretchen.

Stets Ihr ergebenster

Wilh. Busch.

Wiedensahl 16. Aug. 1879.

Meine liebe Frau H.!

Den Dienstag Nachmittag wär ich also bei wunderschönem Wetter gar gemüthlich durch den Wald hierher spaziert. Da steh, geh und sitz ich denn nun wieder und verwundere mich, wie Kohl, Bohnen und Rüben im Gärtchen so hoch und breit gediehen, wie die Rosen bereits einen zweiten Blüthen-

anlauf nehmen, wie das Korn in goldnen Garben steht — und siehe da! schon ist der leise, ahnungsvolle Silberduft des Herbstes drüber hingeschleiert. — Das hätten wir nun bald alles mal wieder gehabt! — Ja, wenn wir unsern Husten nur auch mit unterpflügen könnten! — Denn Sie dürfen nicht glauben, daß Sie den nur allein haben. — Nein, nein! — Ich habe mir, wenn auch keinen Achundkrachhusten, so doch einen guten, hausbackenen Leerer Juden- und Pferdshusten mitgebracht. Darum: Mit Husten und mit Dankbarkeit muß ich jetzt daran zurück denken, wie Sie mir in Borkum eine so freundliche Tischnachbarin und liebenswürdige Mitbummlerin am Strande gewesen, was ich denn auch ganz und ganz gewiß nicht so bald vergessen will. — An Herrn H. meinen herzlichen Gruß! — Auch empfehl ich mich schönstens dem Georg und dem Gretchen und dem Annchen und Hannchen,

und leben'S recht wohl!
und schreiben'S a mol!
an Ihnenen
allerergebensten

Wilh. Busch.

Wiedensahl d. 11. Sept. 1879.

Liebste Frau H.!

Wie gut, daß die schwebende Verkaufsfrage nun endlich entschieden ist! Herman kam vorigen Sonnabend. Mit allseitigen Grüßen, läßt er durch mich sagen, es wäre gar nett bei Ihnen gewesen. Heut Morgen ist er fort, um seine Mutter in Uelzen abzuholen und dann mit ihr nach Schwerin zu reisen, auf acht Tage etwa.

Doch was ich eigentlich sagen wollte:

Schönsten Dank für die vielliebliche Börse!!

Sie hat sogleich ihren Platz eingenommen und ihr Amt angetreten und soll mich oft erinnern an zwei emsige Händchen und das liebenswürdige Frauchen, was dran sitzt.

Nach München geh ich wohl erst anfangs October, aber jedenfalls zur Ausstellung. Es kommt mir doch gar zu gut vor, hier in aller Stille noch ein Bissel nachzudenken.

Paul et Virginie ist bestellt; wie's wird, wer weiß das per Distanz?

I grüß und bitt,
Vergessen'S mi nit,

der ich stets bin und bleibe

Ihr ergebenster

Wilh. Busch,
welcher noch hustet.

Wiedensahl 12. Jan. 1880.

Mein lieber Georg!

In der vollen Woche vor Weihnachten fuhr ich bei sehr heftiger Kälte von München nach Leipzig, holte Hermann ab, blieb mit ihm einen Tag bei Bruder Gustav in Wolfenbüttel, und dann trafen wir Adolf und Otto in Stadthagen und kamen hierher und feierten das Weihnachtsfest zusammen. Wir waren ganz vergnügt. In der Dämmerung gingen wir immer ins Feld, wo wir auf einem Teiche zwei schöne Rutschbahnen neben einander machten, sodaß wir sehr lustig auf und ab schleifen konnten. — Den 31ten Dec. reiste ich nach Wolfenbüttel. Es war ganz abscheuliches Schlackerschneewetter. Aber als ich Abends um Neun ankam, stand die Bowle schon auf dem Tisch, Bruder Hermann aus Celle war auch da, und bald hatte sich der Reiseverdruß in Behagen umgewandelt. Ich hatte mir vorgenommen, ein paar Tage nach Ebergötzen zu gehn; indeß eben, als ich mich reisefertig machte, kam die Nachricht, daß das kleine Mädchen meines Freundes die Masern bekommen hätte. Daher bin ich seit acht Tagen schon wieder in Wiedensahl, wo ich auch vorläufig bleiben und jeden Abend rechtzeitig zu Bett gehen will, was mir, hoffe ich, gut bekommen soll. Mein Husten, der sonst mein getreuer Reisegefährte war, muß irgendwo unterwegs den Zug verpaßt haben, denn er ist bis jetzt noch nicht wieder bei mir angelangt.

Daß es der lieben Mama und Dir und dem Gretchen letzthin nicht gut gegangen, hat mir ſehr leid getan. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß ihr nun mal lange Zeit recht wohl und geſund bleibt.

Mit den beſten Grüßen an die Mama, den Papa und unſer liebs Gretel verbleibe ich

Dein getreuer

Onkel Buſch.

Wiedenſahl 18. Jan. 1880.

Meine liebe Frau H.!

Ich ſitze ſo ſtill weg in unſerm Hüttchen; der grüne Kachelofen iſt ſchön warm; die Zigarette dampft; Ihre hübſche Photographie ſteht vor mir auf dem Tiſch. Nur vor Dämmerung ſchlürfe ich ein Stündchen über das Feld und durch den Wald; heute wie Geſtern und Morgen wieder ſo. So lieb mir die Münchener Freunde ſind — das Gewurl der Stadt, die Geſellſchaften, Kneipereien, das nächtliche Hocken, wurden mir zuletzt immer peinlich. Rück ich dann wieder in mein gutes, einſames Wiedenſahl, ſo fühl ich: nur hier iſt meine angeſtammte und angewöhnte Heimſtätte — um die mich freilich wenige beneiden werden. — Was ſchadt's? Reden nicht meine todten Freunde von den beſten Dingen mit mir, wann ich will? Darf ich nicht im Federkleide der Gedanken durch den Schornſtein fliegen zu den lebendigen? — oder hier und da auch in gewöhnlichen Civilkleidern per Poſt und Eiſenbahn? — Und da dürfen Sie gewiß glauben, meine liebe Frau H., daß ich recht oft und gern auch an Sie und die Ihrigen gedenke.

Sagen Sie Herrn H. und den Kindern meinen herzlichſten Gruß!

Stets Ihr ergebenſter Wilh. Buſch.

Wiedenſahl 5. Febr. 1880.

Liebe Frau H.!

Vorige Woche, von Montag bis Sonnabend, war ich in der Ebergötzer Mühle. Es war die ganze Zeit ein diamantklares Winterwetter, die Schnee-

bahn war gut, und ſo konnte denn täglich eine Schlittenfahrt gemacht werden. Unter andern wurde auch ein origineller katholiſcher Dorfpfarrer heimgeſucht, der mit Hunden, Blumen, Uhren und muſikaliſchen Inſtrumenten die wunderlichſte Junggeſellenwirtſchaft führte. — Frau L. hatte mich ſchon früher eingeladen; ich hatte noch nicht geantwortet. In Ebergötzen erhielt ich einen zweiten Brief. Ich ſchrieb darauf per Correſpondenzkarte: Ich ſei verhindert, hoffe aber ſpäter einmal Gelegenheit zu finden, meine Borkumer Bekannten mal wieder zu ſehn. Daß ich nächſtens kommen wolle, hab ich nicht geſchrieben. Sie wiſſen ja, wie ich über Beſuche und Feſtlichkeiten denke —

Meine Schweſter iſt in Bückeburg. So bin ich mit unſerm guten alten Dortchen allein — ganz behaglich — an München mit der ruſſiſchen Kälte denke ich vorläufig nicht. — Herzliche Grüße!

Ihr Wilh. Buſch.

Wiedenſahl 23. Februar 80.

Meine liebe Frau H.!

Morgen früh muß ich mal wieder in die weite Welt reiſen. Abends um 6 denk ich in Leipzig anzukommen, da die Nacht ordentlich auszuſchlafen und dann die folgende Nacht weiter zu fahren, ſodaß ich Donnerstag Morgen in München wäre. Adr.: Europäiſcher Hof. Den Neffen Hermann hoff ich in Leipzig auf dem Bahnhof anzutreffen. Er geht Oſtern nach Göttingen und will ſehn, ob ſie ihn ſchon als Einjährigen gebrauchen können. Adolf ſoll Oſtern confirmiert werden; wahrſcheinlich in Wiedenſahl, und thut es mir leid, daß ich dann nicht da bin; denn ſo bis Mitte April werd ich doch wol ausbleiben.

Schreiben Sie mir doch mal nach München, wie es bei Ihnen geht. Sie wiſſen ja, wie ſehr es mich freut, von Ihnen und den Ihrigen etwas zu hören.

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr Wilh. Buſch.

(Fortſetzung folgt)

Rangſtufen der Kunſt

Von Profeſſor Max Slevogt

Mit ſechs Zeichnungen von Rudolf Wilke*)

Wir ſind im allgemeinen geneigt, Künſtler im Dienſte der Karikatur, des Humors, der Satire und ſo weiter leichtlich für ſehr ſpaßhafte, erfreuliche Luſtigmacher zu halten, für außerordentlich nette, begabte Menſchen, die uns zum Lachen bringen und das uns fehlende Salz vorſetzen ſollen: Als Spaßmacher alſo ſehr wohl ernſt zu nehmende Zeitgenoſſen, aber eben doch nicht, — nein, beileibe nicht „Künſtler" ſchlankweg! Man erſtaunte, erinnere ich mich, einmal vor Jahren über Lenbachs burſchikoſe Poſe, als er geſagt haben ſollte, er halte Buſch und Oberländer als Zeichner für große Künſtler. — (Wenn dieſe Äußerung fiel, ſo iſt ſie wohl wahrer, als Lenbach ſelbſt glaubte.) Gleichviel — wir brauchen gegen eine derartige Unterſcheidungsweiſe an ſich nichts zu haben. Es iſt im Grunde ganz gleich, ob man einen Karikaturiſten für einen freiwilligen Narren hält oder einen noch unerkannten Künſtler für einen ausgemachten unfreiwilligen. Beide dienen der Unterhaltung. Für die Erkenntnis des Weſentlichen in der Kunſt ſind dies aber doch ſchädliche Gewohnheiten. Die Zeichner des Tages (des Simpliciſſimus zum Beiſpiel) hätten alſo gewiſſermaßen den Marſchallſtab im Torniſter, ſowie ſie nämlich von ihrer Begabung Gebrauch und den Sprung zur „hohen und höheren" Kunſt machten! Und ohne das? Nun, betrachten wir einen, der, meines Wiſſens, bewußt dieſen Schritt nie getan hat und doch gerade ſchon in ſeinen Karikaturen, oder wie man nur ſeine Einſendungen titulieren will, ein wahrhaftiger und voller Künſtler iſt: Rudolf Wilke. Unter ſeinen ſcheinbar entſtellenden Händen blüht reine und wahre Kunſt hervor. Laſſen wir einmal unſere Vorurteile beiſeite! Wenn ich von ihnen, den ſo oft geteilten, noch angekränkelt wäre, würde ich es bedauern, daß Wilke nie die Kunſt als Selbſtzweck betrieben hat. Ich könnte

*) Aus „Geſindel", Album von Rudolf Wilke, 32 Blatt Folio in mehrfarbigem Kunſtdruck, in Leinen gebunden. Verlag von Albert Langen in München.

Ein Gemütsmenſch. „Herr Baron, der Johann, der neue Pferdeburſche, hat ſich erhängt.“ — „Verſtändigen Sie die Polizei und ſehen Sie mal nach, ob der Kerl die Pferde noch richtig gefüttert hat!“

mir weiter denken, daß er ſodann, ein Adrian Brouwer unſerer Zeit, ſeine Gaben zwar noch immer verſchwenden würde, aber doch im geheiligten Kreiſe der alleinigen edlen Kunſt (in Öl nämlich) der unartige Liebling aller Maler und Kunſtgönner wäre.

Können wir ihn nicht dazu bekehren? Würde er verſagen? Nutzloſe Frage! — Ich ſage, ich ſetze ſolche Vorurteile voraus, bin vielleicht unbewußt darin noch befangen, — und bewundere doch unbefangen, wenn ich Wilkes Arbeiten vor Augen habe, gerade das, was mir vorliegt. Ein Grimaſſen-

Ein Penſionat. „Was macht das Frauenzimmer da bei euch?“ — „Die lernt bei uns die Wirtſchaft.“

Wie das kleine Karlchen — —

ſchneider, ein Verzerrer, ein Lügner, eine Tages- und Witzblatterſcheinung — nein, ein großes Talent und ein Künſtler! den wir nicht zu meſſen brauchen, der Eigentümliches und Vollkommenes leiſtet, — der auf ſeine Art unſerer Zeit eigenſtes Geſicht zeigt! — und noch etwas anderes: unter Vergröberungen, Verzerrungen ein humorvoller Freund ſeiner Welt und Geſtalten, ein Menſch, ein Poet. Sind ſie nicht wie die Taugenichtſe Eichendorffs, der Romantik jener Zeit entkleidet, — dieſe Vagabunden und Lumpen Wilkes, — ſie lungern und lümmeln herum, Scheuſäler, unglückſelige Geſchöpfe, die ſich ihr Paradies erträumen: ein Paradies, das wir in ſeiner bitteren Verirrung mitempfinden müſſen, wir, die wir Mitſchuldige daran ſind! — eine gut gekannte, ans Herz gehende Welt, die uns der Maler zu zeigen imſtande iſt.

— — zwei blinde Bettler ſehend machte.

Das ſind die Wunder der wandlungsfähigen Kunſt. Und das iſt der Schwerpunkt, auf den es mir ankommt: Wie gut iſt alles ausgedrückt mit den einmal gewählten Mitteln ſeiner Kunſt, der Kunſt Wilkes. Wie gut, ja glänzend gezeichnet, vor uns hingeſtellt, voller Verſtehen für das Organiſche, die Form, den Charakter in den Federzeichnungen: Ein ganz originales Verſtehen für Ton, Stimmung, Farbe in den Gouachen! Dieſer merkwürdige, eigenſte Humor, der ſie alle einbezieht in die unausfüllbare Arche Noahs der Kunſt: Dieſe Exzentriks, dieſe grinſenden Geſtalten einer Morgue, dieſe ekelhaften Geſchöpfe, Beſtien, dieſe ernſten Mahner! Hat ſie Wilke wirklich erfunden? Und iſt dies kleinere Kunſt, weil ſie in einem — wie nennt ſich der Simpliciſſimus? — in einer ſatiriſchen Wochenſchrift als Illuſtrationsgabe erſcheint?

Ein Genußmenſch. „In dem Roman jibt es bloß Jrafens und Barone. Det jefällt mir, Man amüſiert ſich um is doch in juter Jeſellſchaft.“

Troſt im Unglück. „We ös dat do mit de Waſſerkopp?“ — „Das minge Sohn.“ — „Da — ſteht ehm ever got.“

Müſſen wir auf den Schatten eines ganz Großen zeigen, der lange und unerſchöpflich die Tagesereigniſſe mit ſeinem Stift begleitete, — des „Karikaturenzeichners“ Daumier, — eines der gewaltigſten, ſtolzeſten Genies der ganzen Kunſt, um die Torheiten unſeres Einregiſtrierens einzuſehen!

Sie ſind ein ſo guter Spaßmacher, Herr Wilke, daß nicht nur wir Unterhaltungsbedürftige Ihnen zu danken haben — ſondern auch die deutſche Kunſt, ſollte man meinen! Tut ſie es nicht?

Das alte Haus / Von Hermann Bang

Es gibt hier in dieſer neuen Stadt fünf, ſechs alte Heime, die einen Duft vom Anfang des vorigen Jahrhunderts haben. Ein ganzes Säkulum iſt über ſie hingegangen, ohne ſie zu berühren. Einer meiner beſten Freunde iſt der Enkel eines ſolchen Hauſes. Man klingelt an der Türe, an einem Glockenſtrang aus geflochtenen Schnüren; und in weiter Ferne, wie aus der Tiefe des Hauſes, ertönt eine Eiſenglocke. Das Entree iſt groß und ſandbeſtreut, mit Lauferteppichen auf dem Fußboden.

Im „Saal", in den wir geführt werden, iſt eine halbe Kälte, wie in den großen Staatsſtuben, die nur am Sonntag hinlänglich erwärmt werden. Die Möbel ſtehen dicht an den Wänden, ſchwer und ernſt, als bewachten ſie den leeren, feierlichen Fußboden. Sie haben jenes ſeltſame Gepräge an ſich, das auf alten Familienmöbeln ruht, das Gepräge, als wären ſie niemals umgeſtellt worden und hätten hundert Jahre auf demſelben Platz geſtanden.

Ein Kronleuchter, deſſen Prismen zu Guirlanden geknüpft ſind — ein Kronleuchter aus Juliane Mariens Zeit — hängt in der Mitte des Zimmers von der Decke herab. Und man hat die Empfindung, daß die große und einſame Krone, in der keine Kerzen ſtecken, nur bei beſonderen Feierlichkeiten entzündet würde, wenn getauft oder konfirmiert oder getraut wird.

Das ganze Haus gleicht dieſer Stube: es iſt voll von alten Schatullen, die Uhren tragen, deren Zifferblatt zwiſchen vergoldeten Säulen ruht, und ſchweren Tiſchen, deren Mahagoniplatten ohne Decken ſind; und hier und dort in den Winkeln Muſcheln und weiße Korallen, all die wunderlichen Dinge, die von den Oſtindienfahrern heimgebracht wurden, und von jenen, die nach China fuhren . . .

Und wenn ſich jemand — ſelbſt aus der Familie — auf die geradrückigen Stühle ſetzt oder an die ungeheuern, öden Tiſche, hat man das unbeſtimmbare Gefühl, daß ſie hier auf Beſuch wären und bald wieder aufbrechen wollten.

Marechal Niel und Bonaparte hängen über dem Rauchtiſch.

Die Geſelligkeit in dieſem Hauſe iſt patriarchaliſch und zeremoniell wie die Vergangenheit, der es angehört.

Man hat die Gaſtmahlszeit aus der Mitte des Jahrhunderts beibehalten, und man geht nach dem Range zu Tiſch.

Die altmodiſchen Schüſſeln, auf denen das Gemüſe in den ſinnreichen Figuren angeordnet iſt, worin die Kochfrauen unſerer Großeltern ihre Meiſterſchaft zeigten, werden von gravitätiſchen Mädchen mit großen, weißen Hauben herumgetragen, während die Gäſte die Weine aus kleinen maſſiven Gläſern auf hohen und ſchweren Füßen ſchlürfen und der Wirt den Gäſten zutrinkt, jedem einzelnen mit einer Anrede, die ihn preiſt, und ſchließlich ſeinen Söhnen, die ihm ein Beiſtand im Hauſe ſind.

Eine gleichmäßige und ruhige Munterkeit verbreitet ſich um den Tiſch, eine feſtliche Behaglichkeit ohne Lärm, während die vielerlei Konfitüren, die der Tag aus den mächtigen Wandſchränken hervorgerufen hat, die zehn Jahrgänge mit Zahlen und Nummern bergen, in Aſſietten von Hand zu Hand gehen; und es wird das Wohl der Hausfrau getrunken, die weiß und klein iſt und an Bilder von Frau Gyllembourg erinnert.

Man ißt langſam, wie Leute eſſen, die einen Ruhetag haben; und es vergeht lange Zeit, ehe man aufſteht und den Hausleuten dankt, die in der Türe den Gäſten die Hand drücken, während ſie Seite an Seite ſtehen.

. . . In einem kleinen Stübchen hinter den anderen, wo ein Damaſtſofa hinter dem aufgeſchlagenen Klapptiſch ſteht, ſitzen am Abend die Herren bei ihren Gläſern. Sie erzählen alte Geſchichten aus der Kindheit Chriſtianias.

Der Rauch iſt dicht und verdeckt ſchon halb ihre Geſichter . . . .

Und man denkt unwillkürlich an ein altes und halb verwiſchtes Bild, deſſen Linien bald ganz verſchwunden ſein werden . . . .

Poulſens Telegraphon

Von Dr. G. Eichhorn

Mit vier Abbildungen

Eine der ingenioſeſten Vorrichtungen zur Aufnahme, Aufbewahrung und Wiedergabe von Tönen und Sprachlauten mit allen feinſten Nuancierungen iſt das Telegraphon, eine Erfindung des däniſchen Ingenieurs Valdemar Poulſen, der nebenbei jetzt auch ſeit etwa zwei Jahren eine neue Epoche auf dem Gebiete der drahtloſen Telegraphie und Telephonie eingeleitet hat, durch ſeinen Generator für kontinuierliche elektriſche Schwingungen.

Das Grundprinzip des Telegraphons wird durch Abbildung 1

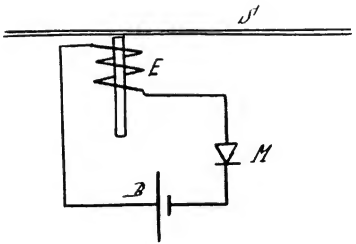


Abbildung 1

veranſchaulicht. In dem Stromkreiſe der Batterie B befindet ſich ein Mikrophon M und ein Elektromagnet, das heißt: ein Stab aus weichem Eiſen, der von einer Drahtſpule umgeben iſt; wenn die Drahtſpule von dem elektriſchen Strom durchfloſſen wird, ſo wird der Stab magnetiſch, und zwar

ſchwankt die Stärke des auftretenden Magnetismus entſprechend den verſchiedenen Intenſitäten des Stromes. Läßt man nun ein Stahlband S an dem Pol des Elektromagneten E vorbeiſtreichen und ſpricht man gleichzeitig gegen das Mikrophon M, ſo wird das Stahlband in Abhängigkeit von den variierenden Sprechſtrömen magnetiſiert, und zwar dauernd, ſodaß die Schallwellen auf dem Stahlband gewiſſermaßen magnetiſch eingraphiert werden, ganz analog der mechaniſchen Eingraphierung auf einer Grammophonplatte. Wie Poulſen ſelbſt ſich zutreffend äußerte, verbleibt jetzt längs des Stahlbandes oder Stahldrahtes eine wellenförmige Magnetiſierung, und die Anweſenheit dieſer Lautſchrift läßt ſich nun ſehr leicht mit Hilfe eines Telephons konſtatieren, das mit dem Elektromagneten verbunden wird; wenn vor dieſem, wie vorher, der Stahldraht vorbeigezogen wird, ſo hört man im Telephon wieder die urſprünglichen Sprachlaute. Daß die Lautſchrift permanent genannt zu werden verdient, geht daraus hervor, daß man auf dieſe Weiſe die

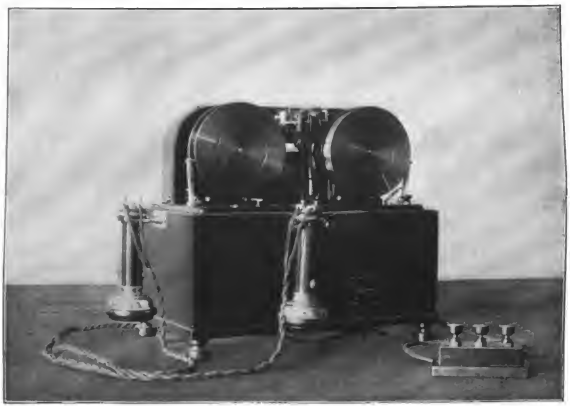


Abbildung 2

Rede ohne Abſchwächung beliebig oft reproduzieren kann. Und doch läßt ſich die Laufſchrift im Handumdrehen vom Stahldraht entfernen, wenn man dieſen kräftig magnetiſiert; etwa ſo, daß man den Elektromagnet mit einer Batterie verbindet und den Stahldraht dann aufs neue vor ihm vorbeiführt. Die Rede iſt dann vollſtändig ausgelöſcht und der Stahldraht zur Aufnahme einer neuen Rede bereit.

Bei meiner letzten Anweſenheit in Kopenhagen führte mir Herr Poulſen die neueſten Ausführungsformen ſeines Telegraphons vor, auf die ich an Hand von photographiſchen Abbildungen noch etwas näher eingehen will.

Ein Telegraphon zur Verbindung mit dem Telephon iſt in Abbildung 2 (Seite 523) gezeigt. Die vorne ſichtbaren Rollen, auf welche etwa fünftauſend Meter Klavierſaitendraht von ein Viertel Millimeter Dicke aufgewickelt ſind, werden von einem kleinen im Innern des Kaſtens untergebrachten Elektromotor in Umdrehung verſetzt, wobei der Gang des Apparates: Vorwärtslauf,

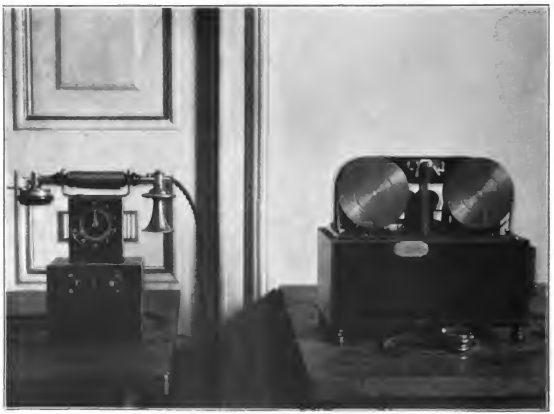


Abbildung 3

Rücklauf und Anhalten, vermittels eines Relais gesteuert wird. Sobald der Apparat benutzt werden soll, bringt man eine mit Stahldraht bewickelte Spule auf der linken Seite an und befestigt das eine Drahtende mittels einer kleinen Feder auf der rechten leeren Spule, wobei der Draht in die Magnetanordnung gelegt wird. Letztere besteht außer einer Führung für den Draht aus vier kleinen Elektromagneten; von diesen sind die beiden ersten Löschmagnete, die den Draht von etwa noch vorhandenen alten Aufzeichnungen reinigen; die beiden anderen dienen dazu, die Sprache auf den Draht niederzuschreiben und später wieder abzuhören. Wenn der Apparat dazu gebraucht werden soll, eine telephonische Mitteilung automatisch aufzunehmen, so wird an einer gewissen Stelle ein Kontaktknopf hochgezogen, während die Telephonhörer hängen bleiben. Der Apparat setzt sich dann beim Anruf in Gang und läuft ununterbrochen eine Minute lang. Durch einen neuen Anruf kann man ihn abermals in Funktion bringen; im ganzen zehnmal, da der Draht zehn Minuten braucht, um von der einen auf die andere Spule hinüberzulaufen.

Wenn man das aufgenommene Gespräch abhören will, läßt man den Draht erst zurücklaufen und hört dann mit den beiden Telephonen, während der Apparat in Gang gesetzt wird.

Die vollständige Einrichtung für den Diktatgebrauch besteht aus einem Telephon-Apparat, in den hinein diktiert wird, und von dem aus das Telegraphon, welches das Gespräch aufnimmt, bedient wird, und aus einem zweiten Telegraphonapparat, durch den das Diktat abgehört wird, um alsdann niedergeschrieben zu werden. Diktat und Abhören bleiben so vollständig unabhängig voneinander, daß keine Stockung eintritt.

Telephon und Telegraphon zur Aufgabe beziehungsweise Aufnahme des Diktats zeigt Abbildung 3; der Zeiger gibt an, an welcher Stelle des Drahtes man sich befindet. Wenn die Spule abgelaufen ist und ausgewechselt werden muß, ertönt ein Klingelzeichen.

Abbildung 4 (Seite 526) zeigt den Apparat, von dem aus das Abschreiben vor sich geht; er ist zusammen mit einer Schreibmaschine auf einem Tisch montiert. Hände und Augen bedienen die Schreibmaschine, während das Ohr das Diktat hört. Durch einen Pedalkontakt, also mit den Füßen, löst man die Vorwärtsbewegung des Apparates aus, ebenso hält man ihn durch einen

Abbildung 4

anderen Pedalkontakt an, wobei im letzteren Falle der Apparat ſogar ein kleines Stück zurückläuft, ſodaß man dann gleich wieder im Zuſammenhang iſt, falls man einmal den Faden des Diktats verloren haben ſollte. Der Rücklauf des Apparates wird durch einen Kontaktknopf bewirkt, der ſich auf dem Tiſch befindet.

Die Schärfe und Klarheit der Wiedergabe von Tönen und Worten durch das Telegraphon iſt ganz unvergleichlich; wie ich mich überzeugte, wird ſelbſt das Atmen und Hineinhauchen deutlich reproduziert. Das iſt leicht verſtändlich, da Poulſen durch ſein ingenióſes magnetiſches Prinzip alle ſtörenden Nebengeräuſche fernhält, welche den anderen mechaniſchen Eingraphierungs- und Reproduktions-Prinzipien notwendigerweiſe anhaften müſſen.

Oſtafrika / Von Dr. F. Martin

Mit der allerdings von geringer kolonialer Weisheit zeugenden Phraſe: „Das einzige große Kolonialreich am Indiſchen Ozean, das Deutſchland beſitzt und beſitzen muß bei der koloſſalen Expanſion ſeiner Bevölkerung", ſchloß der Verteidiger im münchener Peterspreozeß die Apotheoſe ſeines Klienten. Über derartige Ausflüſſe forenſiſcher Beredſamkeit könnte man ja ſchließlich ruhig zur Tagesordnung übergehen, wenn für uns nicht gerade heute Oſtafrika aus ſchwerwiegenden Gründen von eminenter Bedeutung wäre. Die Reiſe des neuen Kolonialſekretärs dorthin und alle die großen finanziellen Pläne und Hoffnungen, die ſich daran knüpfen, laſſen eine Betrachtung der bisherigen Entwicklung des genannten Schutzgebietes als wünſchenswert und notwendig erſcheinen. Wir müſſen zuerſt die Handelsbilanz in Betracht ziehen, die uns die amtliche Denkſchrift für 1906/07 bietet. In ihr iſt ſtreng zwiſchen dem Küſtenhandel und dem Binnenlandhandel zu ſcheiden, der durch die engliſche Ugandabahn zu einer gewiſſen Bedeutung gelangte. Für die Küſte iſt das Reſultat wirtſchaftlich recht kläglich zu nennen. Die Ausfuhr hat ſich nämlich gegen das Vorjahr mit einem Betrage von 7,8 Millionen um ganze achtundachtzigtauſend Mark gehoben. Und doch verlangt man gerade von einer Kolonie, daß ſie in ſteigendem Maße Kulturwerte zum Export ſchaffe. Dabei iſt für die wichtigſten Rohprodukte faſt überall ein Rückgang zu verzeichnen. So für Tabak, Peffer, Hanf und faſt alle Erzeugniſſe der Forſtwirtſchaft, auch für Gummi und Elfenbein. Es würde ſich ſogar ein direkter Rückgang der Ausfuhr ergeben, wenn nicht der Hafen von Daresſalam über eine Ausfuhr von Metallwaren im Werte von dreihundertfünfzehntauſend Mark verfügte, wobei zu bemerken iſt, daß die Produkte natürlich auch an dieſem Platze importiert wurden, daß es ſich alſo nur um einen Umſchlagshafen handelt. Einen wirklichen Fortſchritt zeigt nur die Ausfuhr von Siſalhanf, über deſſen weitere Bedeutung beim Kapitel Plantagen noch zu ſprechen ſein wird. Den 7,8 Millionen Ausfuhr ſtehen 21,1 Millionen Einfuhr gegenüber, ein wirtſchaftlich äußerſt ungeſunder Zuſtand, der

ſich noch verſchlechtert, wenn man dem Urſprung der fünfeinhalb Millionen nachgeht, um die ſich der Import im letzten Jahre gehoben hat.

Eine runde Million nämlich kommt auf die Einfuhr von vegetabiliſchen Lebensmitteln, und das in einem Lande, deſſen Fruchtbarkeit jederzeit ſo gerühmt wurde. Allein Reis mußte für eineinviertel Millionen importiert werden. Selbſt friſche Gemüſe figurieren mit zweiunddreißigtauſend Mark. Auch der Bedarf an Getränken außer Mineralwaſſer hat ſich bezeichnenderweiſe mit ſechshundertfünfzigtauſend Mark bei einer Zunahme um dreihunderttauſend Mark beinahe verdoppelt. Der Verbrauch an tieriſchen Nahrungsmitteln, die eingeführt wurden, ſtieg ebenfalls um einhundertfünfzigtauſend Mark, und zwar auf 0,6 Millionen. Bargeld wurde infolge der Abänderung des Münzſyſtemes um 1,2 Millionen mehr eingeführt. Dieſen Zahlen gegenüber erſcheint eine Zunahme der Textilwaren und ſo weiter um 0,7 Millionen geringfügig, beſonders wenn man berückſichtigt, daß Baumwollengewebe nur durch eine Wertſteigerung an der Zunahme beteiligt waren, während in Wirklichkeit fünfundzwanzigtauſend Kilogramm weniger eingeführt wurden. Dieſelbe Erſcheinung bieten Eiſenwaren, wo 2,6 Millionen Kilogramm weniger eingeführt wurden und ſich der Einfuhrwert doch um zweihundertachtundzwanzigtauſend Mark ſteigerte. Dieſe Tatſachen laſſen ungünſtige Rückſchlüſſe auf eine allgemeine Teuerung im Schutzgebiete überhaupt zu. Auffallend iſt auch der Umſtand, daß der Import einer großen Menge von Artikeln abgenommen hat, deren wachſender Verbrauch auf eine Steigerung der Kultur hätte hinweiſen können: wie Lederwaren, Korb- und Baſtwaren, Glaswaren und Bücher. Wenn wir den Reſt der ſteigenden Einfuhr neben der Entwicklung einiger Plantagenbetriebe größtenteils dem ſtaatlichen und ſtaatlich geſtützten Bahn- und Straßenbau zugeſchrieben haben, ſo zeigt auch die Einfuhr über die Küſtenplätze kein allzu blühendes Bild. Beſſer ſind die Verhältniſſe zum Teil an der Binnengrenze. Hier iſt die Ausfuhr um eine Million und die Einfuhr um zwei geſtiegen und ſtehen jetzt 3,1 Millionen Ausfuhr 4 Millionen Einfuhr gegenüber. Hier ſind auch wirklich neue Werte geſchaffen worden; ſo hat ſich die Erdnußproduktion von 126 000 auf 376 000 und der Export von Häuten und Fellen von 1,2 auf 1,7 Millionen gehoben. Es fehlt aber auch hier nicht an Blendern. So ſteht der Ausfuhr von Kautſchuk für 311 000 Mark ein Import des gleichen Produktes von 332 000 Mark

gegenüber. Das Land ſelbſt hat das nicht hervorgebracht, ſondern es wurde über die Kongogrenze geſchmuggelt und dann zum größten Teil auf der Ugandabahn zur Küſte befördert. Da die Herren vom Kongoſtaat, alten guten Gebräuchen treu, von nun ab Kautſchukſchmuggel mit dem Tode und Einziehung des Gummis beſtrafen, wird hier wohl ein Nachlaſſen der Ziffern zu erwarten ſein. Das zweifelloſe Aufblühen des Handels im Seegebiete iſt in erſter Linie auf Rechnung der engliſchen Ugandabahn zu ſetzen, die alle exportfähigen Artikel im weiten Umkreiſe anzieht.

Die Folge iſt natürlich, daß dieſe Bahn deutſcherſeits als Vorbild dafür angeführt wird, wie man afrikaniſche Gebiete ertragsfähig machen könne. Die Sache liegt aber nicht ſo einfach. Die Engländer haben einhundertdreizehn Millionen für den Bau dieſes Schienenweges ausgegeben, ſein Endziel war aber kein wirtſchaftliches, ſondern ein ſtrategiſches. Mit Hilfe der Ugandabahn iſt nämlich England in der Lage, im Notfalle, das heißt: wenn der Suezkanal geſperrt ſein ſollte, was in Kriegsfällen ſehr leicht möglich iſt, ſeine Truppen von Ägypten aus direkt nach den Ufern des Indiſchen Ozeans zu bringen und ſie ſo zur Verſchiffung nach Indien disponibel zu haben. Daß die Bahn nebenbei auch etwas rentabel wurde — ſie bringt heute volle 0,7 Prozent auf — hieß für ſie, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Purer Unverſtand wäre es aber, wenn nun auf deutſchem Gebiete, wie dies leider geplant zu ſein ſcheint, auf eine Entfernung von einigen hundert Kilometern eine Parallelbahn von Tanger nach Bukoba am Viktoriaſee als Verlängerung der bereits beſtehenden immer noch unrentabeln Uſambarabahn errichtet würde. Auf dieſe Weiſe würde eine völlig unnütze Konkurrenzlinie geſchaffen, die das wirtſchaftliche Gedeihen beider Linien ſelbſt in kleinem Maße unmöglich machen würde. Die Ugandabahn iſt ja auch für Deutſchland kein Schaden, da wir die Ausfuhrzölle in Bukoba und den anderen Orten am Viktoriaſee ebenſo für alle Exportartikel erheben wie an der Meeresküſte. Ich habe die Uſambarabahn unrentabel genannt, was ſich kaum beſtreiten läßt, ſelbſt wenn ſie kleine Betriebsüberſchüſſe aufzuweiſen hat, die man natürlich nicht mit Renten auf das Anlagekapital verwechſeln darf. Wenn wir zudem aus dem Jahresbericht erfahren, daß den fünftauſendfünfhundert Tonnen, die auf dieſer Bahn landeinwärts gebracht werden, nur zweitauſend Tonnen Ausfuhr entgegenſtehen, ſo wird das Bild um ſo trüber, zumal die erſtere

Zahl in der Hauptsache auf den Transport von Materialien für die Weiterführung der Bahn und den staatlichen Wegebau von Mombo nach Moschi zurückzuführen ist. Nicht vergessen darf man auch, daß in der Ausfuhrrichtung der Ugandabahn an erster Stelle Elfenbein mit sechsundfünfzig Prozent figuriert, also ein Exportartikel, der in absehbarer Zeit stark zurückgehen, wenn nicht auf völlige Bedeutungslosigkeit herabsinken muß. Auch die berühmten Ansiedlungsverhältnisse im Kilimandscharogebiet, dem Idealland unserer Kolonialschwärmer für deutsche, bäuerliche Einwanderung, sind noch weit davon entfernt, eine Verlängerung der Usambarabahn bis in diese Gegend zu rechtfertigen. Heute finden wir dort nur eine kleine Zahl auf niedrigster Kulturstufe stehender Deutschrussen und einige Burenfamilien, von denen ein großer Teil bereits wieder abgewandert ist. Beide also keine Elemente, die eine blühende Kultur hervorzubringen imstande sind, welche die Millionenausgabe einer Bahn rechtfertigen könnte. Für die Einwanderung deutscher Bauern werden diese Gebiete heute noch nicht als „reif" erklärt. Man darf aber annehmen, daß es wenig deutsche Bauern gibt, die über das unbedingt notwendige Kapital (zirka zehntausend Mark) verfügen und zugleich Lust haben, ihre heimischen Wohnstätten mit denen am Kilimandscharo zu vertauschen. Was also dorthin zieht, wird meist unbrauchbares Material in jeder Hinsicht sein. In Usambara selbst finden wir die meisten bis jetzt in Ostafrika existierenden Plantagen. Leider muß heute von allen Seiten zugegeben werden, daß der Kaffeebau dort als „erledigt" anzusehen ist. Viele Millionen deutschen Kapitales, die Herr Dernburg noch vor kurzem unter den „werbenden" angeführt hat, sind also unwiederbringlich in afrikanischer Erde begraben. Man hat nach Ersatz gesucht und sich dabei vor allem auf Sisalagaven und Kautschuk geworfen. Es ist nicht uninteressant, was über diese beiden Artikel Herr Doktor O. Bongard, ein Reisebegleiter des Herrn Staatssekretärs, in seinem Buch „Die Studienreise des Herrn Staatssekretärs Dernburg nach Deutschostafrika" sagt: „Gegenwärtig machen die Inhaber von Sisalagavenplantagen glänzende Geschäfte. Da man aber in allen tropischen Gegenden, wo Sisal gedeiht, eifrig bemüht ist, die günstige Kultur auszunützen, wird ein Preisrückschlag nicht mehr lange auf sich warten lassen." Also auch für Sisal ein Niedergang in absehbarer Zeit, zumal es viele Länder gibt, in denen die Produktionskosten billiger sind als gerade in Ostafrika. Selbst den Kaut-

ſchukplantagen ſtellt Herr Bongard kein allzu günſtiges Prognoſtikon, wenn er ſagt: „Auf die Dauer werden die Kautſchukplantagen mit denjenigen Kolonien, in welchen die Kautſchukgewinnung als Raubbau betrieben wird, und mit den oſtafrikaniſchen Eingebornen als Kleinpflanzern von Kautſchukbäumen nicht konkurrieren können.“ So ſpricht ein Mann, der gewiß nicht kolonialfeindlich angehaucht iſt. Was werden wohl hierzu die neuen Aktionäre aller der vielen Siſal- und Kautſchukgeſellſchaften ſagen, die gerade im letzten Jahre gleich Pilzen bei uns emporgeſchoſſen ſind, und die teilweiſe in ihren Proſpekten bereits für das dritte Betriebsjahr acht Prozent und für die folgenden fünfzehn und fünfundzwanzig Prozent und noch mehr in Ausſicht geſtellt haben. Zudem iſt gerade bei Kautſchuk bis heute noch nicht der volle Beweis geliefert, daß plantagenmäßig gepflanzte Gewächſe überhaupt ein langjähriges, regelmäßiges Anzapfen aushalten!

Es bleibt neben der allzeit rentabeln Kokospalme, die aber an die Küſtenſtriche gebunden iſt, nur noch Baumwolle. Ein ſo regenarmes Land wie Oſtafrika wird aber auch hier Enttäuſchungen bereiten. Nun ſpricht man heute ſchon von der Anlage großer Stauwerke zur künſtlichen Bewäſſerung. Ich glaube vermuten zu dürfen, daß auch Herr Dernburg ein derartiges Projekt im Buſen trägt. Man wird dann ſicher auf die Werke der Engländer am Nil hinweiſen. Nur vergißt man dabei, daß es ſich hier nur um eine den techniſchen Fortſchritten der Neuzeit entſprechenden Verbeſſerung eines Jahrtauſende alten Syſtemes handelt!

Für unſeren Fall ſollten wir uns die Erfahrungen zunutze machen, welche die Engländer am Kap mit ihren Stauanlagen gemacht haben. Sie ſind leider keineswegs ermutigend. Auch iſt dabei zu bemerken, daß die Engländer dort erſt ſozuſagen notgedrungen begonnen haben, ſolche Anlagen zu errichten, nachdem nämlich für die ſtetig wachſende Eingebornenbevölkerung anderes brauchbares Land nicht mehr disponibel war. Und ſo weit ſind wir in Oſtafrika meines Wiſſens noch lange nicht. Auf jeden Fall müſſen ſo teure Unternehmungen der Privatinitiative überlaſſen werden. Wenn ſie findet, daß die Sache rentabel ſei, wird ſie ſich von ſelbſt daran machen. Das fortwährende helfende Einſpringen der Regierung kann hier geſunde Verhältniſſe nicht erzeugen. Das gleiche gilt im großen ganzen auch für alle geplanten großen Eiſenbahnunternehmungen.

Die Ausſichten des oſtafrikaniſchen Plantagenbetriebes ſind alſo zumeiſt äußerſt trübe. Der Mangel an tüchtigen Arbeitern ſpielt hierbei ebenfalls eine große Rolle. Die Behandlung der ſchwarzen Kontraktarbeiter von ſeiten der weißen Pflanzer, wie ſie in der amtlichen Denkſchrift geſchildert wird, ſpottet übrigens jeder Beſchreibung. Wer die Arbeiterverhältniſſe in anderen Tropenkolonien kennt, hält ſie kaum für möglich!

Eine letzte Hoffnung für das Gedeihen unſeres Schutzgebietes hat man auf ſeinen Metallreichtum geſetzt. Wie oft, beſonders um die Zeit, als der Etat in den Reichstag kommen ſollte, kamen Meldungen von reichen Goldfunden, die ſpäter in nichts zerrannen. Auch in der letzten Zeit konnte man leſen: „Ein deutſcher Bergingenieur bereiſt ſeit einigen Monaten im Auftrage eines deutſchen Konſortiums Deutſchoſtafrika. Die Mutungen nach abbaufähigen Metallen ſollen bisher von gutem Erfolge begleitet geweſen ſein.“ In Wirklichkeit ſteht die Sache ſo, daß einhundertdreiundvierzig Schürffeldern auf Edelmetalle kein einziges Bergbaufeld gegenüberſteht. Nur aus dem Diſtrikt Muanſa wurden acht Kilogramm Golderz ausgeführt, ferner finden wir vierunddreißig Kilogramm Granaten für einhundertvierundſiebzig Mark, gegen achtundachtzig Kilogramm im Vorjahre, und zweiundvierzig Kilogramm andere Edelſteine im Werte von ganzen vierunddreißig Mark. — Ein kleiner Lichtblick ſind die Glimmerbrüche im Ulugurugebirge, die für rund ſiebzigtauſend Mark exportierten.

In der Hauptſache ſind aber auch die Bergbauverhältniſſe nicht ſo, daß ſie einen Bahnbau rechtfertigen könnten, zumal das Ulugurugebirge bereits über eine Schienenverbindung mit der Küſte verfügt. Trotzdem werden wir demnächſt von größeren Forderungen in dieſer Hinſicht zu hören bekommen. Leider wird ſich dann die ſtaatliche Mindeſtforderung für Oſtafrika von einer Million, die Herr Dernburg neulich in der Budgetkommiſſion des Reichstages rühmend hervorhob, in das Gegenteil verwandeln. Wir werden vielmehr auf Jahre hinaus mit weiteren großen Zuſchüſſen für unſere Kolonie rechnen müſſen, denn ſo wie die Stimmung heute iſt, wird die Forderung der großen Zentralbahn von Daresſalam über Tabora nach dem Tanganyika Bewilligung finden, wenn man auch vorläufig klugerweiſe nur die Strecke bis Tabora verlangen wird. Und wozu dieſer Bau, der mit hundert Millionen kaum hergeſtellt werden kann? Da kommt das neue Programm un-

ſerer Kolonialverwaltung. Nachdem die Plantagenkultur, das eigentliche Ziel einer Tropenkultur, verſagt hat, — nebenbei bemerkt, nicht nur in Oſtafrika, ſondern auch in Kamerun —, nachdem bedeutende Metallfunde im Laufe von zwei Dezennien eifrigen Suchens nicht gemacht wurden, ſoll in beiden Kolonien die Eingebornenkultur gehoben werden. Der Neger ſoll zum fleißigen Kleinbauern gemacht werden, der uns alle jene erwünſchten Produkte hervorbringt, die ein wirkliches Aufblühen der Kolonie erwarten laſſen. Ob das Gelingen dieſes Planes heute ſchon ſo feſt ſteht, daß wir neue Millionen den alten, für immer verlorenen nachſenden, ſodaß ſich die Geſamtausgaben für unſere Kolonien in abſehbarer Zeit auf die runde Milliarde belaufen werden? Iſt es nicht der Strohhalm, an dem ſich der Ertrinkende vor dem Untergange zu halten ſucht? Und alles dies zu einer Zeit, wo die Finanzen des Reiches ſich nicht in der Lage befinden, große Spekulationsausgaben mit hohem Riſiko zu geſtatten! Es iſt eben der letzte Verſuch, die Kolonie zum wirklichen Gedeihen zu führen, für die ſeit Jahrzehnten eine fortgeſetzte Reklame von zumeiſt beteiligter Seite gemacht wurde, und deren Erwerbung heute von manchen Leuten als eine große patriotiſche Tat hingeſtellt wird. Daß bis jetzt und wohl auch auf abſehbare Zeit nur die ein gutes Geſchäft gemacht haben, die ihren Patriotismus auf ſo hervorragende Weiſe betätigten, wird leider zumeiſt überſehen!

Und noch eins! Allen Reſpekt vor Herrn Dernburgs durchgreifendem organiſatoriſchen Talent! Auf ſeinem eigenſten Gebiet ſoll er es ja vollauf bewährt haben. Daß er ein Meiſter der Zahlen iſt, hat er auch als Kolonialminiſter ſchon gezeigt. Nur dürfte da gar manche ſeiner Ziffern mit etwas Vorſicht aufzunehmen ſein. Denn Zahlen ſind unter der Sonne der Tropen vielleicht noch mehr dem Wechſel unterworfen als an der Börſe. Eine Frage für ſich aber iſt es, ob Herr Dernburg à conto ſeiner Talente befähigt iſt, heute ſchon, nach einigen Wochen afrikaniſchen Aufenthaltes, ein endgültiges Urteil über den zentralafrikaniſchen Neger als Kultur- und Produktionsmittel zu fällen und auf dieſes Urteil, das noch dazu mit dem vieler Männer von langjähriger Tropenerfahrung in recht bedeutendem Widerſpruch ſteht, große ſtaatliche Millionenprojekte zu gründen? Was würde Herr Dernburg ſeinerſeits dazu ſagen, wenn ein Mann mit dem bewußten, durch keine Sachkenntnis getrübten Blick, nachdem er einige Monate in einer großen

Bank tätig war, dort auf einmal als Direktor auftreten und das betreffende Institut mit hohen Summen in gewagten neuen Spekulationen engagieren wollte? Und bei alledem glaube ich, behaupten zu können, daß die fremden Eindrücke, die auf den Neuling in dem Getriebe einer Großbank einwirken, nicht so wuchtig, ich möchte faſt ſagen, ſinnverwirrend ſind, wie jene, die ſo ziemlich auf jeden Europäer ohne Ausnahme beim erſten Aufenthalte in einem Tropenlande einſtürmen.

Aus den Erinnerungen eines Arbeitsloſen

Von W. Hermannsdörfer

I

Die Verſuchung*)

Man hegt im allgemeinen die Anſicht, es ſei das Hungern ſo ziemlich das ſchlimmſte, was einen Menſchen treffen kann. Ich halte das nicht für zutreffend. Ich habe als Arbeitsloſer und ſpäter als ein auf die ſchwarze Liſte Geſetzter Jahre hindurch oft mehrere Tage hintereinander abſolut nichts gegeſſen; ich fand das, wie geſagt, nicht ſo ſchlimm, wie das gewöhnlich aufgefaßt wird. Wohl verurſacht das Hungern in den erſten Stunden oder am erſten Tag bedeutende phyſiſche Schmerzen, man fühlt die Leere im Magen und in den Eingeweiden, es knurrt und rumort da drinnen, und man hat das Gefühl, als würden die Gedärme und der Magen zuſammengepreßt und mit Zangen gezwickt. Es iſt das nicht angenehm, jedoch es iſt leidlich zu ertragen. Am zweiten Tag ſtellt ſich in der Regel leichtes Fieber ein, der Schmerz in dem Magen und in den Gedärmen läßt nach, die Herz-

*) Ein Münchener Arbeitsloſer, von Beruf Modellſchreiner, ſandte uns einen ganzen Stoß Erinnerungen aus ſeiner Arbeitsloſenzeit. Wir wählten dieſe beiden Stücke aus, die uns beſonders charakteriſtiſch erſchienen, und haben auch ſtiliſtiſch nur das allernötigſte geändert.

Die Redaktion

tätigkeit wird erheblich größer, rasch wird das Blut durch den Körper getrieben, auch die Gehirntätigkeit wird gesteigert, tausend Gedanken zucken blitzartig durch den Kopf. Man ist zum Träumen und Phantasieren disponiert, groteske Bilder und Pläne bilden sich im Gehirn, um im nächsten Moment wieder zu vergehen wie Seifenblasen. Die Nerven sind überspannt, man ist erregt und leicht reizbar, selbst wenn man unter gewöhnlichen Verhältnissen sich ruhig und gelassen zu benehmen pflegt.

Am dritten Tag läßt die Spannung in den Nerven nach, die Herztätigkeit ist zwar sehr unregelmäßig, aber nicht mehr so lebhaft denn am zweiten Tag. Die Gehirntätigkeit läßt nach, im Kopf fühlt man in der Regel einen dumpfen Schmerz, im Magen empfindet man nur ein leichtes Brennen, allmählich verfällt man in Gleichgültigkeit und Lethargie. So wenigstens äußerte sich der Hunger bei mir. Es ist also das Hungern an sich nicht so schlimm.

Der Forscher in der Wüste, der Soldat im Feld mag, wenn er zum Hungern gezwungen ist, sich damit trösten, daß die Sache eben nicht zu ändern ist; sie können sich schließlich sagen, daß sie einer guten oder großen Sache dienen, und daß ihnen das später das Vaterland oder die Menschheit danken wird. Dieses Bewußtsein mag ihnen Trost und Stärke verleihen und sie über die physischen Schmerzen hinweg trösten. Schließlich hungert der Soldat und der Forscher für sich allein, beide haben vielleicht das Bewußtsein, daß daheim die Ihren versorgt sind. Wie anders ist das beim Arbeitslosen, beim Ausgesperrten oder auf die schwarze Liste Gesetzten. Sie bewegen sich in der Stadt mitten zwischen gefüllten Speichern und Läden, sie gehen an Hotels und Restaurants vorbei, sie sehen andere sich satt essen und erblicken überall Luxus und Reichtum.

Er hungert nicht allein, auch seine Frau, seine Kinder hungern, er empfindet und kennt die traurigen Folgen des Hungerns und der Unterernährung, er steht demgegenüber wehrlos da, es ist ihm jede Möglichkeit, es anders zu machen, genommen. Sein bißchen Habe ist verkauft oder versetzt, seine Freunde sehen ihn ungern kommen; diese haben in der Regel selbst Mangel. Hat solch ein Unglücklicher in der Erwartung auf eine Stellung sein Domizil gewechselt und befindet er sich somit in neuen, fremden Verhältnissen und unter fremden Leuten, so ist er noch schlimmer daran. Jedem verlaufenen Hund, jedem verirrten Kätzchen oder entflogenen Kanarienvogel wird Mitleid entgegengebracht; man nimmt sie auf und gibt ihnen Nahrung und Unterkunft. Einen hungernden Arbeits-

losen meidet man, man begegnet ihm mit Mißtrauen, wenn nicht gar mit Verachtung oder Hohn und Spott. Wohltätigkeitseinrichtungen sind, ganz abgesehen davon, daß damit niemand wirklich geholfen werden kann, nur Mittel, Charakter und Selbstachtung zu vernichten. Diese seelischen Qualen und das trostlose Bewußtsein, kein Mittel zu haben, um aus dieser Lage herauszukommen, sind viel drückender, marternder und aufreibender als das Hungern an sich.

Ist es denn da nicht erklärlich, daß der Selbsterhaltungstrieb einen solchen Unglücklichen auf den Gedanken bringt, einen Ausweg zu suchen um jeden Preis, und sei es auch ein Weg, auf dem man eventuell mit der landläufigen Moral und den bestehenden Strafgesetzen kollidieren könnte.

Hat sich ein solcher Gedanke einmal, und wenn auch nur flüchtig, im gemarterten Hirn eines hungernden Arbeitslosen festgesetzt, — das trostlose Milieu, in dem sich der Unglückliche befindet, sorgt schon dafür, daß diesem Gedanken immerfort neue Nahrung zugeführt, und daß der Gedanke schließlich Entschluß wird.

Verfügt solch ein Ausgestoßener nicht doch noch über einen guten Fonds angeborenen oder anerzogenen Charakters, der im entscheidenden Moment zum Durchbruch kommt und den gewagten Schritt verhindert, dann ist es um den Armen geschehen; Polizei und Gerichte bekommen Arbeit und schwatzhafte Moralheuchler Stoff zu pharisäerischen Predigten über die Verderbtheit und Gewissenlosigkeit der heutigen Arbeiter. Ihr laßt den Armen schuldig werden und übergebt ihn dann der Pein.

Es war April, als ich den Laufpaß bekam. In all der langen Zeit — es war dann Spätherbst — war es mir noch nicht geglückt, Stellung zu bekommen, obwohl ich nicht darauf versessen war, nur in meinem Beruf zu arbeiten, und trotzdem ich gerne jede andere Beschäftigung angenommen hätte. Wie sollte das auch anders sein, mitten in der Krise, die damals in München Zehntausende zur Arbeitslosigkeit und zum Hungern zwang. An einem frühen Morgen hatte ich in den Münchner Neuesten Nachrichten gelesen, daß ein Schreiner zur Anfertigung eines großen Tierkäfigs gesucht werde. Es war in der Maximilianstraße, in einem Pensionate. Sofort machte ich mich dorthin auf den Weg; und als ich hinkam, war ich zu früh daran. Die Herrschaft hatte noch nicht Toilette gemacht; ich sollte später kommen. Ich ging ein paarmal die Maximilianstraße auf und ab und sprach gegen neun Uhr noch einmal im Pensionate vor. Es wurde mir gesagt, es seien schon eine Menge Leute dagewesen, ich solle,

wie dieſe, den Preis angeben und um zwölf Uhr wieder kommen. Als ich unten das Haustor verließ, wurde ich von einem Herrn angehalten, der ſich als Geheimpoliſtiſt legitimierte und mich wegen Bettelns arretierte. Ich weigerte mich, mitzugehen, und verlangte, der Poliziſt ſolle mit ins Penſionat kommen; dort würde man mir beſtätigen, daß ich nicht gebettelt, ſondern wegen Arbeit vorgeſprochen hätte. Als wir hinaufkamen, wurde mir dies natürlich beſtätigt, gleichzeitig wurde mir aber auch geſagt, daß ich die Arbeit nicht erhielte und nicht mehr zu kommen brauchte. Nachdem ich dem Geheimen meine Empörung über ſeine Dummheit ausgedrückt hatte, mußte mich der Beamte laufen laſſen. Daheim wußte ich alles leer; kein Brot, kein Brennmaterial, nichts im Hauſe, die Wertſachen längſt verſetzt und verkauft, wir alle voll Hunger, wie ſchon ſo oft in der letzten Zeit. Ich ſuchte und ſann, ob ich nicht doch noch etwas fände, was ich zu Geld machen könnte. Es war vergebens. Da fiel mein Blick auf den kleinen Reſt meiner Bibliothek. Ich nahm ein paar Bände und machte mich damit auf den Weg. Die Antiquare, die ich aufſuchte, lachten mich jedoch aus. Nun ging ich mit meinen Büchern zu Bekannten, aber leider hatten dieſe, wie ſie wenigſtens ſagten, gerade die Bücher, die ich anbot, ſelbſt. Wo dies nicht der Fall, da hieß es: ja, was ſoll ich mit dem Deutſchen Bauernkrieg oder den alten Jahrgängen der Neuen Zeit oder gar mit Mommſens Römiſcher Geſchichte. Eine Frau meinte ſogar, ſie kaufe ſich lieber zu eſſen und zu trinken, denn Bücher; davon könne man nicht herunterbeißen.

Es war ſchon Abend, als ich die Neue Zeit, den Deutſchen Bauernkrieg und Theodor Mommſen unterm Arm, mit leeren Taſchen und leerem Magen nach Hauſe ging. An der Marsfeldkaſerne ſah ich eine Zeitlang zu, wie ſich Soldaten damit amüſierten, daß ſie Kommißbrotſtücke in einen Haufen junger, arbeitsloſer Burſchen warfen. Die Soldaten lachten aus vollem Halſe, wenn ſich die hungrigen Arbeitsloſen um die Brotbrocken am Trottoir herumrauften.

Ich war von dieſem Anblick auf das tiefſte empört. Mein Zorn wurde noch größer, als bald darauf von der Thereſienwieſe her Böllerſchüſſe erſcholen und Raketen knatterten. Es wurde drüben ein für dreißigtauſend Mark von der Stadt München geſtiftetes Feuerwerk abgebrannt, das aus irgendeinem Grunde hatte verſchoben werden müſſen. Nun fühlte ich erſt recht den Hunger wieder; und als ich daheim die blaſſen und trüben Geſichter meiner Kinder ſah, überkam mich ein trotziger Groll; und in dieſer Stunde ſchwor ich, unter allen

Umſtänden Brot und Geld zu beſchaffen, gleichviel auf welche Weiſe und ohne Rückſicht auf die Konſequenzen. Brot und Geld, ein warmes Zimmer und Eſſen, — dieſer Gedanke beherrſchte nunmehr all mein Sinnen und Denken. Ich ſchloß mich im Schlafzimmer ein und ſann und überlegte über Mittel und Wege, um meine Abſicht auszuführen. In raſcher Reihenfolge faßte ich hundert Pläne und verwarf dieſe ebenſo raſch wieder; zuletzt war ich ſo nervös und ermüdet, daß ich unfähig war, einen klaren Gedanken zu faſſen. Meine Frau und die Kinder waren längſt zu Bett gegangen, ich lag noch angekleidet auf meinem Lager. Wüſte Träume marterten mich bis zum frühen Morgen; und als ich erwachte, waren mir die Glieder ſchwer wie Blei. Wieder ſtand ein troſtloſer Tag vor mir. Wir hatten bis dahin kein Almoſen beanſprucht; als an dieſem Morgen alsdann die größeren Kinder wieder nüchtern zur Schule mußten und die kleineren nach Brot und Milch riefen, da entſchloß ich mich, es ſo zu machen, wie es andere Arbeitsloſe in der Nachbarſchaft ſchon längſt hielten, nämlich täglich am Mittag aus dem Roten Kreuz an der Nymphenburgerſtraße einen Topf Suppe und ein Stück Brot zu holen. Es war ein ſauerer Gang, und meine Frau hatte ſich überhaupt nicht entſchließen können, dieſen Gang zu machen. Wochenlang lebten wir faſt ausſchließlich von dieſer Suppe, nur fand ich ab und zu noch ein Stück, das ich zum Händler tragen konnte, und wofür wir Brennmaterial und Milch beſchaffen konnten. In dieſer Zeit ſagte ich mir hundertmal, daß man in einer ſolchen Situation ohne weiteres das Recht zum Stehlen hätte; im nächſten Moment erſchrak ich aber vor ſolchen Gedanken und wies ſolche Abſichten weit von mir. Es kam der Erſte, ich konnte keine Miete bezahlen und wurde exmittiert; nur mit Mühe gelang es mir, eine Wohnung aufzutreiben. Es war eine Manſardenwohnung, feucht und kalt, an den Wänden teilweiſe der Mörtel heruntergefallen, alles vernachläſſigt; durch die Tünche hindurch konnte man leicht die Konturen der Fachwerkkonſtruktion verfolgen, da der Mörtel längs den Balken überall Riſſe zeigte. An manchen Stellen war zwiſchen den Balken und den Backſteinen der Mörtel ganz herausgefallen, und man konnte in den Speicher hinaus ſehen. Wir hatten beim Einzug unſere ganze Habe auf einem Zweiräderkarren herangefahren; unſere Dürftigkeit iſt ſomit dem Hausherrn gleich bekannt geworden. Außerdem hatte ich beim Einziehen anſtatt ſieben Kinder nur drei angegeben; beim Einzug bemerkte jedoch der Hausherr, daß an der Straßenecke weitere

vier Kinder ſtanden, die nur darauf warteten, beim Verſchwinden des Hausherrn in die neue Wohnung geholt zu werden. Es wurde uns alsdann gleich wieder gekündigt. Die Kinder hatten keine Schuhe mehr, es mangelte an den Schulſachen, an Kleidern; kurz an allem. Meine Frau fing an zu kränkeln, ſtundenlang huſtete ſie. Ich wälzte mich, von Sorgen überwältigt, in ſchlafloſen Nächten pläneſchmiedend und ruhelos auf dem Lager. An einem Morgen hatte ich auf dem nächſten Poſtamt zu tun. Durch das Schalterfenſter erblickte ich die Geldkaſſette: neben Silber lagen da Hundertmarkſcheine und Geldrollen; in dieſem Moment durchzuckte mich ein Gedanke, den ich wochenlang nicht mehr loswerden ſollte, und der mich bis ins Innerſte aufwühlte. Hier wäre Ausſicht, mit einem einzigen kühnen Griff aus Not und Elend zu kommen. Die moraliſchen Bedenken, die anfangs immer wieder in mir auftauchten, verſchwanden allmählich. Ich kalkulierte: ſo wie ſeither kann es nicht mehr weitergehen, man hat doch ein Recht zum Leben; die Kinder und meine Frau verkommen in Elend, ich komme täglich weiter herunter. Übrigens, wenn ich mir am Poſtſchalter ein paar Scheine oder eine Handvoll Goldſtücke nehme, ſo hat doch ein einzelner keinen Schaden; höchſtens, daß der Schalterbeamte eine Unannehmlichkeit bekommt. Ich malte mir die Freude aus, die die Kinder haben werden, wenn ſie wieder ganze Schuhe bekommen und ſich ſatt eſſen können und am Sonntag wieder einen Spaziergang mit mir machen dürfen; und ſchließlich wird es mir dann auch wieder gelingen, eine Stellung zu finden. Dieſe Ausſichten und Erwägungen ließen in mir die letzten Bedenken zurücktreten; und von nun an beſchäftigte ich mich nur damit, wie ich den Plan am beſten ausführen könne. Wiederholt kaufte ich mir am Poſtſchalter Briefmarken, ich orientierte mich über das Verhalten der Beamten, ich berechnete die Entfernung der Geldkaſſette vom Schalter und kam zu dem Reſultat, daß es eine Kleinigkeit ſei, die Sache auszuführen. Ich beobachtete, um welche Zeit wenig oder gar keine Leute an den Schalter kommen, und war überzeugt, daß die Gefahr eines Mißlingens äußerſt gering ſei. Das Poſtamt befand ſich an einer Straßenecke, das Haus ſtand in einem Gartendreieck, auf zwei Seiten die Straße, auf der dritten ein einſamer Fußweg. In der Zeit kurz vor Acht wollte ich mein Vorhaben ausführen. Um dieſe Zeit pflegte der Beamte ſeine Kaſſeneinnahme zu ſortieren; es lagen da die Hundertmarkſcheine neben dem zu Rollen geformten Gold. Ich würde zur Tat einen Rock an-

ziehen, den ich ſonſt nie trug, auch würde ich nicht wie ſeither einen Hut aufſetzen, ſondern eine Mütze, die ich ſchon ſeit Jahren nicht mehr getragen hatte; den Hut würde ich in die Taſche ſtecken, den Beamten würde ich dadurch beſchäftigen, daß ich ein Paket oder einen eingeſchriebenen Brief aufgäbe. Nach der Ausführung der Tat würde ich über die Straße in ein Haus ſpringen. Dort würde ich hinter mir das Tor ſchließen, anſtatt aber die Treppen hinauf, würde ich durchs Hoftor gehen, über einen niedrigen Hofzaun würde ich ins Freie gelangen. Sollte ich von meinen Verfolgern überhaupt geſehen werden, ſo würden dieſe zweifellos erſt im Hauſe Umſchau halten. In dieſer Zeit hätte ich längſt einen großen Vorſprung gegen den Hirſchgarten hinüber gewonnen. Auf freiem Felde würde ich die Mütze und den zweiten Rock in eine Sandgrube werfen. Am Hirſchgarten würde ich das Geld vergraben und den Platz mit einem Kreideſtrich an einer Planke bezeichnen. Alsdann würde ich durch die Durchfahrt bei Laim nach der Landsbergerſtraße gehen und dort einen Bekannten aufſuchen; über die Hackerbrücke wollte ich ſpäter wieder heimkehren. Ein paar Tage wollten wir weiter hungern, dann wollte ich täglich von dem Geld holen und nach und nach auch Anſchaffungen machen. Dies war mein Plan; ich war von dem Gelingen feſt überzeugt.

Wochen waren ſo in fieberhafter Erregung und in aufreibenden innerlichen Kämpfen vergangen; ich ſollte nun auch wieder ausziehen und hatte weder Geld noch eine andere Wohnung, zwei Kinder lagen krank darnieder. Nun wollte ich unter allen Umſtänden die Tat ausführen; alles war genau überlegt und vorbereitet. Nur eines hatte ich noch nicht gewagt: ich hatte meiner Frau von meinem Vorhaben noch keine Mitteilung gemacht, und doch mußte das geſchehen; ich konnte nicht anders, obwohl ich davor mehr Angſt hatte als vor der Ausführung der Tat ſelbſt. Ich ſchämte mich; zögernd und mühſam nur konnte ich ihr meinen Plan auseinanderſetzen. Kalter Schweiß ſtand mir auf der Stirn, als ich ſo vor ihr ſtand. Sie wurde leichenblaß und antwortete nur mit einem einzigen Satz:

„Das willſt du mir und den Kindern antun? Und dabei hielt ich dich für einen Sozialdemokraten und Kämpfer? Nun willſt du ein Dieb werden?"

Dieſe Worte und dieſer zu Tode erſchrockene Blick aus den blauen Augen wirkten auf mich wie ein eiſigkalter Waſſerſtrahl, wie eine bittere, aber reinigende Medizin; ich war auf das tiefſte verletzt und doch wie erlöſt, es war mir,

als ſei ich von einer tödlichen Gefahr befreit. Ein Dieb, nicht mehr wert, mich Sozialdemokrat zu nennen, Kämpfer zu ſein.

Nun, ich bin kein Dieb geworden und habe es vorgezogen, weiterzukämpfen und weiterzuhungern.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartſch

(Schluß)

Ithmar fuhr fort: „Da iſt mir in meine Stunde der Geneſung ein heißer Erkenntnisſchreck gefallen, ein tiefer Blick in das Menſchliche: Von allen Menſchen, die da leben, ſteht die Seele des Leidenden, Geſchwächten und Kranken der Ewigkeit ſowohl wie der Schönheit am weiteſten offen; und die Seele iſt am befruchtungsfähigſten, wenn es um den alten Sünderleib unvollkommen und elend ſteht.

Liebe, Sanftmut, Reue, Sehnſucht, Dankbarkeit, Aufmerkſamkeit und Tiefe wohnen da in jeglichem Menſchenkind, und keines iſt verſtockt.

Wißt ihr, warum die alten Prieſter ſo übermächtig daſtanden? Weil ſie zugleich Ärzte des Leibes waren! Sie hielten den ganzen Menſchen feſt.

Arzt will ich werden, um das Geheimnis des Glückes im offenſtehenden Herzen auszuſtreuen. Arzt, weil ich tätiger Geiſt und tätiges Mitleid zugleich ſein muß!"

Und ſo geſchah es.

Vollrat ebnete dem Freund die Wege, und zwar, wie er gar nicht anders konnte, auch mit zu ſeinem eigenen Vorteil.

Er brachte das hellblaue Haus der Geneſung käuflich an ſich und nannte es: Doktor Vollrats Sanatorium für Licht-, Luft- und Waſſertherapie. Von der veraltetſten Heilmethode bis zur naturgemäßen konnte hier jeglicher

nach ſeinem eigenen Vertrauen finden, was der kluge Vollrat ihm verſchrieb. Der geſcheite Geſchäftsmann hatte bald zu wenig Raum für Aufnahmeheiſchende.

Kantileners Vermögen blieb als Hypothek auf dem Hauſe, wogegen er als Aſſiſtent Vollrats eintrat, nachdem er den Doktorgrad der Medizin erreicht hatte.

Aber niemals vergaß Kantilener ſeine kleinen, armen Häuſer voll Not auf dem Münzgraben, am Gries und der Lend. Wurde Vollrat ein Arzt der Reichen, ſo wurde er ein ſolcher der Armen.

Doppelte Heilung brachte er in die dumpfgedrückten Stuben jener Kranken, die den Prieſter nicht mehr kennen wollten, und die den Troſt der Weltliebe noch nicht kannten. Den durch die Sozialdemokratie in allen Tiefen aufgewühlten Gemütern, in denen offene, wunde, ſchmerzliche Furchen ſaatlos dalagen.

Hier tat er, was er konnte, zur wiederkehrenden Geſundheit auch helle, freundliche Augen zu ſchaffen. Bei den Berufenen gelang es ihm. Das war unſägliches Glück!

Von Lieſegang war ſchon geſagt, daß er Doktor Urbans Sohn längſt war, bevor er Gemahl der ſchönen Linde wurde. Der heitere alte Doktor hielt Lieſegang mit ſanfter Gewalt in Freundſchaft mit dem (wie Lieſegang ſchalt) verſchändeten hellblauen Hauſe der Geſundheit durch den lächelnden Einſpruch: „Sind wir froh, ſo viel erreicht zu haben, daß die Medizin auf uns hört und von uns lernt.“

Vollrat nahm ſie ſtets gaſtlich auf, und namentlich der kleine Klaus mußte oft dem hellblauen Hauſe dienen, da ihn Vollrat manch einem reichen, griesgrämigen Kranken als Vorleſer und Ungeduldableiter beigeſellte.

Im Vegetarismus jedoch blieb Petelinchen unverbeſſerlich. Von Monat zu Monat ging er mehr ein, und zuletzt ſchien er wie ein ſeliger Geiſt. Die Vegetabilien verzehrten ihn und nicht er ſie.

Bald war er nur mehr ein Diapoſitiv. Gottes liebe Sonne ſchien fraiſefarbig durch den kleinen Klaus, und undurchſichtig war er nur noch bei trübem Wetter und Nebel.

Dennoch brachte er durch drei Jahre das bemerkenswerte Wunder zuwege, ſich immer mehr zu verflüchtigen, bis er endlich in einer lauen März-

nacht dahinschwand wie ein letztes, langversteckstes Schneeflöckchen am Wiesenrain, an dessen Stelle plötzlich feuchte Veilchen stehen, die unter ihm gewartet hatten wie ein lebendes Bild von hübschen Mädchen hinter einem Vorhang.

So erkannten tiefergriffen die Freunde des kleinen Klaus erst nach dessen Tode, wie gottesunendlich viel Poesie eigentlich hinter der stillen Jüngernatur versteckt gewesen war.

So viel Seele, die so wenig Körper bedurfte, war nicht erhört gewesen, weder vor noch nach ihm. Er war dahingegangen wie ein wandernes Sommerwölkchen, das dem blauen Äther als ein Stückchen Zucker im Munde zerschmilzt. Und daß nicht vierundzwanzig kleine Engel dazu um sein überbliebenes geschart sangen, das war das einzig Ärgerliche an seinem Ende; denn es hätte sich gehört. — —

— —

Wir müssen noch zweier Freunde gedenken, deren Schicksal sich in denselben Novembertagen erledigte, als Kantilener von seiner todschweren Liebeslast gesundete, um die lichtgoldene geliebte Frau fortab ganz so allerinnigst im Herzen versperrt zu halten wie sie ihn.

Die beiden Freunde waren Bohnstock und Semljaritsch; und sie verloren ihr Liebstes in einem schweren, eisernen Gewitter, — dem Gewitter des deutschrücksichtslosen Graz, das wir bisher noch kaum kannten.

— —

Es ist wunderbar, wie die alten Völker ihre Naturgottheiten zu beseelen verstanden! Pan und Faune, Waldschrat und Neck, — überall die wunderlich geniale Launenhaftigkeit des Elementes. Weich und zärtlich — und schnell zur Bosheit verändert; tiefffühlend schwermütig — und dann wieder gewaltig roh; Schalmeientöne und abgelassene Bergstürze; reiches Geschenk oder unheimliche Rachsucht; göttlich heitere Liebe und Sinnlichkeit, — es liegt alles in ihnen.

Und da ist nun eine Stadt, ganz in die Natur hineingewachsen! Eine Stadt, welche wahrlich ihre eigene Seele, ihren Hausgeist hat. Ist es ein Wunder, wenn der sich zu gebärden vermag, wie jene alten, aus wunderkräftigem Dichtervolksgefühl geborenen Wesenheiten — der Berghalde, des Waldes und Wasserfalles?

Im November des Jahres, von dem wir reden, verzog sich das im Schlummer lächelnde Antlitz der traumvergessensten aller Städte jäh, wie ein überschwänglich schöner Sommerhimmel zum Wetter.

In düstere, drohende Falten!

Das Gebiet deutscher, geliebter Sprache war bedroht — irgendwo weit in Böhmen. Aber die grauen steirischen Straßen mit den trotzigen Bürgerhäusern füllten sich mit Volkserregung, durch die herbstlaubüberfallnen, kahlästigen Baumgänge brüllte die deutsche Wut.

Die Behörde schlug mit der brennenden Geißel des Waffenaufgebotes in den Höllenbrodel und gebrauchte südslawische Truppen, den Aufruhr zu ersticken. Es ist nicht Aufgabe dieser ernstheiteren Erzählung, zu berichten, wie der sylvanenhafte Stadtgeist beinahe jahrzehntelang in bösartigem Grollen verstockt, giftig und unversöhnlich den militärischen Behörden und den Offizieren die grüne, stille Stadt zum Feindesland machte und den einen, beißenden Rutenstreich durch siebentausend Nadelstiche rächte.

Für die Freunde, für die elf Freunde blies jener Novembersturm wie in elf Blätter, welche einst der Frühling an einem jungen Bäumchen herausgeküßt hätte.

An einem einzigen Abend geschah es.

Denn neune waren von den elf überlebenden in einer Straße.

Das Militär stand schweigend in langen Reihen am Marktplatze, düster, grollend und verhöhnt. Vom Gries her rasselten in hastigem Anmarsch die bosnischen Kompanien, mit denen O'Brien als Offizier kam.

Vollrat, Kantilener, Petelin und Liesegang waren herbeigeflogen, den Verwundeten zu helfen, die der Straßenkampf reichlich zur Erde schleuderte. Aber Liesegang vergaß den Vorsatz; denn die Erregung des deutschen Kampfes erweckte den Fanatiker in ihm. Er rannte zu denen, die wider das Militär standen, und bei denen sogar Zimbal tobte, der in seiner Freude am großen Drama mitspielen mußte, — auf irgendeiner Seite, gleichviel, auf welcher, aber da ganz!

Arbold war heilfroh. Zum erstenmal schien diese geborne Schlägernatur das Leben wert, zu leben. Er stürzte auf den Platz bei der ersten Nachricht, Militär sei angerückt, und wünschte in brennender Sehnsucht, der Kampf möchte losbrennen. Aber die ernsten Kärntnertruppen, die dort standen, ließen

Hohn und Herausforderung ihrer tollgewordenen deutſchen Landsleute im Bewußtſein ihrer eigenen ſchweren Übermacht an ſich herunterrieſeln wie Sandkörnlein aus Kinderhand.

Sogar Wigram ſtand in der Volksmenge. Lernen, ſchauen und dann in ſeligem Hinaufſchwingen zu den überlegenen Gedanken glücklich ſein über aller Not des Tages! Er ſchaute nach den Truppen und nach den drohend geballten Volksmengen ihnen gegenüber, die bald in tiefergriffener Andacht ſangen, bald tobten, ſchrieen und ſchmähten; und ſein Herz zuckte vor Liebe, Hohn und Erregung der Gedanken: Das waren doch ſeine Süddeutſchen! Toll und heilig! Dieſe Stadt vermag Torheit und Genie zu vermengen, wie einſtmals Athen und Florenz. Würde Graz die dritte große Stadt der menſchlichen Kontraſte werden?

Es war Abend. In der Albrechtsgaſſe wüſter Lärm. Sie ſtürmten das Lokal einer klerikalen Zeitſchrift. Bohnſtock half mit luſtigen Studenten, das Schild abnehmen, und wie ein verzückter Cherub ſang ſeine ganze Seele bei der törichten Handlung: Deutſchland, Deutſchland über alles!

Er war überglücklich. Nun durfte er kämpfen ..... Bluten vielleicht für das Volk, das ihm heilig war, und durch dieſes vergoſſene Blut echt werden. Mit geweihter Begeiſterung ſchlug er gerade vier oder fünf Fenſter ein, als einige Männer mit der ſchreienden, rennenden Nachricht über den Franziskanerplatz trampelten, die bosniſchen Soldaten kämen über die Murbrücke.

Da ließ kaum einer der zornig Aufſchreienden das heitere Werk ſo ſchnell fahren wie der jüdiſche Muſiker —, um ſich der Gefahr entgegenzuwerfen. Was galt es ihm, daß es Torheit war? Daß er ſchwache Arme und keine Waffen hatte? Deutſch wollte er ſich beweiſen. Vor ſich ſelber wollte er deutſch ſein; und wenn auch der Gedanke nur ſeine letzte Stunde verklären ſollte: Du biſt eins mit dem Volke, das die Welt mit ſeinem Samen erneute und nie größer war, als wenn es in fernen Landen verrann! Du biſt wie Teja in der Schlacht am Veſuv ...

Es iſt kaum zu glauben: dieſe Hitzköpfe rannten waffenlos gegen die Bajonette der vordringenden Truppe. Vom Hauptplatz kamen Bürger, Studenten in lichten Haufen. Junge, magere Stimmen und winkende Arme, grauköpfige Schimpf- und Gebärdenſchleuderer, wütende Greiſe, Kaufleute,

— die in dieſem Augenblick ihren Laden angezündet hätten, um nur den Feind halb zu ſchädigen wie ſich ſelber! Alles, was zu Kampf, Zorn, Haß und Raufluſt ein Reſtchen des alten, trunkenen Vorahnenfurors in den Adern fühlte, lief in groteskem Hauf zuſammen, grotesk, weil ſie in dieſem Augenblick den ganzen heiligen Kampf des Germanen gegen verrottetes Balkanſlawentum fühlten und nur leere Hände und maulgroße, wütige Schimpfworte drohend und machtlos ſchwingen konnten.

Arbold rannte gegen den Offizier der anrückenden Truppe, die langſam, die ganze Breite der Murbrücke einnehmend, heranklirrte. Dicht vor ihm blieb er ſtehen, die Hand zum Schlag erhoben und erſtarrt.

„O'Brien? Pfui Teufel!" Und er ſpie ihn an.

Lachend aber hob der Offizier den Säbel.

O'Brien hatte ſich gewöhnt, die ganze Welt, welche ſich um Geld drehte, für Geſindel, und die Welt, welche um Kunſt und Wiſſen ihr Menuett ſchlang, für Schwindelvolk zu halten. Nichts reizte ihn, nichts erzürnte ihn ſeither als die Trägheit des Soldatenſtandes, der ſich nicht nach römiſchem Muſter, lachend vor Hohn, dieſe ganze Welt unterwarf. Er war Offizier geworden mit dem geheimen Vorſatz, zu warten ... Die Zeit ſei faul und die Staatenwirtſchaft furchtſam geworden. Wenn ihm das Schickſal nur drei, vier Chancen nacheinander in die Hand gab, — — für ſolchen Fall hätte er Napoleons Karriere nicht nur ſtudiert, er hätte auch Talent und Laune, es auf ſich zu nehmen, dieſem ganzen Staat einen ungeheuren Streich zu ſpielen.

O'Briens waren einſt trotzige Könige in Irland geweſen, dann als Soldatenblut in Öſterreich bis zur Weltverachtung weitergediehen. Die Welt, das Glück ſind rund. Lange genug waren ſie unter dem Rade. Warum ſoll Tom O'Brien nicht einmal Kaiſer werden? In ſeinem Innern weiß er ohnehin ſchon, wie ſich die Welt von oben anſieht.

Und lachend ſchlug er den faſſungsloſen Studenten über Kappe und Schädel.

Taumelnd ſtürzte Arbold nieder. Bohnſtock hatte Anſatz gemacht, ſich wie einſtmals Winkelried in die Eiſenſpitzen zu werfen; nun aber fing er den wankenden Freund auf und zerrte ihn zurück, da einige der Soldaten aus Reih und Glied bedenklich nach dem frechen Beleidiger ihres Offiziers vorſchnellten.

„Halt!" kommandierte O'Brien mitten in Wut und Hohn der entgegenbrodelnden Volksmasse.

„Schande! Bosniaken gegen Österreicher! Slawen gegen Deutsche!" schrie und tobte es ihm entgegen.

O'Brien wies höhnisch mit der Spitze des Säbels auf Arbold, der sich an der schwachen Stütze des langen Musikers aufrichtete, um augenblicklich wieder anzurennen. Immer noch lachte er: „Da seht ihr eure heilige deutsche Kraft symbolisch! Von jüdischen Armen gestützt!"

O'Brien kannte Arbold, er kannte all seine Freunde und Feinde. Aufraffend stieß Arbold mit beiden Armen gegen Bohnstocks Brust. „Was brauch' ich dich! Was bringst du mir Schande? Laß mich los, Saujud!"

„Heil!" schrillten ein paar Jungen auf! „Weg mit dem Juden — im Kampf zwischen Deutschen und Slawen!" Und der Ruf stieg weiter zurück, bis in die tiefen, grollenden Männerstimmen der Masse: „Weg mit dem Juden!" Und während die Volksmenge sich immer dichter anrannte, während eilfertig Steine herzugetragen wurden und die ersten Wurfgeschosse gegen das Militär flogen, wankte Bohnstock, in Grimm und Schande ausgestoßen, verzetert von Feind und Freund, weggejagt wie ein Hund aus dem Hause des in den Tod geliebten Herrn — davon, davon.

Durch die alten, engen Gäßchen nach dem unglaublich verwinkelten und verwölbten Franziskanerplatz. An einem Schusterladen blieb er stehen. Oft hatte er dort gestanden, die alte gotische Kirche, den gewölbten Laden, Giebelhäuser und Winkelei in Liebe beisammen, und im Herzen den entzückten Ausruf: Hans Sachs!

Jetzt starrte er auf einen geschlossenen eisernen Rolladen. Ganz wirr denkend: „Die alte kleine Schusterbude mit einem modernen Rolladen geschlossen. Ein moderner Rolladen. Ausgestoßen!" Was blieb ihm? Er war kein freudiger Jude wie die stumpfgierige Handeljudenschaft. Mußjude. Und alle edlen, intelligenten Juden mit ihm? O, o!

Und an den gotischen Kirchenpfeiler lehnte er sich und schrie: „Christengott, Christengott, der du Liebe sein sollst! Gib mir zu weinen!"

Aber es kamen keine Tränen. Gänzlich zerstört lehnte er. „Verstoßen! Ausgesperrt. Wandre, wandre, Ahasver! Du sollst nicht Ruhe finden auf Erden!"

Drüben in der Murgaſſe blies eine Trompete: Fronträumen!

Klar und höhniſch ſchallte O'Briens Kommando durch das enge, nächtige Gaſſengeduck: „Fertig! — An!"

Eine Salve zuckte auf. Dröhnend ratterte das Echo im trotzigen Bürgergewirr der Altſtadtwinkelei umher. Und Wutſchreie, Laufen flüchtiger Trupps, Nachricht und Hilferuf ſtoben nach allen Seiten der Stadt auseinander. Nur einer wandelte langſam fort, ohne Furcht, ohne Zorn, ohne Teilnahme.

. . . Wir haben zuſammen den Meſſias gekreuzigt; die deutſchen Romſöldner von der Judäalegion und wir Prieſterknechte Judas. Wir haben zuſammen die Welt überſiedelt und ſind in alle Völker ausgeſamt.

Die deutſche Saat mußte verſchwinden in Spanien und England und in der Lombardei. In Sizilien, in Frankreich und der Berberei. Warum muß der ausgeſäte Jude immer noch rot ſtehen wie die Mohnblume mitten im goldenen Feld?

Muß ich ſchandroter Mohn ſein, ſo will ich es ſein. In Schönheit und roter, brennender Kraft will ich blühen!

Zwei Tage nachher ſchlugen ſich Bohnſtock und Arbold im Saale des Turnvereins mit ſchweren Säbeln; und der flinke, ſtarke Arbold unterlag dem langen Gegner, der ſinnlos dreinhieb mit der zerriſſenen Verzweiflung, die von einſt bis heute von allen Völkern nur der Punier und der Jude bewies.

Arbold hatte eine lange, ſchwere Kopfwunde. Das Blut lief ihm über die Augen, die vor Wut und Scham wie die eines angeſchoſſenen Adlers funkelten. Er wollte weiter ſchlagen, aber Vollrat trat als Arzt dazwiſchen.

„Du kannſt durch das Blut, das dir in die Augen läuft, nicht ſehen", entſchied er.

„Symboliſch", dachte Bohnſtock zum zweiten Male.

Auch Bohnſtock hatte zwei Hiebe. Einen heißbrennenden flachen, der als roter Striem über Bruſt und Flanke ging, und einen ſchmerzloſen ſcharfen am Unterarm.

„Sind da Muskeln durchſchnitten zum Klavierſpiel oder zur Violine?" fragte er Vollrat.

Der rüttelte ihm kopfſchüttelnd ſeinen Unwillen zu: „Nein! Unſchädlich!"

Nach Anlegung des Verbandes führten ihn seine Sekundanten hinaus. Arbold hatte ihm die versöhnende Hand verweigert. Ein jüdischer Student und Semljaritsch waren Bohnstocks Begleiter.

Schweigsam und grollend ging der Südslawe neben den beiden Fremden, mit denen er gehalten hatte, gegen den deutschen Feind. In der frischen Luft der Gassen überfiel Bohnstock der Rausch des glücklichen Kampfes mit Freuden: „Ich will mich schlagen für unser verhöhntes Volk, bis ich erschlagen werde oder alle Gegner besiegt habe", rief er mit glühenden Wangen. Schon in den letzten Tagen hatte er die Lust des Raufens erfahren, und daß Gefahr und Schmerz lachenswert klein zusammenschwänden im jubelnden Trotz des kampfheißen Mannes.

„Ein Raufer, ein Händelsucher will ich werden gegen diese schwarzrotgoldnen Prahlhänse."

Und der andere Student erzählte ihm von Wien, von den jüdischen Burschenschaftern und dem Zionismus! „National müssen wir werden!" — —

Da ging Semljaritsch einsam fort!

Die ganze Stadt dampfte rotglühend im Slawenhaß; und wo er ging, hörte er Schimpf und Hohn gegen die schwerblütigen, vielbemakelten, aber auch reichbegabten Völker südlich der Drau. Die kleinen Winkelwitzblätter hatten an seinen armen Slowenen reiche Spaltenfüllung für Wochen geerntet. Falschheit, Feigheit, Schmutz und Wasserscheu, Bestechlichkeit, Schmeichelei, Dieberei und Bosheit, — — — ist das denn wahr?

Und jeder Spott drang als Giftpfeil in sein Herz. Den Pfeil riß er aus, das Gift blieb: Haß gegen den Spötter.

Seine Prüfungen waren beendet. Nur noch die Formalität des Doktors. Vor ihm lagen Anträge, schöne Rufe, dahin und dorthin. Aber es gab nur einen mehr für ihn: als Lehrer ans slowenische Gymnasium nach Laibach.

In tiefster Seele hatte er mit der deutschen, herrlichen Kultur gerungen und hatte schon auf den Knieen gelegen vor ihr. Voll deutschen Sangs und Klangs, voll deutschernster Nachdenklichkeit war er geworden, nahe, nahe am überzeugten Renegatentum, — ein im tiefsten Herzen wunder Verzweiflungskämpfer gegen das eigene Volk.

Goethe und Gottfried Keller und Hans Sachs, Dürer und Holbein, Beethoven und Wagner hatten ihn übermächtig zu dem reichen, herrlichen

Volke gerissen. — Die Ungerechtigkeit und der blinde Haß des Knüppeldeutschtums stießen ihn wieder zurück.

Er ging zu seinem Volk. Ist es so elend, so verworfen und trübselig, wie unsere übermütigen Feinde sagen, so braucht es gegen Not und Tod befreite, sanft tröstende, liebende Männer. Wir wollen die unkrautbewucherte slawische Seele reinigen und herrliche Gärten bauen. Wir wollen das Volk aufrichten und solange streben, ihm als große Männer zu gehören, bis es seine großen Männer hat und durch sie eine unbezwingliche Herzensmacht geworden ist.

Da kehrte er zu den Strohhütten des weithügeligen Rebenlandes zurück und brachte Erweckung, Mut, Trost und starkes Vertrauen einem schwerträumenden Volk. In Laibach fand er dann werdenden Wohlstand, aufkeimende Hochbildung und glaubte an sich und die kleine Nation zwischen dem rauhgewaltigen Nordvolk und dem feinbewegten Süden.

Bei den Deutschen hatte er gelernt, für die Deutschen war er verloren. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bohnstock aber kämpfte noch immer. Die Kunst hielt ihn fest. Seine Oper freilich verschwand ungesehen. Wie hätte das Theater in den politisch erregten Zeitläuften die Oper des jüdischen Konzertmeisters aufführen sollen, der durch seinen Zweikampf mit einem Studenten mißliebig geworden und zu unliebsamem Aufsehen gediehen war.

Dem treuen Nachsinner deutscher Volksseele hatten sich die Herzen der Freunde geöffnet. Vor dem Makkabäer verschloß sich Hart und Weich. — Sogar Frau von Karminell, der er — ihr allein auf der ganzen Welt — in wildem Schmerz seine Kämpfe klagte, warnte ihn: „Das aggressive Judentum ist ein Unding. Schon die zähe Stammgemeinschaft der unintelligenten Orthodoxen erweckt den dumpfen Groll der umlebenden Völker; und der einzige Schutz des gelobten Volkes ist, daß es unerschöpflich seine Intelligenzen an die große Weltbürgerschaft abgibt. Wie einst das Opfer seines schönsten Mädchens an den Perserkönig seine Rettung war, so muß es heute Blüten über Blüten in fremde Gärten schenken, als Tribut, daß es fremd unter Fremden bleiben will. Das ist euer Leben und eure Kraft. Wie kann die Schlingpflanze stammlos in die Luft wachsen wollen?"

Und sie überlegte klug, wie sie den gefährlichen Verfall des Talentes, dem der Boden entzogen ward, begegnen könnte. Da fiel ihr Wien ein; Wien, die Stadt der sechzehn Völker. Und sie schrieb und bat und lobte an mächtige Freunde, bis der talentvolle Musiker in das Orchester der Hofoper gerufen wurde.

Dann atmete sie tief in Erlösung; und es geschah, was sie vorausgesehen hatte. Dort, in der Weltstadt, wo über dem dumpfen Haß des unteren Volksgrundes die breite Schicht derer alle Stöße abgeschwächt hat, die, oft selbst aus dem Völkergemisch entstanden, gleichmütig gegen die Zufälligkeit der Sprache und des Stammes sind, — dort fand er, was ihn versöhnte.

Er riß sich aus der deutschen Erde wie Semljaritsch; und er ging fort wie dieser, aber viel weiter fort: in das unermeßliche Reich derer, die keine Nation haben und dennoch eine stille Nation sind über den ganzen Erdboden hin.

Die, welche sich bis zu dem tiefen Gefühl neigten, Gäste und Wanderer zu sein für dreißig, fünfzig, siebzig sonnige oder trübe Jahre ... Was lohnt es, diese Jahre wegen kleiner Ungleichheiten mit einem Kampf zu erschüttern, als ob dies ewige Dinge wären?

Glücklich wurde Bohnstock nicht; denn es war ihm allzuviel von der wunderschönen Ausstattung und Mitgift seines Glückes zerschlagen worden, — selbst den Becher, aus dem er sich seligsten Rausch getrunken, hatten sie ihm höhnend aus der Hand geschlagen: sein Kunstwerk!

Aber auch unglücklich war er nicht. Er wurde es nicht, durch die Gnade des Wohllautes seiner Geige und seiner Seele. In leise schmerzlichem Vibrieren seiner Nerven lebte dieser feine, tiefgestörte Mensch dahin, außer wenn allabendlich die geliebten Akkorde Auflösung brachten.

An das süßeste in seinem Leben, an die helle Erscheinung der Frau von Karminell, dachte er in reiner Trauer. Sie hatte ihn aus dem Hades des Völkerhasses mit kühlen, schönen, milden Händen emporgehoben und ihm schweigend den Weg nach der Asphodeloswiese des Weltgastes gezeigt, auf der es nicht Jubel gibt noch Trauer. Er kam sich wahrhaftig wie ein Abgeschiedener vor.

Was blieb ihm auch übrig trotz der Stadt der Lieder, in der er lebte, als stille Resignation?

Graz lebte in ſeinem Herzen nur mehr als eine Erinnerung, die wehtat. Stadt und Frau, — er litt an ihnen, und ſah ſie dennoch niemals wieder.

O'Brien blieb, wie er bisher geblieben war. Reichblühend und beglückt durch hundert prächtige romantiſche Träume und Vorſätze, von denen er kaum einen jemals ausführte.

Auch Kaiſer wurde er nicht.

Dagegen machte ihn das Alter nur noch wunderlicher und grilliger, weil er da auch immer noch wie eine arme verdammte Seele nach dem poetiſchen Leben ſuchte.

So waren glücklich durch ſich ſelber und aufmerkſam auf jede verwehende Stunde nur Wigram und Kantilener geblieben, beide mit der gleichen Erkenntnis innerer, ewig lernender Freiheit.

Nur, daß Wigram ſich in ſein Glück einſchloß, Kantilener aber ſich mitteilte.

So gedieh Wigrams Leben zu trotzigem Ernſt, Kantileners Leben zu quellender Heiterkeit und Menſchenliebe.

Beide aber blieben beruhigt und ohne Störung von der Menſchenwirrnis durch die Gunſt einer Stadt, ſo naturverloren, ſo ſtill, ſo aufhorchend und doch voll leiſer Eindringlichkeit wie keine zweite.

Sie, die grüne, die baumrauſchende, die vor allen großen Städten beſeelte, blieb ihnen Göttin, Geliebte und Kind. Sie iſt auch die Heldin dieſer Geſchichte ohne Helden geweſen, von der jedes Blatt ein Votivgeſchenk der Erinnerung und Sehnſucht nach ihr iſt.

Schluß

Die achtzigtauſend Heubündel

Von Anatole France

(Fortſetzung)

3

Der Graf Maubec de la Dentdülynx

Die Sitten der kleinen jüdiſchen Harpyen waren nicht immer rein, meiſtens wieſen ſie kein Laſter der chriſtlichen Ziviliſation von ſich; aber ſie behielten vom patriarchaliſchen Zeitalter her die Anerkennung der Familienbande bei und die Anhänglichkeit an die Intereſſen der Gemeinde. Die Brüder, Stiefbrüder, Onkel, Großonkel, Vettern und Geſchwiſterkinder, Neffen und Großneffen, Verwandten und Seitenverwandten Pyrots, ſiebenhundert an der Zahl, waren zuerſt niedergeſchmettert durch den Schlag, der einen der Ihrigen getroffen hatte, ſchloſſen ſich in ihre Häuſer ein; ſie bedeckten ſich mit Aſche und ſegneten die Hand, die ſie züchtigte, und hielten vierzig Tage lang ein ſtrenges Faſten. Dann nahmen ſie ein Bad und beſchloſſen ohne Raſt und Ruh, jeder Ermüdung zu trotzen und über jede Gefahr hinweg eine Unſchuld ans Licht zu bringen, an der ſie nicht zweifelten. Und wie hätten ſie daran zweifeln ſollen? Die Unſchuld Pyrots war ihnen geoffenbart, wie ſein Verbrechen dem chriſtlichen Pinguinien geoffenbart war; denn dieſe noch verborgenen Dinge kleideten ſich in einen myſtiſchen Charakter und bekamen die Autorität von religiöſen Wahrheiten. Die ſiebenhundert Pyrots gingen mit ebenſoviel Eifer wie Klugheit ans Werk; ſie betrieben heimlich vertiefte Nachforſchungen. Sie waren überall. Man ſah ſie nirgends. Man hätte ſagen mögen, daß ſie wie der Steuermann des Odyſſeus frei unter der Erde ihren Weg fänden. Sie drangen in die Amtsräume des Kriegsminiſteriums ein, näherten ſich unter Verkleidungen den Richtern, den Gerichtsſchreibern und den Zeugen in dieſer Sache. Da nun zeigte ſich die Weisheit Greatauks deutlich: die Zeugen wußten nichts, die Richter wußten nichts, und die Schreiber

wußten auch nichts. Boten gelangten bis zu Pyrot und befragten ihn voll Angſt in ſeinem Käfig, unter dem langen Rauſchen des Meeres und unter dem rauhen Krächzen der Raben. Es war vergeblich: der Verurteilte wußte nichts. Die ſiebenhundert Pyrots konnten die Beweiſe der Anklage nicht widerlegen, weil ſie ſie überhaupt nicht erfahren konnten; und ſie erfuhren nichts davon, weil es keine gab. Die Schuld Pyrots blieb unumſtößlich, gerade, weil ſie nicht beſtand. Und mit berechtigtem Stolz ſagte eines Tages Greatauk — er drückte ſich dabei wie ein wahrhaftiger Künſtler aus — zum General Panther: „Dieſer Prozeß iſt ein Meiſterwerk; er iſt aus nichts gemacht." Die ſiebenhundert Pyrots verzweifelten daran, in dieſe dunkle Sache jemals Licht zu bringen, als ſie plötzlich durch einen geſtohlenen Brief entdeckten, daß die achtzigtauſend Heubündel niemals exiſtiert hatten, daß ein Adliger aus vornehmſter Familie, der Graf Maubec, ſie an den Staat verkauft, daß er den Preis dafür erhalten, aber ſie niemals geliefert hatte, weil er als Abkömmling einer der reichſten Grundbeſitzerfamilien des alten Pinguiniens, als Erbe der Maubecs de la Dentdülynx, als weiland Beſitzer von vier Herzogtümern, ſechzig Grafſchaften, ſechshundertzwölf Marquiſaten und Freiherrnſchaften, nicht eine Handbreit Grund beſaß, und es ihm alſo wohl unmöglich geweſen wäre, auch nur ein Tagwerk Futter auf ſeinen Beſitztümern zu ſchneiden. Es wäre ihm auch ganz und gar unmöglich geweſen, ſich auch nur ein Hälmchen von einem Grundbeſitzer oder Händler liefern zu laſſen, weil jedermann — ausgenommen natürlich die Staatsminiſter und die Beamten der Regierung — wußte, daß es leichter war, Öl aus einem Kieſelſtein zu ziehen als einen Heller aus Maubec.

Die ſiebenhundert Pyrots ſchritten zu einer genauen Unterſuchung der Finanzquellen des Grafen Maubec de la Dentdülynx und ſtellten feſt, daß dieſer Edelmann ſeine Haupteinnahmen aus einem Hauſe bezog, wo edle Damen jedem, der nur des Weges kam, liebenswürdig begegneten. Sie bezichtigten ihn öffentlich, er wäre der Dieb der achtzigtauſend Heubündel, für die ein Unſchuldiger verurteilt und in den Käfig geſperrt worden wäre.

Maubec gehörte der Kaſte der Einhörner an und ſtammte von den Drakoniden ab. Nichts ſchätzen die Demokratieen höher als den Adel der Geburt. Maubec hatte in der pinguiniſchen Armee gedient, und die Pinguiner liebten, ſeit ſie alle Soldaten ſein mußten, ihre Armee bis zur Vergötterung.

Maubec hatte auf dem Schlachtfelde das Kreuz erhalten, das bei den Pinguinern das höchſte Ehrenabzeichen iſt, und das ſie ſogar dem Bett ihrer Gattinnen vorziehen. Ganz Pinguinien erklärte ſich für Maubec, und die Stimme des Volkes, das zu grollen begann, verlangte ſtrenge Strafen für die ſiebenhundert verläumderiſchen Pyrots.

Maubec war Edelmann: er forderte die ſiebenhundert Pyrots auf Degen, Säbel, Piſtolen, Gewehre und Knüppel.

„Ihr dreckigen Bengel," ſchrieb er ihnen in einem berühmten Brief, „ihr habt meinen Gott gekreuzigt, und ihr verlangt mein Fell: ich tue euch zu wiſſen, daß ich mich nicht ſo leicht kriegen laſſe wie er, und daß ich euch eure vierzehnhundert Ohren abſchneiden werde. Siebenhundert Fußtritte auf eure ſiebenhundert Hinterteile!"

Der Leiter des Staates war damals ein Bauer, namens Robin Mielleux, ein Mann, der mild war gegen die Reichen und Mächtigen und hart gegen die armen Leute, nicht ſehr mutig und nur auf ſein Intereſſe bedacht. Durch eine öffentliche Erklärung verbürgte er ſich für die Unſchuld Maubecs und brachte die ſiebenhundert Pyrots vor Gericht, wo ſie als Verläumder zu empfindlichen Strafen, ungeheuern Geldbußen und zu jedem Schadenerſatz verurteilt wurden, den ihr unſchuldiges Opfer verlangte.

Es ſchien, als ob Pyrot auf immer in ſeinem Käfig eingeſperrt bleiben ſollte, auf dem die Raben ſaßen. Indeſſen, da alle wiſſen und beweiſen wollten, daß der Jude ſchuldig ſei, gerieten die Beweiſe, die man vorbrachte, nicht alle nach der guten Seite, und es fanden ſich Widerſprüche darin. Jedermann im Kriegsminiſterium legte Eifer an den Tag; manche Leute ermangelten der Klugheit. Während Greatauk ein bewunderungswürdiges Stillſchweigen bewahrte, verbreitete ſich der General Panther in unzähligen Reden und wies jeden Morgen in den Zeitungen die Schuld des Verurteilten nach. Er hätte vielleicht beſſer getan, nichts davon zu ſagen: die Schuld war ja evident; und was evident iſt, braucht nicht erwieſen zu werden.

So viele Tüfteleien verwirrten die Geiſter; der Glaube wurde, wenn er auch immer noch lebhaft war, weniger zuverſichtlich. Je mehr Beweiſe man der Maſſe lieferte, deſto mehr verlangte ſie.

Indeſſen wäre die Gefahr, zu viel zu beweiſen, nicht ſo groß geweſen, wenn ſich nicht in Pinguinien Geiſter gefunden hätten, wie ſich deren auch

ſonſt überall finden: Geiſter, die für eine vorurteilsloſe Unterſuchung geeignet waren, fähig, eine ſchwierige Frage zu ſtudieren, philoſophiſchem Zweifel nicht abgeneigt. Es gab deren wenige; ſie waren nicht alle geneigt, zu ſprechen; die Öffentlichkeit war in keiner Weiſe vorbereitet, auf ſie zu hören. Dennoch ſollten ſie nicht nur tauben Ohren begegnen. Die großen jüdiſchen Harpyen, alle Milliardäre von Alca, ſagten, wenn man ihnen von Pyrot ſprach: „Wir kennen dieſen Mann nicht.“ Aber ſie waren darauf bedacht, ihn zu retten. Sie bewahrten die Vorſicht, zu der ihr Vermögen ſie verpflichtete, und wünſchten, daß andere weniger furchtſam wären.

Ihr Wunſch ſollte in Erfüllung gehen.

4
Colomban

Etliche Wochen nach der Verurteilung der ſiebenhundert Pyrots verließ eines Morgens ein kleiner, kurzſichtiger, ſtirnrunzelnder und ſehr bösartiger Mann ſein Haus, bewaffnet mit einem Topf Kleiſter, einer Leiter und einem Packen Plakatpapier; er wanderte durch die Straßen dahin und ſchlug Plakate an die Mauern, auf denen mit dicken Buchſtaben zu leſen ſtand: Pyrot iſt unſchuldig. Maubec iſt ſchuldig. Es war nicht ſein Beruf, den Ankleber zu machen; er hieß Colomban; als Verfaſſer von einhundertſechzig Büchern über die pinguiniſche Soziologie zählte er unter die arbeitſamſten und geſchätzteſten Schriftſteller von Alka. Nachdem er genugſam überlegt hatte und nicht mehr an der Unſchuld Pyrots zweifelte, veröffentlichte er ſie auf die Weiſe, die ihm am auffälligſten ſchien. In wenig belebten Straßen ſchlug er, ohne daß ihn jemand daran gehindert hätte, einige Plakate an. Aber als er in bevölkertere Viertel gekommen war, waren die Neugierigen, die ſich um ihn ſammelten, jedesmal, wenn er auf ſeine Leiter ſtieg, ſtumm vor Überraſchung und Empörung und warfen ihm drohende Blicke zu, die er mit der Ruhe des Mutes und der Kurzſichtigkeit ertrug.

Während gleich hinter ihm die Hausmeiſter und die Ladenbeſitzer ſeine Anſchläge wieder wegriſſen, ſchleppte er ſeine Gerätſchaften weiter, gefolgt von

den kleinen Jungen, die es, mit ihrem Frühstücksbrod unterm Arm und ihrem Ranzen auf dem Rücken, eilig hatten, zur Schule zu kommen; und er schlug emsig Plakate an. Zur stillen Entrüstung fügten sich jetzt Proteste, und es erhob sich ein Murren gegen ihn. Aber Colomban geruhte nicht, etwas davon zu hören und zu sehen. Als er am Eingang der Straße St. Orberose einen seiner viereckigen Zettel mit der Aufschrift „Pyrot ist unschuldig, Maubec ist schuldig" anschlug, äußerte die aufgeregte Menge Zeichen des heftigsten Zornes. „Verräter, Dieb, Verbrecher, Kanaille!" schrie man ihm zu; eine Wirtschafterin öffnete das Fenster und goß ihm einen Topf voll Kot auf den Kopf, ein Droschkenkutscher schlug ihm unter dem Beifall der gerechten Menge durch einen Peitschenhieb den Hut herunter, der dann auf die andere Seite der Straße flog; ein Metzgergeselle warf ihn um, da er sechs Sprossen hoch auf der Leiter stand; und so stürzte er samt seiner Leiter, seinem Kleister und seinen verstreuten Zetteln in die Gosse. Von Stolz geschwellt, fühlten da die Pinguiner die Größe ihres Vaterlandes. Colomban erhob sich, glänzend von schmierigem Kot, gelähmt an Armen und Beinen, ruhig und entschlossen. — „Rohes Viehzeug!" murmelte er achselzuckend.

Dann schickte er sich an, auf allen Vieren im Rinnstein nach seinem Kneifer zu suchen, den er im Fallen verloren hatte. Es zeigte sich dabei, daß sein Gewand vom Hals bis zu den Rockschößen zerrissen und seine Hose gänzlich in Unordnung war. Die Gehässigkeit der Menge gegen ihn war im Wachsen.

An der anderen Seite der Straße lag die Spezereiwarenhandlung St. Orberose. Patrioten ergriffen aufs Geradewohl alles, was ihnen unter die Hände kam, und warfen es auf Colomban: Orangen, Zitronen, Töpfe mit Konfitüren, Schokoladetafeln, Likörflaschen, Sardinenbüchsen, Schüsseln voll roher Leber, Schinken, Geflügel, Ölflaschen und Erbsensäcke. Bedeckt mit Resten von Nahrungsmitteln, verwirrt und zerrissen, hinkend, blind, ergriff er die Flucht, verfolgt von den Ladenschwengeln, von Pfaffen, von Lumpen, von Bürgern und Gassenjungen, deren Zahl mit jeder Minute zunahm, und die hinter ihm herbrüllten: „Schmeißt ihn ins Wasser! Tod dem Verräter! Schmeißt ihn ins Wasser!" Dieser Sturzbach von menschlicher Gemeinheit rollte die ganzen Boulevards hinunter und ergoß sich in die St. Maelstraße. Die Polizei tat ihre Pflicht; aus allen anliegenden Seitenstraßen tauchten Schutzleute auf, welche, die linke Hand auf ihrer Säbelscheide, im

Laufschritt die Führung der Verfolger übernahmen. Sie streckten schon unzählige Arme nach Colomban aus, als er ihnen plötzlich entkam: durch ein Loch, das in die Tiefe eines Abwassers führte.

Dort verbrachte er die Nacht. Er saß in der Dunkelheit am Rande des kotigen Wassers und unter fetten, nassen Ratten. Er dachte an seine Aufgabe; sein Herz wurde weit und erfüllte sich mit Mut und Mitleid. Und als der anbrechende Tag einen schmalen Strahl an den Rand des Loches warf, erhob er sich und sprach zu sich selber:

„Ich halte dafür, daß es einen harten Kampf geben wird."

Unverweilt verfaßte er eine Denkschrift, in der er klar auseinandersetzte, daß Pyrot dem Kriegsministerium nicht hätte achtzigtausend Heubündel stehlen können, die dort niemals eingekommen wären, da sie ja Maubec niemals geliefert hätte, obwohl er sich dafür hätte bezahlen lassen. Colomban ließ dieses Faktum drucken und in den Straßen Alkas verteilen. Das Volk weigerte sich, es zu lesen, und zerriß es voller Zorn. Die Ladenbesitzer zeigten den Verteilern die Faust, und die rissen dann aus, mit Besen von Hausfurien verfolgt. Die Köpfe erhitzten sich, und die Erregung dauerte den ganzen Tag. Abends durchzogen Banden von wilden und zerlumpten Männern die Straßen und heulten: „Tod dem Colomban!" Patrioten entrissen den Austrägern ganze Pakete des „Faktums", und verbrannten sie auf den öffentlichen Plätzen; und sie tanzten in rasenden Wirbeln um diese Freudenfeuer, mit Mädchen, die nackt waren bis auf den Bauch hinunter.

Die Begeistertsten gingen hin und warfen die Fenster des Hauses ein, in dem Colomban seit vierzig Arbeitsjahren in süßem und tiefem Frieden wohnte

Die Kammern gerieten in Aufruhr und fragten den Chef des Ministeriums, welche Maßregeln er zu ergreifen gedenke, um die gehässigen Attentate zu unterdrücken, die Colomban gegen die Ehre der Armee und die Sicherheit in Pinguinien unternommen hätte. Robin Mielleux geißelte die ruchlose Verwegenheit Colombans und kündigte unter dem Beifall der Gesetzgeber an, daß dieser Mensch vor Gericht gezogen würde, sich dort wegen seiner schamlosen Schrift zu verantworten.

Der Kriegsminister wurde auf die Rednertribüne gerufen und erschien dort wie verwandelt. Er hatte nicht mehr, wie ehedem, das Aussehen einer heiligen Gans vom pinguinischen Kapitol. Gesträubt, schlumpig, mit gestrecktem Hals

und gebogenem Schnabel, glich er einem symbolischen Adler, der auf die Lebern der Vaterlandsfeinde loshackt.

In das erhabene Schweigen der Versammlung hinein sprach er nur diese Worte:

„Ich schwöre, daß Pyrot ein Verbrecher ist." Dieses Wort Greatauks wurde in ganz Pinguinien verbreitet und beruhigte das öffentliche Gewissen.

(Fortsetzung folgt)

Rundschau

Neue Erzähler

Das, was wir heute Roman nennen, ist so wenig eine Kunstform mit festen Gesetzen, daß unter der bequemen Bezeichnung alles läuft, was dichterische Prosa ist und nicht gerade als Novelle bezeichnet werden kann, von der einfachen Erzählung bis zur psychologischen Studie. So ist denn auf diesem Felde ungefähr alles erlaubt und möglich, und unsre Romanproduktion umfaßt alle Variationen, vom ernsten Kunstwerk bis zum Schund und bis zur rührenden Dilettantensünde, da es hier leider strenge, die Müssigen abschreckende Formgesetze nicht gibt. Desto reicher ist freilich auch die Mannigfaltigkeit, und desto ausschlaggebender die Persönlichkeit des Autors — denn wie soll man Romane einschätzen, wenn nicht nach den persönlichen Qualitäten der Dichter, sei es nun, daß man Wucht und Weite der Lebensauffassung und Lebenskenntnis, oder Ernst und Delikatesse der formalen Arbeit zum Maßstab nehme? Es gibt eben auch keine klassischen Romane, die als Muster dienen könnten. Wenn Goethe, Keller und verwandte Erzähler den klassischen Roman repräsentieren, — wo bleiben dann Flaubert, Turgenjeff, und wo will man mit Originalen wie Jean Paul hin, deren Kometenwesen einzig in der dämmerigen Unform des Romans gedeihen konnte, und die an eigentümlicher Schönheit und Wirkung doch als große Künstler sich dartun?

Wenn ich im „März" je und je einige Erzählungsbücher anzeige, die mir beim Lesen wertvoll schienen und Eindruck machten, so tue ich's mit dem leidigen Bewußtsein, daß fast alle diese schönen Bücher doch zu einer Gattung zweiten Ranges gehören, und mit einem Bedauern darüber, daß unser Volk trotz des vielen eiteln Kulturgeredes nicht Kultur genug hat, auch reinere Kunstformen zu schätzen und durch sein Bedürfnis danach die Dichter auf andere Wege zu weisen, soweit diese das Zeug dazu hätten. Wenn man daran denkt, daß Zeiten, auf die der „Gebildete" kraft einer merkwürdigen evolutionistischen Geschichtsauffassung fast mitleidig herabsieht, ihre Lust an epischen Dichtungen von tausend Versen fanden, so tun einem die heutigen Dichter und Leser leid.

Desto erfreulicher ist es, daß unsre Romanliteratur, soweit sie nicht aus der Fabrik stammt, also in ihrem besten Hundertstel, sich eine gewissenhafte Pflege

der Prosa zum Gesetz machte, um der sonstigen Ungebundenheit ihrer Form doch irgendwie ein Gegengewicht zu geben.

Aber genug der Einleitung! In den kurzen Bücheranzeigen, die hier folgen und nach Bedarf je und je fortgesetzt werden sollen, wird keine Kritik getrieben werden als die der Auswahl, so daß allmählich eine Liste von Titeln entsteht, die dem Interesse der Leser empfohlen sein sollen.

* * *

Um mit einem Namen zu beginnen, der den Märzlesern schon bekannt ist, nenne ich zuerst Jakob Schaffner. Sein neues Buch heißt „Die Laterne" und enthält eine Anzahl kurzer Erzählungen, von denen die Titelnovelle und das gewaltige Nachtbild „Der Kilometerstein" mir die wertvollsten scheinen. Schaffner begann mit behaglichen, fast naiven Darstellungen aus dem Volks- und Handwerkerleben, von denen sein Buch zwei schöne Proben enthält; aber mit dem Blick für andere Lebensgebiete und Stoffe fand er auch eine neue Sprache und Vortragsart. Sein Vermögen, eine Situation durch ein grell beleuchtetes Detail blitzhaft herauszuheben und dem Leser unverlierbar einzuprägen, ist zurzeit in Deutschland wohl einzig. Diese Beobachtungskunst und zwingende Ausdruckskraft ergötzt sich aber nicht, wie bei ähnlichen, kleineren Begabungen, an einem blendenden Mosaik von frappierend wirksamen Einzelbildern, sondern dient einem besonnenen, etwas grüblerischen Kopf, dem es nicht ums Momentbild, sondern um ein sehr ernsthaftes Umfassen und Begreifen zu tun ist. Mit einer zähen Spannung geht er Problemen nach, menschlichen und künstlerischen; und so unpersönlich sein allen Erscheinungen mit gleicher Teilnahme zugewandtes Interesse scheint, so persönlich, beweglich und schöpferisch ist seine Wortkunst, die mit fast grimmiger Ironie über allem Konventionellen steht und immer wieder mit einer taghellen Sicherheit den Nagel auf den Kopf trifft. Man kann nichts Hoffnungsvolleres, Lebendigeres lesen als die knappen, wie unter hohem Druck geprägten Lebensbilder Schaffners.

* * *

Ein Verkünder einer mannhaft bescheidenen, heiteren Resignation ist Franz Karl Ginzkey, dessen schöne Gedichte ich früher hier anzeigte. Jetzt ist von ihm, der nimmer zu den Jünglingen gehört, ein erstes Prosabuch gekommen: „Jakobus und die Frauen", die Jugendgeschichte eines armen österreichischen Offiziers, jedoch keines Modeleutnants, sondern eines schüchternen Träumers, der ein Kinderherz unterm Waffenrock trägt und doch früh eine stille Lebensweisheit findet. Das kleine Leben ist mit einer einfachen, harmlosen, fast altmodischen Prosa erzählt, deren Scheu vor dem Heftigen und Auffallenden an den alten Saar erinnert, und ist von einer Lauterkeit und milden Herzlichkeit wie von warmem Abendschein erfüllt und durchleuchtet Mit diesem Dichter müßte es schön sein, einen Abendgang ins Grüne zu tun und plaudernd über die wunderliche Schönheit des Lebens zu reden.

* * *

Ebenfalls ein Gläubiger der Lehre vom Guten und seiner geheimen Macht ist der Schweizer Albert Steffen. Sein Roman heißt „Ott, Aloïs und Werelsche" und handelt in der Hauptsache von der Bekehrung eines blasierten Jünglings zu eben jenem Glauben und damit zu einem bewußten, tätigen Leben. Im übrigen hat Steffen wenig mit

Ginzkey gemein: seine Sprache ist blühend und farbig, ganz auf malerische Wirkungen zielend und bewußt aus dem Quell der Volkssprache gesättigt. Der Stoff bleibt unkomponiert und wird nicht eigentlich aufgelöst, sondern in Ausschnitten episodenhaft beleuchtet. Dadurch bleibt er etwas schwer und fordert am Schluß stark zum Ergänzen und Fortspinnen heraus. Aber die bildhaften Episoden haben eine feine, tiefe Glut und Innigkeit der Stimmung, dabei eine heiter klare Anschaulichkeit und wohlige Fülle, sodaß das Buch dem Leser schön und reich wie eine Reihe köstlicher Ferientage im Gedächtnis bleibt.

* * *

„Die Verhüllte" heißt ein Bändchen Erzählungen von Robert Michel. Die kleinen, merkwürdigen Geschichten und Bilder aus Bosnien und der Herzegowina klingen seltsam exotisch und haben etwas resigniert Klagendes wie die Hirtenlieder und wie die steinige Karstheide jenes Landes. Eine bescheidene, sachliche, auf allen Schmuck verzichtende Sprache, die fast unbeholfen scheint, es aber nicht ist, tut hier — vielleicht ungewollt — ihre starke Wirkung, ergibt eine trockene, getreue Lebenswahrheit und regt doch wunderlich auf, eben weil ihre Einfachheit und Diskretion neben und hinter dem Gesagten so viel ahnen läßt. Diese Wirkung ist gewiß nicht das Resultat stilistischer Überlegung und Absicht, sondern die natürliche Suggestionskraft des intensiv Gesehenen und Erlebten. Man hat nicht das Gefühl, einen Autor, sondern die Dinge selbst reden zu hören, ein Gefühl, das von tausend Büchern nicht zwei zu erwecken vermögen. Die Welt dieser Erzählungen ist klein, abgeschlossen und eng, aber sie ist mit der vollkommenen Sicherheit des Naiven dargestellt, darum fesselt und erquickt sie wie eine Naturerscheinung.

* * *

Ein Erziehungsroman ist „Ödipus" von Willi Speier, ein jugendliches, aber ernstes und bedeutendes Buch, das, abgesehen von seinem dichterischen Wert, hoffentlich unter Eltern und Lehrern empfängliche Leser finden wird. In keinem modernen Roman weiß ich den eigentümlichen Zustand des begabten, denkenden Knaben, dem das ganze träge und gespreizte Wesen der Erwachsenen bedrückend töricht scheinen muß, so schön und so präzis geschildert. Im „Ödipus" ist die Knabenwelt nicht in der üblichen spielzeughaften Art, sondern mit eindringlichem Ernst als ein Stück Leben dargestellt, das seine eigene Schönheit und Trauer, seine eigene Gemütswelt und seine eigenen sittlichen Probleme hat. Für die, denen Erziehungsfragen am Herzen liegen, sei noch angedeutet, daß die Geschichte zum Teil in einem Landerziehungsheim mit Koedukation spielt — nicht als ob das an sich ein Vorzug wäre; aber vielleicht ist es für manche doch ein Anreiz zum Lesen, und den möchte ich gerne geben.

H. Hesse

Titel und Verleger:

Schaffner, Die Laterne,
S. Fischer, Verlag, Berlin

Ginzkey, Jakobus und die Frauen,
L. Staackmann, Leipzig

Steffen, Ott, Alois und Werelsche,
S. Fischer, Verlag, Berlin

Michel, die Verhüllte,
S. Fischer, Verlag, Berlin

Speier, Ödipus,
B. Cassirer, Berlin

Magyarische Barbarei

Ich ersuche folgendes Beispiel zu veröffentlichen. Es ist die wörtliche Wiedergabe eines Artikels in „Groß-Österreich“, — wörtlich, damit die Leser lernen können, wie die Flut der Empörung bei den Nachbarvölkern steigt und steigt.

Asiatische Justiz

Was in Ungarn vorgeht, ist einfach unerhört. In keinem anderen europäischen Staate gibt es eine solche schamlose Gewaltherrschaft. Hier ein neues Beispiel.

Die Gendarmerie von Arad hat am dreizehnten August 1907 den rumänischen Bauer Ilie Hantiu aus Comlausch und den Joan Ardeleanu aus Simand unter dem Verdachte des Diebstahles arretiert. Durch den Urteilsspruch Nr. 11908/907 B des Arader Gerichtshofes wurden sie als unschuldig freigesprochen. Nun aber stellt es sich heraus, daß diese Leute seitens der Gendarmerie die ganze Zeit hindurch in der empörendsten Weise mißhandelt wurden. Es wurde ein Protokoll aufgenommen, in welchem der Arzt Doktor Kocsics Géza konstatiert, daß Hantiu schauerlich gepriigelt wurde, daß sein ganzer Körper von den Schlägen der Gendarmen wund ist und voll blauer Flecken und Brandwunden, daß sein rechtes Auge blutig unterlaufen, daß die Stirne blutig, daß die Brust bis zur Magengegend zerschunden, daß seine Fußsohlen voll Blasen sind von den beigebrachten Stockschlägen.

Auch Joan Ardeleanu, ein Bauer im Alter von zweiundsiebzig Jahren, hatte, als er verhaftet wurde, keinerlei Wunden am Körper. Nach der Untersuchungsbaft konstatiert der Gerichtsarzt: Zahlreiche Wunden infolge des Herausreißens seines Schnurrbartes und seiner Kopfhaare; die Lippe zerschnitten; am Halse Abdrücke von Fingernägeln; am Brustkorb zahlreiche Quetschwunden infolge von Stockhieben und Fersenhieben, vielleicht von Gewehrkolben; die Handgelenke ödematös geschwollen infolge der zu starken Fesseln; die Fußsohlen zeigen sich ebenfalls blasig aufgerieben und ganz wund infolge von Stockschlägen.

Unter der Nr. 7895/907 B wird konstatiert, daß drei rumänische Bauern aus Siria (Vilagosch) fünfzehn Tage lang bei den Gendarmen in Haft behalten wurden. Als sie verhaftet wurden, hatten sie keinerlei Wunden; als sie zum Untersuchungsrichter gebracht wurden, hatte jeder fünfzehn bis dreißig Wunden am Körper, darunter Bajonettstichwunden! Zwei von diesen Bauern wurden vom Gericht unschuldig befunden und freigesprochen.

Unter Nr. 14223/907 B desselben Gerichtshofes wird ebenfalls offiziell festgestellt, daß der vornehme Bauer Petru Sferdeanu, fünfundsechzig Jahre alt, unter der Beschuldigung, ein Diebeshehler zu sein, von den Gendarmen verhaftet, dann auf den Boden geworfen und mit den Füßen getreten wurde. Da die Gemeindevorstehung von Simand in ihrem Gemeindehaus keine Mißhandlungen duldet, führten ihn die Gendarmen in das Gemeindehaus von Nadab, dort banden sie ihn und schlugen ihn furchtbar. Das Gericht befand ihn unschuldig und sprach ihn frei!

Der Bauer Flore Curtea aus Zarand wurde am dreißigsten Juli von den Gendarmen arretiert. Sie hielten und prügelten ihn blutig, dann schleppten sie ihn durch mehrere Dörfer bis zum achten August, als er ihnen entkam und nach Arad zum Advokaten Doktor Marsieu ging, mit diesem zum Untersuchungsrichter. Hier wurde er einvernommen und freigelassen. Er aber wollte nicht in sein Dorf zurückkehren, vor lauter Angst vor den Henkern des Grafen Andrassy. Da gab ihm der Untersuchungsrichter einen Schutzbrief. Trotzdem, sobald er in seiner Gemeinde ankam, wurde er von den Gendarmen neuerdings verhaftet und schrecklich geschlagen. Und obwohl am sechzehnten August der Staatsanwalt selbst, unter Nr. 13187, den Gendarmen befohlen hatte, ihn freizulassen, hielten sie ihn in ihrer Gewalt, führten ihn nach Sant-Ana, von dort nach Boroš-Jenö, schlugen ihn, und erst nach einer neuerlichen Telephonade des Staatsanwaltes gaben sie ihn frei!

Der Bauer Flore Brancu wurde sieben Tage lang von den Gendarmen greulich gemartert, und da er unschuldig war, wurde er unter Nr. 20278 freigesprochen!

Der Advokat Doktor Justin Marsieu, der alle diese haarsträubenden, nur noch in der Türkei vorkommenden Greueltaten bekannt gemacht, wurde vom Gendarmeriekommandanten Szederkényi als „Agitator“ angezeigt! Da heißt es im Berichte Szederkényis an das Ministerium: „Gegenüber einem solchen Volke (dem rumänischen) wäre es ein Fehler, schonungs-

voll vorzugehen .... Folglich verdient die Gendarmerie alle Anerkennung, daß sie diesen Elementen gegenüber ihr Recht vollinhaltlich ausgeübt hat! Was den Rechtsanwalt Doktor Justin Marsieu betrifft, so verbreitet er seine schamlosen Anklagen nicht als Advokat, sondern gewiß als Ausfluß seiner walachischen Gefühle."

Nun aber sind alle die Insamien dieser asiatischen Henkersknechte mit offiziellen Akten bewiesen! Aber was hilft das im „Nationalstaate" dieser Baschibozuks? So sieht es aus in einem Lande, das mitten unter christlichen und gesitteten Staaten von einer wilden Horde von Fanatikern zu einer blutrünstigen Paschawirtschaft „entwickelt" wurde. Und dieses Janitscharenregime, diese Kanaillen werden in Wien gestützt, von Wien aufgepäppelt, von Wien allein gehalten!

Die Engländer machen solche Greueltaten, wenn sie in der Türkei vorkommen, zum Gegenstand von Interpellationen. Kann das Völkerparlament Österreichs zu diesen Schindereien schweigen? Kann es dulden, daß in einer Hälfte dieser Monarchie, die von allen Nationen derselben gemeinsam verteidigt wird, solcher Vandalismus ungestraft sein Wesen treibt? Ist es nicht seine Pflicht, diese asiatischen Zustände zur Kenntnis Europas zu bringen? Dürfen wir einen Staat dulden, der seine primitivste Aufgabe, die Justiz, in so schändlicher Weise erfüllt? Haben wir nicht recht, wenn wir behaupten, der magyarische Staat der kleinen Despoten und großen Schurken muß fallen? Sein weiterer Bestand ist ja eine Schmach und Schande für die europäische Gesittung, eine Gefahr für alle Völker dieses Reiches. Ganz Österreich muß sich zusammentun, um die magyarischen Satrapen niederzuringen, um unseren deutschen, slawischen und romanischen Stammesgenossen in Ungarn zur Freiheit zu verhelfen.

Björnstjerne Björnson

Was geht im Mittelmeer vor?

Kaum waren am sechzehnten Mai 1907 die Verträge zwischen England, Spanien und Frankreich abgeschlossen worden, als sofort eine geschäftige Bewegung auf Malta, Zypern und in Ägypten begann. Das britische Weltreich schuf sich für den Ostteil des Mittelländischen Meeres eine neue Organisation seiner Streitkräfte.

Da für Gibraltar nichts mehr zu fürchten ist, hatte die Seefestung unterm Affenberg das Kommando an Malta abzugeben. Malta schaut gen Sonnenaufgang: der Piräus, Kreta, Saloniki, Smyrna, Zypern und Alexandria sind innerhalb kürzester Zeit erreichbar. In den Dardanellen und vor Konstantinopel kann das englische Mittelmeergeschwader innerhalb nicht ganz dreier Tage erscheinen. Maltas Garnison ist auf viertausendsiebenhundertsechsundfünfzig Mann Infanterie, eintausendfünfhundertzweiundsechzig Mann Festungsartilleristen und vierhundertachtundvierzig Mann Kolonialtruppen, insgesamt auf siebentausendsechshundertsechzehn Mann gebracht Von diesem Kommando sind abhängig: die Garnisonen von Gibraltar mit dreitausendachthundertachtundsiebzig Mann, von Ägypten mit fünftausendachthundertsieben, von Zypern und Kreta mit eintausendeinhundert und die des Sudan und Ostafrikas, englische und eingeborene Truppen mit zirka achtzehntausend Kombattanten. Im Hafen von La Valette liegen zwei große Truppentransportdampfer, desgleichen je einer in Gibraltar, in Alexandria und Port Said.

Die Befehlshaber der englischen Truppen in Ägypten und im Sudan erfreuten sich bisher in Beurteilung der afrikanischen Angelegenheiten und Geschehnisse einer gewissen Unabhängigkeit; die Streitkräfte in West- und Ostafrika mit rund vierzigtausend Mann waren dem Marineministerium unterstellt. Das alles aber hat sich noch vor Neujahr 1908 geändert. Jetzt haben die Minister der Marine, der Kolonien und der auswärtigen Angelegenheiten in London regelmäßig vor jeder Entscheidung über Vorkommnisse im Orient

den Oberbefehlshaber von Malta zu befragen, dem die fortgesetzte Beobachtung und Prüfung der Verhältnisse und Probleme im Ostteil des Mittelmeeres obliegt. Hier handelt es sich um eine militärische Organisation und um eine Mobilisierung der in weitem Aktionsradius von Malta liegenden Streitkräfte Großbritanniens zu dem Zweck, sich unter keinerlei Umständen von Ereignissen auf dem Balkan, in Kleinasien oder Syrien überraschen zu lassen. Diese Kriegsmacht von zirka fünfundvierzigtausend Mann Landungs- und Marinetruppen im Schutz eines starken Panzergeschwaders ist darum nicht zu unterschätzen, weil sie blitzschnell an jedem beliebigen Punkte des Mittelländischen Meeres erscheinen und in Wirksamkeit treten kann.

Der großbritannische Imperialismus liebt es, hin und wieder den germanischen zu kopieren. In derselben Art, wie vor Jahren Kaiser Wilhelm II seinen Bruder Heinrich in die chinesischen Gewässer sandte, so hat jetzt King Edward alsbald an seinen Bruder gedacht, als das wichtige Vertrauensamt auf Malta zu vergeben war: Der Generalinspektor des englischen Heeres, Prinz Arthur William Patrick Albert, Herzog von Connaught und Strathearn, ist zum Oberbefehlshaber auf Malta ernannt worden. Allerdings fehlte bei Übertragung dieser Würde die Mahnung, „mit gepanzerter Faust drein zu fahren." King Edward liebt es nicht, seine Politik in Reden niederzulegen und seine Pläne mit tönenden Worten zu offenbaren; gleichwohl leitet the most gracious majesty King Edward mit seinen Räten Sir Edward Grey, Lord Edm. Fitzmaurice, Earl of Crewe, Lord Lansdowne, Counte d'Elgin, Lord Tweedmouth und Sir Charles Hardinge die internationale Politik Großbritanniens mit einigem Geschick und läßt keinen einzigen der zahllosen dicken und dünnen Fäden, womit britische Erbweisheit den Erdball umspann, aus seinen fetten Fingern fallen.

Der neue Oberbefehlshaber von Malta hat alsbald seine Aufwartung bei seines Bruders Vertrauensmann im Mittelmeer, dem klugen und stillen König Viktor Emanuel III in Rom gemacht. Fünf Tage lang währte der Besuch in der ewigen Stadt. „Wegen Überhäufung mit Geschäften" wurde der dem englischen Herzog nahe gelegte Besuch im Vatikan abgelehnt. Als vor drei Jahren derselbe Herzog von Norfolk, der Gatte der Prinzessin Luise Margarete von Preußen, auf seiner Yacht in der Kieler Bucht kreuzte, hatte er nicht einmal fünf Minuten übrig zur Begrüßung des deutschen Kaisers; allein Wilhelm II enterte mit freundschaftlicher Überrumpelung das englische Schifflein an der Holtenauer Schleuse, um seine Base zu begrüßen. Zärtliche Verwandte! Im Quirinalpalast zu Rom dagegen saßen King Edwards Bruder und Italiens König tagelang zur Abwickelung der Geschäfte beisammen, die schon anfangs 1907 und früher angesponnen worden waren. Die Reisen nach Athen, nach Kartagena, Gaeta und Paris gehörten nämlich zu einem politischen Plan, dessen Folgen erst jetzt ans Tageslicht kommen werden.

König Viktor Emanuel III ist anfangs 1907 mit vier Ministern und großem Gefolge, mit sechs Panzerschiffen und viertausend Mann nach Athen gefahren. Warum? „Politisch belanglose Erwiderung eines Höflichkeitsbesuches." Auch nicht übel! Das Jahr zuvor war der hagere Herr aus Kopenhagen, der seit 1863 Georgios I, König der Hellenen heißt, mit einem Adjutanten in Rom erschienen, und der ganze Pomp seines Aufzuges bestand in dem wehenden Federbusch seines Käppis. Die Machtentfaltung Italiens jedoch vor dem Auge der Orientalen bedeutete zweierlei: Anmeldung der Ansprüche auf Albanien und

die Adriaküste von Antivari bis Vallona bei dem schwerhörigen Österreich und offizielle Auffrischung und Sicherung der alten Sympathien in Griechenland, für deren Erwerb die Legion der italienischen Freiwilligen in der Schlacht von Domokos gegen Abdul Hamid ihr Blut vergossen hat. Gleichzeitig erfuhr der Großtürke am Goldenen Horn durch diesen Besuch Viktor Emanuels III beim Schwager King Edwards und Oheim des Zaren Nicolai Alexandrowitsch, daß der Italiener nicht zu seinen Freunden, sondern zu seinen Bedrängern gehöre. Stillschweigende Liquidation der Dreibundmasse?

Beinahe gleichzeitig hatte Englands König in London den Herzog der Abruzzen als den „Vertreter der uns befreundeten und verbündeten Nation" gefeiert, weil dieser mit englischer Unterstützung den Ruwenzori erklettert hatte. Am achtzehnten April 1907 kam er selber eilends von Kartagena, wo er das spanische Geschäft abgeschlossen, mit zwei Panzerkreuzern und Sir Charles Hardinge nach Gaeta und unterhielt sich zwei Stunden lang mit Viktor Emanuel III. „Das war die Antwort auf Rapallo", orakelte der Secolo.

Es folgte die Friedenskonferenz im Haag. Dort hat Großbritanniens Vertreter, Sir E. Fry, in richtiger Arbeitsteilung die bukolische Schalmei für progressive Abrüstung mit Virtuosität geblasen, während gleichzeitig sein Vaterland fortfuhr, selber zu rüsten und seine Freunde zum Rüsten anzuspornen. Die Armee-Reform des Kriegsministers R. B. Haldane, privy Councillor, verleiht mit einem Male dem vordem viel belächelten Heere Old Englands eine rasche Mobilisation, einheitliche Zusammenfassung der verschiedenartigen Bestände und eine bedeutend erhöhte Schlagfertigkeit auch in einem Angriffskriege. Spaniens Cortes bewilligten einstimmig unter dem Jubelgeschrei: „Guerra con todos y paz con Inglaterra" zweihundert Millionen Franken als erste Anzahlung für den Neubau seiner Kriegsflotte. Die verbündeten Westmächte haben es in St. Petersburg durchgesetzt, daß Rußland mit größter Schnelligkeit seine Kriegsmarine erneuert. Zweitausendeinhundertsechzig Millionen Rubel bewilligt das aus tausend Wunden blutende Reich Nikolaus II, um baldmöglichst mit dreißig Panzereinheiten in der Ostsee erscheinen zu können. Die französische Republik will dabei mit Rat und Tat dem nordischen Verbündeten beispringen und entsendet darum ihren tüchtigsten Fachmann im Flottenwesen, den Admiral Touchard, als Botschafter an die Newa, um außerdem, und zwar nebensächlich, darzutun, „daß das französisch-russische Bündnis einen militärischen Charakter besitze" (Temps). Man ersieht aus dieser auftrumpfenden Notiz, daß die allzu sichtbare Geschäftigkeit des Botschaftsrats Dr. von Miquel in St. Petersburg allarmierend wirkte. — Frankreichs Rüstungen sind mit dem neuen Cadresgesetz noch nicht abgeschlossen. Der Ausspruch des Abgeordneten August Bebel im deutschen Reichstag, daß die französische Republik längst an der Grenze ihres militärtüchtigen Menschenmaterials angelangt sei, trifft nicht den Kern der Frage. Richtig ist nur soviel, daß la belle France en Europe mit ihren siebenunddreißigundeinhalb Millionen Franzosen die relativ höchste Aushebungsziffer unter den Großmächten aufweist. Aber dem europäischen Frankreich steht ein französisches Kolonialreich von elf Millionen Quadratkilometern mit über fünfundvierzig Millionen Einwohnern gegenüber. Die Kolonialtruppen führt die Militärverwaltung Frankreichs mit Ausnahme der drei in Paris, Brest und Toulon stehenden Divisionen in ihrer liste théorique de paix nicht auf; es befinden sich darunter allein drei-

undfünfzig Bataillone eingeborner Infanterie: Tonkinesen, Annamiten, Madagaschen und Jäger von Senegal. Diese Bestände können ohne die mindeste Anstrengung verdoppelt und verdreifacht werden. Der in Kolonialsachen sachverständige Abgeordnete für Oran, der frühere Minister Etienne, will durch Anwerbung von dreißigtausend Arabern das neunzehnte Armeekorps auf fünf Divisionen mit siebenundachtzigtausend Mann bringen. Die Militärtechniker im Kriegs- und Marineministerium zu Paris dagegen planen die Errichtung zweier neuer Armeekorps Kolonialtruppen, deren Cadres sie — wie beim neunzehnten in Algier — zu einem Drittel mit europäischen Franzosen und zu zwei Dritteln mit Eingeborenen füllen wollen. —

„Wir stehen am Vorabend historischer Ereignisse von großer Tragweite" —, sagte der Marquis Baquehem, der ausgezeichnete Kenner der internationalen Politik und Berichterstatter in der Delegation Österreichs. —

Spectator alter

Lebendige Kraft im Türkentum

Der in Scherz und Ernst landläufige Schlager von der kranken Türkei ist für den Kenner des wahren Türkentums bedeutungslos. Krank ist im Reiche des Halbmonds nur die rückständige, korrupte Regierung, krank der Handel und Unternehmungsgeist, der durchaus nichttürkisch ist, da er ausschließlich von Armeniern, Juden, Griechen oder von Mischlingen, den Levantinern, die alle kaufmännische Moral auf den Kopf stellen, gehandhabt wird, als krank kann noch ein großer Teil der abendländischen Fremden in der Türkei angesprochen werden, die sich die fatalistische Flauheit der Mohammedaner zunutze machen, um unsauberen Raubbau auf allen Gebieten zu treiben, — aber das Türkentum selbst ist gesund, kerngesund.

Das europäische Urteil über das türkische Element setzt gewöhnlich entweder an den Erscheinungen von Verweichlichung, Verderbtheit, Listigkeit und Geldgier an, wie sie Konstantinopel unter dem Druck eines zentralistischen, persönlichen, auf Mißtrauen und Angeberei beruhenden Regiments aufweist, oder aber an die Wildheit und Brutalität der türkischen Wehr gegen die nicht minder wilden und brutalen Abbröcklungsversuche der nichttürkischen Rassen und Völker in den Provinzen des Reiches. Dabei wird nicht bedacht, daß das reine Türkentum in der Hauptstadt fast ganz verdrängt ist, und daß die dort verbliebenen Türken zumeist nur Spekulanten auf die Mißwirtschaft der Regierung sind, Leute von Eintagsmoral, die heute in Ansehung unsicheren Morgens zusammenraffen müssen, was ihnen nur unter die Hände kommt. Und ebensowenig wird bedacht, daß die Provinz in kultureller Vernachlässigung, ohne das Knochenrückgrat einer gesunden Regierung und einer geregelten Justiz seit Jahrhunderten teils mit Absicht, teils aus Indolenz auf diesem Tiefstand niedergehalten wird, und daß sie die Ausschreitungen, welche die öffentliche Meinung des Abendlandes zu der Sentenz bringen, die Türken müßten aus Europa hinaus, immer nur auf Parole aus Konstantinopel begangen hat und begeht. Wieder mit einem Schlager, dessen Berechtigung bei einigermaßen tieferem Studium des reinen Türkentums sofort hinfällig wird mit dem Wort vom Giaur, der Minderschätzung des Menschenwertes eines Nichtmoslims in türkischer Anschauung, will man beweisen, daß es vergeblich sei, ein Zusammenleben in friedlicher

Arbeit und Gemeinsamkeit zwischen Türken und Christen zu erhoffen. Die Legende, daß Türken nur in der alten Herrenrolle gegenüber den Andersgläubigen, den „Christenhunden", denkbar seien, wird, wenn man sich der Mühe unterzieht, das Nebeneinanderwirken friedsamer Agrarier verschiedener Religion und Rasse in der türkischen Provinz zu studieren, wenn keine politische Agitation dazwischentritt, bald in ihr Nichts zusammenbrechen. Auch der oft ins Treffen geführte Umstand, daß das türkische Element in einem Lande mit christlicher Spitze nicht leben könne und wolle, wobei auf die Rückwanderung der Türken aus Kreta und aus Bosnien und der Herzegowina hingewiesen wird, muß hinfällig werden, wenn man die wahren Gründe dieses Zurückströmens der Mohammedaner aufdeckt. Immer wieder ist es das herrschende türkische Regierungssystem, welches das Losungswort dafür ausgibt, in der Tendenz, den Glauben an die geheime, für die politische und kulturelle Außenwelt unheimliche, weil nicht zu verifizierende Macht des schlummernden, aber zu gegebener Zeit zu erweckenden islamitischen Fanatismus aufrechtzuerhalten. Dahin gehört auch die von Konstantinopel aus sorgsam behütete Wildheit und Abgeschlossenheit Albaniens, des Tigers an der Kette, der äußerstenfalls gegen das Abendland losgelassen werden sollte. Wer aber Albanien kennt, weiß auch, daß der Tag gar nicht ferne ist, an dem die Arnauten, die weder Islam- noch Sultansfanatiker, sondern schlaue Rechner sind, ihren Vorteil nicht mehr darin erblicken werden, die Drohbestie des Yildiz zu spielen.

Die Absichten des herrschenden türkischen Regiments, die Außenwelt glauben zu lassen, daß die latente Kraft des Türkentums in jener nur mühsam niedergehaltenen Wildheit und in dem fanatischen Grundhaß liege, die eines schönen Tages zu einem fürchterlichen Ausbruch kommen könnten, sind durchsichtig. Tatsächlich liegt die lebendige Kraft, die dem ganz gesunden Türkentum innewohnt, auf wesentlich anderen, die Interessen und Moral des Abendlandes nicht bedrohenden Gebiete. Es handelt sich hier nicht darum, dem türkischen Volkselement ein Loblied zu singen, obwohl es den Vergleich mit allen anderen Rassen und Nationen, welche die Balkanhalbinsel bevölkern, siegreich bestehen könnte, — es soll nur auf Grund vieljähriger Beobachtungen ein richtiges Bild des großen Gegensatzes zwischen dem kranken Regime am Bosporus und dem gesunden Türkentum vorführen, das längst in seiner Mehrheit mit den verrotteten Ansichten einer islamitischen Vorherrschaft und ihrer unzeitgemäßen Herren- oder Begmoral abgerechnet hat.

Daß das Türkentum im Grunde gar nicht intolerant ist, läßt sich zum Beispiel leicht aus der nationalen und politischen, sehr selbstständigen Entwicklung der bulgarischen, griechischen, serbischen Bevölkerung in Makedonien erweisen, die, obwohl lange im Hörigkeitsverhältnis stehend, sich ganz unbeirrt zu Nationalitäts- und Glaubensinseln zusammenschlossen, ohne daß eine islamitische Einsprengung auch nur versucht wurde. Im Gegenteil, der Türke räumte in den meisten Fällen den Platz und ließ sich christliche Mehrheiten bilden. Man löse den fleißigen, genügsamen, friedfertigen türkischen Agrarier, den ehrlichen, vertrauensvollen, sein Wort und seine Verpflichtungen stets einhaltenden türkischen Kaufmann ab von dem verderblichen Einflusse der Konstantinopler Macht, von der Verhetzung durch die in Regierungsabhängigkeit stehende islamitische Geistlichkeit, und verhindere die fortgesetzten nationalen und politischen Agressionen der christ-

lichen Balkanvölker,—und das friedlichste Nebeneinander von Türken und Andersgläubigen ist gewährleistet. Als ein vollgültiger Beweis für die ganz bedeutende, im Türkentum steckende lebendige Kraft kann wohl gelten, daß es weder dem korrupten Regierungssystem nach dem oft demoralisierenden Wettbewerb der die Türkei ausbeutenden Fremden gelungen ist, die Grundzüge des Volkscharakters, Einfachheit, Nüchternheit, Arbeitsfähigkeit, Mildtätigkeit, Ehrlichkeit zu verderben.

Daß der Islam das Türkentum hindere, ein in der europäischen Staatengemeine lebensfähiges, wenn auch unter einer eigenen Moral, die aber durchaus den Grundsätzen der Menschlichkeit nicht widerspricht, stehendes Element zu werden, ist ein Ammenmärchen. Abgesehen davon, daß der religiöse Fanatismus der rein türkischen Bevölkerung durch die Reibungen im täglichen, öffentlichen und Handelsleben fast allseitig zurückgedrängt ist, die Exzesse religiöser Unduldsamkeit überhaupt nur auf Anstiftung des herrschenden Systems zurückzuführen sind, welches die türkische Welt unter keinen anderen Feldruf für seine Sache engagieren konnte, als unter dem der angeblich gefährdeten Religion, weil es die politische und nationale Erziehung zur Zusammengehörigkeit aus anderen Gründen vernachlässigte, dringt Kultur und Aufklärung immer mehr in das Volk. Und der Aufnahmeboden ist gut, weil das Türkentum gesund ist.

Was sich bisher in Konstantinopel oder im Ausland als Reformtürken gab, war allerdings nicht ernst zu nehmen. Im Yildiz hat man bei der Einschätzung der Mehrheit dieser Neuerer mehr Menschenkenntnis gezeigt als das kluge Abendland, das den Programmen dieser Leute gläubig lauschte. Dort bot man ihnen hiegegen Rückkaufssummen — kleine grünseidene Beutelchen mit türkischen Goldstücken an — und erreichte fast immer sein Ziel.

Dennoch ist das Türkentum reformfähig.

Nur müssen die Reformmacher die Bauernregel befolgen: alles schickt sich nicht für einen.

Die konstitutionellen, westeuropäischen Doktrinen haben, einfach ohne Anpassung nach Rußland übertragen, ein Fiasko erlebt. Die abendländische Moral, ohne weiteres als Zwangsjacke nach der Türkei importiert und angewendet, würde den gleichen Mißerfolg ernten. Wenn die Chinesen sich weigern, die schwarze Farbe als Zeichen der Trauer anzunehmen und behaupten, daß weiß ihren Anschauungen über diese Empfindungen besser entspräche, ist damit noch nicht gesagt, daß China reformunfähig sei. Andere Kultur, andere Grundanschauungen, andere Moral, andere Empfänglichkeit wollen ihren Anteil an dieser Arbeit, erheischen alle Berücksichtigung. Und das muß natürlich auch für das Türkentum gelten. Seine lebendige Kraft ist keine Drohung gegen Europa, sie ist die Basis für die Zukunft dieses gesunden Volkes.

N. Freiherr von Stetten

Primaneraufklärung

Jeder Akademiker, überhaupt jeder Mensch, dem es am Herzen liegt, daß die deutschen Jünglinge möglichst vor den mannigfachen Gefahren sexueller Natur geschützt werden, begrüßt es mit Freuden, daß die Abiturienten der höheren Schulen nach dieser Richtung hin offiziell aufgeklärt werden sollen.

Freilich, meine persönliche Ansicht geht dahin, daß eine soziale Aufklärung, besonders in Geldsachen und Geldverwaltungssachen, viel nötiger wäre.

Wenn ich dies so schlechthin behaupte, so klingt es aus dem Munde eines Mediziners, besonders eines solchen, der in seinem Spezialberufe so oft die schweren, schweren Folgen geschlechtlicher Erkrankung und Verirrung zu sehen bekommt, etwas absonderlich.

Die Primaner sind in sexuellen und sexualpathologischen Dingen gar nicht so unaufgeklärt, wie dies als Voraussetzung für jene Aufklärungsbemühungen hingestellt wird. Ich weiß, daß in den oberen Klassen der höheren Schulen genug Bücher, auch solche mit wirkungsvollen Illustrationen, stets in heimlichem Umlauf waren und sind, aus denen die Schüler viel eingehendere und drastischere Aufklärung schöpfen, als sie ihnen der Lehrer in wohlgesetzter Rede zu geben vermag. Wenn die günstige, die abschreckende Wirkung dieser Bücher auf der Universität nicht lange anhält, so kommt dies daher, weil die gelehrten pharmazeutischen und medizinischen Freunde alsdann in ihrer Weisheit der Vorsicht und der Angst der Kommilitonen aus den anderen Fakultäten mit dem Hinweis begegnen, daß ja alle die möglichen Krankheiten mit diesen und jenen Mitteln unfehlbar — sie sind stolz auf ihre bereits gesammelte wissenschaftliche Erfahrung und auf das bereits erlernte Können — zu „heilen" seien. Wie leicht sind da im Nu alle noch so wohlgemeinten und noch so gut begründeten Ratschläge der gelesenen Bücher oder gar erst der früheren Lehrer in den Wind geschlagen!

Anders hinsichtlich des Soziologischen. Es ist geradezu erschreckend und der Öffentlichkeit nicht genügend bekannt, wie der deutsche Jüngling, besonders der Student, auf sozialem Gebiete so ganz und gar nicht erudiert ist. Er ist und bleibt so lange ein reines Kind in diesen Dingen, bis er durch Schaden am eigenen Leibe klug geworden ist.

Der Abiturient hat keine Ahnung davon, was zum Leben gehört, was das Leben kostet, wie die Werte entstehen und vergehen, was die Begriffe „Erwerb", „Besitz", „Geld", „Geldeswert" bedeuten, welche sozialen Faktoren voneinander abhängig sind, und wie andere wieder ineinander greifen, was mein und dein ist. Ich sage dies wohlüberlegt. Denn es ist gerade in letzterer Hinsicht fürchterlich, wieviel Kassenverwalter in den studentischen Korporationen Veruntreuungen begehen, gesammelte und abzuführende Gelder bei vorliegendem Eigenbedarf „einstweilen" für sich verwenden, wie unordentlich die Kassenbuchführungen sind, wie soviele Studenten es beim gegenseitigen Geldleihen mit der Bestimmung und dem Innehalten der Rückzahlungstermine nicht genau nehmen, welcher Unfug mit Wechseln getrieben wird, mit welcher Leichtlebigkeit Schulden gemacht werden, mit welcher Forschheit die Eltern in Geldsachen hintergangen werden. Und dies alles meist nicht aus angeborener oder erworbener Schlechtigkeit, sondern tatsächlich aus völliger Unkenntnis über die bestehenden Rechts- und Moralbegriffe und die soziale Ordnung. Wie mancher ist an dieser Ignoranz zugrunde gegangen!

Hier vor allem müßte die Aufklärung einsetzen, und zwar in offizieller Lehrstunde schon von Obersekunda an. Das auf diesem Wege Erreichte läuft nicht Gefahr, später paralysiert zu werden. Hier verdirbt kein „fachmännisches Obergutachten" die bereits erzielte gute Wirkung. Auf diesem Gebiete könnte eine erfolgreiche Reform respektive eine Ergänzung des Schulunterrichtes Segen stiften zum Wohle des einzelnen, zum Wohle der akademischen Berufsstände, zum Wohle aber auch der — res publica.

Dr. med. Wiedeburg

Glossen

Politische Physik

Wer die Tätigkeit unserer Parlamente auf ihren Nutzeffekt hin prüft, findet besorgten Herzens ein auffälliges Mißverhältnis zwischen sit venia verbo Geschrei und Wolle. Dem Resultat gegenüber fragt man sich grübelnd: wohin sind die aufgewandten Kräfte verflogen? Gilt nicht mehr, was Julius Robert Mayer im Jahre 1842 aussprach: „Kräfte sind unzerstörliche, wandelbare, imponderable Objekte?" Wo bleibt die Äquivalenz von „Wärme" und Arbeit? Muß das Gesetz von der Konstanz der Energie vor den Toren des Reichstags demütig und bescheiden Halt machen? Existiert es überhaupt noch? Oder ist es abgeschafft, ist es enteignet worden?

Eben zur rechten Zeit lesen wir in einer württembergischen Zeitung folgende Notiz, dazu angetan, die bange Frage zu klären:

> Heilbronn, 18. Februar. In der Presse ist hier in letzter Zeit mehrfach angeregt worden, das Wohn- und Sterbehaus des berühmtesten Sohnes unserer Stadt, Robert Mayer, des Entdeckers des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, das jetzt im Besitz des Weingärtners Winter ist, anzukaufen, und so weiter.

... So also stehen die Dinge!

Freier Betätigung, freiem Wettbewerb entzogen, fristet das „Prinzip" bei Weingärtner Winter — in der guten Stube wohl und unter Glas und Rahmen — ein stilles, kleinbürgerliches Dasein!

Was sagt der Herr Reichskanzler dazu? Möchte er nicht naheliegende Folgerungen ziehen? Möchte er nicht, bevor es zum äußersten kommt, dem gegebenen Mann, D. Naumann, Mitglied des Reichstags für Heilbronn, die Einleitung von Recherchen und Verhandlungen zwecks Wiedergewinnung und Wiedereinführung des kostbaren Gutes nahelegen, selbst auf diese und jene Gefahr hin?

O

Männer mit Armbändern

Wann normwidriges Empfinden strafbar ist, — das mögen die Staatsanwälte und die sogenannten Gesetzgeber herausknobeln.

Fest steht aber, daß ein Mann nicht tun soll, wie wenn er ein Weib wäre.

Weiberart ist es, goldene Armspangen zu tragen.

In den Tagen des Alten Bundes haben junge Weiber sogar goldene Spangen über den Knöcheln mit kurzen, von einem zum andern Fuß reichenden Kettchen getragen, um die Schrittchen zu verkleinern.

In Europa, in Deutschland und in Berlin haben seit etzlichen Jahren die Mannsbilder angefangen, Weiberketten am Handgelenk zu tragen. Halb ist es Sport, halb ist es Flirt; kokett rutscht die Kette unter der bunten Manschette über das Handgelenk, und die goldenen Kettenglieder glitzern am Spieltisch und im Ballsaal, auf dem Rennplatz und im Theater. Der Kavallerist und der Korpsstudent, der Commis interessé und der feudale Gutsbesitzer, der begnadete Künstler und sein Mäzen, kurz vieles, was sich nobel dünkt, läßt die goldenen Spange blitzen.

Die neue Mode ist hoffähig. Ich habe bei Prinzen und Fürsten und selbst bei Herrschern von Gottes Gnaden die Kettenringe klirren hören.

Der goldene Schmuck ist ein Element der Handpflege geworden. Wo die Glasur langer Nägel mit Stolz verkündet, daß die Finger nur zu feudalen Bewegungen und Griffen benutzt werden, da wird diese feminine Vermutung durch das feminine Goldplakat feierlich bestätigt.

Ich sah in Rom eine alte römische Metallspange; darauf war eingegraben: Fugi. Tene me. Si revocaveris dominae Zoninae, accipis solidum. Das heißt: Ich bin entlaufen. Halte mich. Wenn du mich der Frau Zonina wiederbringst, bekommst du einen Taler. Das angeschmiedete Band war das Erkennungszeichen des Sklaven.

Ich lese diesen Spruch auf jedem männlichen Goldband und frage mich immer, wer die Zonina des Spangenträgers ist.

Man tauscht das Armband meist mit einer Dame. Faute de mieux on change avec sa femme. Der Hauch von Illegitimität, der aber meist von dem Gold ausströmt, geniert mich nicht sonderlich. Doch das Parfüm der Weibernachäffung ist zuwider. Und ein richtiges Gschpusi will keinen Gscherten mit einer Spangen.

Die Kriegsminister reden von dem ausgezeichneten Geist des Offizierskorps, und sie wollen, wo sich ein femininer normwidriger Zug in das männliche Charakterbild der Armee einschleicht, auf der Wacht stehen und einschreiten.

Der Generalleutnant Staats- und Kriegsminister von Einem und sein französischer Kollege sollten korrespektive Ordres erlassen des Inhalts:

„Weiberketten dürfen in der „Armee nicht getragen werden."

Auf daß wenigstens am Kriegsvolk die Verheißung erfüllet werde:

„Der HERR wird ihr geschmeide wegnehmen, die kettlein und die armspangen."

(Jes. 3, 17, 19)

Gilt das Geschmeide erst als unkriegerisch, so gilt es bald als unmännlich. Ist es unmännlich, so werden auch die Zivilisten diesen Firlefanz den Homosexuellen allein überlassen.

Dr. phil. et jur. Heinrich Hutter

Ein Albdrücken

Ich ging mit Heinrich Heine in Hamburg auf dem Jungfernstieg spazieren.

Bei Kempinski begegneten wir einem Haufen lärmender Menschen mit geröteten Gesichtern. Sie hatten etwas Erfrischendes an sich. Eine Frische, die nur reine Gemüter auszuströmen vermögen, die noch nicht durch allzuvieles Denken verdorben sind.

„Wer mag das sein?" fragte ich Heinrich Heine.

„Nun, wer wird's sein," sagte er, „eine Handvoll Junker, die nichts gelernt haben als ein bißchen Roßtäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmenkünste."

Das haben sie gehört, und tatkräftig, wie sie sind, haben sie mich erwischt. Heinrich Heine war ein Geist, der saß mit einem Satz wieder auf dem Montmartre und lachte.

Zur Strafe haben sie mich in ihre Obotritenheimat geschleppt und dort zum Schulmeister gemacht.

Ich mußte die Jugend lehren.

Das heißt: das war eigentlich mehr Nebensache. Vor allen Dingen mußte ich den Kirchhof harken, die Glocken schmieren und die Gräber graben, vor dem Pastor mit dem Schweife wedeln und vor dem Patronate auf dem Bauch kriechen.

Auch läuten mußte ich die Kirchenglocken.

Und da ich läutete und die vollen Töne die Fluren füllten und über Wälder und Hügel dahinfangen, legte

ich alles hinein, was mir das Herz bedrückte, und ich glaubte, es würde jemand kommen und mir helfen. Ihm wollte ich erzählen, wie ich die Glocken schmieren und läuten, wie ich den Kirchhof harken und die Gräber graben, wie ich mit dem Schweife wedeln und auf dem Bauche kriechen muß, und wie sie mich zwingen, die Jugend verdummen zu lassen, diese „Handvoll Junker, die nichts gelernt haben als ein bißchen Roßtäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmenkünste."

Ich habe lange geläutet, aber es ist niemand gekommen. Dann bin ich in Schweiß gebadet erwacht.

Dem großen Manitu sei Dank, ich bin doch kein Schulmeister in Mecklenburg.

Ad. Wittmaack

Das neudeutsche Straßburg

Die Elsässer stehen mitten im Kampfe um eine Verfassung. Die Antwort, die sie auf ihre Bitte um völlige Gleichberechtigung mit den übrigen Deutschen erhalten haben, war der nicht unähnlich, die den Preußen auf ihre Wahlrechtsinterpellation geworden ist. Man gewöhnt sich an alles, — an alles.

Nun sprach ich vor einiger Zeit mit einem Bekannten über die ungerechte Behandlung, die den doch auch deutschen Elsässern zuteil wird, und erhielt auch eine Antwort. Nämlich die: „Die Elsässer können zufrieden sein, daß sie deutsch werden konnten. Was wäre denn Straßburg? Was war es denn vor 1870?"

Diese Antwort entspringt einer ganz allgemeinen Ansicht. Straßburg, so glaubt man, sei erst durch die Deutschen wieder zu dem gemacht worden, was es heute ist. Diese lächerliche Selbstüberhebung ist ein preußischer Importartikel bei uns im Süden.

Sehen wir einmal von dem Verfassungskampf der Elsässer und ihrer Zurücksetzung im Reiche ab, und betrachten wir einmal das neudeutsche Straßburg. Schauen wir einmal nach, was die Deutschen aus der Illstadt gemacht haben, vor allem, was sie gebaut haben. Denn wenn wir in Süddeutschland von Straßburg als einer hervorragend schönen Stadt reden, denken wir an ihre architektonischen und malerischen Vorzüge.

Die Altstadt. Sie hat ihren eigenartig heimeligen Charakter behalten. Das heißt, man hat ihn ihr nicht rauben können. Das Schloß, in dem das Museum Aufstellung gefunden hat, das Lyzeum, das Theater, das nach alten Plänen so aufgeführt wurde, wie es vor seiner Einäscherung durch die Beschießung 1870 ausgesehen hatte, sind Bauten, die architektonisch sehr wirkungsvoll und malerisch sind. An diese reihen sich das Statthalterpalais, das Stadthaus, das heutige Generalkommando und eine große Zahl Privathäuser im Renaissancestil. Sie alle sind unter französischer Regierung entstanden und geben Straßburg den Grundton seines wunderbaren Stadtbildes. Die architektonischen Schönheiten der Renaissancebauten in der Brandgasse und ihr bewegungsreicher Skulpturenschmuck zeigen die vollendete Kunst ihrer Erbauer und Schöpfer.

Und nun gehe man nach der Vorstadt hinaus und suche die neudeutschen Bauten auf. Da steht plump und überladen der Kaiserpalast. Er hat den einzigen Vorzug, daß er viel Geld gekostet hat. Und es hätte doch wahrlich an Beispielen für einen schönen Palastbau nicht gefehlt. Und wie der Kaiserpalast, so sind alle anderen neuen Bauten architektonisch gleichgültige Werke. Man wird kaum eine Ausnahme finden. Das Landesausschußgebäude, die Universität

und ihre Bauten und, um allem die Krone aufzusetzen, die Oberpostdirektion. Auch an den alten französischen Kasernen haben die deutschen Architekten nichts gelernt. Man kann auch eine Kaserne schön bauen. Das zeigen uns die Napoleonskasernen in ihrer gediegenen Einfachheit. Aber sie müssen den gelben Backsteinhäusern, die man unseren Soldaten baut, Platz machen.

Zusammenfassend dürfte die deutsche Bautätigkeit in Straßburg seit 1870 auch nicht im geringsten mit der französischen zu vergleichen sein. Es ist jedem, der einen lieben Eindruck von Straßburg mitnehmen will, anzuraten, auf der Fahrt nach der Orangerie mit ihren eigenartigen Meisterwerken, die neben vielem schlechten Neuen erhalten blieben, die Augen zuzumachen, sobald er die Altstadt verläßt.

So sieht es im neudeutschen Straßburg aus. So ehrt man das Vermächtnis des großen Erwin von Steinbach und seines Erweckers Goethe.

Otto Ernst Sutter

Der Antiklerikalismus als Exportartikel

„Le cléricalisme c'est l'ennemi!" sagte Gambetta, als er der französischen Geistlichkeit den Fehdehandschuh hinwarf, aber er fügte hinzu: „L'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation." Diese Moral mit doppeltem Boden ist für die französische Politik lange Jahre maßgebend gewesen. Frankreich hatte das Protektorat über die Katholiken im nahen und fernen Orient, und es schien, als ob zum mindesten dort die katholischen Missionen überall mit demselben Eifer dem atheistischen Frankreich wie der alleinseligmachenden Kirche dienten. Seitdem aber die älteste Tochter der Kirche von dieser gar nichts mehr wissen will und alle Beziehungen zu ihr abgebrochen hat, muß sich die französische Diplomatie im Auslande wohl oder übel ohne klerikale Krücken zurechtfinden. Hier schien nun das modernste Frankreich seine Achillesferse zu haben. Die Freunde der von den Staatskrippen verstoßenen Geistlichkeit stimmten schauerliche Klagelieder über den Anfang vom Ende französischen Ansehens und Einflusses im Auslande an. Nach ihnen ist der große Zauberer auf dem Throne Englands der eigentliche Urheber des Trennungswerkes. England stehen die katholischen Missionen im Wege; deshalb mußte Frankreich, das schützend seine Hand über sie hielt, entweder vernichtet oder dazu gebracht werden, aufzuhören, katholisch zu sein. Diesen Gedanken enthält die Schrift des ehemaligen französischen auswärtigen Ministers Flourens: „La France conquise" in allen möglichen Variationen. Die Männer des neuen Kurses haben jedoch schon bewiesen, daß es auch in der äußeren Politik ohne den Klerikalismus geht. Ja, sie zeigen sogar, daß hier gerade mit dem Antiklerikalismus viel anzufangen ist. „Mission laïque française" nennt sich die Gesellschaft, die sich gleichsam mit dem Export französischen Antiklerikalismus befaßt. Ihr Präsident, Mr. Aulard, Professor an der Pariser Universität, kehrte kürzlich von einer langen Reise zurück, die er im Auftrage der Regierung nach dem Orient unternahm. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen legte er in einem Vortrage auf der Generalversammlung der Gesellschaft dar, die in diesen Tagen in Paris abgehalten wurde. Die katholischen Schulen, meint Aulard, übten nur über einige hunderttausend römische Katholiken Einfluß aus; mehrere tausend Griechen und viele Millionen Muselmanen blieben davon ganz unberührt. „Die Kongregationisten können unsere Sprache lehren, nicht aber unsere

moderne Kultur, nicht unsere moderne Kunst, noch den Geist unserer Institutionen. Unter den Lehrern der Missionsschulen mag es Leute von gutem Willen geben, die nichts lieber täten als den Geist ihres Unterrichts modernisieren; aber sie sind nicht frei, sind ohnmächtig, sind gezwungen, Rom zu gehorchen." Überall, wo weltlicher Unterricht ernsthaft eingerichtet sei, erziele man vorzügliche Wirkungen. Das bewiesen die in Konstantinopel und Saloniki bestehenden stark besuchten französischen Gymnasien. In einer glänzenden Rede verteidigte der Kammerpräsident Henri Brisson bei derselben Gelegenheit die Sache französischen weltlichen Unterrichts im Orient. Gerade dort, wo sich Religion und Nationalität zu decken pflegten, verschaffe man sich Feinde statt Freunde durch alle Proselytenmacherei. Und dann lehrten die Konfessionsschulen nicht das moderne Frankreich kennen. „Das Frankreich von heute ist es, das in unsern Kolonien und anderwärts im Auslande dargestellt werden muß .... Es ist nicht nur seine Sprache, es ist sein Geist, der in diese Regionen getragen werden sollte; und dem Geist des jetzigen Frankreich entspricht es gewiß nicht, eine fremde Religion anzugreifen; er gebietet vielmehr, solche zu achten und jene verschiedenen Nationen erkennen zu lehren, was uns mit ihnen verbinden kann, statt ihnen etwas darzustellen, was uns unvermeidlich von ihnen trennen muß." Daß die Verquickung von auswärtiger Politik und Missionstätigkeit keinen wahren Segen bringt, darin sind sich alle unparteiischen Kenner überseeischer Verhältnisse einig. Frankreich hat mit einer weltlichen Kulturpolitik im Auslande den Anfang gemacht, wodurch auch die wissenschaftliche Lehrtätigkeit der Missionen überflüssig wird. Es marschiert also heute wirklich an der Spitze der Zivilisation.

Otto Corbach

Patriarchalisches

Gelegentlich einer Gerichtsverhandlung wurde festgestellt, daß ein Fabrikant in Gräfental mit zweiundsechzig seiner Arbeiterinnen intim verkehrt und fünfzig Kinder von ihnen hatte.

Das erinnert an die patriarchalischen Verhältnisse der grauen Vorzeit, als man noch nicht wußte, daß der Angelpunkt des Lebens Sünde ist, und nicht einmal hinter den Busch ging deswegen.

Das Vorkommnis sei ein Zeichen der Zeit, sagt die Zeitung, der ich die Mitteilung entnehme.

Irrtum.

Der selige Priamos, Salomo, Karl der Große und unzählige andere, alle hatten viele Weiber.

Wo immer ein Vollmensch genügend Macht besitzt, scheint er sich zum Pascha auszubilden.

Karl der Große war sogar ein guter Christ dabei, und seine Gebeine wurden heilig gesprochen. Es ist augenscheinlich leichter, ein Heiliger zu werden, wenn man Karl der Große ist, als wenn man Gottlieb Friedrich Meier heißt.

Die freie Vermischung der Urmenschen liegt uns noch zu sehr im Blute; deshalb haben wir die vielen Kalamitäten mit der ehelichen Treue.

Am besten scheinen sich die Engländer damit abzufinden. Aber die Engländer dürfen auch nicht „Magen" sagen, und doch bildet dieses Organ einen wichtigen Bestandteil ihres Menschen; wer weiß, wieviel Begehren sie uns hinter ihrer steifleinenen Hemdbrust verbergen.

Der Amerikaner nähert sich der Polyandrie. Wenn ein Mann nicht mehr so viel verdienen kann, wie die Amerikanerin gebraucht, wird sie deren zwei haben müssen, das ist evident. Die Amerikanerin scheint den punctus puncti in der Ehe als quantité negligeable anzusehen. Sie erblickt den Beruf des Weibes im Geldausgeben.

Der Franzose hat etwas von der patriarchalischen Ungeniertheit seiner Vorväter beibehalten, und der Deutsche schwebt zwischen angelsächsischer Prüderie und gallischer Offenherzigkeit.

Im Grunde genommen zerfallen sie aber alle in nur zwei Kategorien, nämlich die, die es wagen, und die, die es nicht wagen, ihrem inneren Menschen ins Gesicht zu sehen und daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Die es nicht wagen, das sind die guten, die anderen sind die verlorenen Schafe.

Der verlorenen Schafe werden immer mehr. Eines Tages wird wieder aus der Sünde eine Tugend werden.

Dann brauchen wir nicht mehr hinter den Busch zu gehen.

Adow

Neue Gedichte von Ricarda Huch

Ein Bändchen „Neue Gedichte" von Ricarda Huch (Leipzig, Inselverlag) hat mich gestern ein paar Abendstunden lang beschäftigt und froh gemacht. Es sind sechzig Gedichte, der Ertrag aus fast fünfzehn Jahren; denn seit ihrem ersten Band Gedichte (Leipzig, H. Hässel 1894) hat die Dichterin nur Prosa veröffentlicht. Beim Lesen dieser Prosa hatte man stets den Eindruck eines zuweilen beinah quälenden Ringens nach Form, nach Gebundenheit, nach freiwillig gewähltem, erschwerendem Zwang. So sind auch diese Liebesgedichte entstanden, aus einem tiefen Künstlerbedürfnis nach Bändigung des Wildgewachsenen, Formung des Erlebten, Kristallisierung des Fließenden An schönen Versen ist zurzeit bei uns kein Mangel, eher ein beänstigender Überfluß. Hier ist aber mehr als Wohllaut, hier ist Glut und Drang, in strenger Selbstbeschränkung zur Form geprägt. Daher sind auch diese Gedichte nicht weichlich und leichtflüssig, sondern herb und kraftvoll. Namentlich die Sonette sind nicht von jener widerstandslos gleitenden, scheinbar vollkommenen wohlfeilen Schönheit, die sonst deutschen Sonetten oft eigen ist. Sie haben vielmehr ganz den Zauber der geharnischten Form, der herben Verschränkung und Gedrungenheit, ohne den die Sonettform stets eine Spielerei bleibt. Es ist für diese Kunst kein großer Genießerkreis vorhanden, desto lebhafter wird die Anerkennung und Freude der wenigen sein.

H H

Jonny Reiff

Der Kulturprediger und Schriftsteller Denketief ist plötzlich wahnsinnig geworden. Und das kam so. Er wollte ausrechnen, wie viel Zeilen er schreiben müsse, um hunderttausend Mark einstreichen zu können. In blühendem Optimismus fingierte er zehn Pfennige für die Zeile und bekam so eine Million. Eine Million Zeilen zu fünfzehn Silben, fünfzehn Millionen Silben zu drei Buchstaben, fünfundvierzig Millionen Buchstaben — oder: dreihundert Faß Tinte und drei Eisenbahnzüge Papier! Nach dieser fürchterlichen Feststellung hatte sich Denketief mit dem vollen Eifer des Glücksjägers in die Arbeit gestürzt. Er wollte schaffen; und wenn es Jahre, wenn es Jahrzehnte, Jahrhunderte währen sollte, ob sein Haar auch bleichen, die Zähne wackeln und das Gehirn gleich einer gebackenen Pflaume im Schädel herumtorkeln würde. Er wollte schaffen, schaffen, schöpferisch schaffen, um hunderttausend Mark zu ergattern, die hunderttausend Mark, die der Jockey Jonny Reiff sein Jahreseinkommen nennt. Jahres-

einkommen! O Götter! ſchenkt mir Pferdeverſtand. O Deutſchland! heil, daß du die Vermenſchlichung deiner Exiſtenzminima im Stall beginnſt. Nun hat das perfide Albion voruns nichts mehr voraus, nun haben auch wir einen Heiligen des Totalisators, eine koſtbare Mißgeburt, vor der anbetend in geiſtiger Umhalſung Gardekavalier und Droſchkenkutſcher, Komteſſen und Dreier-Rentiers knieen und um den Sieg flehen werden. Wer wagt es fortan zu bezweifeln, daß Deutſchlands Kulturſonne im Mittag ſteht, jetzt, da der wundervolle Pferderückenmaſſeur für ſeinen zauberhaften Schenkeldruck ein doppeltes Miniſtergehalt bekommt . . .

Es ſoll aber dieſem gewaltigen Fortſchritte zum Trotz noch vorkommen, daß irgendwo im Oſten die Lehrer in Schweinekoben wohnen, daß die Witwen preußiſcher Gymnaſialprofeſſoren, die doppelt ſo ſolide gelebt haben, wie dieſe Propheten des Jägerhemdes und der Bilzbrauſe zu leben pflegen, der Armenkaſſe anheimfallen; daß für Klöppelſpitzen (wie man ſie beim letzten Derby trug) zwei, ja: zwei Pfennige Stundenlohn gezahlt werden. Es ſoll vorkommen, daß . . . Schon gut, verſchluck dein Miſerere. Du kurzſichtiger Nörgler. Bedenke: erſtens wird ſich im glorreichen Wettſtreit mit dem Sattelblitz mancher Hohlkopf und Monokleheld das Genick brechen; und das iſt ſchön. Zweitens werden die ſtallburchduftenen Konzile zu Ehren des Allſiegenden eine unerſchöpfliche Ausbeute geben — den Witzblattzeichnern. Und wir werden lachen.

Übrigens war der Schriftſteller Denketief wohl ſowieſo nahe daran, verrückt zu werden. Denn ſonſt hätte er ſoviel Einſicht haben müſſen, um zu begreifen, daß die Druckwarenhändler es gut mit ihm meinten: die fünf und ſiebeneinhalb Pfennige für die Zeile ſollten ihn trainieren, daß er bald das Gewicht bekäme, um Jonny Reiff aus den Steigbügeln zu heben.

Lucian

Von der Staatsbibliothek

In der Kgl. Bayeriſchen Hof- und Staatsbibliothek wird Ibſen nicht mehr ausgeliehen.

Denn die Staatsbibliothek ſoll wiſſenſchaftlichen Zwecken dienen. Darum erhält man keine Unterhaltungslektüre mehr.

Auch Ibſen nicht.

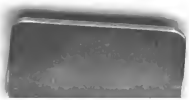
Iſt denn nun wirklich Ibſen nur Unterhaltungslektüre? Und auf gleiche Stufe zu ſtellen mit Gerſtäcker und Cooper?

Man wird alſo wohl auch Hebbel nicht erhalten!? Auch Shakeſpeare nicht!?

Droben aber ſtehen unter fingerdicker Staubſchicht die Bände. Lange, lange Reihen. Hier führt die Bücherlaus ein beſchaulich Daſein und nährt ſich von den Ideen unſerer Geiſtesrieſen.

Und die fühlende Staatsbibliothek ſtört ſie nicht.

Denn auch die Bücherlaus will leben.

Ypſilon

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fiſcher (Kurt Aram), für den Inſeratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachſtraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunſtdruckerei AG. in München, Dachauerſtraße 25